Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

PGerm 147.1 Bd. Dec. 1892.

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817),

16 Jul. – 17 Sept. 1892.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

632-7

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebzehnter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1892.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

~~[illegible]~~
P Germ 147.1
1192 [illegible] - S[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVII.

(Juli bis September 1892.)

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. VI. VII. VIII. 1.	129. 257
Ferdinand Rohrdorf: Die Letzte vom Stamme der Asra. Novelle. II. (Schluß.)	14
Ein Brief des Earls Grey über den Kampf gegen die Anarchisten und Sozialisten	42
P. Walls: Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin	47
Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Sein Briefwechsel in den Jahren 1870/1. IV. V. VI.	59. 157. 283
Alexander von Matlekovits: Handelsfreiheit und das Wohl der Völker.	82
Ferdinand Wang: Die Wildbäche	89
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. IX. X. XI.	95. 215. 356
Kariudo: Ouro Preto und Diamantina	102
Max Lautner: Rembrandt oder Ferdinand Bol? IV. (Nachtrag.)	112
A. Graf Seherr-Thoß: Die Nationalitäten-Bewegung in der Gegenwart	115
Johannes Eckardt: Aus der russischen Memoirenlitteratur. I. II. (Schluß.)	120. 249
Hermine Demlow: In der zwölften Stunde. Novelle	142
Juristendeutsch. Ein Brief von Rudolf von Gneist an den Herausgeber	155
P. K. Rosegger: Gewitterangst.	177
H. Weber: Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze. I. II.	183. 324
Kornel Lichtenberg: Aus der Welt des Hörens.	202
G. Stickel: Die Natur und Bedeutung des Sprichworts. I. II. (Schluß.)	223. 346

Digitized by Google

Seite
Oskar Linke: Ein Frauenkuß. Capriccio 269
J. Barthélemy-Saint Hilaire. Aristoteles und das neunzehnte Jahrhundert. 301
A. von Freydorf: Der Wiedererbauer der Wartburg. Erinnerungsblätter. 310

Berichte aus allen Wissenschaften.

Zoologie.
Otto Lehmann: Tiefseeforschungen 232
Erdkunde.
K. Goebel: Eine vergessene deutsche Kolonie 241
Medizin.
Felix Butterfack: Die Frauen in der Heilkunde 367

Zeitbeschwerden.

Lady Paget: Tierquälereien 372

Kleine Revuen:

Litterarische Berichte 125. 255. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google

Siebzehnter Jahrgang

HARVARD COLLEGE
JUL 16 1892

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1892. Juli

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Juli 1892.

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. VI.	1
Ferdinand Rohrdorf: Die Letzte vom Stamme der Asra. Novelle II. (Schluß).	14
Ein Brief des Earls Grey über den Kampf gegen die Anarchisten und Sozialisten.	42
P. Wallé: Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin.	47
Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Sein Briefwechsel in den Jahren 1870/1. IV.	59
Alexander von Matlekovits: Handelsfreiheit und das Wohl der Völker.	82
Ferdinand Wang: Die Wildbäche.	89
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. IX.	95
Kari-ndo: Ouro Preto und Diamantina.	102
Max Lautner: Rembrandt oder Ferdinand Bol? IV. (Nachtrag.)	112
A. Graf Seherr-Toß: Die Nationalitäten-Bewegung in der Gegenwart.	115
Johannes Eckardt: Aus der russischen Memoirenlitteratur. I.	120
Litterarische Berichte	125

Leben und Wirken Karl von Gontard's. Von Peter Wallé. — Du sollst nicht töten. Von C. G. Bruno. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. — Erlebtes und Erstrebtes. Von H. Settegast. — Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Von G. Pitré und S. Salomone-Marino. — Eugène Burnouf. Par J. Barthélemy St. Hilaire. — Franz Grillparzer's hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Von Dr. Julius Schwering. — Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden. Von Dr. jur. Ludwig Huberti. — Aus Armand Hagen's Nachlaß: Wahrheit und Schein. Lieben und Denken. — Juristischer Humor. Von E. O. Hoppe.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUL 16 1892
LIBRARY.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Die Reise nach Konstantinopel.

9/21. Oktober. Fürst Karl verläßt Bukarest. Es ist ein Sonntag. Der Fürst fährt um 1 Uhr von Cotroceni nach dem Stadtpalais, wo ihn das Gesamt-Ministerium empfängt.

Um zwei Uhr erteilt er den General-Konsuln mit Ausnahme des russischen, welcher nicht erschienen ist, eine Audienz; die Funktionen des erkrankten Doyens, Baron Eder, versieht der englische Vertreter Green. Die Herren erscheinen heute zum erstenmal in Uniform und beglückwünschen im Namen ihrer Regierungen den Fürsten zu seiner von der Hohen Pforte erlangten Anerkennung; damit ist offiziell auch die Anerkennung der europäischen Mächte ausgesprochen.

Um drei Uhr besteigt der Fürst den Reisewagen, um sich nach Giurgiu zu begeben. Es ist ein kalter, trüber Herbsttag; einzelne Schneeflocken jagen durch die Luft. Trotzdem ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen; die Truppen und die Nationalgarde bilden Spalier auf den Straßen. Eine Proklamation, die Fürst Karl vor seiner Abreise erlassen hat, teilt dem Volke mit, daß die Hohe Pforte die Wünsche der Rumänen nach erblicher Dynastie und konstitutioneller Regierungsform anerkannt habe; der Fürst gehe nach Konstantinopel, um dem Sultan mündlich zu versichern, daß die Rumänen die Verträge, welche die Beziehungen ihres Landes zur Türkei regeln, treu inne halten würden. — Der Aufruf schließt mit den Worten: „Da Ihr mich zu Eurem Herrscher berufen habt, und Volkes Stimme Gottes Stimme ist, hoffe ich, daß der Allmächtige meine Bestrebungen für den Fortschritt und das Gedeihen des Vaterlandes segnen wird." — Die Leitung des Staatswesens legt er durch einen Erlaß für die Dauer seiner Abwesenheit in des Minister-Präsidenten J. Ghika Hände.

Bis zur Accifelinie der Stadt begleiten der Metropolit und zahlreiche Würdenträger den scheidenden Fürsten; die Truppen defilieren noch vor ihm, dann setzt sich (um 4 Uhr) der lange Wagenzug, der den Fürsten und sein Gefolge trägt, in Bewegung.

Fürst Karl hat sich eine zahlreiche Begleitung für die Reise nach Konstantinopel gewählt; unter den vierzig Herren befinden sich durch Geburt und

Digitized by Google

politischen Einfluß hervorragende Männer wie Fürst D. Ghika, Dem. Bratianu, General Fürst Ghika, B. Boerescu, G. Costa-Foru, höhere Offiziere aller Waffengattungen, sämtliche Adjutanten, der zum Hofmarschall ernannte G. Filipescu, der Adjutant des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, Rittmeister von Locquenghien, außerdem der deutsche und der französische Sekretär des Fürsten.

Abends gegen 7 Uhr Ankunft in Giurgiu, wo das ganze Hotel für den Fürsten und seine Begleitung gemietet worden ist. Auch der Minister-Präsident und der Kriegsminister sind mit dem Herrscher eingetroffen, um ihn bis an die Eisenbahn jenseits der Donau zu begleiten. Da heute der Geburtstag der Mutter Fürst Karls, der Fürstin Josephine ist, so bringt der Minister-Präsident bei dem Diner in warmen Worten einen Toast auf sie aus als auf die Frau, der die Rumänen das Höchste verdankten, nämlich ihren Fürsten.

10./22. Oktober. Wegen des anhaltend stürmischen Wetters und infolge der Nachricht aus Konstantinopel, daß das Schiff noch nicht hat auslaufen können, muß der Fürst den ganzen Tag in Giurgiu warten. Der Gouverneur des Donau-Vilajets, Midhat Pascha, entsendet seinen Directeur des Affaires Extérieures, um den Fürsten zu begrüßen und seine Befehle entgegenzunehmen. In den üblichen türkischen Formen größter Höflichkeit teilt Odian Effendi, der Abgesandte, mit, daß er beauftragt ist, Sr. Hoheit dem Fürsten auszusprechen, wie glücklich Midhat sich fühle, der erste zu sein, der den Fürsten im Kaiserreich empfängt: ungeduldig, dieser schmeichelhaften Ehre teilhaftig zu werden, werde er sich beeilen, sowie Se. Exzellenz Djemil Pascha, der Adjutant Sr. Majestät des Sultans, der durch die auf dem Schwarzen Meere wütenden Stürme noch am Bosporus zurückgehalten sei, in Rustschuk eingetroffen sei, dies Sr. Hoheit zu melden.

Aber der Fürst wartet dies nicht ab, sondern setzt am 11./23. Oktober um 8 ½ Uhr auf dem rumänischen Dampfer Romania über die hier schon sehr breite, inselreiche Donau. In Rustschuk empfängt ihn Midhat Pascha, umgeben von seinen Beamten; die ganze Garnison ist ausgerückt, die Kanonen der Forts schießen Salut, als der rumänische Herrscher durch die beflaggte Stadt in den Konak fährt, wo alle Konsuln versammelt sind, um an dem Dejeuner zu Ehren des Fürsten teilzunehmen. Fürst Karl trinkt auf das Wohl des Sultans, Midhat auf das des Fürsten.

Der Pascha, ein Mann Anfang der Vierziger, hat ein angenehmes Äußere und ist des Französischen soweit mächtig, daß er die Unterhaltung in dieser Sprache ohne Dolmetscher führen kann. Seit einem Jahre ist er Wali des Donau-Vilajets; man rühmt sein administratives Talent und seine Energie. Er ist der besondere Liebling Fuad Paschas.

Um 11 ½ Uhr fährt der Fürst vom Konak nach dem Bahnhofe. Die Truppen des Rustschuker Feldlagers, die einen guten, militärischen Eindruck machen, sind auf der ganzen Strecke zu beiden Seiten des Weges aufgestellt. Der Fürst äußert Midhat gegenüber seine Freude, daß ihm heute dieselben Truppen, welche ihm Monate lang drohend gegenüber gestanden und mit denen sein Heer hätte in Kampf geraten können, die Ehrenbezeugungen erweisen.

Digitized by Google

Die Eisenbahn nach Varna ist noch nicht ganz vollendet, bei Rasgrad müssen etwa 4 km zu Wagen zurückgelegt werden; Omer Pascha läßt den Fürsten begrüßen und Mehemed Ali Pascha, der als Brigade-General in Schumla steht, stellt sich als ehemaliger deutscher Unterthan ihm vor. Abends 8 Uhr läuft der Zug bei kaltem, unfreudlichem Wetter in den Bahnhof von Varna ein; der Kaimakan Abder-Rahman Pascha mit seinem Stabe empfängt den Fürsten hier und führt ihn und sein Gefolge, eskortiert durch Laternen tragende Bürger, in das Regierungs-Palais, wo das Diner eingenommen werden soll.

Beinahe gleichzeitig mit dem Fürsten ist auch die kaiserliche Yacht, welche Djemil Pascha und den türkischen Botschaftssekretär Memduh Bey an Bord hat, in Varna eingetroffen und auf der Rhede vor Anker gegangen. Die Ungunst der Witterung hatte es bekanntlich Djemil Pascha unmöglich gemacht, seinem Auftrage gemäß den Fürsten schon in Rustschuk zu empfangen. Auch A. Golesku, der rumänische Agent in Konstantinopel (Kapu Kehaia, eine Stellung, die mehr die eines Beamten als eines diplomatischen Vertreters und deshalb manchmal durch türkische Unterthanen ausgefüllt worden ist), sowie Minister Sturdza sind ihrem Herrscher auf der Issedin bis Varna entgegengekommen.

Um 11 Uhr begiebt sich Fürst Karl an Bord. In dem Augenblick, wo er das Boot besteigt, das ihn hinüberbringen soll, leuchten drüben auf der Yacht, deren Silhouette sich hell im Wasser widerspiegelt, zahllose Raketen auf. — Ein herrlicher Anblick: jede der Feuergarben wirft ihren grellen Schein weit über die Türme und Bastionen der malerischen alten Festungsstadt, und prachtvoll glänzt der Feuerregen in den dunklen Wellen wieder.

Die Issedin ist mit größtem Luxus ausgestattet; der Sultan hat seine eigene Dienerschaft für den Fürsten abgeordnet, und eine Abteilung kaiserlicher Seesoldaten versieht den Ehrendienst an Bord.

Abder-Rahman Pascha und Odian Effendi verabschieden sich auf der Issedin vom Fürsten, und um Mitternacht werden die Anker gelichtet. Das Wetter ist sehr günstig geworden, ein feiner Regen hat die Stürme der vergangenen Woche abgelöst, und das Meer ist ruhig.

D. Sturdza berichtet dem Fürsten jetzt über die Schluß-Verhandlungen, denen bis zum letzten Tage Schwierigkeiten begegneten, sodaß nur durch beiderseitiges Entgegenkommen der Austausch der Briefe schließlich ermöglicht worden ist.

Djemil Pascha ist ein angenehmer Gesellschafter, ein noch junger Mann von feinen Formen; A. Golesku, ein Vetter des Generals, ein gebildeter Mann in den Vierzigern, hat seine Studien in der Ecole Centrale in Paris gemacht und hat es verstanden, durch Gewandtheit und Takt sich am Goldenen Horn eine gute Stellung zu erringen. — Wenn Rumänien auch nach dem „Diplomatischen Übereinkommen" vom 19. August 1858 berechtigt war, einen Agenten am suzeränen Hofe zu halten, so war diese Stellung doch nicht immer leicht auszufüllen.

12/24. Oktober. Morgens gegen 10 Uhr läuft die Yacht in den Bosporus ein; der Fürst ist bezaubert von dem wunderschönen Landschaftsbilde, das sich

Digitized by Google

ihm hier darbietet, und fast ehrfurchtsvoll nähert er sich der geheimnisvollen alten Kalifenstadt, die ihre morgenländische Wunderpracht vor ihm entfaltet.

Eine leuchtende Herbstsonne glänzt über der herrlich sich aufbauenden Stadt; schlank streben die zahllosen weißen Minarets in den klaren Himmel hinan; die Kuppeln der Moscheen, unter denen die Aja Sophia schon aus weiter Ferne sich mächtig heraushebt, sind vergoldet von den Sonnenstrahlen, und feenhafter noch wirkt das Panorama durch die leichte Schneedecke, welche über die umliegenden Höhen ausgebreitet ist. Alles ist glänzend und weiß und wie eine Vision in den bläulichen Dunst der Ferne und des Meeres gehüllt.

Konstantinopel, wie es hier vor ihm auftaucht, erinnert den Fürsten lebhaft an Lissabon, wohin er 1861 seinen Bruder, den Erbprinzen von Hohenzollern, zu dessen Vermählung mit der Infantin Antonia von Portugal begleitet hat. Ist das sich hier entrollende Bild auch großartiger, so drängt sich der Vergleich doch auf. Auch zu Lissabons Füßen wogt ein blaues Wasser, und weißglänzende Bauwerke ragen vom Gestade bis hinauf in ansehnliche Höhen.

Um 11 Uhr wirft die Iffedin, welche am Hauptmast die rumänische Flagge gehißt hat, Anker vor dem Palais der Süßen Wasser auf der asiatischen Seite (Bejlerbej). Das in weißem Marmor erbaute Palais, welches vom Sultan dem Fürsten ganz zur Verfügung gestellt ist, erhebt sich feenhaft inmitten eines reizenden Parks.

Fürst Stirbey und zwei höhere türkische Offiziere, die zum Ehrendienst bestimmt sind, begeben sich unverweilt an Bord der Yacht, um den Fürsten zu begrüßen, dann steigt derselbe in den mit rotem Samt ausgeschlagenen und mit fünf Paar Ruderern bemannten Kaik des Sultans, um an das Ufer zu fahren, wo eine Kompanie Jäger der kaiserlichen Garde mit Musik die militärischen Ehren erweist.

Beim Eintritt in das Palais wird der Fürst vom Einführer der Botschafter Kiamil Bey empfangen. Zugleich stellen sich ihm die Dragomans der verschiedenen Botschaften und Gesandtschaften vor, welche sich nach einer althergebrachten Sitte in Konstantinopel stets im Auftrage ihrer Missionschefs zu jeder Begrüßung einfinden, wahrscheinlich um auch gleich detaillierten Bericht von jedem Ereignis erstatten zu können. Die Dragomans besitzen übrigens in Konstantinopel großen Einfluß und haben eine angesehene Stellung.

Um 1 ½ Uhr begiebt sich Fürst Karl in großer rumänischer Generals-Uniform mit seinem ganzen Gefolge, welchem sich Kiamil Bey angeschlossen, wieder an Bord, da der Sultan, dem Djemil Pascha die Ankunft des Fürsten gemeldet, den Wunsch ausgesprochen hat, ihn gleich zu sehen. Die Yacht fährt bis dicht vor des Sultans Palast Dolma Bagtsche; ein mit großer Pracht ausgestatteter Kaik mit zwölf Ruderern setzt ihn dann ans Land.

Auf dem herrlichen Quai aus weißem Marmor, der sich vor dem Palais hinzieht, ist eine Ehrenwache aufgestellt; am Fuße der Freitreppe empfängt den Fürsten der Groß-Wesir Mehemed Ruschdi Pascha und geleitet ihn in einen reich ausgestatteten Saal, in dem die Hofwürdenträger versammelt sind und der

Digitized by Google

türkischen Sitte gemäß sofort Erfrischungen serviert werden. Inzwischen ist der Sultan vom Eintreffen des Fürsten benachrichtigt worden, und letzterer begiebt sich, in Begleitung des Groß-Wesirs und einer Schar von Hofbeamten, alle in reichgestickten Röcken, über die prachtvolle Marmortreppe, deren Ballustrade aus Bergkristall ist, zum Padischah. Dieser, welcher auf seinem schwarzen Zivilrock die Sterne seiner Orden trägt, erwartet den Fürsten in einem kleinen Salon, geht seinem Gast entgegen und reicht ihm die Hand.

Neben dem Sofa, auf welches der Großherr sich niederläßt, ist für den Fürsten ein Sessel bereit gestellt; Fürst Karl jedoch macht von seinem Vorrecht als Prinz von Geblüt Gebrauch, schiebt den Sessel beiseite, was einen Augenblick der Verlegenheit heraufbeschwört, und nimmt neben seinem Suzerän Platz.

Außer dem Groß-Wesir ist, da der Sultan kein Wort französisch versteht, der kaiserliche Dragoman zugegen, und durch das wechselseitige Verdolmetschen nimmt diese erste Unterhaltung natürlich einen etwas schleppenden Verlauf. Der Sultan ist 31 Jahre alt, sieht aber viel älter aus, seine Gestalt ist kurz und gedrungen und ziemlich korpulent, sein Antlitz hat, trotz der Liebenswürdigkeit, deren er sich befleißigt, einen finsteren Ausdruck. In der Unterhaltung wird die Politik nicht berührt, sie besteht nur im Austausche von Freundschafts-Versicherungen. Zum Schluß überreicht der Sultan mit einer verlegenen Handbewegung dem jungen Fürsten ein Papier, den Ferman; dieser legt es, ohne es anzusehen, vor sich auf den Tisch und bittet um die Erlaubnis, seine im Nebenzimmer zurückgebliebenen Minister vorstellen zu dürfen, welche dem festgesetzten Programm gemäß mit dem übrigen Gefolge dort bis zum Erscheinen des Sultans hätten verbleiben sollen. Ohne die Zustimmung abzuwarten, öffnet Fürst Karl selbst die Thür und ruft seine beiden Minister herein. Nachdem er sie vorgestellt, beauftragt er seinen Minister des Äußeren, den Fürsten Stirbey, „das Papier" an sich zu nehmen. Hierauf findet die Vorstellung des zahlreichen Gefolges statt, das mit den anwesenden türkischen Hofbeamten einen ganzen Saal füllt.

Nachdem der Sultan auf sehr herzliche Weise vom Fürsten Abschied genommen, begiebt sich der letztere, begleitet von mehreren Hofwürdenträgern, wieder an Bord der Yssedin und fährt bis zur Landungsbrücke Sirkedji am goldenen Horn. Bereitstehende Wagen bringen ihn und sein ganzes Gefolge nach der Hohen Pforte, einem mächtigen Gebäude neben dem Serail, dessen Hauptthor mit schönen Marmorpfeilern geschmückt ist. Dort befinden sich die Büreaus des Großwesirats, der Ministerien des Innern und des Äußern und diejenigen des Staatsrats.

Zu beiden Seiten der Straße bilden die Truppen Spalier. Eine Ehrenwache von zwei Kompanien Zuaven mit Musik erwartet den Fürsten vor dem Palast; der Groß-Wesir, der vorangeeilt ist, empfängt ihn am Haupteingang und führt ihn in den großen Sitzungssaal des Divans, wo alle Minister und Großwürdenträger, die Mitglieder des Staatsrats ꝛc. in ihren Galagewändern versammelt sind.

Mehemed Ruschdi Pascha stellt dem Fürsten alle diese auf Befehl des Sultans zu seiner Begrüßung anwesenden höchsten Staatsbeamten vor und ersucht den-

Digitized by Google

selben, auf einem Lehnsessel Platz zu nehmen; er selbst und Aali Pascha setzen sich ihm zur Seite, während die übrigen sich auf den Divanen niederlassen. Lange Pfeifen, Kaffee, sowie andre übliche Erfrischungen werden herumgereicht.

Der große, mit orientalischen Teppichen und Ottomanen ausgestattete Raum, erfüllt mit über sechzig zum Teil in äußerst reiche Uniformen gekleideten Personen, gewährt einen interessanten, ja imposanten Anblick; auch in den Vorgemächern des Sitzungssaales drängt sich ein Heer von Beamten, deren charakteristische Gesichtszüge die Merkmale der verschiedensten Rassen des osmanischen Reiches aufweisen.

Der Großwesir ist ein Mann von reichlich vierzig Jahren; er spricht ziemlich gut französisch, hat auch mehrere militärische Werke aus dieser Sprache übersetzt und heißt deswegen Musterdschim (Übersetzer). Er gehört der alttürkischen Schule an und war früher wiederholt Seraskier (Kriegsminister). Aali Pascha, Minister des Äußern, dessen Bekanntschaft der Fürst hier macht, ist der bedeutendste unter den türkischen Staatsmännern; er zählt einundsechzig Jahre, ist sehr gewandt und schlau, spricht geläufig französisch und hat sehr angenehme Formen, die durch seine echt orientalische Zurückhaltung nur noch gewinnen. Er ist die Seele des Ministeriums, und durch ihn gehen alle wichtigen Verhandlungen, da er das vollkommene Vertrauen des Sultans besitzt; im Gegensatz zu Rushdi-Pascha gehört er zur Reform-Partei. Der Fürst dankt ihm für seine Bemühungen in der Anerkennungsfrage, über die er mit den rumänischen Ministern verhandelt hat, und setzt hinzu: wenn auch augenblicklich nicht alles erreicht werden konnte, hoffe er doch, daß manche Detailfrage sich noch zu beiderseitiger Befriedigung werde regeln lassen.

Riza Pascha ist Seraskier — eine militärische Erscheinung; da er aber kaum französisch spricht, fällt es dem Fürsten schwer, sich ein Urteil über ihn zu bilden.

Savfet Pascha, der Präsident des Kriegsrats, derselbe, welcher vor einigen Monaten bei der Pariser Konferenz gegen die Besitzergreifung der Donauländer durch den Prinzen von Hohenzollern protestiert hatte, ist ein gewandter Diplomat, er beherrscht die französische Sprache vollständig und besticht durch seine verbindlichen Formen. Außerdem sind noch zugegen der Präsident des Staatsrats, Mehemet Kibrisli Pascha, und die Mitglieder desselben: Nuri Pascha, Ethem Pascha, Mahmud Pascha.

Nach kurzer Zeit verläßt der Fürst den Sitzungssaal und schifft sich wieder auf der kaiserlichen Yacht ein, um sich in sein Palais Beslerbej zu begeben. Abends läßt der Sultan sich durch Djemil Pascha noch nach der Gesundheit des Fürsten und seinen etwaigen Wünschen erkundigen.

Mittwoch den 13./25. Oktober. Der Fürst empfängt Vormittags verschiedene Mitglieder des diplomatischen Korps, die ihm im Auftrage ihrer Regierungen aufwarten, u. a. den preußischen Geschäftsträger (der Gesandte, Graf Brassier de Saint Simon, ist schon seit dem Monate Juni auf Urlaub) Baron von Steffens, der ihm alle Mitglieder der Gesandtschaft vorstellt und natürlich

Digitized by Google

besonderes Interesse nimmt an der glänzenden Weise, auf welche ein Anverwandter seines Königshauses hier aufgenommen worden ist.

Um 11 Uhr erscheinen der Großwesir, Aali Pascha und alle übrigen türkischen Minister beim Fürsten; nach diesem feierlichen Besuche werden der Metropolit von Nicäa und der Bischof von Widdin empfangen, welche den Fürsten im Namen des Patriarchen beglückwünschen. — Später überbringt Djemil Pascha im Auftrage des Sultans einen reich mit Brillanten besetzten Damaszener Säbel; um diesem Geschenke noch einen ganz besonderen Wert zu geben, hat der Sultan sein eigenes Degengehenk abgenommen und den Säbel daran gehängt.

Im Laufe des Tages erwidert der Fürst, von D. Sturdza begleitet, den Chefs der Missionen, welche ihm ihre Glückwünsche dargebracht, die Besuche und begiebt sich darauf zum Patriarchat, das in der Türkenstadt, dem malerischen Stambul, gelegen ist. Der Patriarch Sophronios und die Mitglieder der heiligen Synode, sowie Tausende, die sich angesammelt, bereiten hier dem Fürsten einen wirklich ergreifenden Empfang. In seinem feierlichsten Ornate geht ihm der Kirchenfürst mit seinen Bischöfen entgegen und giebt in einer warmen Ansprache seiner Freude Ausdruck, auf dem rumänischen Throne einen frommen Fürsten zu sehen, der die Religion als Grundlage jeder gedeihlichen moralischen und intellektuellen Entwickelung betrachte. Fürst Karl versicherte in seiner Entgegnung, daß es ihm sehr am Herzen liege, die rumänische Kirche wieder zu dem alten Glanze zu bringen und der Geistlichkeit die ihr zukommende Stellung zu verschaffen.

Beim Eintritt in die Kirche, in welcher ein kurzer Gottesdienst für den Fürsten und die Wohlfahrt seines Landes abgehalten werden soll, wird er von der griechisch-orthodoxen Gemeinde, die sich um das Gotteshaus angesammelt, so begeistert begrüßt, daß er aufs tiefste davon ergriffen ist. Die Sito-Rufe pflanzen sich bis in die dicht angefüllte Kirche fort.

Als der Fürst sich vom Patriarchen, der ihn durch die Menge hindurch bis zu seinem Wagen begleitet, verabschiedet, drückt er demselben seine besondere Befriedigung und Freude darüber aus, daß man ihn im Phanar in einer so warmen Weise empfangen hat.

Freitag den 14/26. Oktober. Vormittags empfängt der Fürst wiederum eine große Anzahl Mitglieder des diplomatischen Korps. Der englische Botschafter Lord Lyons, der redlich mitgewirkt hat, um die Anerkennung des Hohenzollernprinzen bei der Hohen Pforte durchzusetzen, der aber an der Integrität der Vasallenländer mit dem türkischen Reiche festhält, stellt sich und das Personal der Botschaft vor. Er ist sehr einflußreich bei der Hohen Pforte und persönlich eine imponierende Erscheinung, mit den angenehmen Formen des Grandseigneurs. Graf Bonnières führt die Geschäfte Frankreichs; er nimmt natürlich den lebhaftesten Anteil an der von seinem Kaiser so warm unterstützten rumänischen Sache. — Baron von Prokesch-Osten, der österreichische Botschafter und Internuntius, in Feldzeugmeisteruniform, sieht mehr wie ein Gelehrter als wie ein Militär aus. Der Fürst spricht ihm von seinem Sohne, der in der Schlacht

Digitized by Google

von Oeversee in Schleswig-Holstein 1864 gefallen, und erzählt ihm, daß er ihn auf dem Schlachtfelde noch gesehen, und daß er auch des Verstorbenen Witwe, die reizende frühere Schauspielerin Goßmann, kenne und in der Rolle der Grille öfters bewundert habe. Der 70jährige Mann ist sehr gerührt über die warme Erinnerung, welche der rumänische Fürst seinen Kindern bewahrt hat.

Der Vertreter Rußlands, General Ignatjew, hat angenehme Formen und ist außerordentlich gewandt, seine Schlauheit tritt aber auch unter dieser gleißenden Maske der Höflichkeit zu Tage. Wie der Fürst erwartet hat, spricht er ihm von der Frage der Klostergüter, als deren Sachwalter sich Rußland, der Schutzherr der griechisch-orientalischen Kirche, von jeher geriert hat, weil es dadurch seinen Einfluß auf die gesamte orientalische Geistlichkeit zu erhöhen hofft. Schon die Archimandriten Nilos (der bereits 1857 in französischer Sprache über die Angelegenheit geschrieben) und Germanos, geistreiche Mönche vom Kloster Athos, hatten auf Antrieb Graf Ignatjew's in einer Audienz dem Fürsten von Rumänien eine Denkschrift über diese Klosterfrage überreicht, welche zwar aus den Anerkennungsbedingungen gestrichen worden, aber seit Jahren Gegenstand unerquicklicher Verhandlung gewesen ist. In dieser neuesten Schrift wünscht die griechische Kirche ein Übereinkommen auf folgender Basis zu finden: Ein Drittel des Einkommens der einst der Kirche gehörigen (1863 vom Staate eingezogenen Güter in Rumänien) soll für die Kirchen und Klöster im türkischen Reiche abgegeben, das zweite Drittel zum Unterhalt der Klöster in Rumänien selbst verwendet werden, und das letzte Drittel zur Disposition des rumänischen Staates bleiben. — Der Fürst erklärt, daß die griechische Kirche sich mit der bereits angebotenen Abfindungssumme (das Haus Zarifi in Konstantinopel war 1864 vom rumänischen Staat angewiesen worden, 35 Millionen Franks Entschädigung den Patriarchen auszuzahlen; als dieselben aber die Annahme verweigerten, hatte der rumänische Staat den Vertrag mit dem Hause Zarifi März 1866 resiliert) zufrieden geben müsse, jede neue Abmachung hinge von der rumänischen Kammer ab, die kaum geneigt sein würde, neue Vorschläge anzunehmen.

Nach dem Empfang verschiedener andrer Diplomaten, des Patriarchen und der Erzbischöfe von Brussa und Chalcedon begiebt sich der Fürst in Zivilkleidern und inkognito mit geringem Gefolge in die Nähe des Palastes Dolma Bagtsche, um von einem Kiosk aus dem Selamlik, dem feierlichen Gange des Sultans zur Moschee, der jeden Freitag stattfindet, beizuwohnen.

Von hier geht Fürst Karl nach Skutari, um das bekannte Schauspiel der drehenden Derwische zu sehen. Das Gebäude, in welchem dieselben sich jener eigenartigen Zeremonie jeden Dienstag und Freitag hingeben, ist nicht eigentlich eine Moschee, aber die Koraninschriften an den Wänden des achteckigen Saales erinnern daran, daß es immerhin zu heiligen Zwecken dient. Die eigentümliche arabische Musik, die bald stürmisch, bald getragen erklingt, betäubt auch den Zuschauer und versetzt ihn in jene außerweltliche Stimmung, in welcher die nüchterne Vernunft dem Wunderbaren erliegt. Die teils grau, teils blau gekleideten

Digitized by Google

Derwische heben die Arme gen Himmel und drehen sich um sich selbst, bis sie nach einer Viertelstunde erschöpft, in Schweiß gebadet, zusammensinken.

Der Fürst besucht darauf den herrlichen Park des Sultans in Tzegaran, der sich vom Meeresufer bis auf die Gipfel der Hügel erstreckt, durchschnitten von Sturzbächen und Schluchten, wo Natur und Kunst sich vereint haben, das Herrlichste zu schaffen, was die Phantasie nur erträumen kann. Aus jedem der zahlreichen Kiosks und Lusthäuser bietet sich dem Beschauer ein andres Landschaftsbild dar. — Der Fürst besteigt hier mit seinem Gefolge die bereit gehaltenen Pferde und durcheilt die Gärten. Als besondere Aufmerksamkeit hat der Sultan ihm gestattet, bis an den Harem vorzudringen. Das Gebäude, welches die Frauen des Sultans beherbergt, ist nicht sehr ausgedehnt, aber mit orientalischem Luxus ausgestattet. — Als letzte Sehenswürdigkeit des Parks wird dann noch eine Menagerie mit zahlreichen Löwen, Tigern und Straußen in Augenschein genommen.

Um vier Uhr kehrt Fürst Karl in seinen Palast zurück; da findet er den Park rings um sein Absteigequartier malerisch belebt: die Frauen des Harems haben ihn sehen wollen und deshalb eine Exkursion dorthin unternommen; auf kostbaren Teppichen, im Freien unter den Bäumen haben sie sich niedergelassen und nehmen nun Erfrischungen zu sich. Gegen Abend empfängt der Fürst den Patriarchen der nicht unierten Armenier, Boghos, und den persischen Gesandten Mirza Muhamed Hussein Khan.

Sonnabend den 15./27. Oktober. Nachdem der Fürst den Primas der unierten Armenier, Hassem, einen recht gebildeten Mann, empfangen hat, begiebt er sich zu Aali Paschi, mit dem er ein längeres politisches Gespräch führt. Er hebt hervor, daß die Beziehungen Rumäniens zum türkischen Reich sich um so freundschaftlicher gestalten würden, je rücksichtsvoller sich die Pforte besonders in der Form zeigen, je mehr sie die berechtigte Empfindlichkeit des schwächeren Staates zu schonen wüßte. Rumänien hätte das größte Interesse, die Bande, welche es an die Türkei knüpften, sorgsam zu erhalten, denn es wäre für sich allein nicht stark genug, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zwischen zwei mächtigen und nicht gerade wohlwollenden Nachbarn zu wahren. Dann spricht der Fürst die Hoffnung aus, daß die Pforte in der Regelung der Detailfragen sich nachgiebig zeigen würde, und zugleich seine große Befriedigung über den Empfang, der ihm zu Teil geworden. Freilich ist er innerlich davon überzeugt, daß dieser Empfang mehr dem Hohenzollern-Prinzen als dem rumänischen Fürsten gegolten hat, denn die früheren Hospodare der Donau-Fürstentümer sind am Goldenen Horn immer nur wie hohe Beamte des osmanischen Reiches behandelt worden und haben als demütigendes Zeichen ihres Vasallentums dem Sultan, wenn er zu Pferde stieg, den Bügel halten müssen.

Aali Pascha versichert dem Fürsten, daß der Sultan sehr erfreut sei, ihn als hohen Gast zu ehren, und daß derselbe großen Wert auf freundschaftliche Beziehungen zu ihm lege. Der Minister hofft, daß der Fürst diese Beziehungen

Digitized by Google

nun noch enger knüpfen und daß man in Rumänien auch von dem Nutzen derselben überzeugt sein würde.

Nach diesem Besuche kehrt Fürst Karl in sein Absteigequartier zurück und widmet den Rest des Tages wie ein einfacher Reisender den Sehenswürdigkeiten der merkwürdigen Stadt. Inkognito, in Zivilkleidern, nur von einem Dragoman und einem seiner Adjutanten begleitet, durchforscht er den Bazar, dessen buntes Treiben ihn derart fesselt, daß er, zumal da er einige Einkäufe macht, weit über die beabsichtigte Zeit hier zubringt und den Besuch der Moscheen auf einen andern Tag verschiebt.

Sonntag den 16./28. Oktober. Um 12 Uhr stattet der Fürst dem Sultan einen zweiten Besuch ab, bei welchem dieser viel weniger verlegen ist und seinem Gaste sogar eine gewisse Herzlichkeit entgegenträgt. Er fragt ihn nach dem Eindrucke, den Konstantinopel auf ihn mache, und läßt sich alle Details seines Aufenthalts erzählen. Dann überreicht er ihm das Großkreuz des Osmanieh-Ordens in Smaragden und Diamanten — den Ministern Stirbey und Sturdza verleiht er den Medjidieh-Orden — und fordert ihn auf, einer Revue beizuwohnen, welche ihm zu Ehren stattfinden soll.

Fürst Karl verläßt den Palast durch die große Marmorpforte, die sonst nur für die Person des Sultans geöffnet wird, steigt mit seinem Stabe zu Pferde und reitet zur Revue auf die Höhen von Pankaldi, wo sich die weiten Baulichkeiten der Militärschule befinden.

Auf dem großen Platze vor derselben sind die Truppen der kaiserlichen Garde aufgestellt, die Abdul Kerim Pascha persönlich befehligt; sie bieten in ihrer reichen orientalischen Bekleidung und Ausrüstung einen schönen Anblick, und ihre Haltung ist vorzüglich; leider stört der Regen das interessante militärische Schauspiel, dem der Sultan das Gepräge einer ganz besonderen Aufmerksamkeit für den Fürsten dadurch zu geben beabsichtigt, daß sein eigener Sohn, Prinz Jussuf Izzedin, demselben sein Bataillon persönlich vorführen soll.

Nachdem Fürst Karl, von einem glänzenden Stabe begleitet, die Front, in der 6 Bataillone, 2 Kavallerie-Regimenter und 4 Batterien stehen, entlang geritten ist, beginnt das Exerzieren mit den Tscherkessen-Eskadrons, die zu Pferde und zu Fuß die sogenannte Phantasia mit großer Präzision und Gewandtheit ausführen.

Hierauf führt, unter strömendem Regen, Prinz Jussuf, ein Knabe von 11 Jahren, sein Bataillon vor und giebt mit schwacher Stimme die Kommandos ab; zwei höhere Offiziere halten sein Pferd. Zum Schlusse der Revue manövriert die Artillerie, welche Krupp'sche Geschütze hat.

Der Fürst drückt dem Muschir Abdul Kerim Pascha und dem Kriegsminister Riza Pascha seine größte Anerkennung und seine Freude über das schöne militärische Schauspiel aus. Nach einem Lunch, welcher in der Militär-Schule, nachdem dieselbe eingehend besichtigt wurde, serviert wird, begiebt sich Fürst Karl zu seinem Vertreter, A. Golesku, dessen jüngst geborener Sohn getauft werden soll;

Digitized by Google

der Fürst hat eingewilligt, die Patenstelle zu übernehmen, der Knabe erhält deshalb seinen Namen.

Um 6 Uhr abends wohnt der rumänische Herrscher mit zwölf Herren seines Gefolges dem Diner bei, welches Aali Pascha ihm zu Ehren giebt. Der Minister des Auswärtigen hat alle hohen Würdenträger des Reichs dazu bei sich vereinigt. Während des glänzenden Mahles spielt die Kapelle des Sultans nationale Weisen: beim Dessert bringt der Fürst einen Trinkspruch auf den Sultan aus und erklärt, daß er „mit allen Rumänen" die herzlichsten Wünsche für des Sultans glückliche und lange Regierung und die Wohlfahrt seines Reiches hege. — Aali Pascha erhebt zur Entgegnung sein Glas auf Fürst Karls Wohl und spricht von dem Interesse, welches der Sultan für die hohe Person des Fürsten und „die moldowalachische Bevölkerung" fühle. Des Fürsten Ohr entgeht natürlich diese Absichtlichkeit nicht, und trotz der Anerkennung für die glänzende, echt orientalische Gastfreundschaft, welche er nicht umhin kann, zu empfinden, fühlt er sich verletzt.

Montag den 17./29. Oktober. In der Frühe erteilt der Fürst Audienzen, dann besucht er das Janitscharenmuseum, in welchem alt-türkische Kostüme aufbewahrt werden, und begiebt sich an Bord der im Bosporus liegenden Panzer-Fregatte Mahmudieh; Großadmiral Mohammed Ali, der Schwager des Sultans, empfängt ihn und zeigt ihm bis in alle Details dies großartige, in England erbaute Schiff. Die Armierung besteht aus Armstrong-Kanonen schweren Kalibers, ähnlich denen, welche in der britischen Marine gebräuchlich sind. Die Mannschaft macht „klar zum Gefecht" und führt verschiedene Schießübungen aus. Leider fehlen, trotz allen Aufwandes für zum Teil nebensächliche Dinge, die wichtigsten Erfordernisse für die Navigation, so daß das Panzerschiff nicht im stande ist, aus dem Bosporus auszulaufen.

Als der Fürst wieder an Bord der Iffedin geht, werden Salutschüsse von einer andern in der Nähe ankernden Fregatte abgegeben. Beim Vorbeifahren vor dem Palast Dolma Bagtsche sendet er einen der türkischen, ihm zur Dienstleistung beigegebenen Offiziere zur Sultanin Valide, um sich nach dem Befinden des jungen kaiserlichen Prinzen zu erkundigen, der bei der Revue vom Regen ganz durchnäßt wurde. Bei dieser Gelegenheit erhält, der landesüblichen Gepflogenheit entsprechend, jener Offizier von der Mutter des Sultans ein reiches Geschenk.

Abends während der Gebetszeit besucht der Fürst zum ersten Mal die Aja Sophia, welche in ihrer feenhaften Beleuchtung einen überwältigenden Eindruck auf ihn macht Von hier aus begiebt er sich in die gewaltige Achmed-Moschee, deren Fußboden mit kostbaren Teppichen bedeckt ist, sowie in mehrere andere Moscheen. Bei seiner Rückkehr in das Palais der Süßen Wasser findet er fünf prächtige arabische Hengste vor, die der Sultan ihm zum Geschenk gemacht hat. Wie allabendlich kommt auch heute Djemil Pascha, um sich im Namen des Sultans nach dem Wohlbefinden des Fürsten zu erkundigen.

Dienstag den 18./30. Oktober. Ein stürmischer Regentag. Der Fürst läßt durch die geistlichen Behörden jeder der verschiedenen Religionsgemeinschaften eine größere Summe Geldes für deren Armen zugehen. Er begiebt sich zu Aali

Digitized by Google

Pascha, welcher ihm das Anerbieten macht, über eine beliebige Anzahl türkischer Orden der verschiedenen Klassen frei zu verfügen: es sollten ihm jährlich die Patente en blanc zugeschickt werden, damit er nach seinem Gutdünken sie ausfüllen lasse. Fürst Karl schlägt dies Anerbieten aber aus. Daraufhin macht ihm die Pforte schließlich das Zugeständnis, daß er eine eigene Militär-Medaille stiften dürfe.

Um ein Uhr fährt der Fürst zum Sultan, um demselben für den ausgezeichneten Empfang zu danken und sich auf das herzlichste von ihm zu verabschieden. Der Sultan hat von dem jungen rumänischen Herrscher den allerbesten Eindruck empfangen; er spricht ihm dies auch in warmen Worten aus, indem er ihm wiederholt die Hand schüttelt und ihn bittet, seine Abreise wegen des stürmischen Wetters zu verschieben. Der Fürst ist aber entschlossen abzufahren.

Nach seiner Rückkehr in sein Quartier läßt der Fürst durch seinen Minister des Äußeren in Gegenwart eines hohen türkischen Beamten allen den Herren seines Geleites, welche der Sultan dekoriert hat, die Ordenszeichen übergeben und erteilt ihnen die Erlaubnis, dieselben zu tragen, so lange sie auf türkischem Gebiete weilten; sowie sie aber heimgekehrt seien, müßten sie erst die formale Erlaubnis ihres Landesherrn nachsuchen.

Bei seiner Tafel sieht er, wie allabendlich, einige Gäste; um 9 Uhr verläßt er dann den Palast der Süßen Wasser und schifft sich mit seinem Gefolge wiederum auf der Jssedin ein; Djemil Pascha und Memduh Bey gehen gleichfalls an Bord, um dem Fürsten wieder das Geleit zu geben, so lange er sich auf türkischem Gebiete befindet. Fürst G. Stirbey bleibt noch zur Regelung einiger Detail-Fragen in Konstantinopel.

Um halb elf Uhr dampft die kaiserliche Yacht ab. Beim Ausgang aus dem Bosporus wird aber das Schiff von einem so starken Winde erfaßt, und die See geht so hohl, daß es nur mit Mühe dagegen anzukämpfen vermag; deshalb läßt der Kapitän, aus Furcht gegen die Küste geworfen zu werden, wenden und läuft wieder in den Bosporus ein. Glücklich passiert die Jssedin die Klippen der Einfahrt und geht in Bujukdere vor Anker.

Mittwoch den 19./31. Oktober. Der Sturm legt sich gegen Morgen so weit, daß die Yacht zum zweiten Male den Bosporus verlassen kann. Nach dreizehnstündiger, beschwerlicher Fahrt langt sie abends gegen neun Uhr auf der Rhede von Varna an. Alle beglückwünschen sich, die unerquickliche Seefahrt überstanden zu haben, denn jedermann ist mehr oder minder seekrank gewesen.

Der Fürst wird von Abder-Rahman Pascha und Odian Effendi, sowie vom preußischen Konsul in Rustschuk, Herrn Kalisch, empfangen und verläßt sogleich das Schiff, um sich in das Regierungsgebäude zu begeben, wo das Konsulats-Korps von Varna ihm seine Glückwünsche darbringt. Er übernachtet im Konak und fährt am nächsten Morgen (20. Oktober/1. November) unter dem Donner der Kanonen des alten Forts mit der Eisenbahn weiter nach Rustschuk; um 2½ Uhr langt er an und wird wiederum feierlich empfangen. Der Minister-

Digitized by Google

präsident, der Kriegsminister und andere hohe rumänische Beamte, sowie natürlich Midhat Pascha mit den türkischen Behörden, haben sich zu seiner Begrüßung eingefunden. Die Truppen bilden Spalier bis zum Regierungs-Palais, wo ein Dejeuner serviert wird; der Fürst trinkt auf das Wohl des Sultans und erklärt, er erfülle eine angenehme Pflicht, wenn er nochmals, bevor er das Gebiet des türkischen Reiches verlasse (er betont das, als Protest gegen das ihm aufgedrungene partie intégrante), seinen wärmsten Dank ausspreche für alle Aufmerksamkeiten, welche ihm im osmanischen Reiche zu Teil geworden seien.

Um acht Uhr abends setzt der Fürst auf der Romania von Rustschuk nach Giurgiu über. In dem Augenblick, wo das Schiff das türkische Ufer verläßt, werden die Höhen der Festung beleuchtet, und Brillant-Raketen werfen einen hellen Schein auf die Menschenmenge, die herbeigeeilt ist, um der Abfahrt beizuwohnen.

In Giurgiu angelangt, läßt der Fürst im Hotel allsogleich alle Herren, welche ihn begleitet haben, in seine Gemächer kommen und verabschiedet sie mit einer kurzen Ansprache: Er habe im Interesse des Landes nicht gezögert, sich nach Konstantinopel zu begeben, und auch zu seiner Genugthuung dadurch günstige Resultate erreicht, denn die Pforte habe die neue Konstitution Rumäniens anerkannt. — Nun aber, im Augenblicke der Trennung, lege er ihnen ans Herz, daß sie, nachdem die äußeren Schwierigkeiten beseitigt, alle Gedanken auf die gedeihliche innere Entwickelung des Landes richten möchten!

Freitag, den 22. Oktober/3. November. Um zehn Uhr verläßt der Fürst bei herrlichem Herbstwetter, blauem Himmel und glänzender Sonne Giurgiu und erreicht um 2 Uhr die Hauptstadt; an der Accise-Linie der Stadt wird er vom Bürgermeister und Magistrat feierlich empfangen; von dort bis zum Palais bilden Truppen und Nationalgarde Spalier, wogende Menschenmengen begrüßen ihn begeistert; im Palast erwarten ihn der Metropolit, die Minister und die hohen Staatsbeamten. Abends findet ein Bankett statt, nach welchem dem Fürsten ein großartiger Fackelzug dargebracht wird.

Die Reise nach Konstantinopel hat 20 000 Dukaten (240 000 Francs) gekostet, da der Fürst den türkischen Würdenträgern kostbare Geschenke verabfolgen und der Landessitte entsprechend überall, bei jedem Besuch, bedeutende „Bakschische" (Trinkgelder) spenden mußte. Diese sind bekanntlich bei jeder Gelegenheit unumgänglich, und Hoch und Niedrig erwartet sie für jeden geleisteten Dienst, oft auch ohne ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Letzte vom Stamme der Asra.

Novelle

von

Ferdinand Rohrdorf.

5.

Stille und friedlich, in lange nicht empfundener Wonne brach der Morgen des nächsten Tages für den Besitzer von Majoftschaftije an. Wie die Natur des grollenden Gewitters bedarf, um ihre glutschwangere Atmosphäre zu reinigen und aufs neue dem Menschen den Eindruck ewiger Jugend und Schöne zu erwecken, so folgt auch der Charakter des „Herren der Schöpfung", wie er sich bescheiden zu nennen pflegt, gehorsam den Gesetzen der Mutter Natur, die ihr Regiment gar strenge zu führen weiß und den Herrn Sohn, der sich ihren Vorschriften entziehen zu können meint, unerbittlich straft. Auch über Jegor Abramowitsch hatte sich ein solches Gewitter entladen, sein ganzes seelisches Empfinden war erschüttert und bis ins innerste Mark aufgewühlt worden — aber nur, um in ihm jetzt ein Gefühl unnennbarer Seligkeit und behaglicher Ruhe zurückzulassen.

Gestern Abend vermochte er nur den Grafen zu bitten, Gawril über das Geheimnis seines Lebens in Kenntnis zu setzen, Sheljagin aber hatte dies noch hinausgeschoben, um vorerst seinen Platz am Bett des fieberhaft erregten Freundes einzunehmen, und seinen von edler Freundschaft diktierten Trostgründen war es endlich gelungen, einem reichen, aber zerrissenen Menschenherzen den Frieden wiederzugeben.

Iduncs Geheimnis, oder besser gesagt, das an ihrer Person haftende rätselhafte Verhängnis hatte der Graf erst in der Frühe des heutigen Tages seinem immer gespannter aufhorchenden Schützling anvertraut. Der Graf selbst nannte es eine Phantasmagorie, aber in dem Bestreben, die Handlungsweise seines alten Freundes zu rechtfertigen, hatte er sich vielleicht ganz unbewußt dazu verleiten lassen, seinen Enthüllungen eine Tiefe und tragische Wucht zu geben, welche mit seinem ersten Urteil in grellem Widerspruch standen und gerade deshalb auf Gawrils zur Zeit hochgradig erregte Künstlernatur um so nachhaltiger wirkten.

Beide standen noch unter dem Banne dieser Unterredung, als der Baron sich ihnen mit ruhigem Lächeln näherte. Lebhaften Schrittes ging ihm Gawril entgegen und sagte warm und überzeugungsvoll: „Verzeihung, Jegor Abramowitsch, wenn ich gestern in gänzlicher Unkenntnis der Sachlage Ihnen andre Motive für Ihre Handlungsweise unterzuschieben geneigt war. Heute erkläre ich Ihnen frei und offen: Wie ich von der Natur veranlagt bin, würde ich sicher ebenso gehandelt oder es wenigstens versucht haben. Denn nicht jeder kann den Heroismus besitzen, welchen Sie in vielen kummervollen Jahren an den Tag gelegt haben, und noch dazu im Geheimen, ohne daß eines Menschen Zunge Ihnen seine Bewunderung dafür aussprechen konnte."

Digitized by Google

Des Barons Antlitz verklärte ein Schimmer stillen Glückes. „Herzlichen Dank, mein lieber Gawril, für Ihre treugemeinten Worte. Ja, ich habe viel gelitten — aber nun sei es vorbei! Der da — er zeigte auf Sheljagin — hat mir einen Freundesdienst erwiesen, den ich nie zu vergelten vermag, er hat mich geheilt. Ich werde jetzt dem Kommenden, sei es Leid oder Freude, in Ruhe zu begegnen wissen."

„Und ich" — fiel Gawril leuchtenden Auges ein — „bin durch die Erzählung von Alexander Sergejewitsch mächtig erregt worden. Ich will nicht der Urheber eines etwa nahenden Unheils sein. — Iduna in ihrer reizenden Unschuld wünschte gestern meine Schwester zu sein; ich werde kämpfen und streben, die Gefühle, welche ich für sie hege, zu meistern, und ich will nichts wie ihr Bruder sein."

„Du bist ein Thor, Gawril," unterbrach ihn der Graf brüsk; „so soll die holde Blume welken, weil du dich auch durch diese zaubervolle Mystik blenden läßt. Oder soll ein andrer pflücken, was du aus falscher Sentimentalität nicht zu brechen wagst? Dann erkläre ich dich für einen Narren, dessen sei gewiß. Aber es wird ja soweit nicht kommen. Die Stimme der Natur hat bereits laut und vernehmlich in dir gesprochen, und im Kampfe gegen sie wirst du ebenso unterliegen wie jeder, der den Wahnsinn hegt, mit dieser Riesin ringen zu wollen."

„Nicht so heftig, Sascha," unterbrach Balkow den Erregten. „Gawril hat es jedenfalls gut gemeint, und ich bin ihm dankbar dafür. Nach der Anschauung allerdings, mein lieber Gawril, die ich jetzt über die Sache hege, gebe ich Sascha im Grunde nicht unrecht. Es ist nutzlos gegen die Natur zu streiten, wohlgemerkt gegen die wahre, göttliche Natur, welche uns nie zu etwas Schlechtem leiten wird, weil dies das Einzige ist, was sie infolge ihres göttlichen Ursprungs nicht vermag. Und hier ist der Fall ein derartiger. Dennoch nehme ich dein hochherziges Anerbieten für den Augenblick an. Noch ist Iduna ein Kind an Erfahrung und Weltkenntnis. Laß ihr Zeit, sich in die neue Lage zu finden, und trübe ihren kindlichen Frieden nicht. Ist aber der Augenblick gekommen, in welchem du sicher bist, daß du ihr mehr bist wie ein Bruder und lieber Gefährte, daß sie ihr Lebensglück an deiner Seite erhofft, dann lasse dich durch keine Rücksicht binden, dann nimm sie hin als dein Weib — mein Segen wird euch nicht fehlen, und ich will Glück und Frieden auf euren Bund herabflehen".

„Das war brav gesprochen, Jegor, bei Gott, das war brav und vernünftig dazu," warf Sheljagin ein.

Gawril reichte dem Baron wortlos die Hand. Dieser aber schien jetzt selbst den Augenblick, in dem er Gawril Iduna zuführen sollte, nicht mehr erwarten zu können.

„Es ist Zeit, meine Herren," mahnte er, „wir haben immerhin einen ganz tüchtigen Ritt vor uns." Niemand fiel es ein, gegen die freundliche Einladung Einspruch zu erheben, und so währte es kaum eine Viertelstunde, bis die drei Reiter frohen Mutes Majorstschastije verließen. Die Unterhaltung war zuerst etwas einsilbig, besonders da der Baron ab und zu in Nachdenken verfiel und über etwas mit sich noch nicht recht einig erschien.

Digitized by Google

Sheljagin beobachtete ihn mit der Miene eines Arztes, welcher bei einem Rekonvaleszenten einen Rückfall befürchtet. Einen dieser Blicke fing der Baron auf und sagte gutmütig lächelnd: „Du glaubst wohl, daß mich meine alte Krankheit wieder überfällt; davor sei unbesorgt. Ich male mir nur aus, was Fatime zu der ganzen Sache sagen wird."

Der Graf wurde aufmerksam: „Und räumst du ihr einen so großen Einfluß bei deinen Entschließungen ein?" —

„Sie ist Idunas Großmutter!"

„Lieber Jegor, das ist keine Antwort auf meine Frage".

„Ganz richtig, Sascha, für dich nicht, nach meinem Gedankengange aber die einzig richtige".

„Und du glaubst, sie könnte uns abweisen?"

Der Baron richtete sich hoch im Sattel auf: „Das ist eigentlich eine Beleidigung für mich, Sascha; in meinem Hause bin ich Herr, ich ganz allein, und Fatime hat mir vor allem Beweise von Unterordnung unter meinen Willen gegeben, die jede christliche Ehefrau beschämen könnten — aber . . . . . doch ich komme so nicht zum Ziel, ich will euch beiden mein Verhältnis zu dieser wundersamen, hochherzigen Frau etwas näher auseinandersetzen. Vielleicht werdet ihr sie lieben lernen, jedenfalls aber dürft ihr eure Hochachtung ihr nicht versagen.

„Vor nunmehr zwanzig Jahren, so begann er nach einer kleinen Pause, führte mich mein rastloser Wandertrieb nach Arabien, dessen so verschieden geartete, in die mannigfachsten Stämme zersplitterten Bewohner schon lange für mich von ganz besonderer Anziehungskraft gewesen waren. Vielleicht wäre es mir wie vielen andern gegangen, ich wäre bei der eigentümlichen Verschlossenheit des Arabers gegen alles Fremdländische entweder durch Feindseligkeiten zurückgejagt oder gar getötet worden, oder ich hätte zum mindesten eine ganz falsche Ansicht über diese Söhne der Wüste heim gebracht. Ein Zufall jedoch fügte es anders. Unter dichtem Gebüsch verborgen, erlauschte ich, der Landessprache durchaus mächtig, eines Morgens den teuflischen Plan eines der vielen Stammeshäuptlinge, welcher gegen Omar, das geliebte und zugleich gefürchtete Oberhaupt der Asra, gerichtet war. Überall in Arabien hatte mir bereits der Name dieses Mannes entgegengetönt, bald mit dem Ausdruck vergötternder Liebe, bald unter Zeichen grimmen Hasses oder bebender Furcht, doch war es mir nicht vergönnt gewesen, den gefeierten Helden von Angesicht zu erblicken. Nun aber half kein Zaudern; den heimtückischen Plan feiger Meuchelmörder mußte ich vereiteln. Und es gelang mir. Noch heute sehe ich den kühnen, stolzen Mann vor mir, wie er mir liebreich über die Wange strich und mich in sein Zelt führte, damit ich sein Freund sei für alle Zeiten. Nur kurze Zeit rasteten wir, dann ging es vorwärts gegen die Feinde, welche ihm hinterrücks nach dem Leben trachteten, da sie es nicht wagen durften, Aug' in Auge mit ihm zu kämpfen. Nach kurzem Siegeslaufe kehrte Omar in seine Heimat zu den Seinen zurück, und ich, den er seinen Lebensretter und besten Kampfgenossen nannte, war sein Begleiter. Ihr wißt beide, wie streng der Araber seine Familie von Fremden absondert und zurückhält.

Digitized by Google

Ich aber stand so hoch in Omars Gunst, daß er mich sogleich seiner Frau und Tochter zuführte und mir dadurch einen Himmel der Seligkeit eröffnete.

„Und Fatime?“ warf Graf Sheljagin gespannt ein.

„Sie ist Omars Witwe; Sobeide aber, ihre goldlockige Tochter, hat das Geschick der Asra erfüllt,“ versetzte Jegor Abramowitsch mit leiser Wehmut. — „Im Anfange war ich mir über Fatimes Charakter durchaus im Unklaren, wie mir auch heute noch manches an ihr rätselhaft erscheint. So weit ihr verschlossenes Gemüt einen Einblick gestattete, glaubte ich, sie sähe mich gern, ja sei mir zugethan, und selbst Omar, der Mann, über dessen Lippen nie ein unwahres Wort geglitten war, bestärkte mich in dieser Hinsicht. Und er sah, er wußte, daß ich in dem Bannkreis von Sobeidens Feueraugen stand, daß sie es war, welche mich so lange von Vaterland und Freunden fern hielt, und daß ich mein einziges, höchstes Lebensglück im Bunde mit Sobeide suchte. Er hielt mich auf meinem Wege nicht zurück, mußte ich da nicht glauben, daß auch Fatime meinen kühnen Plänen geneigt sei? Und ins Gesicht hinein blieb sie auch gütig und freundlich gegen mich, insgeheim aber, das merkte ich bald, suchte sie eine Annäherung zwischen mir und Sobeide nach Kräften zu verhindern. Doch des Mädchens Liebe zu mir machte all' ihr Mühen vergebens, und liebeglühend gestand mir Omars Tochter, daß nur der Mutter eisernes „Nein“ zwischen unserm Glücke stände. Ich ging des nächsten Tages geradenwegs zu dieser hin und fragte sie, ob sie den Christen in mir hasse? Sie hatte nur ein ruhiges „Nein“ für mich, weiter vermochte ich ihr kein Wort zu entreißen. Und Omar, der stolze, kühne Heros, schien hierin ganz von einem Weibe sich beherrschen zu lassen. Ich begann Fatime zu hassen, zu verabscheuen, ich verheimlichte ihr auch keineswegs meine Gefühle gegen sie, doch nichts änderte sich in ihrem Wesen. Jetzt begann ich sie für eine hinterlistige Intrigantin, für meine ärgste Feindin anzusehen, und mein Benehmen gegen sie streifte hart an Verachtung. Doch schon in kürzester Frist sollte ich eines Besseren belehrt werden. Mein inniger Verkehr mit Omars Familie war nicht unbeachtet geblieben und hatte bei vielen Mitbewerbern um die Hand der schönen Sobeide den heftigsten Neid erregt. Omar in seiner stolzen Ruhe hatte nicht darauf geachtet, dagegen hatte es Fatime wohl bemerkt, und mit dem ihr eigenen Scharfsinn und ihrer unermüdlichen Zähigkeit hatte sie nicht gerastet, bis sie hinter den arglistigen Plan gekommen war, welchem ich zum Opfer fallen sollte. Und nun warnte sie mich nicht nur, nein, sie gab mir sogar die Mittel an die Hand, meine Feinde unschädlich zu machen. Seitdem erschien sie mir vollkommen unverständlich. Ihr mußte es doch gerade willkommen sein, wenn ich, das Hindernis der Pläne, welche sie jedenfalls mit Sobeide hatte, von fremder Hand aus dem Wege geräumt wurde. Diesmal aber blieb mir keine Zeit, über diese Sonderbarkeit nachzugrübeln, denn die große Katastrophe, welche den Stamm der Asra vom Erdboden vertilgte, brach mit Blitzesschnelle herein. Omar hatte mit seinem Stamme seinen ständigen Wohnsitz in einer tiefen, schmalen, aber gegen eine Meile langen Thalsohle aufgeschlagen, weil man hier am sichersten gegen Glutwind und Wüstensand geschützt war, und wirklich hatten die Asra hier

Digitized by Google

unter seiner glücklichen und machtvollen Leitung Tage heiterer Ruhe und sorglosen Glückes verlebt. Nach Norden und Süden fielen die Felswände steil ab, im Osten öffnete sich die Schlucht, die von einem kleinen Flüßchen durchströmt wurde, gegen die Wüste, und nur im Westen erhob sich die Bergwand allmählich bis zu einem Felsplateau, unter welchem der kleine Fluß silberklar hervorsprudelte. Auf diesem Felsen hatte Omar sein blaues, weithin sichtbares Zelt errichtet, von hier aus schaute er hinab auf die Behausungen jener, welche in ihm ihren Vater und Herrn verehrten.

An jenem Unglückstage nun befand ich mich gerade neben Omar mit den Frauen in dem Zelte, als sich plötzlich ein dumpfes Grollen aus dem Innern der Erde vernehmen ließ, dem bald einige heftige Stöße folgten, welche den Felsen unter unsern Füßen erzittern machten. „Ein Erdbeben," riefen die Frauen entsetzt, Omar aber stand hastig auf, rief mir nur zu: „Bringe Fatime und Sobeide bergaufwärts in Sicherheit" und war bereits mit eiligen Sätzen hinab ins Thal geeilt, wo alles in schneller Flucht und Verwirrung durcheinanderstürmte. Mir hatte Omar sein Liebstes anvertraut, und ich säumte keinen Augenblick, seinen Befehl auszuführen. Immer noch grollte es unter unsern Füßen, so daß selbst die unerschrockene Fatime zur Eile mahnte. Doch Sobeide war halb ohnmächtig vor Schreck und vermochte sich kaum von der Stelle zu bewegen. Rasch entschlossen hob ich sie auf meine Arme und trug sie, die sich zitternd an meine Brust geschmiegt hatte, mit wilder Hast den Berg aufwärts, gefolgt von Fatime, welche nicht minder eilig vorwärtsstrebte. Kaum aber waren wir vielleicht fünfzig Schritte von dem Felsplateau entfernt, als ein erneuter, noch heftigerer Stoß uns alle zu Boden warf. Gleichzeitig erhob sich ein Getöse, als sollte die Erde bersten; darauf folgte ein unheimliches Brausen und Zischen, welches wir in unsrer erschreckten Befangenheit nicht zu deuten vermochten, und je mehr die Erschütterungen des Bodens nachließen, desto mehr schwoll das Brausen zu donnerndem Tosen und Brüllen an, durch welches nur schwach die ächzenden Schmerzensrufe mit dem Tode ringender Menschen hindurchdrangen. Seit dem Untergang der Sonne hatte uns stockfinstre Nacht umgeben, auf einmal aber teilten sich die Wolkenmassen, und durch einen breiten Spalt schaute der Mond auf ein grausiges Schauspiel herab.

An allen Gliedern zerschlagen, erhob ich mich mühsam, und neben mir stand, einem Marmorbilde gleich, in dem nur die zuckenden Augen unheimliches Leben sprühten, Fatime. — „Das Schicksal der Asra hat sich erfüllt, Allah hat es gewollt, sein Name sei gelobt!" Und damit deutete sie auf das noch vor kurzem so blühende Thal hinab. — Der Felsen, welcher Omars Zelt getragen hatte, war in die Tiefe hinabgestürzt, und aus einem dunklen Schlunde brauste zischend eine schmutzig gelbe Flut mit schrecklicher Gewalt hervor, ihre Gewässer donnernd in das Thal hinab sendend, das bereits einem endlos langen, wildschäumenden See glich, der mit seinen Wassern den Stamm der Asra und seinen Heldenführer deckte.

Digitized by Google

Entsetzt schaute ich Fatime an, während Sobeide noch immer regungslos am Boden lag. Es lag mir wie Blei in den Gliedern; ich vermochte nicht, mich zu der Ohnmächtigen hinabzubeugen.

„Laß sie ruhen, es ist besser für sie," begann endlich Fatime mit tonloser Stimme, ich wußte, daß es so kommen müsse; Allah selbst hat es uns vorherverkündet, und er kennt das Wort der Lüge nicht. — Ich kenne eine Höhle hier in der Nähe, welche uns Zuflucht zu bieten vermag, dorthin wollen wir Sobeide bringen — und dann habe ich mit dir zu sprechen".

Ihrem Winke gehorchend, nahm ich die Ohnmächtige auf meine Arme, und nach einer Viertelstunde mühsamen Aufwärtsklimmens hatten wir eine geräumige Grotte erreicht, welche oft zum Aufenthalte menschlicher Wesen dienen mußte, denn es befanden sich vortreffliche Mooslager dort sowie eine große Menge von Brennmaterial.

Fatime bemühte sich nun mit aufopfernder Sorgfalt um ihre Tochter, während ich ein mächtiges Feuer anzündete, welches bald ein Gefühl behaglicher Wärme in unsere erstarrten Glieder zurückrief. Unterdessen hatte auch Fatime ihre Arbeit vollendet. Geräuschlos nahm sie am Feuer neben mir Platz und begann mit leiser Stimme: „Möge Sobeide bis morgen in freundlichen Träumen ruhen und ihre Seele dem nahe sein, den sie heute verloren hat. Aber ich will die Zeit nützen und das Siegel eines Geheimnisses brechen, welches ich dir verschweigen mußte, so lange es einen Stamm der Asra gab. Du hast geglaubt, Fremder, ich sei dir feindlich gesinnt; ich sah es mit Schmerzen, während ich dir, dem Manne mit dem guten, reinen Herzen stets eine Freundin war; doch das Gesetz unsres Stammes gebot mir Schweigen. Nur weil ich dich liebte, wie ich Sobeide liebe, habe ich eure Vereinigung gehindert, und selbst der große Omar vermochte nicht mir zu widersprechen." — Und nun rang sich das Geheimnis ihres Stammes von ihren bebenden Lippen, während ich, von heiligem Schauer ergriffen, ihren begeisterten Worten lauschte.

Als sie geendet hatte, vermochte ich nichts zu erwidern, aber in meinen thränenfeuchten Augen, auf meinen bebenden Lippen stand deutlich die Frage geschrieben: „Und was nun?"

Sie gab von selbst die Antwort.

„Jetzt hat Allah gesprochen; Sobeide und ich sind schutz- und heimatlos, nimm sie hin, die du liebst und die an dir mit aller Kraft ihres Herzens hängt. Wo ihr beide aber seid, da wird auch meine Heimat sein, denn ich weiß, du wirst Omar's Weib nicht von deiner Schwelle weisen." —

Und dabei ist es auch geblieben. Laß mich hinweggehen über den folgenden Tag, an welchem die Tochter des Vaters schrecklichen Tod erfahren mußte, ohne an seinem Grabe ein stilles Gebet sprechen zu können; die Wasser hatten mit ihrer rasenden Wucht alles von dannen geführt, und schutzlos inmitten einer feindlichen Bevölkerung mußte ich vor allem darauf bedacht sein, meine beiden Schützlinge in ein andres Land zu bringen. Das Vaterland bot ihnen keine Heimat mehr. Das glückliche eine Jahr meines Lebens, welches ich dann mit

Digitized by Google

meiner Gattin Sobeide zu Damaskus in stiller Zurückgezogenheit verlebte, fand, wie du weißt, mit Sobeidens Tod seinen jähen Abschluß, indem sie mir nichts zurückließ als die Erinnerung an sie und das Pfand ihrer Liebe — Iduna.

Und von jenen Tagen an habe ich mehr und immer mehr gesehen, welchen Schatz ich an Fatime besitze. Während ich Wochen und Monate in dumpfem Dahinbrüten mich meinem Schmerze überließ, nahm sie sich Idunas ganz allein an, und als ich endlich allmählich wieder zu erneuter Thätigkeit erwachte, da war wieder sie es, welche mich stets von neuem an meine Pflicht gegen die Kleine mahnte und die dem Kinde die ersten Liebkosungen gegen mich lehrte, so daß ich nach und nach all' meine Liebe auf das süße Geschöpf, die holde Hinterlassenschaft meiner Sobeide, vereinte. Dabei aber war und ist Fatime von einer rührenden Bescheidenheit und Dankbarkeit gegen mich dafür, daß ich ihr eine neue Heimat gewährt habe, was wohl auch ein schlechterer Mann einfach für seine Pflicht erachtet hätte, und wenngleich sie selbst an dem Glauben und an den Gebräuchen ihres Stammes festhält, so hat sie nie den Versuch gemacht, Iduna danach zu erziehen, sondern mit seltener Treue und Hingebung mich in allen meinen Bestrebungen unterstützt. So war sie bis jetzt die Mutter, Hüterin und einzige Vertraute meines lieblichen Kindes, kein andres Leben kennend als in Sorgen und Schaffen für Iduna. Verstehst du nun, Sascha, daß und warum ich auf Fatime Rücksicht nehmen muß?" — Der Graf streckte seinem Freunde warm und herzlich die Hand entgegen.

„Verzeihung, Jegor, diesmal war ich im Unrecht, ganz im Unrecht; nein ich finde dein Benehmen nicht nur richtig, sondern im Gegenteil, ich würde es dir verdenken, wenn du anders handeln würdest. Aber," fügte er besorgt hinzu, „wenn nun Fatime, wirklich für Iduna Gefahr fürchtend, Gawril scheelen Auges ansehen würde?"

Von innerer Angst getrieben, lenkte dieser sein Pferd ganz nahe an das des Barons heran. „Jegor Abramowitsch", stieß er mit bebender Stimme hervor, „wenn Fatime mich zurückweist, was dann . . . sprechen Sie, Jegor Abramowitsch, ich flehe Sie an, sprechen Sie, was werden Sie thun?"

„Was Fatime in diesem Moment thun wird, vermag ich nicht zu sagen," versetzte dieser langsam und mit Nachdruck, „denn wer vermag in dem Herzen dieses seltenen Weibes zu lesen? — Aber" — und wieder richtete er sich stolz auf — „du hast mein Wort, Gawril, und ich werde es halten. Das Weitere haben Fatime und ich dann mit einander abzumachen."

Er seufzte tief auf.

„Übrigens", fügte er in festem Tone hinzu, „in wenigen Minuten wissen wir, woran wir sind, dort liegt Idunas Heimatssitz".

Die Reiter hielten ihre Pferde an, banden sie, wie es Jegor stets zu thun pflegte, an die Bäume, und nach wenigen Augenblicken verkündete der schrille Ton der Glocke den Bewohnern der kleinen Einsiedelei, daß bekannte Gäste vor dem Thore harrten. Es währte nicht lange — und doch dünkte dem angstvoll harrenden Gawril jede Sekunde eine Ewigkeit — bis sich das kleine Thor öffnete

Digitized by Google

und Fatimens hohe, vom Alter nicht gebeugte Gestalt auf der Schwelle erschien. Diesmal trug sie keinen Yaschmak, und Gawril hatte einen Moment Zeit, dies eherne und doch in seiner stolzen Ruhe so fesselnde Antlitz zu betrachten. Unwillkürlich trat die Greisin, als sie die drei Herren erblickte, einen Schritt zurück und legte die Hand beschattend vor die Augen. Doch nur einen Augenblick, dann sagte sie ruhig in dem ihrem Volke so eigentümlichen Kehltone: „Seid willkommen, der Prophet segne euren Eintritt!"

Nachdem Fatime die Pforte wieder geschlossen hatte, führte sie die Herren in das Häuschen, in welchem sich auf der rechten Seite des Flures, nach dem Garten zu gelegen, ein eleganter kleiner Salon befand. Keiner von den drei Herren konnte sich eines Gefühls der Befangenheit erwehren, als sie sich nun Fatime Aug' in Auge gegenübersahen, am meisten aber war es jedenfalls Gawril, welcher in der Ungewißheit dessen, was ihm die nächsten Sekunden bringen sollten, mit Bangen auf Idunas Großmutter schaute.

Diese aber schritt mit der unnachahmlichen Grazie, welche den Araberinnen eigen ist, auf Balkow zu, und ihre Hand leicht auf seine Schultern legend, sagte sie: „Fatime wußte, daß du heute Gäste hierher bringen würdest, Effendi. Dieser da" — sie wies dabei auf den Grafen, welcher sie mit regstem Interesse betrachtete — „ist dein Freund Alexander Sergejewitsch, von dem du mir so oft erzählt hast. Habe ich gut geraten?" — Balkow nickte.

„Ich habe schon viel von dir gehört," wandte sich nun die Greisin zu dem Grafen „und kenne dich seit lange als den Freund der Armen und Kranken, die dich segnen und für dein Wohl beten. Fatime heißt dich willkommen in dem Hause, dessen einziger Gast bis heute die Einsamkeit war. Du treibst sie von dannen, so bringe uns mit deinem Eintritt einen andern Engel, sei uns ein Bote des Glückes und der Freude!"

Der Graf vermochte nicht gleich etwas Passendes zu erwidern. So schwieg er und verneigte sich bloß mit Ehrerbietung vor dem sonderbaren Weibe. Diese aber hatte sich bereits zu Gawril gewendet, und ihm lange forschend in die seelenvollen Augen blickend, sagte sie endlich, während es wie ein Seufzerhauch von ihren Lippen glitt: „Und du, Fremder, hast Iduna das Leben gerettet?"

Gawril vermochte nur ein gepreßtes „Ja" über die Lippen zu bringen.

„So gehe zu ihr," fuhr Fatime mit eintöniger Stimme fort. „Du hast sie für dich gerettet, sie ist dein nach Allahs mächtigem Willen. Gehe in den Garten, dort wirst du sie finden, ich glaube, sie harrt deiner mit Sehnsucht."

Ein gebieterischer Wink begleitete diese Worte, und Gawril, für den Augenblick froh, nur aus dem Bannkreise Fatimes sich entfernen zu können, leistete dem Befehle Folge und eilte in den Garten, Iduna aufzusuchen. Sogleich, nachdem er sich entfernt hatte, lud die Greisin die Herren ein, auf einem Divan Platz zu nehmen; sie selbst rollte sich mit Behendigkeit einen Fauteuil herbei und nahm Balkow gegenüber Platz, ihn dabei erwartungsvoll ansehend, als ob sie von ihm noch weitere Aufklärungen erwarte.

Und der Baron fühlte, daß es seine Pflicht war, solche Aufklärungen zu geben.

Digitized by Google

Nach kurzem Überlegen hielt er es für das Beste, erst gar keine Winkelzüge zu machen, sondern offen und ungeschminkt seine Absichten und Gedanken zu enthüllen. So erzählte er der aufmerksam lauschenden Fatime von Gawrils Leben, seinen Studien, seinem Charakter, wie er Iduna gefunden habe und schließlich auch, wie er versprochen habe, in dem schönen Mädchen nur seine Schwester zu sehen.

Ein Lächeln überflog für einen Augenblick die fein geschnittenen Lippen Fatimes. „Und du glaubst, Effendi, daß er im stande ist, sein Versprechen zu halten?"

„Sein Charakter bürgt mir dafür!"

„Gut, so geht er seinem Unglück entgegen, denn Iduna sehen und nicht lieben dürfen, wird ihm tiefe Qual bringen. Warum soll dann aber Iduna ebenso unglücklich werden? Sie wird den schönen, mutigen Mann heiß und tief lieben, es ist das Erbteil unsres Stammes, sie ist eine Asra!"

„Eben deshalb, Fatime. Sie wird ihn lieben und . . ."

„Sterben", ergänzte die Alte schroff. „So will es Allah und er gewährt ihr damit gütig das höchste Erdenglück. Du aber willst: Sie soll nicht lieben und elend leben. Bietest du ihr damit größeres Glück, ein besseres Los?" —

„Nein, nein, Fatime," wehrte der Baron heftig ab, „ich habe ihm ja auch das unselige Versprechen nicht abgenommen. Er möge Iduna die Seine nennen."

„Hört mich, Fatime," mischte sich nun der Graf ernsten Tones in das Gespräch, „sollte es nicht noch eine dritte Möglichkeit geben, daß Iduna liebt und lebt? Kann nicht der Fluch eures Stammes erloschen und dies holde Kind gegen das drohende Verhängnis gefeit sein, welches dich und meinen Freund bewog, sie bisher so ganz von der Welt und ihren Freuden abzuschließen?"

Ruhig wandte sich Fatime zu dem Sprecher. „Du glaubst an den Propheten aus der Juden Stamme, so kannst du nicht wissen, was nur mir und meinem Volke kund war. Doch wisse eines, es ist kein Fluch, der über der Asra Häupter schwebt; es ist ein Geschenk, ein Segen, der ihnen verliehen ward, und Allah wird seine Gnade der letzten unsres Stammes nicht entziehen. Auch irrst du weiter, wenn du vermeinst, ich habe Iduna der Welt entzogen. Nur der Wille meines Effendi war es, welcher uns hierher bannte, und es ziemte mir nicht, seinen Weisungen zu widersprechen. Aber so kraftvoll er auch ist, was vermag er gegen Allah und seine Macht? Ich wußte, daß der Tag erscheinen würde, an welchem Iduna die Liebe kennen lernen würde. Nun ist er erschienen, und sie wird ihr Geschick erfüllen."

Der Graf schwieg. Gegenüber diesem unerschütterlichen Glauben, das fühlte er, blieben alle Vernunftgründe, die er ins Treffen führen konnte, wirkungslos.

Balkow war in tiefes Sinnen versunken. So lenkte Sheljagin das Gespräch auf ein andres Gebiet. „Aber nicht wahr, Fatime, du wirst Idunas Seele nicht mit den grausen Schreckbildern des ihr drohenden Geschickes erfüllen, ihr nicht den goldnen Frieden ihrer Seele rauben?"

Digitized by Google

Die Greisin warf einen durchbohrenden Blick auf den Sprecher und richtete sich langsam auf: „So lange ich nicht weiß, daß Iduna liebt, wird mein Mund Schweigen bewahren. Senkt sie aber das Geständnis ihrer Liebe in meine Brust, dann wird sie alles wissen, denn nicht ziemt es sich für eine Asra, verbundenen Auges den Todesgang zu gehen. Liebt sie den Fremden, so wird sie erfahren, was ihr Geschick ist, und in ihrer Hand ruht dann die Wahl. So will es das Gesetz unsres Stammes."

Der Graf seufzte. Er fühlte sich hier einem Wesen gegenüber, gegen das alle seine Waffen machtlos waren. Und auch von Balkow hatte er keine Hilfe zu erwarten, denn dieser, wohl wissend, daß hier seine Macht über die Greisin ihre Grenze erreicht habe, sagte nur leise: „Es geschehe, wie Fatime gesagt hat."

Diese nickte nur befriedigt mit dem Kopfe und erhob sich, indem sie die Herren einlud, ihr in den Garten folgen und Iduna und Gawril aufzusuchen, eine Aufforderung, welcher beide gern nachkamen.

6.

Fatime und ihre Begleiter bedurften keiner langen Zeit, den Gesuchten nachzuspüren. Schon von ferne verriet Idunas silberhelles Lachen, daß sie sich mit Gawril auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Syringen befand. Es war ein reizender Anblick, welcher sich den langsam Nahekommenden bot. Iduna, welche in ihrem weißen Kleide mit der blauen Schärpe um die Taille wie eine jener lieblichen Elfen aussah, die den armen Menschenkindern unter kicherndem Mutwillen doch stets Liebes und Gutes erweisen, hatte das blaue Samtband, welches die goldenen Locken zusammenhielt, gelöst und es um ihren und Gawrils Arm geschlungen, gleichsam, als ob sie einen Flüchtling an sich ketten wollte. Fesselos wogte ihr die goldige Haarflut über den Nacken, auch Gawrils linke Schulter noch überflutend, und dieser überließ sich ganz dem Zauber, der von seiner holden Nachbarin ausströmte, indem er Schulter an Schulter geschmiegt an Idunas Seite lehnte.

In glückseliger Freude sprang das junge Mädchen auf, als sie ihren Vater erblickte, gleich darauf aber bedeckte sich ihr Gesichtchen mit Purpurglut, denn hinter dem Baron tauchte Graf Sheljagin's Iduna noch unbekannte Gestalt auf, und während dieser mit freundlichem Lächeln auf die Gruppe blickte, bemühte sie sich in reizender Verlegenheit, das Band, welches sie an Gawril fesselte, zu lösen.

Rasch trat der Graf näher. „Lösen Sie das Band nicht, Iduna, welches Sie um meinen jungen Freund geschlungen haben", versetzte er mit milder, zu Herzen gehender Stimme, „Sie glauben nicht, wie sehr ich mich freue, daß Sie in Gawril einen lieben Kameraden gefunden haben. Und auch ich hoffe, Ihnen bald kein Fremder mehr zu sein. Vielleicht kennen Sie mich schon aus Erzählungen Ihres Vaters wenigstens dem Namen nach. Ich bin Alexander Sergejewitsch . . ."

Weiter kam der Graf in seiner Rede nicht. Es war Iduna doch gelungen, die leichte Fessel zu lösen, und kaum hatte der Graf seinen Namen genannt, als

Digitized by Google

das junge Mädchen einen Freudenruf ausstieß und in seine schnell ausgebreiteten Arme flog. „O, welch' herrlicher Tag ist dies", jubelte sie. „Gewiß kenne ich . . . Sie. Nicht nur Papa, auch Ahne hat mir von Alexander Sergejewitsch schon so viel Herrliches erzählt, daß ich oft gewünscht habe, den Mann zu sehen, von welchem selbst Ahne nur mit Bewunderung spricht."

„Höre, Sascha," unterbrach hier der Baron seine Tochter, „du weißt, Iduna ist nicht in den Umgangsformen unsres Standes aufgewachsen. Sie kennt das fremdartige „Sie" als Anrede nur aus den Büchern, sei so gut und rede sie mit „Du" an, alter Freund, wie du jedenfalls Idunas Wünschen entgegenkommst, wenn du auch ihr dir gegenüber diese trauliche Bezeichnung gestattest."

Iduna nickte lebhaft mit dem Kopfe als Zeichen ihrer vollständigen Beistimmung, und der Graf reichte ihr freundlich die Hand: „So sei es, mein Kind, von heute an sollst du zwei Väter haben, die über deinem Glücke wachen."

Und heiteres, sorgenloses Glück war es, das sich auf den Gesichtern Idunas und ihrer beiden Väter spiegelte. Nur Fatimes ernstes Antlitz blieb unbeweglich, ihr Blick schien in weite Fernen zurückzuschweifen, während Gawril ein Gefühl des Unbehagens empfand, gegen das er vergebens ankämpfte, und über dessen Grund er sich nicht einmal klar war. Idunas argloses Gemüt hatte unter den neuen Eindrücken bereits die Szene mit dem Bande vergessen, Gawril aber war es peinlich, in dieser, wie er meinte, lächerlichen Situation überrascht worden zu sein. Er beurteilte — so glaubte er — Iduna richtig, wer war ihm aber Bürge dafür, daß der Graf sich dieselbe Ansicht über das junge Mädchen bildete. — Hätte er in dem Augenblick mehr Zutrauen zu Sheljagin's Menschenkenntnis besessen, er hätte sich und Iduna Tage bitteren Wehs erspart.

Für den Moment hielt allerdings seine getrübte Stimmung nicht lange an, denn kaum hatte Iduna bemerkt, wie er in Sinnen verloren vor sich hinstarrte, als sie sich auch schon wieder an seiner Seite befand und durch ihr sinniges Geplauder die dunklen Schatten aus seiner Seele bannte. Der Tag verlief in ungetrübter Freude, und als der Abend nahte, wurde die Trennung nur dadurch leicht, daß mindestens einer der Herren täglich in der stillen Einsiedelei vorsprechen wollte. Iduna sollte auf Wunsch ihres Vaters vorerst ihre Abgeschiedenheit noch nicht verlassen, bis sie einigermaßen mit den Umgangsformen der ihr fremden Kulturwelt vertraut sein würde, und zu ihrem Lehrer in diesem bis jetzt so ganz vernachlässigten Fache war Gawril ausersehen. Es schien ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen Fatime und dem Baron zu bestehen, die beiden jungen Leute einander ganz allein zu überlassen, und Sheljagin that in seinem Taktgefühl ganz dasselbe. Kein äußerer Zwang sollte ihr Verhältnis beeinträchtigen oder beeinflussen. Trotz dessen wurde Gawril scharf beobachtet, nicht aus Mißtrauen, sondern aus echter, tiefer Teilnahme, und derjenige, welcher ihn nicht aus den Augen ließ, war niemand anders als Alexander Sergejewitsch.

Diesem war sehr bald nämlich aufgefallen, wie Gawril seine frühere heitere und in ihrer bescheidenen Zurückhaltung um so angenehmere Unbefangenheit allmählich gänzlich verloren hatte, an deren Stelle eine nervöse Reizbarkeit und

Digitized by Google

sichtliche Mißstimmung getreten war. Anfänglich suchte er dieselbe nach Kräften zu verbergen, je öfter er aber Iduna aufsuchte — und er war schließlich dort ein täglicher Gast geworden — desto mehr nahm seine Schwermut zu; endlich kam es sogar soweit, daß er, nach Majoftschaftije zurückgekehrt, sich sofort in sein Zimmer einschloß und nur selten noch an dem traulichen Zusammensein seiner beiden Gönner teilnahm. Auch dem Baron war dies seltsame Wesen mit der Zeit auffällig und besorgniserregend geworden; in der letzten Zeit mehr als je gewöhnt, in seinen Familienverhältnissen den Grafen als seinen treuesten Ratgeber zu betrachten, bat er diesen, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, und Sheljagin war diese Aufforderung im höchsten Grade willkommen, denn er hatte mit steigender Besorgnis die Veränderung in Gawrils Wesen beobachtet. Er ritt also eines schönen Morgens — ungefähr drei Wochen nachdem er zum ersten Mal diesen Weg gemacht — nach der Einsiedelei hinüber und hatte eine lange Besprechung mit Fatime. Durchaus nicht beruhigt, vielmehr jetzt selbst in einer gewissen nervösen Aufregung befangen, kehrte er gegen Abend nach Majoftschaftije zurück und er hatte den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, noch mit Gawril einmal ernstlich zu reden.

Dieser hatte sich, wie gewöhnlich in den letzten Tagen, in sein Zimmer eingeschlossen, Sheljagin ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern gab einem Diener den gemessenen Befehl, den jungen Herrn in die Veranda zu bitten, der Herr Graf habe etwas sehr Wichtiges mit ihm zu besprechen.

Nach wenigen Minuten stand Gawril bleich und gesenkten Hauptes vor dem ihn mit einer Art von Bangen erwartenden Grafen.

„Gawril," begann dieser in ernstem Tone, „ich habe dich rufen lassen müssen, weil du in der letzten Zeit die Gesellschaft deiner Freunde geflissentlich meidest, obwohl du weißt, daß ein Vertrauen deinerseits von uns sicher nicht mißbraucht worden wäre. Du schweigst jedoch beharrlich, und so muß ich reden. Gawril, es ist das erste Mal, seit ich dich kenne und liebe, daß ich dir den Vorwurf machen muß: „Ich bin nicht zufrieden mit dir!"

Gawril zuckte zusammen, als der Graf diese Worte grollend hervorstieß, dann aber blickte er den Sprecher fest an, und langsam entrangen sich seinem Munde die Worte: „Bin ich denn mit mir zufrieden, Alexander Sergejewitsch? Ich scheine ein Undankbarer zu sein, und bin nur ein sehr unglücklicher Mensch!"

Der Graf atmete erleichtert auf: „Das ist wenigstens schon ein halbes Geständnis. Du bist also wahr und offen geblieben und nicht, wie ich fürchten mußte, trotzig und verstockt geworden. Denke an die Tage deiner Kindheit, deines Jünglingsalters, wo du alle deine kleinen Geheimnisse und Schmerzen in meine Brust auszuschütten pflegtest. Ich will dir auch heute nach besten Kräften ein treuer Ratgeber sein. Übrigens gestehe ich dir, ich verstehe nicht, wie du dich augenblicklich unglücklich nennen kannst. Jung, schön, als mein Erbe reich, dazu im sichern Besitz eines der lieblichsten Mädchen, welche ich je gesehen. . ."

Gawril nickte heftig abwehrend mit der Hand: „Halten Sie ein, Herr Graf, das ist ja gerade die Quelle meiner bittern Qual . . ."

Digitized by Google

„So liebst du Iduna nicht?“ fragte Sheljagin erstaunt aufblickend.

„Ob ich sie liebe,“ stieß Gawril leidenschaftlich hervor, „ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch an einem andern Wesen mit solcher Innigkeit, mit solch' entsetzlichem Bangen vor einem möglichen Verluste hangen könne, wie ich mit allen Fasern meiner Seele an dies liebreizende Geschöpf gekettet bin!“

„Was willst du also?“ warf der Graf, bedeutend ruhiger geworden, ein. „Zielst du mit deinem Bangen vor ihrem Verlust etwa auch auf diese unselige Sage hin, welche schon so viel Unheil, eine einsame, freudlose Jugend über das herzige Kind gebracht hat? Soll dieser entsetzliche Fluch auch noch ihr Liebesglück mitleidslos zertreten? Gedenkst du etwa noch dein thörichtes, voreiliges Versprechen zu halten, in ihr nur eine Schwester sehen zu wollen, ein Versprechen, das niemand von uns annehmen wollte oder konnte?“

Gawril holte tief Atem und begann mit anfangs noch unsichrer Stimme: „Beides hat Einfluß auf mich gehabt, aber es ist nicht der Kern dessen, was mich bedrückt und mir jede frohe Minute in Idunas Nähe raubt. Ich wußte, daß der Augenblick kommen müsse, in welchem Sie von mir Rechenschaft über mein Gebahren fordern würden; ich habe gebangt davor, nun er aber gekommen ist, will ich mir Luft schaffen, und Ihnen wie in früheren Zeiten einen offenen, freien Einblick in mein zerrissenes Gemüt gewähren.“

„Armer Junge,“ murmelte der Graf leise, um dann laut fortzufahren: „So ist es recht, Gawril, teile mir deinen Kummer mit, und wenn ich Rat und Hilfe schaffen kann, soll es gewiß daran nicht fehlen.“

Gawrils düsteres Antlitz heiterte sich allerdings nicht auf, aber es lag eine entschiedene Festigkeit in dem Tone seiner Stimme, als er begann: „Ich will nicht leugnen, Alexander Sergejewitsch, daß jenes märchenhafte Fatum, welches über Idunas Haupte schweben soll, mich mächtig erregt hat, und daß mich oft in ihrer Nähe das Gefühl einer unsäglichen Bangigkeit beschleicht, das ich nicht zu erklären, aber ebensowenig zu bemeistern vermag. Doch dies würde mich nicht abhalten, ihr meine Liebe zu gestehen; auch jenes Versprechen, welches ich voreilig und ohne die allmächtige Gewalt der Liebe zu kennen, abgab, würde mich nicht binden, denn das starre Festhalten an einem Gelöbnis, welches niemandem Vorteil, mir und Iduna aber nur Kummer und Schmerzen bringen würde, wäre nichts als ein bis auf die Spitze getriebener Eigensinn. Nein, Herr Graf, so kleinlich denke ich nicht, aber ich stehe augenblicklich vor einem Scheidewege, welcher mir nur ein grausames Entweder — Oder übrig läßt. Sie, der treue Leiter meiner Jugend, wissen am besten, mit welch' warmer Begeisterung ich stets an meiner Kunst hing, und je spröder sie sich im Verlauf meiner Künstlerlaufbahn gegen mich zeigte, je weniger ich etwas zu schaffen vermochte, das mich oder andre zu befriedigen im stande war, desto heißer und sehnsuchtsvoller wurde mein Streben und Ringen, meine Hand nach der Palme ausstrecken zu dürfen, welche sie ihren treuen Jüngern als Siegespreis bietet. Bis jetzt rang ich vergebens, aber auch nicht einen Augenblick verließ mich die Hoffnung, einst das schöne Ziel zu erreichen. Da lernte ich Iduna kennen und lieben. Und seit diesem

Digitized by Google

Augenblick liege ich im Kampfe mit zwei einander feindlichen, gewaltigen Mächten, unschlüssig, welcher ich folgen, welche ich zurückweisen soll. Sitze ich an Idunas Seite und höre ihre liebliche Stimme, so ruft es in mir: „Nur an ihrer Seite findest du seliges Glück und Genießen. Folge der Macht der Liebe und du nennst das höchste Glück der Erde dein eigen.“ Entferne ich mich aber aus ihrer Nähe, so wogt und stürmt es gewaltig in mir. Die Kunst ist eine eifersüchtige Göttin, sie gönnt ihrem Jünger kein Idol außer ihr selbst. Wenn ich dann stundenlang vor meiner Staffelei stehe, um ein Werk zu erzwingen, und Idunas lockende Gestalt tritt immer und immer wieder, Geist und Sinne ablenkend, zwischen mich und das Sehnen meines Geistes, dann ergreift mich oft ohnmächtige Wut gegen das liebliche Geschöpf, welches ahnungslos in seiner Unschuld mich unfähig macht, meiner Kunst zu folgen. Ängstlich sperre ich mein Zimmer ab, um nicht Zeugen meines Grimms und meiner Verzweiflung zu haben; mehr als zwanzig Entwürfe liegen achtlos herum. Das Sehnen, sie zu vollenden, ist nicht erstorben, aber der Künstler fühlt mit bitterer Verzweiflung die Unmöglichkeit, sie zur Vollendung zu bringen. Wie oft schon habe ich an die Äußerung des Grafen Hardegg gedacht: der Künstler bedürfe des tiefen, unendlichen Wehs, um die Weihe seiner Kunst zu erlangen. Der Graf mag ein tiefer Kunstkenner sein, aber mit diesem Ausspruch hat er durchaus gefehlt. Nagender, qualvoller als der Schmerz, der mich seit Wochen durchwühlt, kann kaum ein andrer sein, doch statt daß er mich auf die Höhen meiner Kunst führt, lähmt er mit Eiseskälte mein feurig-heißes Streben und macht mich siech und matt. Soll ich Iduna lieben, dann, Alexander Sergejewitsch, ist meine Kunst für mich verloren, und ich bin elend trotz aller reichen Liebe, die ich genießen soll. Soll ich Iduna aufgeben, sie zu vergessen suchen, um meiner Kunst zu leben — dann werde ich ebenso elend und unglücklich sein, und Jammer und Verachtung werden mir von hier in weite Fernen folgen.“

Gawril hielt erschöpft inne, während ihn der Graf mit inniger Teilnahme betrachtete. „Du bist krank, Gawril, deine sonst so klare Seele hat unter den Kämpfen der letzten Zeit ihre ehemals so schöne Harmonie verloren. Daß du schwer gelitten hast, vermag ich dir nachzufühlen, aber daß du überhaupt in einen derartigen Zwiespalt geraten konntest, zeigt deutlich, welch' krankhafte Richtung dein Geist genommen hat. Eine Künstlernatur mag und soll sich in idealen Sphären bewegen, die Grundbedingung ihres Schaffens aber ist Wahrheit der Empfindung und der Anschauung. Falsche, übertriebene Sentimentalität zeugt nie von Geistesgröße — und du gerätst auf diesen Abweg. Ich hoffe, wenige Worte von mir werden bei deiner gesunden Naturanlage genügen, dich zum Umschauen zu bewegen, und du wirst den Abgrund erkennen, vor welchem du stehst. Ich will einmal kurz auf deinen Schmerz eingehen: „der Kunst entsagen zu müssen“. Wie wäre es, Gawril, wenn du noch Jahre lang Bild um Bild geschaffen hättest, um bei jedem zu hören: „viel technisches Talent, aber kein Leben darin“, wie Graf Hardegg zu sagen pflegte. Nennst du das etwa „der Kunst angehören, ihr Jünger sein?“ Kennst du nicht aus deiner eigenen Karriere hunderte solch'

Digitized by Google

verfehlter Existenzen? Und könnte ein solches Los dich reizen? Dein schönes Talent aber zur Freude andrer anzuwenden, ohne gerade den höchsten Zielen nachzustreben, würde daran durch deine Liebe zu Iduna etwas geändert? Ich, mein lieber Sohn, vertrete, im Gegensatze zu dir, ganz und voll die Ansicht des Grafen Hardegg: Nur tiefer, echter Schmerz weiht den Künstler, wer aber die Weihe erhielt, den trennt ein tiefer Abgrund vom Strom des gewöhnlichen Lebens. Gott behüte dich in seiner Gnade vor solchem Schmerze, dessen stille Allgewalt, du, Knabe, nicht zu fassen vermagst. Ich habe gelitten und ich leide — ja, Gawril, ich kenne den Schmerz, den edlen Schmerz, der allein zu adeln vermag im Reiche des Geistes, und der nach unsern Begriffen endlos ist, weil erst das Erlöschen unsrer heiligsten Gottesgabe, der Erinnerung, ihn zu ertöten vermag. — Der Schmerz aber, der dein Inneres durchbraust, er adelt nicht, er ist nichts als der Ausfluß eines aufgestachelten Egoismus, welcher sich, seiner Herkunft schämend, gern für etwas Besseres ausgeben möchte, als er ist. Bei dir, Gawril, und ich kenne dich gottlob genau, ist er nicht erheuchelt, sondern nur ein krankhafter Zustand. Und er muß und wird schwinden. Sei ein Mann und raffe dich auf. Denke einmal nicht an deine Kunst, sondern an das liebliche Kind, dessen Besitz dir winkt, und das doch alle deine Gedanken durchdringt, wie du ja selbst gestehst. Wir alle wünschen euer Glück, Jegor, Fatime und ich, alle drei aus andern Gründen, aber nur um euretwillen. Vorerst, Gawril, hat Gott dich in die Welt gestellt, andre glücklich zu machen, ein Ziel, welches in engeren oder weiteren Kreisen er einem jeden bestimmt. Du hast die Macht dazu, und Kind des Glückes, heimst dabei selbst seliges Glück ein. Dann wirke und schaffe als ein Mann, und du wirst sehen, wie die dunkeln Schatten von dir weichen werden. Und deine Kunst — sie war für dich vorerst unerreichbar, am besten du gestehst dir dies offen ein; widme ihr die Zeit, welche dir die Pflicht und das Glück des Lebens frei läßt, suche sie nicht — wenn sie dich küren will, sie wird dich zu finden wissen, doch — Gott schütze dich davor."

Immer wärmer, immer eindringlicher war die Stimme des Grafen geworden, und immer mehr hatte sich Gawrils düsteres Antlitz aufgehellt, bis endlich ein sinnendes Lächeln auf seinen Zügen ruhte. Langsam erhob er sich, und seine Hand fest auf des Grafen Schulter legend, sagte er: „Alexander Sergejewitsch, Sie haben wie mein andres, besseres Ich zu mir gesprochen. Sie haben mich nicht überzeugt, Sie haben dasjenige, was ich selbst dunkel im gärenden Drange verworrener Ideen für das Rechte erachtete, klar und scharf ausgesprochen. Ich will glücklich sein, und wofern dies nicht vermessen erscheint, auch glücklich machen. Iduna wird geliebt, wie tiefer und reiner kein Weib geliebt werden kann, und nun soll sie auch erfahren, wie sehr ich sie liebe, daß ich ohne sie kein Glück auf Erden zu finden vermag."

* * *

Ruhig und mild warf der Mond seine mattglänzenden Silberstrahlen auf die schweigende Erde herab. Die schweigende Erde! Wohl mochte sie für den, der über den Wolken thronend auf sie hätte herabschauen können, in heimlicher

Digitized by Google

Stille daliegend erscheinen, der Mond aber, der seit Jahrtausenden der Menschheit Leid und Freud gar genau kennt, er wußte es besser, wie viel des Jammers und der Qual das grelle Licht des Tages flieht, um sich in stiller Nacht erst hervorzuwagen. Neugierig lugt er deshalb durch Spalten und Fugen, um auch seine Zuneigung für die Menschheit, die ihn so hoch verehrt, zu bezeugen. Eben hatte ihn eine lichte Wolke beschattet, rasch aber trat er hervor, um voll und klar auf die kleine Moosbank unter den Syringen hinabzuschauen, auf welcher er so oft schon Idunas Elfengestalt erblickt hatte.

Auch diesmal fand er sie auf dem gewohnten Plätzchen, doch sie war nicht allein, an ihrer Seite saß Fatime und schaute mit feierlichem Antlitz zu dem stillen Freunde der Erdennächte empor.

„Ahne," flüsterte Iduna, und legte schmeichelnd ihren Arm um Fatimes Nacken, „mir ist bange geworden auf der Welt, es ist alles anders, wie es früher war."

„Du hast dein Herz einem Fremden geschenkt," versetzte die Greisin herb; „du genießt die Lust, trage auch das Leid!"

„Ahne, du zürnst mir? O das habe ich nicht verdient, habe ich denn etwas Schlechtes gethan?"

„Ich zürne dir nicht, thörichtes Kind; wo Allah so deutlich seinen Willen kund thut, wie vermöchte ich da zu widerstreben! Aber darf ich nicht klagen, daß es ein Fremder, ein Verächter des Propheten ist, welcher das letzte Reis des edlen Stammes bricht?"

„Ahne, du sprichst rätselhaft, ich kann die dunklen Worte nicht verstehen!"

„So will ich deutlicher reden," sagte die Alte. „Wen liebst du am innigsten auf dieser Welt?"

„Dich und Papa!" lispelte das junge Mädchen.

„Kind, dies war in deinem Leben die erste Unwahrheit. Wenn morgen die Nachricht käme, daß Allah des Fremden, Gawrils, Leben gefordert hätte . . . ."

„Er ist tot!" schrie Iduna in verzweiflungsvollem Schmerze! „Gestehe es, Ahne, sage das Schreckliche . . . ."

„Nein, mein Kind," entgegnete Fatime gelassen, „er ist, so viel ich weiß, gesund und kräftig, aber sieh, deine eignen Worte, deine Furcht für sein, dir so teures Leben strafen dich Lügen. So will ich dir sagen, wen du am meisten liebst. Es ist der Fremde, den seine Freunde Gawril Andrejewitsch nennen."

Iduna senkte stumm das Haupt.

Fatime aber hob ihr Köpfchen empor, schaute ihr tief in die seelenvollen Augen und fragte mit einer Weichheit der Stimme, wie man sie nie in dieser granitenen Gestalt vermutet hätte: „Iduna, liebst du diesen Gawril?"

„Ja, Ahne, ich weiß nicht anders zu erwidern, ich liebe ihn!"

„So ist die Zeit gekommen," versetzte die Alte dumpf, „da du das Geheimnis deines alten, erlauchten Stammes erfahren mußt, und dann handle, wie Allah es dir im Herzen raten wird."

Digitized by Google

Mit steigender Unruhe hatte Iduna den seltsamen Worten gelauscht. Auch der Mond, der sich seit einigen Minuten müde hinter den Wolken verborgen hatte, lugte neugierig hervor, um zu vernehmen, was die Alte dort unten dem jungen Menschenkinde an ihrer Seite vertrauen würde.

Diesmal war es Fatime, welche sanft wie nie zuvor ihre Hand um Idunas Hals gelegt hatte, und liebend das erblaßte Kinderantlitz an sich zog.

„Iduna, hörst du mich?"

„Ich höre dich, Ahne," klang es zu der Alten empor.

„So vernimm die Geschichte, das Geheimnis deines Volkes, das nie zu den Ohren eines Fremdlings gelangt ist, bis ich es einst in heiliger, von Allah geweihter Nacht deinem Vater, den der Prophet segnen möge, offenbaren mußte:

In Arabien, dem gottbegnadeten Lande, stand die Wiege unsres Stammes, welcher der ersten einer war, die sich zur Lehre Mohammeds bekannten, die Allah seinen Erdenkindern als die allein wahre verliehen hat. Und in die fernsten Länder trugen des Propheten Jünger seine glückverheißenden Worte. Manche zauderten noch, der Stamm der Asra war aber stets der ersten einer, wo es galt, Blut und Leben der heiligen Sache zu opfern. Immer weiter führte heißer Thatendrang die Helden unsres Stammes bis in das Land, welches die Nazarener Spanien nennen, und dort wuchs und gedieh unser Volk unter Omar dem Gewaltigen, so daß der Halbmond von Zinne zu Zinne bis zu den fernen Gebirgen wehte. Nach der Schlacht aber, in welcher die letzten Reste des Christenheeres zersprengt wurden durch unsre Tapferkeit, da senkte sich auf Omars des Gewaltigen Auge tiefer Schlaf. Und Allah, sein Herr, stieg zu ihm nieder und sprach: „Omar, du und dein Volk, ihr habt großes für mich vollbracht, das höchste Erdenglück sei euch zum Danke gewährt. Sprich einen Wunsch aus, und ich will ihn erfüllen." Omar aber, in tiefem Traum befangen, erwiderte: „O Herr, Ruhm und Ehre besitzen wir, und werden wir im Kampfe gegen deine Feinde immer wieder erwerben, du aber gieb uns, die wir heimkehren aus blutiger Schlacht, das höchste Glück: reine, innige Liebe!"

Da senkte Allah traurig sein allweises Haupt: „Omar, ich hatte geglaubt, du würdest um irdisches Gut bitten, du aber verlangst ein Gut für deinen Stamm, welches ich Menschen nicht verleihen kann. Doch heilig ist mein Wort und es bestehe: Der Asra Stamm sei es gewährt vor allen Völkern, rein und innig zu lieben; aber dies wisse: Jedem Erdenkinde ist diese heilige Gabe nur unter Schmerz und Qual verliehen, und gewaltiges Unheil, gramvolle Pein ist ihr Begleiter: dir und den Asra allein ist der Liebe selige Lust gewährt, doch mich bindet mein höherer Schwur dem Himmel. Genießen dürft ihr auf Erden des Glückes nicht. Wer vom Stamme der Asra der Liebe verfällt, der hat sein irdisches Leben geendet; er soll auf Erden den Augenblick der seligsten Wonne genießen, dann geht er ein in mein Paradies."

In stummer Demut hatte Omar Allahs Worten gelauscht. Und als er heimgekehrt war mit seinen Kriegern an der neuen Heimat Herd, erwies sich Allahs Verheißung wahr. Nie gab es ein glücklicheres Volk als der Asra Stamm,

Digitized by Google

sie allein kannten die Liebe, doch diese Liebe war ihr Tod. So sank mit ihrer Zahl auch ihre Macht, als heimatlose Flüchtlinge erreichten sie nach tapferen Kämpfen endlich, todesmatt gehetzt, das glückliche Arabien wieder. Und von neuem erstand unserm Stamme ein großer Häuptling. In Furcht aber, daß den Asra der Untergang drohe, wenn Allahs uns verliehene Verheißung ferner in Erfüllung gehe, erließ er ein strenges Gesetz, wonach nie ein Asra das Weib sein eigen nennen dürfe, welches er liebe. Allah aber schien Erbarmen mit uns zu haben. Unser Volk mehrte sich, und der Ruhm der Asra erscholl von Meer zu Meer. So war es, Kind, bis Omar, deiner Mutter Vater, der Herrschaft Erbe antrat. Ich war sein Weib. Und er vernichtete mit kühner Hand das weise Gesetz, welches unsers Stammes Erhalter bis dahin gewesen war, wenngleich es zu traurigem Leben uns verdammt hatte. Zu neuem Glück und seliger Liebe zurückgekehrt, pries alles Volk Omar, den Geliebten, deinen Großvater, in begeisterten Lobsprüchen. Allahs aber und seines Wortes gedachte keiner, bis jenes Unglück über uns hereinbrach, welches Jegor Effendi, dein Vater, dir so oft schon erzählen mußte. Nun wisse auch noch das Eine: Längst hatte ich deiner Mutter Sobeidens Liebe gegen deinen Vater erkannt, aber gerade weil ich ihn liebte, suchte ich diese Liebe zu hindern. Doch Allah sprach, er ließ die Erde erbeben, und ich schwieg in Demut. Sobeide ward deines Vaters Weib — sie hat geliebt und — Allah nahm sie zu sich.

Jetzt bist du, Iduna, allein übrig von der Asra stolzem Stamme. . . . ."

„Halt ein, Ahne," rief das junge Mädchen erregt. „Du hast von so vielen erzählt, die dem Schicksal unsres Stammes zum Opfer fielen — aber du selbst, die Frau Omars des Geliebten — du lebst!"

Eisern klammerte sich die Faust Fatimes um Idunas Arm, und heftig die Erblaßte wie ein schwankes Rohr hin und her schüttelnd, stieß die Greisin die Worte hervor: „Ja, ich lebe, Iduna! Allah war mir kein gütiger Gott! Vermagst du nicht zu ahnen, weshalb Omar, der Geliebte, seinem Volke die Liebe zurückgab? Er hat die Qual empfunden, nicht geliebt zu sein, und Allah in seiner unermeßlichen Gnade hat ihn mit seinem Volke zu sich genommen. Ich aber lebe, Iduna — denn . . . ich habe — nie geliebt."

Voll tiefen Mitleids wandte Iduna sich Fatime zu, welche diesmal ihr Enkelkind mit ungewohnter Heftigkeit in die Arme schloß.

„Ich bin also vom Stamme der Asra," flüsterte Iduna, „jetzt verstehe ich, warum Papa so ängstlich mich der Welt entzog. — Und ich konnte in einsamen Augenblicken seine vorsorgliche Güte verkennen!"

„Und welches Los bestimmst du dir, Iduna?" versetzte Fatime weich. „Meidest du die Liebe, so sieh in mir dein Zukunftsbild, ein dürrer Ast am grünen Baum des Lebens, folgst du aber ihrem verführerischen Locken, so winkt dir das Schicksal deines Volkes."

In Iduna war innerhalb weniger Minuten eine mächtige Veränderung vorgegangen; wohl war es noch das süße Kinderantlitz, welches träumerisch zum

Digitized by Google

Monde hinaufschaute, aus den tiefdunklen Augen aber strahlte die Seele eines kampfesmutigen, liebenden Weibes.

„Jetzt kenne ich der Asra, meines Volkes, düsteres Geheimnis, und wenngleich ich andern Glaubens bin wie sie, so wird die letzte Tochter ihres Stammes ihr edles Volk nie verleugnen!“

„Und was hast du beschlossen?“

Stolz richtete sich Jduna empor: „Ich bin Omars des Geliebten Enkelin, und freiwillig unterwerfe ich mich seinem Gesetz. Ich liebe Gawril Andrejewitsch, und wenn er meiner begehrt, so will ich in Leben und Tod die Seine sein.“

„So füge es Allah und sein Prophet gnädig mit euch,“ flüsterte die Greisin. „Ich aber will für euer Glück beten.“

Nur noch eine kleine Weile lugte der Mond hinab in den schweigenden Garten; als aber die beiden Frauengestalten in dem kleinen Hause verschwunden waren, setzte er ruhig seine Himmelsreise fort, andre Geheimnisse zu erlauschen. Er wußte ja, Jduna würde er noch einmal wiedersehen!

7.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde des folgenden Tages. Schon geraume Zeit hatte demnach die Sonne ihren Zenith überschritten, aber noch immer sandte sie ohne Unterlaß ihre Glutstrahlen auf die ermattete Landschaft herab. Mensch und Tier vermochten dies Übermaß von tropischer Hitze nicht mehr zu ertragen und suchten sich ein kühles, schattiges Erholungsplätzchen. Auch Jduna hatte sich in den kleinen Kiosk geflüchtet und, ein Buch in der Hand haltend, schien sie eifrig mit der Lektüre desselben beschäftigt. Doch immer wieder flog ihr Blick über dasselbe hinweg, indem sie bald den glitzernden Wasserstrahlen des lustig brausenden Springbrunnens folgte, bald mit einiger Unruhe die Allee, welche zu dem Wohnhause führte, spähend hinabschaute, als ob sie von dort her jemand erwarte. So hatte sie schon eine lange Weile gesessen, ohne daß sie in ihrer friedlichen Einsamkeit gestört worden wäre, und allmählich hatte sich um die feingeschnittenen Lippen ein leichter Zug von Trotz gelagert, welcher das liebliche Antlitz mit einem ganz eigenen Zauber umkleidete. Endlich jedoch schien ihr Sehnen Erhörung zu finden; langsame Schritte wurden auf dem trockenen Kies vernehmbar, und bald zeigten sich auch in einiger Entfernung zwei Personen, welche sich dem Kiosk näherten. Jdunas Gesicht nahm den Ausdruck eines possierlichen Erstaunens an. Die beiden Näherkommenden waren Fatime und Gawril. Daran an und für sich war noch nichts so gar Sonderbares, obwohl diese beiden Personen sich bisher wie in gegenseitiger Scheu stets gemieden hatten; diesmal aber — und das überraschte Jduna so sehr — waren sie in ein anscheinend sehr lebhaftes und wichtiges Gespräch vertieft, denn selbst in Fatimes marmornem Gesicht zeigte sich eine leichte Röte der Erregung, während Gawril, der in stolzer Sicherheit, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck einer lebhaften Freude, neben Fatime einherschritt, öfters den Schritt ver-

Digitized by Google

kürzte, wohl auch stehen blieb, um seiner Begleiterin irgend einen Umstand eindringlicher vor Augen zu führen.

Sobald jedoch die beiden Iduna in leicht erregter Neugier in der Thür des Kiosks stehen sahen, brachen sie das Gespräch plötzlich ab, und Gawril eilte mit schnellen Schritten auf das vor Freude erglühende Mädchen zu und begrüßte sie mit einer Herzlichkeit, welche Iduna in der letzten Zeit öfter vermißt hatte. Gawril erschien ihr heute überhaupt schöner und liebenswerter denn je, mochte das nun die Folge ihres gestrigen Gespräches mit Fatime sein, oder beeinflußte sie der Ausdruck männlich-kühner Kraft und Überlegenheit, welcher heute unbewußt aus Gawrils freudeblitzenden Augen strahlte, und welchem ein echt weibliches, liebendes Gemüt sich so gern unterordnet.

„Du kommst spät zu mir, Gawril," erwiderte sie herzlich, „Iduna hat dich lange erwartet."

„Ich muß den Vorwurf hinnehmen, Iduna," versetzte dieser, „und doch höre ich ihn lieber, als wenn ich fürchten müßte, zu zeitig gekommen zu sein und dich gestört zu haben."

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf: „Du weißt ja, du störst mich nie!" Anscheinend wußte sie nicht recht, was sie aus Gawrils Antwort machen sollte, denn Komplimente machen oder empfangen, dafür hatte sie noch durchaus kein Verständnis; sie war in reiner, natürlicher Einfachheit auferzogen worden, und so war auch ihr Empfinden. Nun mischte sich auch Fatime in das Gespräch, nachdem sie lange mit prüfendem Wohlwollen ihre Augen auf den beiden jungen Menschenkindern hatte ruhen lassen.

„Gawril Effendi ist ohne Schuld, er war heute bereits mit deinem Papa bei Alexander Sergejewitsch, um dessen neues Schloß in Augenschein zu nehmen. Die beiden Effendim werden noch heute zu uns kommen und uns dorthin mitnehmen. Besonders du, Iduna, sollst dem Grafen sagen, wie es dir gefällt, er meint, du werdest später oft dort wohnen."

„Ich, Ahne? Soll ich denn endlich hinaus in die Freiheit und die schöne, glückliche Welt sehen dürfen?"

Fatime zuckte schmerzlich zusammen bei diesen Worten, welche unbewußt und unschuldig ihr und Balkow's bisheriges Abschließungssystem so herb verdammten. Doch Iduna ließ ihr gar nicht Zeit zu einer Erwiderung; jubelnd schlang sie ihre Arme um den Hals der Greisin: „Oh, Ahne, wie glücklich bin ich doch, daß so viel gute, herrliche Menschen nur darauf sinnen, mir Freude und Glück zu bereiten. Nun mußt du mir aber gleich auf der Stelle noch einen Wunsch gewähren!"

„Und was begehrst du, Kind?"

„Ahne, es ist hier so heiß und schwül; laß mich, bis Papa und der Graf kommen, mit Gawril auf dem See fahren, dort muß es heute wonnig kühl sein, und ich möchte Gawril doch auch einmal den See mit seinen vielen Herrlichkeiten zeigen."

Digitized by Google

Langsam nickte die Alte mit dem Haupte: „Ich will dir heute deinen Wunsch nicht versagen. Du weißt, ich sehe dich nicht gern auf den blauen Wogen, denn die Geister der Tiefe sind treulos und tückisch; doch Gawril Effendi ist bei dir, er wird dich ja behüten und schirmen, wie niemand von uns. So geht denn, doch kehrt nicht zu spät zum Ufer zurück, ich will mit deinem Vater und Alexander Sergejewitsch euch dort erwarten."

Ein inniger Kuß war Idunas Dank, und langsam schritt Fatime wieder dem Hause zu, während Iduna lebhaft Gawrils Arm ergriff und fröhlich sagte: „Du hast gewiß schon viel Schönes in der Welt gesehen, viel Herrliches, das ich armes, unwissendes Mädchen mir gar nicht vorzustellen vermag, aber was ich dir heute zeigen will, das ist das Herrlichste, was ich kenne, ein Platz, den ich stets nur mit Ehrfurcht gegen unsres Gottes wunderbare Schöpfung betrete, und Papa," setzte sie mit einem Anfluge von Stolz hinzu, „hat auch gesagt: Dies Fleckchen Erde sei unvergleichlich schön."

„So komme, Iduna," sagte Gawril mit Rührung, „zeige mir deine kleinen Herrlichkeiten, und ich will mich mit dir daran freuen!"

„Ich weiß, du bist gut," erwiderte das junge Mädchen, „und deshalb will ich dir auch nichts vorenthalten, was ich dort schönes weiß, denn alles habe ich selbst Papa noch nicht gezeigt."

Arm in Arm wandelte das junge Paar die Allee nach der dem Hause entgegengesetzten Seite hinab, bis dieselbe ihr Ende erreichte, und ein rauher, unebener Fußpfad langsam die Bergwand, welche das Thal gegen Westen abschloß, sich hinaufschlängelte. Rüstig klimmten die beiden bergaufwärts; als jedoch der Gipfel erstiegen war, bot sich Gawril nicht, wie er erwartet hatte, eine weite Fernsicht, sondern drei hintereinanderliegende, immer höher hinaufragende Felswände, welche, vom Thale aus gesehen, viel weiter entfernt zu liegen schienen, versperrten jede Aussicht. Nur ein schmaler Weg, kaum Platz für einen Menschen bietend, wand sich zwischen diesen granitenen Mauern hindurch. Iduna klatschte fröhlich in die Hände, als sie Gawrils Verblüffung gewahrte. „Siehst du," lachte sie, „hier fängt das Reich der Gnomen und Geister, in dem ich so gern weile, bereits an. Doch folge mir unbesorgt, ich will deine Führerin sein." Und geschmeidig eilte sie zwischen den Felsen, in denen ein dämmerndes Halbdunkel herrschte, hindurch bis zu einer primitiven, aber durchaus sichern Brücke, welche über den grausigen Abgrund führte, der die erste Bergwand von der zweiten trennte. Auf der andern Seite wurde der Pfad, welchen die Natur mit wuchtiger Hand zwischen den Gesteinsmassen geschaffen hatte, wieder breiter, um schroff und steil in die Höhe zu führen. Doch Iduna, die keine Ermattung zu kennen schien, hatte bereits wieder Gawrils Arm ergriffen, und er durfte nicht hinter dem jungen Mädchen zurückbleiben. Endlich war die Höhe des Passes erstiegen, und jäh öffnete sich ein zweiter, noch tieferer Abgrund vor Gawril, der bereits, von Ehrfurcht für die ihn umgebende, gewaltige Natur ergriffen, mit andächtiger Scheu die tief unten brausenden Wassermassen zu sich hinaufrauschen hörte. Iduna wandte sich rasch einige Schritte nach rechts, und vor den beiden

Digitized by Google

lag eine zweite Brücke, welche zur jenseitigen, dritten und höchsten Bergwand hinüberführte. „Diese Brücken hat Papa auf mein inständiges Bitten machen lassen," erklärte das junge Mädchen, „als ich in meiner Einsamkeit, auf Wanderungen ausgehend, hierher gelangte und, von der stillen Schönheit dieser gewaltigen Welt ergriffen, ihn bat, mir behilflich zu sein, weiter in sie vordringen zu dürfen. Du weißt, wie gut Papa ist; er gewährte meine Bitte, und bald wirst du das herrlichste Bild vor Augen haben."

Schnell war auch diese zweite Brücke überschritten und tiefe Dunkelheit nahm das Paar auf, denn während sich vor ihnen ein weiter, höhlenartiger Durchgang befand, hatten sich die Felsen über ihren Häuptern fest zusammengeschlossen. Doch nur wenige Minuten schritten sie in Nacht gehüllt vorwärts, bald zeigte sich in der Ferne ein lichter Punkt, der beim Vorwärtsschreiten immer mehr an Größe zunahm.

„So," sagte Iduna, „wir sind gleich am Ziel, jetzt aber tritt hinter mich, Gawril, und sieh' nicht vor dich, bis ich es dir sagen werde. Du sollst das herrliche Schauspiel auf einmal vor dir sehen."

Gehorsam folgte der junge Künstler, und als nach kurzer Zeit Iduna plötzlich vor ihm weg zur Seite trat, da blieb er wie gebannt stehen, und nur ein einziger Laut des Entzückens entschlüpfte ihm, während seine bewundernden Augen sich von der majestätischen Szenerie, die sich vor seinen Blicken aufrollte, nicht abzuwenden vermochten.

Mit kindlicher Freude ruhten Idunas Augen beobachtend auf seinem ernsten Antlitz. Der Ausgang der Höhle hatte sich zu einer geräumigen Grotte erweitert, und vor den Augen des aus dichter Finsternis an das Licht des Tages zurückgekehrten Beschauers breitete sich ein tiefdunkler, weit in die Ferne reichender See aus, dessen kurze, mit Silberflocken gekrönte Wellen eintönig-melancholisch an das felsige Gestade schlugen. In der Mitte des Sees erhob sich ein kleines Eiland, welches, dicht mit Rosensträuchern besät, aus deren Mitte sich ein weißes Postament erhob, mit seinem mattroten Schimmer wundersam gegen die blaue Tiefe, der es sich entrungen hatte, kontrastierte. Von zwei Seiten, im Osten und Süden, schlossen hohe granitene Felsmauern die Gewässer ein, im Norden und Westen aber traten die gigantischen Gipfel des Kaukasus hart an die Ufer heran, und stolz die gezackten Häupter über die silberflockigen Wolken erhebend, duldeten sie in schweigender Majestät den ehrfurchtsvollen Kuß, welchen die azurnen Wogen ohne Ermüden auf ihren fühllosen Fuß preßten. Nur gegen Nordwesten wichen auch ihre stolzen Gebilde gabelförmig zurück, um einem noch Höheren, Gewaltigeren Raum zu schaffen. Dort ragte in scharfer, dreiseitiger Pyramide in unermeßliche Höhen die Königin dieser Riesen, der Tetnuld, empor. Stolz auf seine fleckenlose Unberührtheit, welche noch keines Menschen Fuß zu entweihen gewagt hatte, wölbte sich der mattblaue Eismantel um seine tiefgezackten Höhen, und unerreichbar dem Begehren sterblicher Menschen glühte sein einsamer Gipfel im goldigen Sonnenlichte.

Den wundersamsten Zauber aber in dieser gewaltigen Umgebung brachte das tiefe, geheimnisvolle Schweigen hervor, welches über dem Ganzen ruhte, nur

Digitized by Google

zu Zeiten unterbrochen durch langsam anschwellendes Grollen, welches, von den Höhen des Tetnuld herüberdonnernd, verriet, daß auch unter seiner eisigen Hülle das Leben pulsierte, und riesige Fels- und Eismassen in seinen gähnenden Schluchten, zu Atomen zerstiebend, zur Ruhe gebettet wurden.

Sonst aber verriet kein Geräusch, kein Atemzug die Anwesenheit eines lebenden Wesens, Iduna und Gawril waren die einzigen, deren Blick entzückt auf diesem Schauspiel ruhte.

Gawril hätte wohl noch lange gedankenvoll vor sich hingeschaut, doch Iduna unterbrach ihn: „Komm, Gawril, ich habe dir noch mehr des Schönen zu zeigen!"

Willenlos ließ dieser sich an das kleine Boot führen, welches wenige Schritte vor der Grotte, auf dem Kies des Gestades an einem schlanken Pfahl angekettet lag. Iduna war eine gewandte Ruderin, und während sich ihre elastische Gestalt graziös hin und herbog, tanzte der Nachen bereits leise schaukelnd auf den stillen Wogen, einen breiten Silberstreifen von Schaumperlen hinter sich zurücklassend. Beschämt, in seinen Träumereien Iduna allein die Mühe überlassen zu haben, ergriff nun auch Gawril das zweite Ruderpaar, und pfeilgeschwind flog unter dem frohen Lachen des jungen Mädchens das Boot dahin. Immer näher hob sich das kleine Eiland aus den Fluten und sandte bereits seine balsamischen Düfte zu dem jungen Paare herüber; als jedoch Gawril dem Nachen eine Wendung geben wollte, um auf die kleine Insel zuzuhalten, schüttelte Iduna das Köpfchen: „Dorthin führt unser Weg nicht, von dieser Seite dürfen wir uns überhaupt nicht nähern, denn in der Nähe der Insel befindet sich hier ein gefährlicher Strudel, und wir wären beide rettungslos verloren, gerieten wir in seine Gewalt! Du kannst schon von hier aus sehen, wie er dort drüben seine kreisenden Wogen zieht. Ich habe aber noch einen andern Grund," fuhr sie nach einer kleinen Pause leicht errötend fort, während Gawril mit einem sonderbaren Gefühl von Beklemmung dem endlosen Kreiselspiel des Strudels folgte.

„Und dieser Grund wäre?" versetzte Gawril, ohne sonderliches Interesse und immer noch in seine Betrachtungen vertieft.

„Ich kann ihn dir noch nicht sagen. Auch Papa hat, seitdem die Arbeiter jenes Monument dort vollendet haben, die Insel nicht mehr betreten. Sie ist ganz mein Eigentum, und kein andrer darf sie und mein kleines Geheimnis mit ihr in Augenschein nehmen."

Gawril blickte jetzt mit einer leichten Empfindlichkeit auf Iduna, als ob er ihr die Berechtigung absprechen müßte, vor ihm Geheimnisse zu haben. Doch schnell ward seine gesunde, edle Natur Herr dieses kleinlichen Gefühls. Was hatte er denn so Großes gethan, um des Mädchens schrankenloses Vertrauen zu verdienen.

„So muß ich mich freilich bescheiden," lächelte er ruhig, „vielleicht wird ja für mich einst der Schleier auch dieses Geheimnisses fallen."

„Oh, sicher wirst du bald wissen —" eine Blutwelle schoß bei diesen hastig gesprochenen Worten der schönen Sprecherin ins Antlitz, und sie brach mitten im Satze ab. Gawril, welcher ihre tiefe Verlegenheit bemerkte, kam ihr zu Hilfe, indem

Digitized by Google

er sich den Anschein gab, als ob er ihr seltsames Benehmen nicht bemerkt habe: „Und wohin hast du beschlossen, mich zu führen, Iduna?"

„Dorthin!" und sie wies leicht mit dem Finger nach Nordwesten gegen die Eismassen des Tetnuld hin. Ihrem Winke folgend, lenkte Gawril das Boot in die bezeichnete Richtung; allmählich traten die Konturen des Ufers deutlicher und bestimmter hervor, und nach kaum einstündiger Fahrt legte der Nachen in einer kleinen Bucht bei; nachdem ihn Iduna mit gewandter Hand wieder an einen stämmigen Pfahl angekettet hatte, winkte sie schweigend ihrem Begleiter, ihr zu folgen. Vom Ufer führten einige Stufen aufwärts zu einer Art Grotte, welche überall zierlich mit Moos ausgelegt war und am Eingang durch einen Vorbau aus Eichenstämmen gegen den Zutritt von Regen oder Schnee geschützt wurde. Im Hintergrunde der Grotte, welche durch das einfallende Sonnenlicht völlig erhellt wurde, erblickte man eine Bank, welche, mit Birkenrinde umkleidet, zu behaglicher Ruhe einlud. Iduna jedoch schritt an dem Eingang vorüber, und an der äußeren rechten Seite des Vorbaues wurde eine kleine Wendeltreppe sichtbar, welche auf den Felsen führte, der das Dach der Grotte bildete. Wortlos folgte Gawril seiner Führerin bis auf die Höhe der Klippe, wo Iduna auf einer Moosbank Platz nahm und, ihres Begleiters Hand ergreifend, ihn an ihre Seite zog.

„Dies ist der Platz, Gawril," sagte sie mit leiser Wehmut, „von wo aus ich in die herrliche, schöne Gotteswelt, die mir bis jetzt verschlossen ist, hinauszuschauen pflege. Betreten durfte ich sie nicht, aber doch habe ich von hier aus mich oft ihrer Herrlichkeit erfreut."

Dabei wies sie auf einen klaffenden, weiten Spalt in der südlichen Felswand, welcher den vom Ostrande des Sees Kommenden unsichtbar bleiben mußte, und der einen unvergleichlich schönen Blick in die Ebene hinab gewährte.

Gebadet in goldener Lichtflut dehnten sich die üppigen Wälder und Fluren von Grusien und Mingrelien in unabsehbare Weiten hin, und in ihrer Mitte schlängelte sich als glitzernder Silberstreif die eilende Kurá zum fernen Kaspis-See, nachdem sie der Königin dieser Gaue, dem kuppelreichen Tiflis, ihre schmeichelnde Huldigung bezeigt. Ganz fern im Hintergrunde aber, durch lose Wolkenschleier oft minutenlang verhüllt, ragte der dreigegipfelte Ararat stolz und kühn seine Häupter in den blauen Äther, gleich als ob er wüßte, daß er eine jener Gigantenlettern sei, mit welchen des Allmächtigen Hand die Geschichte seiner Menschheit dem blödesten Auge lesbar macht.

„Das Bild hier ist berückend schön," versetzte Gawril leise.

„So nur kenne ich die Welt, in Glanz und Herrlichkeit," entgegnete Iduna, „und nun endlich giebt mir Papa die Erlaubnis, mich ihrer auch in der Nähe freuen zu dürfen."

„Und wer weiß, Iduna, ob sie dir dann noch so hehr, so liebreizend erscheinen wird, wie sie von hier aus verlockend winkt."

„Wie meinst du das, Gawril?"

„Die Welt ist allerorten schön, meine liebe Iduna," versetzte dieser ernst, „doch allzuoft nur entweiht sie der Mensch durch Bosheit und Arglist. Aber wozu dein

Digitized by Google

frohes Gemüt jetzt mit dergleichen vergiften? In dem Augenblick, wo sie sich dir öffnet, sollst du nur ihre Herrlichkeiten schauen, und ihre Schmerzen hoffe ich von dir fernhalten zu können."

Er hatte bei den letzten Worten stolz den Kopf erhoben, und in unwillkürlicher Bewegung hatte Iduna ihren Arm um seinen Nacken gelegt: „Ja, Gawril, ich weiß es, du wirst mir ein treuer Beschützer sein!" flüsterte sie in weichen Tönen in sein Ohr.

Gawril fühlte sich mächtig erregt. Halb willenlos legte er seinen Arm um des Mädchens schlanke Taille, und sie sanft an sich ziehend, sagte er mit vibrierender Stimme: „Die Stunde ist gekommen, da ich sprechen muß, Iduna. Ein Machtwort deines Vaters eröffnet dir heute ein lachendes Paradies, unter dessen duftenden Blüten die Schlange lauert. Und wohl glaube ich sagen zu dürfen, daß ohne mein Dazwischentreten heute dir dies Erlösungswort noch nicht gefallen wäre, denn Jegor Abramowitsch fürchtet die Welt für dich, die du so heiß sie ersehnst. Er weiß aber auch, daß ich mein Herzblut dahingebe, dich vor ihren Gefahren zu schirmen, er kennt jede Faser meines Herzens, er weiß, wie innig und tief ich dich liebe. Ja, Iduna, hier in dieser erhabenen Einsamkeit öffnet sich mein Herz und es drängt mich, dir zu sagen, was ich so lange qualvoll verheimlicht habe. Noch nie habe ich auf Erden ein Wesen gefunden wie dich, das für mich Licht und Leben, Glück und Sonnenschein allein bedeutet. Nur in deiner Nähe erscheint mir die Welt noch schön und begehrenswert, erblicke ich aber dein süßes Antlitz nicht mehr, so bin ich düster und verdrossen, ein trauriger, trüber Genosse. Und wenn du, Iduna, auf deiner Lebensbahn einen treuen Gefährten wünschest, der jede Sorge, jeden Schmerz von deinem kindlich reinen Gemüt fernhalten soll, so tritt an meiner Seite hinaus in das brausende Gewühl dort unten, und du wirst glücklich sein!"

Immer inniger und fester hatte das junge Mädchen Gawril umschlungen, und als er geendet, hauchte sie selig lächelnd vor sich hin: „Oh Gawril, ahnst du, wie glücklich du mich machst? Iduna liebt dich mit aller Glut ihrer Seele, und sie will selbst der Welt Herrlichkeiten meiden, wenn du nur bei ihr bleibst."

„So ist der holde Preis errungen," jubelte Gawril laut, und schon zog er die hold Errötende an sich, um einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen zu drücken, als ihn ein jäher Donnerschlag, der hundertfach in den Klüften nachgrollte, erschreckt auffahren ließ.

Auch Iduna war mit einem leisen Schrei aufgesprungen und warf einen raschen Blick zum Himmel empor, dessen eine Hälfte sich nach der sengenden Gluthitze plötzlich mit einer tiefschwarzen Wolkenschicht bedeckt hatte, während die andre im Süden und Osten noch immer ein fahles Blau zeigte.

„Um Gottes willen, ein Orkan, Gawril," rief sie erschreckt, „rasch hinunter in die Grotte, sonst werden wir in den See geschleudert." — Und in wilder Hast zog sie den noch halb Betäubten zu der Wendeltreppe, deren Stiegen bereits, vom Winde gepeitscht, mit ächzendem Klirren gegen die Felswand schlugen. Glücklich gelang der Abstieg, doch nun hüllte unheimliche Dunkelheit die beiden

Digitized by Google

Liebenden ein, und mit leisem Tasten suchte Iduna den Eingang zu der Grotte zu finden. Auf einmal schwieg der Sturm wie auf einen Zauberschlag hin, aber immer dichter und beängstigender wurde die Finsternis, bis sie, jäh von einer Feuergarbe durchzuckt, sekundenlang einem grellen, blendenden Lichte wich.

Aber dieser eine kurze Moment hatte Iduna genügt, den Eingang zu finden, und im nächsten Augenblicke befanden sich die beiden Liebenden in behaglicher Sicherheit auf der kleinen Birkenbank, während draußen die entfesselten Elemente in entsetzlicher Wut tobten.

„Das ist schrecklich schön," versetzte Gawril mit Bewunderung. Iduna schwieg und schmiegte sich von neuem eng an den Geliebten. Unterdessen entlud sich draußen der Orkan mit elementarer Gewalt; als ob die Schleusen des Himmels wie zu den Zeiten der großen Flut geöffnet seien, ergossen sich Wasserströme in wilder Wut aus den tiefschwarzen Wolken auf das nackte Gestein und in den See, dessen zischende und brausende Wogen das Geheul des Sturmes noch übertönten. Dazu zuckten grelle Blitze ohne Unterlaß über das in Finsternis gehüllte Himmelsgewölbe, und krachend hallte der Donner aus Klüften und Abgründen wieder. Doch nichts vermochte das stille Liebesglück zweier seliger Menschen zu stören. Ihre Herzen waren zu voll des Glückes, als daß sie ihm in Worten hätten Ausdruck verleihen können, aber der innige Blick, mit welchem Gawril auf das junge, liebliche Wesen an seiner Seite hinabschaute, sprach beredter, als Laute menschlicher Stimmen es vermocht hätten.

Orkane von solcher Heftigkeit sind in den Gebirgsthälern des Kaukasus keine Seltenheit, je heftiger sie aber auftreten, desto schneller pflegen sie sich wieder zu verziehen. Auch diesmal hatte das Unwetter in nicht allzu langer Zeit ausgetobt, und die letzten Stöße des Orkans dienten nur dazu, die Trümmer der geborstenen Wolkenmassen in die Ebene hinabzujagen, während über dem See sich von neuem die azurne Himmelsdecke in stiller Majestät ausbreitete. Doch die Sonne war unterdes zur Ruhe gegangen, und silbern strahlte die halbe Mondsichel auf die beruhigte Erde hinab; wären nicht die noch immer unruhig brausenden Wellen des Sees gewesen, kein Zeichen hätte mehr an den furchtbaren Herrscher erinnert, der noch vor kurzem in schrankenloser Willkür hier gewütet hatte.

„Komm, Gawril, laß uns nach Hause eilen," unterbrach Iduna die feierliche Stille, „es ist bereits spät."

Schnell war der Kahn gelöst, und dem kräftigen Druck der Ruder nachgebend, wichen die noch immer erregten Wogen widerwillig zur Seite, um dem leicht dahinschießenden Fahrzeuge Raum zu geben. Doch ihr leises Grollen verriet, daß sie nur gezwungen den tollkühnen Menschenkindern wichen, welche es wagten, ihre Einsamkeit zu stören. Allmählich tauchte das Roseneiland wieder vor Gawril's Blicken auf. Wie von einer plötzlichen Erinnerung erfaßt, zog er die Ruder ein und wandte sich zu Iduna. „Iduna, mein Lieb," flüsterte er, „vor wenigen Stunden erzähltest du mir, dies liebliche Eiland berge eines deiner kleinen, süßen Geheimnisse; werde ich jetzt erfahren dürfen, was meine Iduna dort drüben so gar Heimliches verborgen hat?"

Digitized by Google

Mit seligem Lächeln nickte ihm das junge Mädchen zu: Du mußt es jetzt sogar erfahren, Gawril, obwohl du mich ob meiner kindischen Thorheit schelten wirst, doch du sollst Hand in Hand mit mir mein kleines Heiligtum betreten. Sieh, Gawril, wohl war ich einsam und abgeschlossen von den Freuden der Welt, doch schon damals ahnte ich das selige Gefühl der Liebe, welches mich jetzt so wonnevoll durchdringt, und nun las ich in den Büchern von dem edlen Griechenstamme und ihrer Aphrodite Anadyomene, die sie als die lieblichste ihrer Göttinnen unter Rosenopfern verehrten. Da beschloß auch ich ein Gleiches zu thun. Ohne Papa zu sagen, zu welchem Zweck, denn ich fürchtete, er würde meiner Thorheit spotten, ließ ich mir einen kleinen marmornen Altar errichten und ringsherum bepflanzte ich die ganze Insel mit Rosen, in dem süßen Wahne, hier der schönen Göttin zu dienen. Und ich gab mir das Versprechen, an dem Tage, an welchem sie mich auch beglücken würde und ich geliebt sein würde wie andre frohe Menschenkinder, da wollte ich als ihre Priesterin vor den Altar treten und einen Theerosenstrauch, den schönsten von allen, welche die Insel birgt, ihr zum Opfer bringen. Schilt nicht, Gawril, dir muß mein Spiel wohl kindisch erscheinen; aber heute ist der Tag erschienen, der mich so unendlich glücklich macht, darum sollst du mit mir die Insel betreten, und dankbar will ich der Göttin die schönste der Rosen weihen!"

Mit Rührung hatte Gawril Idunas kindliches Bekenntnis vernommen. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem lieblichen Wesen hin, das jetzt sein eigen sein sollte; nicht achtend der Gefahr beugte er sich zu ihr hinüber und zog sie mit liebender Gewalt an sich. „Iduna," flüsterte er heiß, „ahnst du denn gar nicht, wie jedes Wort deines reinen Herzens dich mir noch liebenswerter, noch teurer macht? Oh, Mädchen, gäbe es doch etwas in der Welt, das du begehrtest und das ich dir zu Füßen legen könnte, um zu zeigen, wie tief und wahr ich dich liebe."

„Ich will nur dich," hauchte Iduna und umschlang stürmisch den Geliebten.

— Iduna, höre das Grollen der Wogen; die Geister der Tiefe, sie sind voll Tücke und neiden das Glück der Sterblichen. Iduna, hüte dich! —

Doch wer konnte dem glücklichen Paare ein Warner sein. „Also du liebst mich, mich allein?" jubelte Gawril.

„Ich liebte dich, seit ich dich zum ersten Male gesehen, und jede Minute, die ich ohne dich seitdem gelebt habe, war nur von banger Sehnsucht nach deiner Wiederkehr erfüllt."

Glückstrahlend öffnete Gawril seine Arme und neigte seine Lippen auf den rosigen, liebeatmenden Mund, welcher sich schwellend ihm zum Genießen darbot.

— Thörichte Menschenkinder, die ihr, von Liebe berauscht, nicht achtet der drohenden Gefahr; nur einmal blickt auf aus süßem Gekose; hört ihr das Gurgeln des Strudels nicht? glaubt ihr sie schlummernd, die Geister der Tiefe? —

Umsonst! Lippe an Lippe gepreßt, in selige Vergessenheit versunken, so hielten sich beide umschlungen.

Digitized by Google

„Iduna," flüsterte Gawril, „du bist eine Göttin, zu hehr für mich armen Staubgeborenen!"

„Nein, mein Gawril, das bin ich nicht, aber ich bin das glücklichste Weib!"

— Iduna, Iduna, du Letzte vom Stamme der Asra, denke an deines Volkes Verheißung und meide . . . —

Doch schon war es geschehen. Ein gellender Aufschrei tönte durch die schweigende Nacht. Dann ward es stille, nur der kleine Nachen wirbelte kieloben in dem Kreisen des Strudels.

Da teilen sich auf einmal die erregten Wogen; scheu, im Gefühl begangenen Unrechts, weichen sie zur Seite vor den gewaltigen Anstrengungen des Mannes, der, eine teure Last in den Armen, dem Ufer zustrebt. Und ohne Widerstand gaben die Geister der Tiefe ihr Opfer frei; nur eins, das warme, heiß pulsierende Leben, das hatten sie in kühler Flut zurückbehalten.

Gawril hat den rettenden Strand erreicht. Doch welchen Preis hat er dafür gezahlt! Tot ruht Iduna in seinen Armen, und er handelt nur nach dunklen Trieben, er vermag nicht zu denken, noch die Größe seines Jammers zu fassen. Sanft hebt er sein totes Lieb auf und trägt es thränenlosen Auges auf den marmornen Altar, der sich inmitten blühender Rosen erhebt. Dort bettet er sie sanft nieder und von den Theerosen zu Häupten des Altars bricht er die schönsten Blüten, die Tote damit zu schmücken, bis sie, die herrlichste der Rosen, unter ihren Schwestern ruht. Er aber, der Priester, der sein Teuerstes hier geopfert hat, sinkt stumm nieder und schaut sie unverwandten Blickes an. Er sieht nicht, wie ein gebrochener Greis weinend neben ihm niederkniet, er hat kein Auge für die marmorbleiche Frauengestalt, deren graue Locken ihr regellos über den Nacken fallen, und die stumm, mit gekreuzten Armen zu der Toten niederblickt, er hat nur Augen für sie, für seine Iduna, und in seinen Ohren hallen noch ihre letzten Worte wieder: „Ich bin das glücklichste Weib!"

* * *

Gawril Andrejewitsch ist ein großer Maler geworden, ein Meister seiner Kunst, vor dessen Genius sich die Welt bewundernd beugt. Doch wenigen Freunden nur ist er zugänglich, in sich gekehrt und menschenscheu schließt er sich ab von der Bewunderung der Welt; Graf Hardegg allein, der in Wien zuerst auf Gawrils gewaltige Werke hinwies, war es vergönnt, den weltentlegenen Zufluchtsort des berühmten Mannes im fernen Kaukasus zu betreten. Auch er hatte sich mit der stillen Hoffnung getragen, Gawril Andrejewitsch zur Rückkehr in die Welt zu bewegen; doch als er von Majestschaftije zurückgekehrt war, wies er alle zudringlichen Frager ruhig und gemessen zurück. „Jetzt verstehe ich," pflegte er zu sagen, „warum unserm Gawril die Welt nichts mehr zu bieten vermag, denn dort leben außer ihm noch drei Menschen, welche nur den einen Zweck kennen, sich gegenseitig das Leben zu verschönern; und dort findet ihr auch sein Meisterwerk, von dem seine größten Schöpfungen, die ihr kennt, nur schwache Kopien sind."

Digitized by Google

„Wird er es nie ausstellen?"

„Nie!"

„Und welchen Gegenstand behandelt es?"

„Gegenstand?" — Des Grafen Stimme klang seltsam verschleiert, als er einmal darauf Antwort gab: „Sie ist es, die sterbend ihn zum Künstler weihte; Iduna, die Letzte vom Stamme der Asra!"

Ein Brief des Earls Grey über den Kampf gegen die Anarchisten und Sozialisten.

Sehr geehrter Herr.

Als ich Ihren Brief vom 15. April 1892 bekam, in dem Sie mich baten, einen Aufsatz oder einen Brief zur Veröffentlichung in der Deutschen Revue zu schreiben, in dem ich meine Meinung über den Kampf der Humanität und des Christentums gegen die alle Kultur und alle Staaten bedrohenden Anarchisten und Sozialisten aussprechen sollte, da hatte ich noch die Hoffnung, es würde mir gelingen, Ihrem freundlichen Ersuchen in kurzer Zeit nachzukommen. Aber es kam anders. Ich mußte längere Zeit von Hause fort sein und hatte außerdem eine Reihe von andern Aufgaben zu erfüllen, welche mir nicht gestatteten, der Behandlung dieser wichtigen und schwierigen Frage so viel Zeit zu widmen, wie sie erfordert. Doch will ich jetzt den Versuch machen, meine Ansicht, so gut es geht, zum Ausdruck zu bringen, und ich muß es Ihnen überlassen, ob Sie meine Ausführungen erschöpfend und gründlich genug finden werden, um ihnen einigen Wert für den Leserkreis der Revue beimessen zu können.

Wie ich aus Ihrer Fragestellung entnehmen muß, gehen Sie davon aus, daß es in den meisten europäischen Staaten große Volksmassen giebt, welche nach Aufhebung aller gesetzmäßigen Ordnung und nach einer gewaltsamen Umstoßung der gegenwärtigen Gesellschaftsverfassung streben, und daß diese Bestrebungen durch ihre große Verbreitung angefangen haben, ernstlich gefahrdrohend zu werden. Und diese Furcht ist, wie auch ich glaube, keineswegs unbegründet. Denn selbst hier in England besteht dies Übel, wie ich an deutlichen Kennzeichen wahrgenommen habe, aber ich habe noch die Hoffnung, daß es hier eine verhältnismäßig geringere Ausdehnung und weniger drohende Formen annehmen wird als auf dem Festlande, weil es hier auf andre Ursachen zurückzuführen ist.

Denn nach allem, was ich weiß, ist die weite Verbreitung der öffentlichen Unzufriedenheit in den Staaten des europäischen Festlandes, in denen auch am meisten Anlaß zur Furcht vor den Folgen der Ausbrüche besteht, fast nichts als die natürliche Folge der harten Lage, welche die auf körperliche Arbeit angewiesenen

Digitized by Google

Gesellschaftsklassen ihrer überwiegenden Mehrzahl nach ertragen müssen. Die Nachrichten, welche von Zeit zu Zeit in den festländischen Zeitungen erscheinen, haben mir den sicheren Beweis geliefert, daß in mehreren dieser Staaten, vor allem in Italien, aber auch im Deutschen Reiche, die Arbeiter und vor allen Dingen die ungelernten, ein sehr schweres Leben führen; denn bei den hohen Preisen, die sie für ihre Lebensbedürfnisse bezahlen müssen, reichen ihr Löhne nicht aus, um ihnen diejenigen unentbehrlichen Lebensannehmlichkeiten zu verschaffen, die sie vernünftigerweise erwarten durften. Diese Entbehrungen führen aber ganz naturgemäß dahin, daß die Arbeiter unzufrieden werden und oft anfangen ihre Beherrscher zu hassen, wobei sie sich von den Fehlern, die ihre Regierungen begangen haben sollen, und von den Mitteln, mit denen ihnen geholfen werden kann, in den meisten Ländern ganz falsche Vorstellungen zu machen pflegen. Denn daß die, welche am lautesten nach Abhilfe für die Nöte der arbeitenden Klassen schreien, unter den vielen Mitteln, die sie zur Erreichung ihrer Ziele empfehlen, auch eine gründliche Umwälzung der in den meisten Staaten befolgten falschen Handelspolitik ins Auge fassen, kommt sehr selten vor. Und doch glaube ich, daß man bei eingehender Prüfung der Sachlage immer mehr zu der Überzeugung kommen muß, daß der erste und wichtigste Schritt, der zur Aufbesserung der Lage der arbeitenden Klassen gethan werden kann, der ist, daß man mit der unglücklichen Handelspolitik vollständig bricht, welche heute unter dem falschen Schlagwort des Schutzes des heimischen Gewerbes bekannt ist.

Zur Begründung dieser Behauptungen muß ich die Ausführungen, welche ich in einem Aufsatz über den Freihandel in der Januar-Nummer des nineteenth century gemacht habe, in aller Kürze wiederholen.

Es ist ein allgemeiner Grundsatz, der sich bei allen Völkern bestätigt, daß das größere oder geringere Maß von Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, das die Bevölkerung sich verschaffen kann, hauptsächlich davon abhängt, wie eifrig und wie erfolgreich die Gewerbe in demselben Lande betrieben werden. Freilich ist es denkbar und nicht immer ausgeschlossen, daß in der politischen und gesellschaftlichen Verfassung eines Landes fehlerhafte Einrichtungen vorkommen, durch welche die natürliche Verteilung der Gewerbeerzeugnisse unter die Einwohner des Landes verhindert wird; und wo solche Störungen vorkommen, da sollten sie beseitigt werden. Aber abgesehen von den Ländern, wo Sklaverei besteht oder die persönliche Freiheit in großem Umfange eingeschränkt ist, ist doch die Wohlhabenheit am größten und die Lebenshaltung am behäbigsten, wo das Gewerbe am ergiebigsten ist.

Der große Abstand zwischen der jämmerlichen Lebensführung selbst des reichsten Wilden und der nicht geringen Sicherheit und der vielen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, deren sich bei uns selbst der ärmste Arbeiter erfreut, kommt daher, daß der Wilde mit seinen geringen Kenntnissen und Erfahrungen und mit seiner flüchtigen Arbeitsweise lange nicht so viele Güter zur Befriedigung der menschlichen Lebensbedürfnisse herstellen kann wie der wohlgeschulte Arbeiter

Digitized by Google

in einem gebildeten Volke, wenn er regelmäßig und fleißig arbeitet und alle Hilfsmittel und Kunstgriffe ausnutzt, welche schon seit vielen Generationen in steigendem Maße dazu verwandt werden, um die Arbeit ergiebiger zu machen. Diese Vorzüge sind den zivilisierten Völkern aber nicht vom Himmel herab in den Schoß gefallen, nur durch langsames und stufenweises Fortschreiten haben sich diese begünstigten Naturen aus der Barbarei heraus und zu immer höheren Stufen der Zivilisation empor gearbeitet.

Die Bevölkerung Englands ist jetzt mehrere Male so groß, wie sie vor sechs oder sieben hundert Jahren war, und dabei genießen jetzt alle Stände mehr Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, als unsre Vorfahren sich träumen ließen. Woher kommt dies? Jede Generation hat das, was sie von ihren Eltern überkommen hatte, an ihre Kinder in reicherem und besserem Maße weiter gegeben, so daß die Geschicklichkeit in der Handhabung der Geräte und das Verständnis für die Ausnutzung der Kräfte immer mehr wuchsen; in derselben Weise nahm auch der Gebrauch der Maschinen immer mehr zu, und die Unterwerfung der Naturkräfte unter den menschlichen Willen glückte immer besser; so wuchs der Nationalreichtum von Jahr zu Jahr, und unsre heutige Gewerbethätigkeit und die durch sie verbreiteten Segnungen sind ein Ergebnis der Arbeit und des Kapitals, die viele Jahrhunderte hindurch auf die Hebung des Gewerbes verwandt sind. So wird das Wachstum des Wohlstandes, das wir bei jeder fortschreitenden Nation beobachten, durch die wachsende Ergiebigkeit der Arbeit hervorgerufen, indem wir es lernen, mit derselben Menge von menschlicher Arbeitskraft immer mehr notwendige und nützliche Dinge zu schaffen.

Daß diese Auffassung von dem natürlichen Fortschritt der menschlichen Gesellschaft richtig ist, kann wohl keinem ernsthaften Zweifel unterliegen, und so ist es denn auch ein unbestreitbares Gesetz, daß alle Einrichtungen, durch welche die menschliche Arbeit ergiebiger gemacht wird, das Gesamtwohl fördern und daß alle Einrichtungen mit umgekehrter Wirkung den gemeinsamen Reichtum verringern. Dies führt aber zu dem weiteren Satze, daß die sogenannte Schutzzollpolitik dazu bestimmt ist, die Wohlhabenheit eines Volkes zu vermindern; denn der Zweck und die Wirkung aller sogenannten Schutzzölle ist zweifellos der, die Ausgiebigkeit der heimischen Arbeitsthätigkeit zu verringern, wie aus dem folgenden hervorgeht.

Der anerkannte Zweck, der dadurch erreicht werden soll, daß gewisse Güter bei der Einfuhr mit Schutzzöllen belegt werden, geht dahin, daß diejenigen, welche eben solche Güter im Inlande herstellen, einen höheren Preis für ihre Ware bekommen, als sie bei dem ungehinderten Wettbewerb mit dem Auslande beziehen würden.

Nun aber werden in allen Ländern die Verkaufspreise der Güter im allgemeinen durch den Betrag der dafür ausgelegten Arbeitslöhne und unter Berücksichtigung der auf sie entfallenden Anteile der Betriebskapitalzinsen bestimmt.

Wenn nun die Preise für die heimischen Gewerbeerzeugnisse höher sind, als sie für gleichartige fremde ohne die Zollsätze sein würden, so wird hierdurch die Ausgiebigkeit der heimischen Gewerbethätigkeit deshalb vermindert, weil das ein-

Digitized by Google

führende Land die fremden Sachen nicht umsonst bekommt, sondern sie direkt oder indirekt mit den Früchten andrer Gewerbszweige wieder bezahlen muß. Wenn die Preise der fremden Waren billiger sind, so erhellt, daß der heimische Gewerbetreibende mit einer gegebenen Menge von Arbeit und Kapital eine geringere Menge dieser Waren bekommt, wenn er sie selbst zu schaffen sucht, als wenn er Waren andrer Art herstellt und dafür die begehrten eintauscht.

Wenn also eine Regierung die auswärtigen Waren mit Zöllen belegt, um dadurch dem heimischen Gewerbe mehr Betriebszweige zu eröffnen, so handelt sie gerade so verkehrt und unüberlegt, wie die Arbeiter innerhalb und außerhalb Englands es oft gemacht haben, wenn sie sich der Einführung der arbeit-sparenden Maschinen mit Gewalt widersetzen wollten. In beiden Fällen glaubte man den Volkswohlstand durch solche Mittel zu heben, welche in Wahrheit den natürlichen Fortschritt hemmen mußten, indem sie die Gewerbetreibenden hinderten, ihre Betriebsart so zu wählen, wie sie ihre Kräfte am besten ausnutzen konnten.

Die genannten Zölle haben ferner noch die Wirkung, daß sie den Steuerdruck unverhältnismäßig vermehren. In allen europäischen Staaten werden die direkten Steuern, welche ohnehin schon schwer genug auf der Bevölkerung lasten, durch das Hinzutreten der Schutzzölle noch fühlbarer gemacht, ohne daß auf der andern Seite eine Einnahme-Vermehrung hinzukäme und dies wieder ausgliche. In den erhöhten Preisen, welche das Publikum infolge der Schutzzölle der Waren zahlen muß, die es nicht entbehren kann, zahlt es eine Steuer, die ihm oft sehr schwer fällt und die dabei dem öffentlichen Vermögen meist gar nicht oder nur zum Teil zu gute kommt; durch die Beseitigung dieser Schutzzölle würde daher der Menge eine große Erleichterung gewährt werden.

Die Vorteile des Freihandels sind nicht nur theoretisch festzustellen, sondern auch durch die Erfahrung bewährt; die schutzzöllnerischen Politiker des Festlandes könnten von der englischen Wirtschaftsgeschichte viel lernen. Denn hier wurde viele Jahre hindurch eine Schutzzollpolitik befolgt, welche in ihren Grundzügen mit der zur Zeit auf dem Festlande herrschenden genau übereinstimmte, die dann aber infolge der Zunahme der Volkszahl und aus andern Gründen schon vor langer Zeit aufgegeben werden mußte, nachdem der Druck mit dem Fortschreiten der Zeit immer schwerer und unerträglicher geworden war. Schon im Jahre 1843 hatte sie für alle Klassen der Bevölkerung so schwere Nachteile zur Folge gehabt, daß die Minister selbst der Königin den Rat gaben, die Aufmerksamkeit der Volksvertretung auf diesen Punkt zu lenken; die Lage der Dinge war ähnlich wie heute in verschiedenen europäischen Festlandsstaaten: die Arbeiter-Bevölkerung, welche schon mehr als einmal in offene Gewalt ausgebrochen war, zeigte sich infolge der vielen Entbehrungen, welche sie zu leiden hatte, unzufrieden, Grundbesitzer und Pächter, Gewerbetreibende und Kaufleute klagten laut über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, und die Finanzlage des Landes war sehr wenig zufriedenstellend. Als die Volksvertretung durch die Thronrede des Jahres 1843 auf diese Mißstände hingewiesen wurde, da machte die geringe Zahl von Freihändlern, welche damals im Unterhause saß, die Behauptung geltend,

Digitized by Google

man könne dem Übel mit den besten Aussichten auf Erfolg abhelfen, wenn man diejenigen Steuern, welche hauptsächlich das Gewerbe drückten, abschaffte oder verringerte. Diesen Grundsatz hatte Robert Peel zum Teil, aber nicht in vollem Umfange angenommen, indem er einige der auf der Industrie lastendenden Abgaben aufhob oder verringerte und dafür eine direkte Steuer in der Form der Einkommensteuer einführte. Im Jahre 1843 und in den beiden folgenden Jahren wurde die Beseitigung der Abgaben, welche mehr aus den Taschen der Steuerzahler herausholten, als sie in den Staatsschatz hinein brachten, mit großem Erfolge fortgesetzt. Aber grundsätzlich waren die Minister doch Anhänger der Schutzzollpolitik geblieben. Erst die Hungersnot, welche in Irland infolge der Kartoffelkrankheit entstand, brachte Peel dazu, die bisherige Politik aufzugeben und sich rückhaltslos für den entgegengesetzten Grundsatz des Freihandels auszusprechen. Von diesem Umschwung ließ er sich, nachdem er ihn für recht erkannt hatte, auch dadurch nicht abhalten, daß einige seiner einflußreichen Kollegen ihn im Stiche ließen und daß er selbst zu Falle kommen mußte, nachdem er die Volksvertretung für die Abschaffung eines Gesetzes gewonnen hatte, mit dessen Hilfe die Landleute sich bisher gegen die Konkurrenz des fremden Getreides geschützt hatten.

Die Wirkungen dieses Umschwunges übertrafen alle Erwartungen. Die Übelstände, unter denen das Land bis vor kurzem so sehr gelitten hatte, verschwanden wie weggeblasen, und zugleich war auch die Neigung zu Gesetzwidrigkeiten, die in den Chartistenunruhen zu Tage getreten war, beseitigt. Auch die Staatsfinanzen wurden gehoben; die Steuern, welche man hatte beibehalten müssen, waren nach Beseitigung der Schutzzölle um so viel einträglicher geworden, daß von Zeit zu Zeit noch weitere Erleichterungen bewilligt werden konnten.

Schon diese kurze und flüchtige Skizze der englischen Wirtschaftsgeschichte führt meines Erachtens unwiderleglich zu dem Schlusse, daß auch die Festlandsnationen vor allen Dingen dem englischen Beispiele folgen und die falsche Schutzzollpolitik aufgeben müssen, wenn sie die Gefahren vermeiden wollen, welche ihnen aus dem überall eingerissenen Hange zur Gesetz- und Herrenlosigkeit drohen, denn dieser Hang beruht, wie ich glaube, in erster Linie auf der wirtschaftlichen Not, unter der die arbeitende Bevölkerung zu leiden hat.

Es kommt mir ganz wunderbar vor, daß die Staaten, in denen jetzt die Finanznot herrscht, ihre Einnahmen lieber durch neue Steuern und auf dem schlüpfrigen Wege der Anleihen zu vermehren suchen, als daß sie Robert Peel's erprobtes Beispiel befolgen und die zweckwidrigen Zölle abschaffen.

Auf diesem Wege könnte also viel geschehen, um die in vielen Ländern von der öffentlichen Unzufriedenheit drohenden Gefahren zu beseitigen, indessen gebe ich gern zu, daß auch eine vollständige Umkehr in der Handels- und Finanzpolitik an und für sich allein noch nicht ausreichen würde, um die Gefühle der Bevölkerungen gegen die Regierungen umzustimmen.

Trotz der geringen Kenntnisse, die ich von den gesellschaftlichen Verhältnissen der außerbritischen Länder habe, fühle ich mich doch zu der Überzeugung gedrängt, daß zur Erreichung dieses Zieles durchweg noch eine ganze Reihe von andern

Digitized by Google

Reformen erforderlich ist. Kein Mittel würde zum Beispiel so sehr wirken wie eine beträchtliche Verminderung der ungeheuren stehenden Heere, welche jetzt überall gehalten werden. Die Kosten dieser Heere lasten schwer auf den Völkern, die sie unterhalten müssen, und wie ich glaube, noch viel schwerer, als man allgemein anzunehmen pflegt, und außer diesen Kosten wird man bei eingehender Prüfung auch finden, daß eine Heranziehung eines so großen Teils der Bevölkerung zum Friedensdienste noch eine Menge andrer schwerer Übelstände im Gefolge hat, und daß dies System selbst durch die Rücksicht auf die nationale Verteidigung nicht gerechtfertigt wird.

Aber hierüber will ich mich jetzt nicht verbreiten, mein Brief ist ohnehin schon so lang.

Ihr treu ergebner Grey.

Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin.

Von

P. Wallé.

In dem alten Parke des Schlosses Monbijou, nahe dem vielbesuchten Hohenzollernmuseum, hat man in diesen Tagen mächtige Bäume gefällt, in deren Schatten einst Peter der Große geruht haben soll. Die Schläge der Axt kündeten von dem Werden eines großen Werkes, von der nahen Verwirklichung einer Idee, die seit mehr als zwei Jahrhunderten die Vorfahren Kaiser Wilhelms II. beschäftigte. Hier am Rande eines wohlgepflegten Gartens soll ein Kirchlein erstehen, damit der Dom im Lustgarten endlich abgebrochen werden kann, um einem größeren modernen Prachtbau seine Stelle einzuräumen.

Vor fünzig Jahren würde der Dom zu Berlin wohl nur im engeren Kreise eine gewisse Beachtung gefunden haben; Berlin hatte als Kunststadt nicht einmal die gleiche Bedeutung wie München oder Dresden. In der That bringen die angesehenen Zeitschriften über die damalige Hauptstadt Preußens nur geringfügige Nachrichten: das Kunstleben blieb in den einzelnen Staaten unsres Vaterlandes in die Grenzpfähle gebannt, die jetzt glücklich beseitigt sind. Seit der Einigung Deutschlands aber hat der Dom zu Berlin eine andre Bedeutung gewonnen; er ist jetzt die vornehmste Kirche in der Hauptstadt des Reiches, und die alte Fürstengruft der Hohenzollern, die jetzt von seinen Gewölben umschlossen wird, sie wird nunmehr eine deutsche Kaisergruft.

Die höhere Stellung, die man hiernach dem Dom zugestehen muß, erklärt die Lebhaftigkeit, ja die Leidenschaft, mit welcher seit dem Tode des Kaisers Wilhelm I. die Frage des Neubaues in der Presse behandelt wurde. Nicht nur die kirchlichen und die künstlerischen Kreise, nein, die ganze Nation nahm den regsten

Digitized by Google

Anteil, als die Pläne, wie sie durch Kaiser Friedrich ersonnen waren, bekannt wurden, und als in rascher Folge die weiteren Absichten seines Sohnes durch Zeichnungen und Modelle zur allgemeinen Kenntnis gelangten.

Jetzt, da alles greifbare Gestalt angenommen, lohnt es wohl, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Domidee überhaupt zu werfen, soweit sich zuverlässige Nachrichten darüber verfolgen lassen. —

Berlin, das während der katholischen Zeit nicht Bischofssitz war, hatte naturgemäß auch keinen eigentlichen Dom. Das unter Friedrich II. 1442 gebaute Schloß an der Spree hatte seine eigene Kapelle, und erst der prachtliebende Kurfürst Joachim II. erhob die benachbarte Dominikanerkirche, die er zu einer Fürstengruft ausbaute, 1536 zur Dom- und Schloßkirche. Hier hatten Johann Cicero und Joachim Nestor ihre Ruhestätte, denen zu Ehren die mit kostbaren Gewändern, mit silbernen Statuen und wertvollen Kelchen angefüllte Schatzkammer noch ansehnlich bereichert wurde. Dieser Dom, dessen Fundamente vor mehreren Jahren wieder zum Vorschein kamen, stand auf der westlichen Hälfte des heutigen Schloßplatzes; er war mit dem neuen Schlosse durch einen gedeckten Gang verbunden.

Durch die Beisetzung Joachims II. und seiner Nachfolger war die Domgruft bald so überfüllt, daß der große Kurfürst für sich selbst ein eigenes Gewölbe unter dem hohen Chor anlegen lassen mußte, was seinem Sohne, dem nachmaligen ersten Könige von Preußen, den Gedanken an einen neuen Dom nahe legen mußte.

So finden wir zu Ende des 17. Jahrhunderts in dem zweiten Bande der Beschreibung des kurfürstlichen Schatzes (von L. Beger) in einer Kopfleiste die Darstellung eines neuen Domes, dessen Entwurf der Kirche St. Agnese in Rom sehr verwandt erscheint. Und in Besser's bekanntem, großem Krönungswerk vom Jahre 1701 wird ausdrücklich erwähnt, daß an einer der bei dem Einzuge des Königs in Berlin aufgebauten Ehrenpforten eine Ansicht des neuen Domes angebracht war. Jener erste Entwurf für den Dom dürfte etwa gleichzeitig mit der Parochialkirche entstanden sein, deren Plan von dem Oberbaudirektor Nering herrührte. Eine zweite Skizze, in welcher statt der beiden Fronttürme nur kleine Ecktürme gewählt sind, findet sich in Professor Bröbe's Sammlung von Ansichten königlicher Schlösser, die in der Zeit von 1690 bis 1713 entstanden ist. (Abgebildet in „Berlin u. s. Bauten".) — Der kostspielige Schloßbau aber, welchen Andreas Schlüter von 1698—1706 ausführte, scheint der Verwirklichung des Domgedankens vorab im Wege gewesen zu sein. Trotz der enormen Lasten, die damals dem Volke aufgebürdet wurden, herrschte doch in den Kassen des jungen Königreichs eine andauernde Ebbe. Friedrich I. hatte indessen seinen Plan nicht aufgehoben und beauftragte nicht lange vor seinem Tode den berühmten Jean de Bodt, der damals noch am Zeughause wirkte und später in Dresden thätig war, mit einem Entwurfe für den Dom. Der Schwiegersohn dieses talentvollen Baumeisters, Herr von Wangelin, schrieb darüber 1771 an Erman, den

Digitized by Google

Herausgeber der Geschichte der französischen Kolonie, nach den Angaben der Familie einen Brief, worin es heißt:[1])

„Ein Jahr vor seinem Tode berief ihn König Friedrich I. zu sich und sagte zu ihm: „Lieber Bodt, ich will wie Salomo vor seinem Tode einen Tempel zum Ruhm des Ewigen bauen und ich beauftrage Sie, die Zeichnungen dazu zu entwerfen. Damit Sie aber nicht die großen Ausgaben scheuen, theile ich Ihnen im Vertrauen mit, daß sich 400000 Dukaten unter meinem Kopfkissen befinden, die ich dazu bestimmt habe; für Ihre Bemühung setze ich 10000 Thaler aus.““

Man sieht, daß der Plan des Königs ein recht ansehnlicher gewesen sein muß, denn ein Barbetrag von 400000 Dukaten in damaliger Zeit stellt im Vergleich zu unserm jetzigen Gelde rund zwölf Millionen Mark dar.

Kaum waren die Zeichnungen aufgestellt, da starb der König unvermutet im Januar 1713 (mais à la peine que les dessins des façades du plan géométral furent achevés il vint à mourir). —

Friedrich Wilhelm I., dem wir es bei seiner Neigung zur Sparsamkeit hoch anrechnen müssen, daß er den Schloßbau und das Zeughaus vollenden ließ, konnte in anbetracht der wichtigen Bedürfnisse des Staates an einen kostspieligen Prachtbau nicht denken. Er zog es vor, neue Kirchen, die dem religiösen Bedürfnisse abhalfen, zu bauen und die alten durch Türme zu verschönern, statt große Summen auf einen Dombau zu verwenden.

Damit, daß er in der Garnisonkirche zu Potsdam sich eine Gruft herrichtete, verlor der Dom seine Bedeutung als Grabeskirche der Könige, was auch in der Folge sich zu seinem Nachteil bemerkbar machte.

König Friedrich II. erst entschloß sich 1747 wirklich zum Abbruch des alten Domes und erbaute dafür eine Kirche von geringerem Umfange am Lustgarten, die in ihrer trockenen Nüchternheit lediglich dem Bedürfnis genügte und gewiß nichts mit der Idee des ersten Königs gemein hatte. Eine „Ahnengruft“ hatte für ihn, der am liebsten unter einem Baume begraben sein wollte, keinen rechten Reiz; doch bleibt es sein Verdienst, durch den Abbruch der alten Domkirche die Umgebung des Schlosses erheblich verbessert zu haben.

Am 9. Juli 1747 wurde im alten Dom zum letzten Male gepredigt und der jetzige Dom am Lustgarten am 15. Sonntage nach Trinitatis 1750 eingeweiht.

Als König Friedrich Wilhelm III. aus Anlaß des Reformationsfestes (1817) den Dom durch Schinkel ausbauen ließ, trug er ihm zugleich den Entwurf einer neuen Domkirche am Westende der Leipziger Straße auf. Der Meister, der vorher bereits für die Petrikirche mehrere Entwürfe aufgestellt hatte, ging mit aller Hingabe ans Werk und legte im folgenden Jahre einen großartigen Plan im vaterländischen Stile vor. Der Dom (in gotischen Formen) mit einer

[1]) S. Archiv des französischen Konsistoriums in Berlin. „Un an avant la mort du Roi Fred. premier il le fit venir auprès de sa personne et lui dit: mon cher Bodt je veux avant de mourir comme Salomon batir un temple à la gloire de l' Eternel et je vous charge d'en faire les dessins.“

Digitized by Google

großen Kuppel in der Achse der Leipziger Straße sollte nach dem Wunsche des Königs ein religiöses, ein historisches und zugleich ein lebendiges Monument darstellen, das in dem Volke fortlebt und Früchte trägt.

In Schinkel's Erläuterungen zu dem Entwurfe wird besonders der zweite Punkt hervorgehoben, indem er auf die Entstehung des Denkmaldoms und auf die Gedanken des Königs näher eingeht.[1])

„Wenn Gott den Völkern neues Leben einhauchte, gegen den Untergang sich zu erheben, und wenn er sie stark machte, die Freiheit zu erkämpfen, und wenn ein so großer Akt in der Weltgeschichte geschlossen wird, dann ist hiernach das Edelste, was der Mensch beginnen kann, das Andenken einer solchen Zeit in religiösem Sinne recht fest zu halten und würdig zu ehren, und dazu ist nur ein Medium — ‚die schöne Kunst'."

Der Dom, der mit Fronttürmen und Kuppel gedacht war, beweist, daß Schinkel in künstlerischer Hinsicht sich jeder Einseitigkeit fern hielt, und daß diejenigen ihn gar nicht kennen, die ihn ausschließlich als Vertreter der Antike betrachten.[2]) Es lag ihm ebenso wie dem Könige persönlich daran, dem antik gehaltenen Brandenburger Thor hier die volle Kraft der vaterländischen Bauweise entgegenzustellen.

Der auf dem Leipziger Platz geplante neue Dom, der als Zeichen des Dankes und zur Erinnerung an eine große Zeit den nationalen Festen gewidmet sein sollte, er blieb wie so manche bedeutsame Idee Schinkel's unausgeführt.[3])

Unter Friedrich Wilhelm IV. kam die Angelegenheit bald in rascheren Fluß, da der kunstsinnige König, von jeher durch große Baugedanken bewegt, den Dom als ein Denkmal seiner Regierung in würdigster Weise errichten wollte. Die friedliche Politik seines Vaters hielt ihn von Regierungsgeschäften ziemlich fern, und so konnte er als Kronprinz sich mit aller Freiheit seinen Neigungen widmen. Auf den klassischen Stätten Italiens bezauberten ihn die großen Werke vergangener Zeiten; hier auch erfüllte ihn der Reiz entzückender Landschaften mit einer tiefen Sehnsucht, einen Teil dieser Schönheit in die eigene Heimat zu verpflanzen. Unter den alten Kirchen jenes glücklichen Landes wirkten auf ihn am tiefsten die Schöpfungen der frühchristlichen Periode, die ihm etwas von der Einfachheit und Reinheit des Evangeliums zu enthalten schienen. Diese Formen beherrschten seinen Geist, wenn er an ein Denkmal des Glaubens dachte, das er im fernen Staate aufrichten wollte.

Charakteristisch für seine Ideen sind die zahlreichen Handzeichnungen, die sich mit dem Bau eines Domes am Lustgarten befassen, und die ihrer Mehrheit nach auf eine mächtige basilikale Anlage hindeuten. Ein Camposanto im italienischen Sinne sollte mit dem Dom verbunden sein, und weitgedehnte Bogen-

[1]) Aus Schinkel's Berichten an den Geh. Kabinetsrat Albrecht vom Jahre 1819. (Wolzogen.)

[2]) Vergl. hierzu: J. Krätschell, Schinkel's Verhältnis zur gothischen Baukunst. (1892, W. Ernst und Sohn.)

[3]) Die Pläne befinden sich im Schinkelmuseum der technischen Hochschule zu Charlottenburg.

Digitized by Google

hallen gingen vom Königsschloß hinüber zum alten Museum, eine große einheitliche Gruppe gegen die Spree hin schaffend.

Die Geschichte des Dombaus unter Friedrich Wilhelm IV. beginnt mit einer Kabinetsordre vom Jahre 1842, welche mit folgenden Worten eingeleitet wird:

„Schon längst habe Ich beschlossen, den Dom in Meiner hiesigen Residenz abbrechen und an dessen Stelle eine neue Domkirche in größerem Umfange erbauen zu lassen, worüber bereits mehrere Pläne angefertigt sind. Bevor Ich jedoch zur Ausführung dieses Baues schreite, will Ich einer besonderen Kommission diese Pläne durch den Hofbaurath Stüler, der von Meinen Intentionen unterrichtet ist, zur Begutachtung vorlegen lassen" u. s. w.

Diese Kommission bestand aus den Ministern Ladenburg, Alvensleben und Eichhorn, die unter Zuziehung von Beuth, Olfers, dem Bildhauer Professor Rauch und andern Personen sich äußern sollten. Ohne auf Einzelheiten näher hier einzugehen, sei nur bemerkt, daß Stüler ebenso wie vor ihm schon Persius nach den Angaben des Königs zunächst eine dreischiffige Basilika, dann aber selbständig eine weit größere fünfschiffige Anlage entworfen hatte, welche auch für die Ausführung gewählt wurde.[1])

Im April 1842 gab der König Befehl, daß auf der Kunstausstellung jenes Jahres die Zeichnungen des Dombaus dem Publikum zur Kenntnis gebracht werden sollten, wofür er selbst die näheren Angaben machte.[2])

Bei der weiteren Durcharbeitung der Zeichnungen wurden statt der Architrave im Innern Bogenstellungen mit größerem Abstande der Säulen von einander in Vorschlag gebracht, damit die Säulenschiffe besser mit dem Hauptraum verbunden würden. Der König aber, der alles persönlich mit regem Eifer verfolgte, wollte sich mit diesem Gedanken durchaus nicht befreunden. Es heißt in der Kabinetsordre vom 12. Januar 1843:

„Ich würde in die vorgeschlagene Änderung nur sehr ungern willigen und es bedarf daher zunächst einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung, ob nicht der innere Raum allein für das kirchliche Bedürfniß in der Regel vollständig genügen, und ob die Veränderung nicht durch Einführung eines dem Styl des Gebäudes fremdartigen Elementes die Harmonie des Bauplans stören und selbst die Solidität der Construktion beeinträchtigen wird."

Während hierüber, wie über die Beschaffung der kostbaren, 60 Fuß hohen Säulen des Innern Verhandlungen gepflogen wurden, rief der König das Urteil des bejahrten französischen Hofarchitekten Fontaine an, der sich auf sechs Folioseiten breit, elegant und gefällig äußerte, im Prinzip sich aber entgegen der Ansicht Friedrich Wilhelms für die Bogenstellung entschied.

Nachdem am 15. März 1844 eine Immediatkommission, aus Bodelschwingh, Olfers und Stüler bestehend, eingesetzt worden, erfuhren die Vorbereitungs-

[1]) S. Stüler, der Dom zu Berlin.

[2]) Die Zeichnungen sind noch im Besitz der Familie.

Digitized by Google

arbeiten und Fundierungen eine erneute Förderung, so daß in den nächsten Jahren dafür unter Bürde's Leitung etwa eine Million verausgabt wurde. Ein großer Teil des Betrages entfiel auf das Camposanto, das man als Fürstengruft fertig zu stellen gedachte, ehe mit dem Abbruch des Domes begonnen wurde.

Peter Cornelius spielte übrigens bei dem Bau eine wichtige Rolle. Von dem Verlangen getrieben, für seine Arbeiten größeren Spielraum zu gewinnen, bewog er Stüler zu mancherlei Änderungen des Domes, wodurch für das Camposanto neue Wandflächen geschaffen wurden. Die zu diesem Zwecke aufgestellten Skizzen, welche Cornelius an Bodelschwingh sandte, waren es, die Stüler erst zu dem Plan einer fünfschiffigen Basilika führten. Die Nordwand wurde dabei so hoch, daß das Camposanto hier eine geschlossene Wand erhielt, wodurch der Bildercyklus ein zusammenhängender werden konnte. Von diesem neuen Entwurf, bei welchem die Türme (statt an der Spree) vor der Vorderfront am Lustgarten standen, und bei welchen im Innern zwei mächtige Säulenreihen übereinander das Dach des breiten Mittelschiffs trugen, wurde ein Modell angefertigt und unter Zustimmung des Königs mit der Fundamentierung vorgegangen.

In der Hauptsache aber betrieb man den Bau des heute noch stehenden Camposantos, so daß Friedrich Wilhelm IV. schon im Mai 1847 über die Anordnung der einzelnen Gräber Anordnung traf. Nach einem Bericht aus dieser Zeit sollte die Gruft mit Einschluß der Malerei und Schmucksärge im Jahre 1852 vollendet sein, wobei für die Freskomalerei über 80000 Thaler in den Anschlag aufgenommen waren.

„Die Bezeichnung einzelner Gräber sollte — so heißt es da — durch Denkmäler, welche wie im Dom zu Pisa unmittelbar auf der Deckplatte des Grabes oder längst der Seitenwände aufzustellen sind, erfolgen. Demgemäß ist der untere Teil der Wände auf 7 Fuß Höhe zur Aufstellung von Inschrifttafeln und Denkmälern frei gehalten. Hierüber sollten aber die Wände mit den ausgezeichneten Kompositionen von Cornelius[1]) geschmückt werden, wobei der in allen gewissenhaften Kunstepochen gewissenhaft beobachtete Grundsatz, daß nur in Gemeinschaft mit Malerei und Bildhauerkunst die Architektur die ihr gebührende Kunststufe einnehmen und ihre Schwesterkünste in ihren höchsten und schönsten Erzeugnissen auf derselben fußen müssen, auch hier festgehalten würde."[2]) —

Während der Meister hoffnungsfroh noch im Januar 1849 also schrieb und dabei über das vor Jahren eingerichtete Atelier für Lavamalerei berichtete, folgte sehr bald darauf, schon am 24. Februar 1849, aus finanziellen und politischen Rücksichten die Einstellung des Baues.

Von dem Jahre 1853 ab wurden neue Anregungen für die Förderung des Dombaues gegeben, im Dezember 1855 die Fortsetzung der Arbeiten durch Cornelius auf Kosten des Allerhöchsten Dispositionsfonds befohlen und u. a. im folgenden Jahre die Belastung der Aktiengesellschaften zur Gewinnung

[1]) Die Cornelius'schen Kartons befinden sich in der Nationalgalerie zu Berlin.
[2]) Akten des königlichen Hausministeriums.

Digitized by Google

von Geldern in Betracht gezogen. Thatsächlich aber ruhten die eigentlichen Bauarbeiten vollständig, so daß Stüler ausreichend Muße fand, sich mit weiteren Entwürfen für den Dom zu beschäftigen.[1])

Bei dieser Arbeit nun, die er, wie es in einem Briefe an den Minister von der Heydt (1852) heißt, mehr zu seiner eigenen Befriedigung unternahm, kam er unter dem Druck der öffentlichen Meinung von der altchristlichen Basilika völlig ab und suchte zwei Pläne aufzustellen, bei denen er allen konstruktiven Bedenken aus dem Wege gehen, dann aber auch der allgemeiner verbreiteten Anschauung über Kirchenbau sich nähern wollte, die sich sehr entschieden gegen eine Basilika ausgesprochen.

In seinem Promemoria wird auf die Verminderung der Kosten und auf die beste Erscheinung des Bauwerkes im Stadtbilde Rücksicht genommen, wonach als zweckentsprechendste Lösung ein Zentralbau mit einer großen Kuppel und vier Ecktürmen bezw. eine Kreuzform mit Ecktürmen sich ergeben hatte.

Mit dieser letzten Wandlung, auf welche der damals schwerkranke König sicher von keinem Einflusse war, hatten die Arbeiten für den Dom unter Friedrich Wilhelm IV. ihr Ende erreicht, nachdem noch ein Modell nach dem Stülerschen Entwurf ausgeführt worden (1858).

Um den Dom herum wurde es nun wieder still. Murmelnd brach sich die Spree an den gewaltigen Fundamenten des Chores, dessen Absiden mit grünem Moos sich bedeckten. Ruinenhaft ragten die Mauern des Camposantos empor, in ihren regellosen Formen zu einem malerischen Bilde verwoben. Das einzige Wesen in diesem Riesenbau ein ergrauter Wächter, den die vorbeirauschenden Schwäne wie einen Störenfried anstaunen!

* * *

König Wilhelm, der seinen Bruder hochverehrte, wählte in politisch bewegter Zeit seinen siebzigsten Geburtstag, um in Dankbarkeit und frommer Gesinnung die Pläne seiner Vorfahren wieder aufzunehmen. Am Vorabende jenes Festes, am 21. März 1867, erging folgende Königliche Ordre über den Dombau:

„Schon Mein in Gott ruhender Vater, König Friedrich Wilhelm der Dritte, hatte nach Beendigung der Befreiungskriege den Wunsch gehegt, an Stelle des alten Domes zu Berlin, Gott zu ehren und zur Sammlung der christlichen Gemeinde einen schöneren Bau auszuführen, als sichtbares Zeichen des Dankes für die in tiefer Noth erfahrene Hülfe des Herrn. Die damaligen Zeitverhältnisse ließen den Gedanken nur in unzureichendem Umfange zur Ausführung kommen, aber er ist als bleibende und stets wiederkehrende Mahnung auf die folgenden Geschlechter vererbt worden. König Friedrich Wilhelm der Vierte erfaßte diesen Gedanken von Neuem. Aber sein großartiger Plan konnte der eintretenden hemmenden Verhältnisse wegen nicht zur Förderung gelangen.

[1]) Vorwiegend im Winter 1848/49.

Digitized by Google

Am Schlusse dieses Meines Lebensjahres, in welchem Ich und mit Mir Mein Volk nach neuen schweren Kämpfen abermals Gott für so viele reiche Gnade und den wiedergeschenkten Frieden danken, tritt auch das Verlangen neu hervor, dem Werke einen gemeinsamen bleibenden Ausdruck zu geben. Ich habe Mich daher entschlossen, den Plan der Erbauung eines würdigen Domes in Berlin auf der Stelle, auf welcher der jetzige steht, — als der ersten evangelischen Kirche des Landes, wiederum aufzunehmen und will Ich wegen dessen Durchführung nähere Vorschläge von Ihnen erwarten.

Wilhelm.

An den Minister von Mühler.

Der Gedanke an den Dombau soll zuerst im Juli 1865 aufgetreten sein, als nach einem in Regensburg abgehaltenen Ministerrat der König den dortigen prächtigen Dom besuchte. In der That gab der König schon im folgenden Jahre am Tage des Friedensdankfestes (11. November) einen Befehl zur Erbauung des Domes, der aber erst 1867 veröffentlicht wurde. Auf diese Weise gewannen die Minister ausreichende Zeit zu einigen vorbereitenden Arbeiten, wozu auch der bekannte gotische Entwurf von Salzenberg gehörte. Die bald darauf ausgeschriebene Konkurrenz, an welcher die Architekten aller Länder teilnahmen, führte trotz hervorragender Leistungen zu keinem weiteren Ergebnis, doch mag hier besonders erwähnt sein, daß auch die Kronprinzessin Viktoria einen Entwurf aufstellte, den sie aber, einem Wunsch ihres hohen Gemahls entsprechend, nicht zur öffentlichen Ausstellung brachte.[1])

König Wilhelm selbst nahm das lebhafteste Interesse an der Domfrage und bestätigte 1867 den schon zur Zeit seines Bruders ins Leben getretenen Berliner Dombauverein, von dessen Mitgliedern der alte Wrangel, Graf Roon, Itzenplitz und andre hochstehende Persönlichkeiten wertvolle Liebesgaben ihm persönlich darbrachten.[2]) Sammlungen für den Dom wollte er gerne zulassen, doch erklärte er, daß er eine Lotterie wie beim Kölner Dom unter keinen Umständen haben wolle.

Der Feldzug von 1870 ließ die sämtlichen Pläne für den Dom in die Mappen zurückwandern, und auch die ruhmreiche Beendigung des Krieges vermochte nicht, den Kaiser zur Wiederaufnahme des Projektes zu bewegen. Es scheint, daß er damals schon nur ungern an neue Aufgaben heranging und seinem Nachfolger besonders in künstlerischen Dingen eine größere Freiheit lassen wollte.

Der Kronprinz griff in jener Zeit öfter in wichtige Verhandlungen ein und hatte schon bei dem Tode des Prinzen Friedrich (1863), wie bei demjenigen des Prinzen Adalbert (1873) die Herrichtung einer würdigen Zollerngruft befürwortet. Auf seine persönlichen Bemühungen ist es zurückzuführen, wenn 1874 Kaiser Wilhelm dem Plane eines neuen Domes mit Fürstengruft vorübergehend wenigstens näher trat und wenn, wie vorhin schon erwähnt, im preußischen Land-

[1]) Deutsche Bauzeitung 1867.

[2]) Der Berl. Dombau 1881 (Manuskript).

Digitized by Google

tage zunächst ein größerer Betrag für die Ausführung der Königsgruft zur Bewilligung gelangte.

Die Idee, den alten Stüler'schen Bau beizubehalten, um nach dem Wunsche Kaiser Wilhelms die Fresken des Meisters Cornelius vielleicht doch noch zur Ausführung bringen zu können, erwies sich immer mehr als unausführbar, obwohl Salzenberg, Strack und Persius die verschiedenartigsten Lösungen in Vorschlag brachten. Man mußte sich begnügen, die Schlüter'schen Prunksärge Friedrich's I. und seiner Gemahlin besser aufzustellen und die übrigen Särge der Fürstengruft geschlechterweise zu ordnen. — Darüber war man einig, daß die Frage der Fürstengruft nur zusammen mit dem neuen Dom gelöst werden konnte.

Inzwischen hatte der Kronprinz ganz unabhängig von den bestehenden Entwürfen seine eigenen Gedanken in andrer Weise niederzulegen begonnen. Als er zu Beginn der achtziger Jahre daran dachte, für seine beiden Söhne, die Prinzen Sigismund († 1866) und Waldemar († 1879) ein gemeinsames Denkmal zu errichten, zog er den kurz vorher von Köln nach Berlin berufenen Architekten Professor Jul. Raschdorff zu Rate, in dessen Atelier in der damaligen Bauakademie eine kleine Ausstellung von hervorragenden Denkmälern der flandrischen und der niederländischen Schule besichtigt wurde. Einige gleichzeitig vorgelegte anderweitige Entwürfe lenkten die Aufmerksamkeit auch auf das königliche Schloß, in welchem die Verbindung der Festräume mit den Wohnräumen der hohen Herrschaften stets eine sehr mangelhafte war. Während dabei an die Schlösser zu Windsor, Balmerol Castle und Osborne erinnert wurde, gedachte der Kronprinz noch des stolzen Turmes, den einst der erste König habe errichten wollen, der aber in dem historischen Bauprogramm der Hohenzollernburg bisher noch der Erfüllung harre, Worte, in denen unter Bezug auf den Schlüter'schen „Münzturm" der Kaiserturm des Entwurfes von 1888 schon sich angedeutet findet. In Verbindung damit kam auch der Domplan König Friedrichs I. zur Erwähnung, den Friedrich Wilhelm IV. aufgenommen, aber unvollendet gelassen.

Von da ab wurden diese Fragen öfters zum Gegenstande von Besprechungen gemacht, an denen die Kronprinzessin, die auf allen Gebieten der bildenden Kunst sich bethätigt hat, den lebhaftesten Anteil nahm. Die Vorarbeiten zogen sich durch mehrere Jahre hin, während welcher im kronprinzlichen Palais zu Berlin sowie im neuen Palais zu Potsdam in den verschiedenen Stadien die Pläne zur Vorlage kamen. Immer mehr reifte aus einer ursprünglich dreiteiligen Anlage, deren Kuppeln keinen allzu großen Unterschied aufweisen, eine größere Gestaltung heraus, bei der die Kuppel des Mittelbaues die Führung der Umrißlinie zu übernehmen hatte.

Mit Wehmut erfährt man, daß der Kronprinz, noch in der vollsten Kraft edler Männlichkeit stehend, eines Tages in Gedanken versunken längere Zeit vor einer der großen architektonischen Darstellungen der Domfassade verweilte und

Digitized by Google

plötzlich ausrief: „So denke ich mir den neuen Dom, doch das werde ich wohl nicht mehr erleben."

Bis zum Frühjahr 1887 wurde unausgesetzt an dem Entwurf für den neuen Dom gearbeitet, indem alle Skizzen gemeinsam besprochen wurden. In den letzten Jahren nahm auch Prinz Wilhelm an diesen Gesprächen teil, bei denen vor allem die Frau Kronprinzessin eine große Fülle eigener Ideen in anregendster Weise vorbrachte.

So reifte der Plan allmählich weiter, bis eine tückische Krankheit dem edeln Schaffen Halt gebot. Der Kronprinz, der noch im Juni 1887 dem Regierungsjubiläum der Königin Viktoria beigewohnt hatte, ging von dort nach Toblach und San Remo, um erst im folgenden Jahre als deutscher Kaiser in die nordische Heimat zurückzukehren (1888).

Sobald die dringendsten Angelegenheiten der Regierung erledigt waren, beschäftigte die alte Lieblingsplan des Berliner Dombaus, und schon am 29. März erging aus dem Schlosse Charlottenburg ein Kronbefehl in dieser Sache an den Kultusminister:

„Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Doms in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeindemitglieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann."

Als diese in den weitesten Kreisen mit großer Freude aufgenommene Botschaft bekannt wurde, hegte man keinen Zweifel daran, daß ein „Umbau" sich bei näherer Untersuchung als unthunlich erweisen werde, so daß schließlich ein Neubau des Doms auf der alten historischen Stelle als natürliche Folge die wahre Absicht des Kaisers bilden müsse. Hatte doch schon Kaiser Wilhelm ebenso wie König Friedrich Wilhelm IV. auf einen Umbau des vorhandenen Doms verzichtet, so daß zweifellos seinem Kronbefehl weitergehende Pläne zu Grunde lagen. Wie lebhaft sich damals der Kaiser auf seinem Schmerzenslager mit jenem großartigen Projekt getragen hat, beweist das wohl schon, daß der leidende Monarch am Pfingstfest 1888 alle Pläne für den Dom sich in das Schloß zu Charlottenburg bringen ließ. Noch einmal erfreute er sich an den zahlreichen Darstellungen, die um ihn her zerstreut lagen, und gab durch beredte Blicke zu diesem und jenem seine lebhafte Zustimmung. Was alles mag damals durch seine Seele gezogen sein!

Auf Grund kurzer Notizen des Kaisers wurde nun an der Vollendung der Zeichnungen weiter gearbeitet, bis der hohe Dulder die Krone des Lebens errungen hatte. —

Mit ihm gingen viele Hoffnungen zu Grabe, welche die Künstler insbesondere auf ihn und seine Regierung glaubten setzen zu dürfen. Hatte er doch in dem ersten Erlaß an sein Volk ausgesprochen, daß es ihm nach Ordnung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zur besonderen Genugthuung gereichen werde, die Blüte, welche deutsche Kunst und Wissenschaft zeigen, zur

Digitized by Google

vollen Entfaltung zu bringen. Daß das sein fester Wille war, ist daraus zu ersehen, daß neben dem Dombau auch die Verschönerung des Schlosses und die Bebauung der Museumsinsel ihn vielfach beschäftigten.

* * *

Kaiser Wilhelm II., ebenso wie seine kunstsinnige Mutter mit den Lieblingsplänen des erhabenen Vaters wohl vertraut, betrachtete die Domidee als ein teures Vermächtnis und nahm schon bei der ersten Beratung über ein würdiges Mausoleum für Kaiser Friedrich Anlaß, die Angelegenheit wieder aufzunehmen. Als damals Professor Raschdorff den Auftrag erhielt, nach den eigenhändigen Skizzen der Kaiserin Friedrich die Kirche zu Jnichen als Vorbild für die geplante Grabkapelle zu wählen, kam, wie es heißt, Kaiser Wilhelm in wehmütiger Erinnerung an seinen heimgegangenen Vater auch auf das Schloß und den Dombau zu sprechen. Kurz nachher erschien dann, während die vorhandenen Blätter als ein „Projekt Sr. Majestät Kaiser Friedrichs III." für die Veröffentlichung vorbereitet wurden, die Kronordre vom 9. Juli 1888, welche in der deutschen Architektenschaft abermals frohe Hoffnungen erweckte. Dieselbe lautete:

„Es ist Mein Wille, daß das Projekt der Errichtung eines Domes in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches durch den Allerhöchsten Erlaß Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters vom 29. März d. J. von Neuem angeregt worden ist, mit allem Nachdruck gefördert werde. Die Ausführung des Planes nach den Absichten des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrich ist mir ein heiliges Vermächtnis. Ich wünsche, daß das Werk die Arbeit krönt, welche des verewigten Kaisers und Königs Majestät seit Jahren auf das Dombauprojekt verwandt hat. Ich genehmige hiermit, daß die auf Befehl meines Herrn Vaters gebildete Immediat-Kommission unverzüglich ihre Arbeiten beginnt.

Wilhelm R.

Wenn hier ebenso wie in dem Kronbefehl Kaiser Friedrichs und König Wilhelms vom Jahre 1867 von einer Fürstengruft wieder nicht die Rede ist, so beweist das nur, das diese letztere, die eine Zeit lang sogar die Hauptrolle in dem ganzen Gedankengang spielte, als eine völlig selbstredende Anordnung und ganz untrennbar von der Domidee selbst angesehen wurde.

Noch ehe nun weitere Schritte der Immediat-Kommission bekannt wurden, erschien der von Raschdorff bearbeitete Entwurf Kaiser Friedrichs, der mit einem Schlage die ganze Sachlage aufklärte.

Die Architektenschaft, welche bestimmt gehofft haben mochte, ebenso wie zur Zeit König Wilhelms um ein Werk von solcher hervorragenden Bedeutung eine allgemeine Bewerbung ausgeschrieben zu sehen, legten an die Arbeit den größten Maßstab an. Etwaige Vorzüge des Entwurfs wurden nicht als solche anerkannt, seine Mängel aber überall vergrößert, so daß in weiten Schichten des Volkes der Plan eine herbe Kritik erfahren mußte.

Digitized by Google

Der Dom, der in jenem Entwurf in engster Beziehung zum königlichen Schloß als ein reicher Renaissancebau auftrat, hatte in der ersten Form, in derjenigen des Jahres 1885, drei etwa gleichwertige Bauteile, die als Festkirche, Predigtkirche und Gruftkirche vereinigt eine wirksame Baugruppe bildeten.[1]) Damit war die Zweiteilung in der Grundlage des Stüler'schen Domes, der aus der Basilika und dem Camposanto bestand, aufgegeben und in stärkerer Gliederung der Aufgaben des Bauwerkes eine Dreiteilung angenommen worden. — Diese Grundidee ist auch nachher beibehalten und zunächst, wie früher schon erwähnt, insofern weiter entwickelt worden, daß die Festkirche als Mittelpunkt der Anlage zu einem gewaltigen Kuppelbau herausgestaltet wurde, an welche links die Gruftkirche, rechts die Predigtkirche sich in gleichwertiger architektonischer Lösung anschlossen. Der ganze Bau war nach dem Lustgarten hin in seiner ganzen Länge durch eine mächtige Vorhalle abgeschlossen, in deren Mittelöffnung das Denkmal Kaiser Wilhelms gedacht war.

Die Frage, ob nicht eine zweiteilige Ordnung der Gruppe in Grabes- und Predigtkirche mit zwischenliegendem Friedhofe für den Maßstab des Ganzen günstiger hätte wirken können, soll uns hier nicht beschäftigen; uns ist es genug, in jenem Plane die idealen Gedanken des edlen Kaisers zu erkennen, der hier eine großartige nationale Festkirche schaffen und in Verbindung mit ihr das Andenken seines hohen Vaters für alle Zeiten ehren wollte. — Im nahen Zusammenhang mit dem Dome plante er dann noch die Verschönerung des Schlosses, an dessen Nordostecke ein Turm von bedeutender Höhe, der Kaiserturm, eine Vermittelung zwischen dem neuen und den alten Bauwerken übernehmen sollte. — Wie schon angedeutet, erlitt der Dom in der von Raschdorff gewählten Form lebhafte Anfechtung; politische wie finanzielle Gesichtspunkte drängten außerdem auf eine wesentliche Vereinfachung der ganzen Anlage hin. Kaiser Wilhelm aber hielt unentwegt an dem Gedanken fest, so rasch wie möglich die Dompläne seines erlauchten Vaters zu verwirklichen und damit zugleich sein und seiner Gemahlin rastloses Wirken für den Kirchenbau in Berlin zu krönen.

Zur Förderung des Gedankens an sich wurde im vorigen Jahre das Modell des neuen Doms im Kunstgewerbemuseum ausgestellt, ohne jedoch dem Werke wesentlich zu nützen. Denn nun erst recht verbreiteten sich fabelhafte Zahlen im Publikum, die von mehr oder weniger Eingeweihten als Bausummen genannt wurden.

Unter solchen Verstimmungen entstand der jetzige Entwurf, der nicht nur in den Abmessungen der Kuppel, sondern auch in allem Andern sehr wesentliche Einschränkungen aufweist. Die ehemalige Festkirche ist nun zur Predigtkirche verkleinert; aus der früheren Predigtkirche ist eine bescheidene Trau- und Taufkirche geworden, und die ihr entsprechende Gruftkirche mußte als Ersatz deshalb eine hallenartige Erweiterung nach Norden hin erfahren.

[1]) s. Entwurf Sr. Maj. Kaiser Friedrichs III. zum Neubau des Berliner Domes. Berlin 1888. Verlag von Ernst Wasmuth.

Digitized by Google

Nachdem diese Pläne unter regster persönlicher Teilnahme des Kaisers entstanden waren, durfte man sicher sein, daß ihre Ausführung unter allen Umständen durchgesetzt werden würde. Die Bewilligung der Gelder ist thatsächlich erfolgt, und Geheimrat Raschdorff, sowie sein Sohn, Professor Otto Raschdorff, sind mit dem Dombau betraut worden.

So sehen wir aus diesem kurzen Überblick über den Verlauf der Domfrage, daß, wenn wir von der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. absehen, seit den Tagen des großen Kurfürsten alle Hohenzollern ohne Ausnahme dem Dombau eine warme Teilnahme entgegentrugen. Erst zweihundert Jahre nach Erwerbung der Königskrone wird Berlin eine Schloß- und Domkirche besitzen, deren künstlerische Ausstattung hoffentlich dazu beiträgt, der Nüchternheit im evangelischen Kirchenbau ein wohlverdientes Ende zu bereiten. Ist es auch unter den heutigen Verhältnissen nicht möglich gewesen, im Sinne Kaiser Friedrichs eine nationale Festkirche vom großartigsten Maßstabe zu schaffen, so sind seine Ideen doch die Wurzel, aus welcher die Kraft für die energische Durchführung des Domgedankens geschöpft wurde. Jedenfalls wird eine besondere Lieblingsidee des Hochseligen Kaisers Friedrich verwirklicht, der vor allem eine würdige Hohenzollerngruft schaffen wollte.

Aus Eduard Lasker's Nachlaß.

Sein Briefwechsel aus den Jahren 1870/71.

(Fortsetzung.)

Hölder an Lasker.

Lieber Freund!

Die neueste Kundgebung im Staats-Anzeiger ist ein sehr erheblicher Schritt vorwärts, obwohl sie der Regierung die Möglichkeit offen läßt, durch eine Reihe von unzulässigen Bedingungen die bundesstaatliche Einigung unmöglich zu machen. Es ist noch nicht einmal die norddeutsche Bundesverfassung als Grundlage unumwunden anerkannt und die Eingehung eines blos weiteren Bundesverhältnisses keineswegs ausgeschlossen. Unter diesen Umständen gereicht mir Ihre Mittheilung, daß die preußische Regierung auf einen solchen unter keinen Umständen eingehen werde, zur ungemeinen Beruhigung. Ebenso wird die Aufnahme Badens und Südhessens einen sehr heilsamen Druck ausüben. Eines solchen bedarf es den an der Spitze unsrer Regierung stehenden Männern gegenüber. Höchsten Orts kann die Stimmung jeden Tag wechseln, je nachdem gerade jemand Einfluß gewinnt, und die Minister sind gehorsame Diener. Was man dort in nationalem Sinne thun muß, thut man ungern, und die tiefe Abneigung gegen die Männer der nationalen Richtung hat neuerdings wieder durch Ablehnung der von der

Digitized by Google

Versammlung am 2. Oktober beschlossenen Deputation und die mehr als kühle schriftliche Antwort auf die eingereichte Adresse ihren Ausdruck gefunden. Und doch war andrerseits gutem Vernehmen nach diese Versammlung die nächste Veranlassung der Kundgebung der Regierung im offiziellen Theile des Staatsanzeigers. Diese gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sich die Minister neuerdings durch Vermittlung der Herren Sick und Sarwey mit uns in Verbindung zu setzen suchten. Letztere luden mich nämlich zu einer Besprechung ein, sprachen davon, daß die Regierung ja der Hauptsache nach sich jetzt unsern Bestrebungen angeschlossen habe, daß der Landtag aufgelöst werden, die Regierung definitiv mit den Großdeutschen brechen müsse u. s. f. Das Ganze lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß es gut wäre, wenn ich mich mit Mittnacht wegen der deutschen Frage in Verbindung setzen würde, und daß die Minister unsere Ansicht hören, beziehungsweise sich unserer Unterstützung in staatsrechtlicher Beziehung versichern möchten, wenn der Landtag sofort aufgelöst würde, ohne daß vorher eine Steuerverlängerung über den ersten November hinaus erzielt wäre. Die Steuern können nämlich verfassungsmäßig nur bis zum letzten Oktober erhoben werden, falls nicht eine neue Verwilligung erfolgt. Es wurde nun die Frage erhoben, ob es nicht anginge, im Wege des § 89 der Verfassungsurkunde, welcher dem Könige das Recht gibt, in dringenden Fällen zur Sicherheit des Staats das Nöthige vorzukehren, die Steuererhebung oder wenigstens die nöthigen Sicherheitsmaßregeln für die künftige Steuererhebung ohne ständische Verwilligung anordnen zu lassen. Ich behielt mir eine Erklärung nach vorheriger Rücksprache mit meinen Freunden vor. Zu dieser kam Römer von Tübingen hierher, und wir gelangten dabei zu folgendem Ergebniß: Den Herren von der Regierung sagen zu lassen, daß auch wir unsererseits die Auflösung des Landtags für wünschenswerth und geboten erachten; daß wir die baldige Vornahme der Neuwahlen wünschen (hiezu hätte die Regierung fünf Monate Zeit); daß wir uns über die formelle Behandlung und die Steuerfrage nicht aussprechen könnten, hauptsächlich deswegen nicht, weil wir keine Auskunft noch viel weniger Sicherheit darüber hätten, ob das Programm der Regierung bei den in Aussicht stehenden Verhandlungen über die deutsche Frage unseren Anschauungen hierüber entspreche; daß wir bereit seyen, falls die Minister dies wünschten, hierüber mit ihnen in vertrauliche Besprechungen einzutreten. — Dies richtete ich den Herren Sick und Sarwey aus, theilte ihnen aber außerdem und mit allem Vorbehalt meine Privatansicht über die in Anregung gebrachte staatsrechtliche Frage mit.

Das Weitere ist abzuwarten. Alles in Allem habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Minister die Nothwendigkeit des Anschlusses oder Eintrittes einsehen. Wenn aber einerseits die preußische Regierung keine unzulässigen Concessionen macht, andererseits wir in die Lage versetzt werden, beim geringsten Seitensprung der Regierung die Agitation wieder aufzunehmen, so werden wir die Sache durchsetzen können. Die nationale Partei ist jetzt in Württemberg eine Macht, und die Regierung fühlt die Nothwendigkeit sich an dieselbe an-

Digitized by Google

zulehnen, zumal wenn der Landtag einmal aufgelöst, und dadurch der Bruch mit den Großdeutschen vollendet ist.

Ich ersuche Sie unter diesen Umständen dringend, mich stets auf dem Laufenden zu erhalten. Für den Fall, daß ich Ihrer Andeutung gemäß an Delbrück zu schreiben hätte, bitte ich um dessen genaue Adresse.

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener

J. Hölder.

Lasker an Elben.

Berlin, 11. October 1870.

Lieber Freund.

Die Auslassung im Württembergischen Staatsanzeiger ist offenbar nach Ihrem Briefe an mich erschienen und eine Correspondenz in der heutigen Nationalzeitung läßt mich hoffen, daß die Freunde in Stuttgart nun besser befriedigt sind. Die gleichmäßigen Klagen von dort hatten mich in Verwirrung gebracht. Daher mein gestriger Brief an Freund Hölder, mit dessen Inhalt er Sie wohl bekannt gemacht hat. Halten Sie noch jetzt eine Denkschrift für rathsam? Mir scheint die halbamtliche Auslassung unzweideutig und sie stimmt mit meiner in Stuttgart gewonnenen Überzeugung und den späteren Nachrichten.

Herzlichen Gruß Ihr Lasker.

Elben an Lasker.

Verehrter Freund!

Das neueste Manifest der württembergischen Regierung, welches erst nach meinem letzten Brief an Sie erschien, hat mich, die meisten der politischen Freunde und ganz entschieden die öffentliche Meinung in Stadt und Land sehr beruhigt und befriedigt. Die Denkschrift, von welcher ich schrieb, ist jetzt wohl ganz unnöthig. Einzelne, freilich stets pessimistisch Sehende, zum Beispiel R. Römer, sind nicht zufrieden und sehen immer noch Verrath; ich glaube mit Unrecht.

Die Hauptsache ist für uns jetzt eine Kammerauflösung, welche uns unzweifelhaft sehr zu Statten käme. Die Regierung ist auch hiezu bereit. Indessen hat sie Schwierigkeiten, weil Ende dieses Monats die Bewilligung der Steuern abgelaufen ist. Wahrscheinlich kommt deshalb der Landtag noch auf ein paar Tage zusammen, um ein Steuerprovisorium zu bewilligen. Kommen dabei Debatten im alten Styl vor, so wäre es Angesichts der Aufgaben dieser Tage freilich höchst unliebsam. Die Minister suchten deshalb einige Annäherung an uns. Leider hält das einerseits bei dem berechtigten Mißtrauen gegen die Regierung, andererseits bei der Schroffheit einzelner, welche, wie Römer, sich in gar nichts einlassen wollen, sehr schwer.

Nun, das alles sind Kleinigkeiten, Reminiscenzen vom Kleinstaat. Das eben soll ja besser werden.

Ich wiederhole es: möge nur Preußen recht fest bleiben, dann wird's gut werden!

Herzlich grüßend Ihr Dr. Otto Elben.

Digitized by Google

Lasker an Mittnacht.

Hochgeehrter Herr Staatsminister.

Für das freundliche Antwortschreiben danke ich Ihnen. Besonders erfreulich ist mir, aus dem Gesammtinhalt Ihre Übereinstimmung mit dem von mir vertretenen Hauptbestreben folgern zu dürfen. Es war nicht meine Meinung, daß Württemberg, weil es seinen bestimmten Weg sich vorgezeichnet hat, vorzeitig oder durch rücksichtslose Form von Bayern sich trenne, sondern ich wollte äußersten Falls den selbstständigen Anschluß Württembergs gewahrt wissen, und die Worte Ihres Schreibens ergeben diesen Sinn. Im Laufe der Verhandlungen räth die Klugheit, beide Grenzlinien zu beachten; Bayern darf, während es in guter Absicht überlegt, nicht mißtrauisch gemacht werden, aber es muß rechtzeitig die Gefahr völliger Isolirung erkennen, wenn es nach Vorwänden sucht oder sonst innerhalb billiger Frist zu keinem fertigen Entschluß gelangt. Bayern muß wissen, daß es außerhalb des Bundes keinen deutschen Staat neben sich haben würde. Mit diesem Bewußtsein mag es frei handeln, die Entscheidung ist dann kaum zweifelhaft. Meine Betrachtung der Dinge in Bayern hat sich nicht gegen früher verschlimmert, dazu läge kein äußerer Anlaß vor, sondern meine Betrachtungsweise richtet sich nach den verschiedenen Abschnitten der Entwickelung. Abgereist unter dem Eindruck von Berichten aus Bayern, daß die dortige Regierung zu Nichts sich verstehe, war ich zufrieden, den Boden für aufrichtige Verhandlungen gewonnen zu sehen; in der Mitte dieser Verhandlungen erkenne ich an, daß Bayern unter allen betheiligten Staaten die größten Schwierigkeiten darbietet, und die Vorsicht heischt, auch für den schlimmsten Fall vorbereitet zu sein, obschon ich ihn nicht für den wahrscheinlichen halte.

Aus vielen Anzeichen schließe ich, daß die jüngste Regierungserklärung des württembergischen Staatsanzeigers in den dortigen nationalliberalen Kreisen sehr gut gewirkt hat; die mangelnde Klarheit der Situation hatte verstimmt, jene Erklärung aber entfernt jeden Zweifel. Soweit ich die von der württembergischen Regierung geforderten Modificationen der Bundesverfassung kenne, werden die dortigen politischen Freunde sie gewiß nicht beanstanden, denn sie verlangen nicht eine buchstäbliche Übernahme der Bundesverfassung, sondern die vollständige Wahrung ihres Geistes und des grundlegenden Inhalts; keines von Beiden finde ich durch die Modificationen beeinträchtigt. Etwaige Vorbehalte der Militärverwaltung sind mir nicht bekannt geworden. Ihre Regierung und der bundesfreundliche Theil der Bevölkerung scheinen mir nun so nahe bei einander, daß vor dem Ergebniß der Verhandlungen die Irrungen aufhören und ein harmonisches Zusammenwirken an die Stelle treten müssen. Was Wunder, daß bis jetzt in den vereinzelten deutschen Staaten die Harmonie zwischen Regierung und Volk sich nicht finden läßt; die Befriedigung der Nation über die gesicherten Grundlagen ihrer Staatseinheit muß erst die Freudigkeit schaffen, welche die Harmonie zwischen den Regierenden und dem Volke erzeugt. Womit wir gegenwärtig beschäftigt sind, das zielt darauf ab, einen solchen Zustand vorzubereiten.

Digitized by Google

Auch ich bin der Meinung, daß die äußerste Beschleunigung am Meisten fördern würde, jede Verzögerung aber die Schwierigkeiten vermehrt. Vielleicht sind Sie schon im Besitze der Einladung, aber ich will, der Vorsicht halber, zusehen, daß kein Mißverständniß sie verzögere, wenn sie bisher noch nicht erfolgt ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Ew. Excellenz ergebener

Berlin, den 14. October 1870. Lasker.

Lasker an Delbrück.

(Originalbrief, durch die Güte Sr. Exc. des Herrn Staatsministers Delbrück erhalten.)

Hochgeehrter Herr Staatsminister!

Im Laufe der vorigen Woche hatte ich von mehreren entschieden nationalen Männern in Stuttgart besorgliche und warnende Nachrichten erhalten, daß zwei Richtungen in Regierungskreisen gegen einander zu laufen schienen und das Ministerium zweideutig sich verhielt. Als der letzte Brief eines sehr umsichtigen und besonnenen Freundes eingetroffen war, erlaubte ich mir, Sie aufzusuchen, um Nachrichten und daran geknüpfte Wünsche Ihrer Aufmerksamkeit zu unterbreiten; Sie waren aber den Abend vorher verreist. Inzwischen ist die Regierungserklärung im Württembergischen Staatsanzeiger erschienen, welche einer Bürgschaft gleicht und im Lande dafür gehalten wird. Den Inhalt ergänzt ein Brief des Herrn Ministers Mittnacht an mich vom 9. Oct. Diesem Herrn hatte ich geschrieben, um die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb im ungünstigen Falle Württemberg selbstständig handeln und auch ohne Bayern dem Bunde sich anschließen müsse; um ferner die Überzeugung auszudrücken, daß Württemberg auch allein in den Bund werde aufgenommen werden. In dem Rückschreiben betont Herr M., daß „zur Erreichung eines glücklichen Ergebnisses beitragen wird, wenn die Beziehungen zwischen Stuttgart und München gute bleiben." Diese Auffassung gilt unbedingt, so lange Bayern in guter Absicht überlegt, aber sie schließt nicht aus, sondern läßt eher folgern, daß Württemberg seinen selbstständigen Weg gehen wird, wenn Bayern nach Vorwänden sucht, oder sonst zu keinem Entschlusse gelangt. Die Dinge in Württemberg entwickeln sich auch anderweitig derart, daß der Rücktritt oder die Abhängigkeit des letzten Entschlusses von dem Verhalten der bayerischen Regierung nicht gut möglich erscheint; selbst ein starkes Ministerium würde die Enttäuschung nicht überdauern und die Dynastie würde in Mitleidenschaft geraten. Mein Zutrauen zu dem Standpunkt der Regierung war überhaupt nicht erschüttert, weil ich ihn in der Noth begründet weiß. Das Rückschreiben des Herrn M. enthält einen Abschnitt, welcher offenbar nicht allein für meine persönliche Kenntnisnahme, sondern auch bestimmt ist, an die rechte Stelle gebracht zu werden, und wiederhole ich ihn wörtlich. Er lautet:

„Ein Hinziehen der Verhandlungen wäre mir so wenig erwünscht, daß ich täglich einer Einladung von Bayrischen und Württembergischen Bevollmächtigten in das Hauptquartier mit Verlangen entgegensehe. Durch längeres Zuwarten werden die Dinge nicht besser. Übersendung einer gemäßigt gehaltenen

Digitized by Google

Preußischen Erklärung und gleichzeitige Einladung ins Hauptquartier, und es wird gehen.

Ich füge hinzu, was ich anderweitig erfahren habe, daß bis Ende dieses Monats der Zusammentritt des württembergischen Landtages nothwendig werden wird; es dürfte gerathen sein, die Regierung nicht ohne fertige Ergebnisse vor den Landtag treten zu lassen. Auch der bayerische Landtag müßte, streng genommen, wegen des zu verlängernden Credites nächstens zusammenberufen werden.

Den Zweck des heutigen Schreibens werden Ew. Excellenz aus dem Inhalt zu entnehmen wissen. Vielleicht darf ich jetzt schon die Gelegenheit benutzen, im Voraus zu entschuldigen, daß ich in wenigen Tagen einige Bemerkungen zu der etwaigen Modification der Bundesverfassung Ihnen zu unterbreiten gedenke. Ich setze voraus, daß Ihre Geschäfte im Hauptquartier die Durchsicht solcher Notizen gestatten.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Euerer Excellenz ganz ergebener

. Lasker.

Delbrück an Lasker.

Vertraulich. Versailles, 18. Oktober 1870.

Euer Hochwohlgeboren

sage ich für Ihr gefälliges Schreiben vom 14. d. Mts., welches mir gestern Abend zuging, meinen verbindlichsten Dank. Seit dem Datum desselben haben, wie Ihnen vielleicht schon bekannt geworden ist, die Dinge eine weitere Entwickelung genommen. Auf den Antrag Badens wegen seines Eintritts in den Bund ist eine zusagende Antwort und die Einladung erfolgt, über die Modalitäten hier zu verhandeln. Das in vertraulicher Weise hierher gelangte Erbieten der Württembergischen Minister von Suckow und Mittnacht, die Münchner Besprechungen hier zu ergänzen und fortzusetzen, ist dankend angenommen. Nach München ist hiervon mit dem Anheimstellen Nachricht gegeben, entweder ebenfalls hier zu verhandeln, oder meine Rückkehr nach München abzuwarten, welche erfolgen werde, sobald ich hier abkömmlich sein würde.

Es war mein Wunsch, den Hergang so einzurichten, daß zunächst Württemberg und Baden allein hier wären und Bayern später dazu käme. Indessen haben die Rücksichten, deren Hr. von Mittnacht gegen Sie erwähnt hat, die Württembergischen Herren bestimmt, auf ihre bayerischen Kollegen zu warten. So werden dann nächsten Sonnabend oder Sonntag aus München Graf Bray und Hr. von Prankh, aus Stuttgart Hr. von Suckow, Hr. von Mittnacht und Hr. Riecke — letzterer sehr erwünscht — hier eintreffen. Ich habe noch gestern auf einem Umwege dahin gewirkt, daß auch Hr. von Lutz kommen möge. Wer aus Karlsruhe erscheinen wird, weiß ich noch nicht.

Daß wir mit Bayern auf den ersten Hieb fertig werden, bezweifle ich sehr, ich glaube aber mit Ihnen, daß Württemberg Stand halten wird, auch wenn mit Bayern fürs Erste nichts zu Stande kommt, weil es nicht anders sein kann.

Digitized by Google

Den mir gütigst in Aussicht gestellten Notizen zu den etwaigen Modificationen der Bundesverfassung, welche mir grade in diesem Augenblicke ganz besonders erwünscht sind, sehe ich mit dem lebhaftesten Interesse entgegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ganz ergebener

Delbrück.

Marquardsen an Lasker.

Lieber Freund.

Ihr Brief ist hier angekommen, während ich mich mit Völk auf einer Missionsreise in Oberbayern befand; deshalb meine verzögerte Antwort. Ich habe heute mit Lutz ein langes Gespräch gehabt und daraus entnommen, daß die Geschichte geht. Nur in den finanziellen Dingen wird man norddeutscher Seite etwas nachgiebig sein müssen. Der König ist verstimmt, daß man statt eines Prinzen nur einen Minister an ihn geschickt hat, wird aber in der Sache keine Schwierigkeiten machen, sondern thun, was sein muß. Meine Nachrichten von Lutz sind größtentheils in ihren Einzelheiten confidentiell. Ich kann deshalb nur das Gesammtresultat wiederholen, daß man die Sache als im deutschen Sinn entschieden ansieht und das letzte Wort in wenigen Tagen zu hören erwartet. Ob Ihr Reichstag aufgelöst wird, oder nicht, ist für uns hier ohne Bedeutung. Da jetzt feststeht, daß unsere Minister nicht den Landtag auflösen wollen, würde es eher gut sein, in Norddeutschland ebenfalls die Sache routinenmäßig zu behandeln und noch den alten Reichstag die Abmachung beschließen zu lassen, zumal dann doch wieder für den neuen Gesammtreichstag gewählt werden müßte. Ich habe jetzt gar keinen Zweifel, daß es gelingt, für irgend welche Abmachung eine Zweidrittelmehrheit bei dem gegenwärtigen Landtag zusammenzubringen. Natürlich würde ich auflösen, wenn ich zu bestimmen hätte, aber dies ist jetzt außer Frage und wir reden von der Wirklichkeit, nicht dem blos Möglichen.

Mit dem Vorstehenden ist auch Ihre weitere Frage erledigt, wie lange unsere Vorbereitungen zu Neuwahlen dauern. Nur beiläufig will ich bemerken, daß, wenn nicht neue Wahlkreiseintheilungen gemacht werden, die ganze Affaire in vier Wochen höchstens beendet sein kann.

Und nun noch, liebster Freund, einen Auftrag von Werthern an Sie. Er bedauert Ihrem Wunsch wegen Abschrift des Briefes nicht nachkommen zu können, da er dergleichen nicht an Dritte aus den Händen giebt. Sie werden sich wohl den Inhalt Ihrer Zuschrift reconstruiren können.

Mit herzlichsten Grüßen an Sie und die Freunde, von mir und den Gesinnungsgenossen

Ihr treuergebener

München, d. 15. Oct. 70. Marquardsen.

Von nun an, Erlangen bis etwa Mitte November. (sub sigillo!)

Digitized by Google

Lasker an Hölder.

Berlin, den 16. October 1870.

Lieber Freund.

Mit dem größten Interesse habe ich Ihren gestern eingetroffenen Brief gelesen. Ich behalte mir vor, ausführlich zu antworten, wozu mich die Stimmung heute nicht kommen läßt. Sie haben vermuthlich schon den Tod unseres vortrefflichen Twesten [1]) durch die Zeitung erfahren. Ich will jedoch nicht versäumen, Ihnen mitzutheilen, daß am hiesigen Orte keine Veränderung in den jüngsten Tagen vorgegangen, meine letzte Darstellung in jeder Weise gültig ist. Einige Zeitungen melden zwar die in den nächsten Tagen bevorstehende Rückkehr des Ministers Delbrück; hier wurde er aber bis vorgestern nicht erwartet, ich halte die Nachricht überhaupt für unglaubwürdig, für wahrscheinlich dagegen, daß D. bis zum Abschluß der Verhandlungen im Hauptquartier bleiben werde. Ihre Regierung sucht ernste Verständigung mit unseren Freunden in Württemberg; ich weiß dies auch anderweitig, nahezu authentisch, und die Lage bestärkt mir, daß der rechte Wille vorhanden ist, weil die Noth keinen andern Weg zuläßt. Meine Ansicht ist, daß Sie für den unwiderruflichen Entschluß der Regierung, für den Beitritt zum Bunde auch ohne Bayern einzustehen, ausreichende Bürgschaft fordern, gegen diese Bürgschaft aber, eben um des gemeinschaftlichen Zweckes willen und so weit dieser es nothwendig macht, der Regierung rückhaltlose Unterstützung leihen. Wenn das Ministerium ganz offen und unwiderruflich mit der Volkspartei brechen, diplomatisches Hinhalten aufgeben soll, so muß sie auf den Beistand der Partei rechnen können, deren Programm sie ausführt; sonst würde leicht die Partei schuld werden an dem unsichern Schritt des Ministeriums. An den Minister Delbrück habe ich geschrieben, um ihm den Stand in Württemberg nach Kenntniß zu schildern und zur äußersten Beschleunigung zu rathen, welche auch Ihr Ministerium wünscht. Ob eine Denkschrift von Ihnen noch erforderlich sei, halte ich für zweifelhaft; ich werde mir erlauben, vielleicht schon morgen, jedenfalls bald meine Ansicht mitzutheilen. Durchaus beruhigt dürfen Sie bleiben, daß von hier aus weder eine Lockerung des norddeutschen Bundes noch ein weiterer Bund mit Württemberg wird zugegeben werden. Soviel ich weiß, sind die von Ihrer Regierung geforderten Modificationen weder auf derartiges noch auf eine der wesentlichen Grundlagen des Bundes überhaupt gerichtet. Ob die Militärverwaltung unannehmbare oder schädliche Vorbehalte macht, weiß ich nicht, ich bin aber eher berechtigt, dies nicht anzunehmen. Über das Ergebniß der in Ihrem Briefe erwähnten Anknüpfungen mit dem Ministerium, sowie über die Einberufung des Landtages und das hierfür in Aussicht genommene Datum werden Sie mich wohl recht bald unterrichten; mir liegt an zeitiger Kenntniß dieser Umstände.

Mit herzlichem Grüßen Ihr Lasker.

[1]) Twesten ist am 14. Oktober gestorben.

Digitized by Google

Hölder an Lasker.

Stuttgart, 18. October 1870.

Lieber Freund!

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 16. und beeile mich denselben zu beantworten. Daß unser Landtag auf den 31. d. Mts. einberufen ist, werden Sie aus den öffentlichen Blättern ersehen haben. Ich glaube, daß dies der correctere Weg ist; er ist jedenfalls einer halben Verfassungsverletzung vorzuziehen. Der Landtag wird sich übrigens voraussichtlich nur mit der Steuerverlängerung und mit der Verwilligung von Geldern für Kriegszwecke beschäftigen. Seine Dauer wird die von zwei Tagen schwerlich übersteigen. Nachdem die Regierung unsere allerdings etwas kühle Antwort erhalten hatte, wandte sie sich an die beiden Präsidenten der Kammern, um deren Ansicht über die angeregte staatsrechtliche Frage zu hören, eventuell deren Mitwirkung zur Abschneidung politischer Debatten in Anspruch zu nehmen. Probst als Vicepräsident der zweiten Kammer nahm hierauf mit den Großdeutschen und der Volkspartei Rücksprache und konnte auf deren Grund der Regierung die Versicherung geben, daß von dieser Seite, abgesehen von einigen wenigen Unberechenbaren, eine politische Debatte nicht werde angeregt werden.

Da nun Graf Rechberg (Präsident der 1. Kammer) und Probst entschieden von jeder Umgehung des Landtages bezüglich der Steuerverlängerung abriethen, so hat sich endlich die Regierung zu dessen Einberufung entschlossen. Gestern Morgen setzte mich Sarwey, wie es scheint, im Auftrage Mittnachts und in Erwiderung unserer letzten Äußerung gegenüber der Regierung, von diesem Stande der Sache in Kenntniß. Gleichzeitig theilte er mir mit, daß Mittnacht und Suckow demnächst zur Einleitung der Unterhandlungen nach Versailles abgehen werden, daß Ersterer vorher noch viel zu thun habe, auch angegriffen sey, und deswegen vorerst auf eine Rücksprache mit mir verzichten müsse. Ohnehin würde es doch nicht wohl angehen, mir die Punkte mitzutheilen, welche von Seiten Württembergs im Einzelnen geltend gemacht werden sollen, zumal da dieselben noch nicht einmal festgestellt seyen u. s. f. Nach seiner Rückkehr werde eine Besprechung eher am Platze seyn u. drgl. Ich beschränkte mich hiergegen darauf hinzuweisen, daß wir unsererseits von Anfang an die Initiative für solche Besprechungen den Herren Ministern anheimgegeben hätten, daß wir keine Veranlassung hätten, eine solche zu suchen, daß ich übrigens hoffe und wünsche, die Verhandlungen würden im nationalen Sinne geführt und zu einem glücklichen Ende gebracht werden.

Voraussichtlich wird nun die Auflösung der Kammer noch Ende dieser Woche erfolgen, und es fragt sich, welche Stellung wir bei den Neuwahlen einzunehmen haben. Wenn ein Exemplar des Beobachters in Berlin zu Ihrer Verfügung steht, so werden Sie gefunden haben, daß die Volkspartei in einer großen Landes-Ausschußsitzung Stellung zu den neuen Verhältnissen genommen und eine öffentliche Ansprache erlassen hat. Sie erkennt nach dem veröffentlichten Aktenstück die Nothwendigkeit einer Einigung Deutschlands auch ohne Österreich

Digitized by Google

jetzt an; die demokratischen Grundsätze sollen in den bestehenden Staatsformen verfolgt werden, die deutschen Fürsten, wie im Kriege so auch im Frieden an der Spitze ihres Volkes stehen (Verläugnung der Republik), die Wehrkraft werde hoffentlich mit den volkswirthschaftlichen Anforderungen in Einklang gebracht werden können (verschämte Verläugnung des Miliggedankens), dagegen müsse die Verfassung, wie sie von den deutschen Regierungen vereinbart werde, einem von ganz Deutschland gewählten Reichstage zur Genehmigung vorgelegt werden. Wegen des Elsasses und Lothringens seyen die Stimmen getheilt gewesen. Die bewährten parlamentarischen Vorkämpfer der großdeutschen Richtung hätten an Berathungen Theil genommen und seyen im Wesentlichen mit dem Ergebniß einverstanden. Sie sehen, daß die Herren äußerlich nahezu bei dem Programm Ihrer Fortschrittspartei angekommen sind, da sich aber hinter diesen nothgedrungenen Erklärungen immer noch ultramontane und volksparteiliche Tendenzen verbergen, wäre es in der That vom höchsten Werth, wenn diese radical ultramontane Partei bei den Wahlen einmal eine gründliche Niederlage erleiden würde. Eine solche könnte die Folge haben, daß die besseren Elemente derselben endlich einmal mit der ultramontanen Partei und dem Beobachter formell brechen würden.

Diese Erwägung macht es für die nationale Partei allerdings wünschenswerth, bei den bevorstehenden Neuwahlen sich mit der Regierung auf einen freundlichen Fuß zu setzen. In diesem Falle können die radikalen Ultramontanen einmal gebändigt und für die Entwicklung einer freisinnig-nationalen Partei der nöthige Raum gewonnen werden. Es fragt sich nur, ob und inwieweit ein Verlaß auf die Regierung ist. Hier bedarf es realer Garantieen besonders für die Wahlen, und der Abschluß eines entsprechenden Vertrags mit Nord-Deutschland genügt in dieser Beziehung noch nicht, weil ich fürchte, daß auch die Großdeutschen nach Abschluß dieses Vertrags trotz ihres gegenwärtigen Verlangens einer constituirenden Versammlung bei den Wahlen sich für Annahme des ersteren aussprechen werden. Man könnte vielleicht einwenden, in diesem Falle sey die Wahl von Großdeutschen nicht zu bedauern, da es ja allein auf Erreichung des Zieles selbst ankomme. Allein hiergegen ist denn doch geltend zu machen, daß für die weiteren Fragen, welche nachher nicht ausbleiben, die Gewinnung einer ehrlichen, überzeugungstreuen, nationalen Mehrheit vom größten Werthe wäre. Ich meines Theils werde nun dafür sorgen, daß durch ein freundliches Verhalten unserer Seits gegenüber der Regierung letzterer die Annäherung, wenn es ihr damit Ernst ist, nicht erschwert wird. Das Weitere ist abzuwarten.

Indem ich allen Ihren weiteren Nachrichten, die mir von großem Werthe sind, mit Interesse entgegensehe, verbleibe ich mit herzlichem Gruße Ihr

Hölder.

Lasker an Delbrück.

Hochgeehrter Herr Staatsminister.

Aus Stuttgart empfange ich Nachrichten, welche mir nicht ohne Interesse scheinen, und es knüpft sich daran eine Bitte, welche nach meiner Ansicht erfüllt werden sollte. Die Minister hatten sich dort mit der nationalen Partei in Ver-

Digitized by Google

bindung gesetzt; diese hat auf den Wunsch der Unterstützung sofort geantwortet, daß ihr Bürgschaften gegeben werden müssen: wegen des Anschlusses an den Bund, so wie gegen Schwanken, wenn Bayern unsicher würde. Die nationale Partei glaubt jetzt schon zwar an die gegenwärtig guten Absichten der Regierung, fürchtet aber das herkömmliche Schwanken und einen möglichen Umschwung der Absichten in den Hofkreisen, welchem die Minister Rechnung tragen möchten. Der Landtag wird jetzt aufgelöst, die Neuwahlen stehen bevor; die nationale Partei will die Regierung rückhaltlos unterstützen, wenn diese fest und unwiderruflich sich verpflichtet, sonst aber will sie die Wahlen gegen die Regierung benützen, wenn diese unzuverlässig wird. Der Probirstein ist der Anschluß an den Bund, allenfalls mit wenigen, doch nur solchen Modificationen, welche gar kein Bedenken erregen. Nun möchte man, falls die württembergischen Minister in Versailles Schwierigkeiten machen, in Stuttgart rechtzeitig und jedenfalls genug unterrichtet sein, um das Verhalten vor und bei den Wahlen zweckgemäß einzurichten. Ich finde diese Bitte in der politischen Nothwendigkeit gerechtfertigt, da nichts schädlicher wäre, als der Irrthum nach der einen oder der andern Richtung; es hat ohnehin Mühe genug gekostet, das Hinderniß zu entfernen, welches das mangelnde Vertrauen zu den Personen bereitete. Gern würde ich in der Lage sein, die Freunde zu unterrichten, oder in anderer Weise ihren Wunsch erfüllt sehen; der gute Wille der württembergischen Minister zöge Nutzen hieraus, der zweifelhafte würde wahrscheinlich durch das prompte Eingreifen der nationalen Partei bestimmt. Merkwürdiger Weise wird auch ein zu weites Nachgeben der Bundesregierung gefürchtet, welche vielleicht meine, dem Abschluß erhebliche Opfer bringen zu müssen, während das württembergische Volk von Modificationen wenig, von bedenklichen gar nichts wissen wolle. Über diesen Punkt habe ich mich aus eigener Überzeugung wiederholt beruhigt, und ich besorge nicht durch ein abweichendes Ergebniß widerlegt zu werden.

Aus Bayern habe ich vor einigen Tagen gute Nachricht gehabt, besonders in Folge einer Rücksprache mit dem Herrn Minister Lutz, welcher selbst an ein Gelingen glaubt. Es ist gut, daß dieser Minister zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen ist; er ist für die Auszeichnung empfänglich und geeignet, zuweilen über Schwierigkeiten wegzuhelfen. Gänzlich beruhigt werde ich darüber, daß schon unter den jetzigen Abgeordneten für jede, selbst eine im nationalen Sinne weitgehende Abmachung der Regierung die vorgeschriebene Zweidrittelmehrheit zu finden sein werde; ein gut Unterrichteter schreibt mir dies auf Grund angestellter Prüfung, wie er versichert. Dunkel klingt mir der allgemein gehaltene Satz: „Nur in finanziellen Dingen wird man norddeutscher Seits etwas nachgiebig sein müssen." Die schlimmste Deutung wäre für mich, daß Bayern an dem selbstständigen Militärbudget festhalten wolle. Dies gäbe auf beiden Seiten eine Quelle immerwährender Streitigkeiten oder Verstimmung.

Die Notizen zur Bundesverfassung habe ich bis heute aus zwei Gründen leider versäumt abzusenden; nachträglich schien mir besser, auf Zustimmung zu warten, und dazu kam ein trauriges Ereigniß im Freundeskreise, welches mich

Digitized by Google

abzog. Die Gefahr ist, daß ich jetzt zu spät komme, doch will ich es darauf hin morgen wagen, aber nur mit solchen Punkten, an die zu erinnern vielleicht noch im Laufe der Verhandlungen gut sein möchte.

Mit herzlichem Danke für die gewidmete Zeit und mit vorzüglicher Hochachtung bin ich

Ew. Excellenz ganz ergebener

Berlin, den 23. October 1870. Lasker.

Delbrück an Lasker.

Vertraulich. Versailles, 26. Oktober 1870.

Euer Wohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 23. d. Mts. habe ich heute Nachmittag zu erhalten die Ehre gehabt.

General von Suckow hat mir bei unserer ersten Begegnung unaufgefordert mitgetheilt, daß er und Hr. von Mittnacht Vollmacht hätten mit uns abzuschließen, gleichviel ob mit oder ohne süddeutsche Genossen, und daß sie beide von dieser Vollmacht Gebrauch machen würden, so sehr sie auch wünschen müßten, daß Bayern mitgehe. In gleichem Sinne lauten die Berichte des Baron von Rosenberg aus Stuttgart, und ich habe bis jetzt keinen Grund, an der Aufrichtigkeit der Württembergischen Herren zu zweifeln.

Hr. von Mittnacht besuchte mich heute, um mich zu fragen, ob ich der Meinung sei, daß die Wahlen in Württemberg auf den 30. November angesetzt werden könnten. Man müsse in Stuttgart darauf rechnen können, daß etwa zehn Tage vor den Wahlen ein Ergebnis in der deutschen Frage vorliege, und aus diesem Grunde frage er bei mir an. Ich habe mich natürlich mit dem 30. einverstanden erklärt, und er hat darauf in meinem Zimmer das bezügliche Telegramm nach Stuttgart geschrieben. Ich theile Ihnen dies zur Charakteristik der Lage, zugleich aber in vertraulichster Weise mit, da mir an der Erhaltung meines Verhältnisses mit Hrn. von Mittnacht um so mehr gelegen ist, als die Aussichten auf Bayern ungemein zweifelhaft werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sehen, daß Ihre Notizen zur Bundesverfassung keineswegs post festum kommen werden.

Mit vorzüglichster Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Delbrück.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, den 24. October 1870.

Lieber Freund.

Gestern gelangte hierher die Nachricht, daß Sie in das Hauptquartier berufen worden sind, heute wird dieselbe ergänzt, daß auch Blankenburg und Friedenthal dahin berufen sind. Wahrscheinlich also sollen die Vertreter verschiedener Parteien zur deutschen Frage gehört werden. Ein gewisser Zusammenhang wird uns hier, vermuthlich auch Ihnen willkommen sein. Bis zum 6. Ok-

Digitized by Google

tober habe ich Ihnen alles mir Bekannte mitgetheilt; ich will nun in kurzen Zügen nachtragen, was seitdem mir zur Kenntniß gekommen ist. Mit dem Herrn Minister Mittnacht habe ich Briefe ausgetauscht über das Thema, daß die württembergische Regierung unter allen Umständen, wenn nöthig, auch selbstständig ohne Bayern den Anschluß bewirke. Herr Mittnacht läßt das als sein Streben durchblicken, hofft aber auf einen günstigen Einfluß, wenn die württembergische Regierung mit der bayerischen zusammen verhandelt, so lange noch der Beitritt Bayerns in Aussicht steht. Die Freunde in Württemberg fühlen sich jetzt mächtig und sind sicher, in den Wahlen zu siegen; sie sind bereit, die Regierung zu unterstützen, wenn sie den Anschluß herbeiführt, verlangen aber eine strenge Controlle und wünschen sofort unterrichtet zu werden, wenn die Minister im Hauptquartier unzuverlässig werden. Ich habe dem Herrn Minister Delbrück deswegen geschrieben, bitte aber, da Sie dort sind, die Verhandlungen zu beobachten und mir oder direct nach Stuttgart zu berichten, so bald dies in dem eben auseinandergesetzten Sinne Ihnen angezeigt erscheint. Das Volk in Württemberg ist sicher.

Über Bayern werden Sie zur Zeit besser unterrichtet sein, da für dieses Land das Verhalten der Regierung maßgebend ist und für die mittelbare Gegenwart kein Zwang ausgeübt werden kann. Marquardsen hat, nach seinem letzten Berichte an mich, gerade durch den Minister Lutz ziemliche Sicherheit des guten Willens gewonnen.

Ihre eigene Auffassung der etwa in Frage kommenden Abänderungen kenne ich durch den Gedankenaustausch, welcher zwischen uns Beiden und mit den Freunden in München stattgefunden hat. So weit ich mich erinnere, sind am Ende der Durchsprechungen unsere Ansichten nicht auseinander gegangen, und wesentliche Punkte sind ja schriftlich fixirt. Nur auf einen Umstand, der mir von hervorragender Wichtigkeit ist, komme ich wieder. Sie schienen ursprünglich geneigt, gegen Competenzerweiterung Bayern ein absolutes Veto zu geben; zuletzt sind Sie von dieser Meinung abgegangen, doch möchte ich, da die Verhandlungen leicht nach diesem Punkte hin gravitiren könnten, nochmals meine Überzeugung ausdrücken, daß ein solches Veto eines Einzelstaats außer Preußen den Bund tief von seiner jetzigen Bedeutung herabdrücken würde, für mich zählt eine solche Bestimmung zu den unannehmbaren. Umgekehrt halte ich unsere ausdrücklichen Zusicherungen für geboten, wenn die Erweiterung der Competenz erheblich erschwert wird.

Ehe ich Ihre Berufung in das Hauptquartier gekannt, habe ich dem Herrn Minister Delbrück versprochen, ihm einige Notizen zu den Modificationen der Bundesverfassung zuzustellen. Dieses Wort muß ich nun einlösen, doch beschränke ich mich auf wenige Punkte von besonderer Wichtigkeit. Damit Sie unterrichtet seien, lege ich Abschrift bei. Sehr viele Gesichtspunkte regen die Verhandlungen an, so fern sie an eine Revision der Verfassung hinanreichen. Doch würde ich für die zweckmäßigere Methode halten, wenn jetzt nur Unentbehrliches vereinbart, die allgemeine Revision aber stillschweigend oder ausdrücklich vorbehalten, und

Digitized by Google

nur die Vorsorge getroffen wird, daß zukünftig kein der Form entlehnter Einwand ihr in den Weg tritt. Mich wird sehr freuen, wenn Sie, in den Grenzen der gebotenen Discretion, Gelegenheit finden, mich von den Vorgängen zu unterrichten. Besonders viel liegt mir daran, wenn die Zeit zweifelhafte Punkte zu erwägen gestattet, in dieser Weise vorzusehen, daß nicht nachträglich Verschiedenheit der Meinungen zwischen den Freunden obwalte.

Mit herzlichem Gruße Ihr Lasker.

Lasker an Delbrück.

Hochverehrter Herr Staatsminister.

Mein früher geschriebener Brief vom 23. Oktober erläutert das spätere Telegramm. Dieses ist durch das Drängen der immer noch zweifelnden Freunde in Stuttgart veranlaßt, während ich selbst noch von Zweifel frei bin. Dem Wunsche habe ich stattgegeben, weil ich durch meine wiederholt ausgedrückte Zuversicht und die Mittheilung, daß auch in maßgebenden hiesigen Kreisen diese Zuversicht getheilt werde, die Freunde zu einer günstigen Auffassung veranlaßt und eine gewisse Verantwortlichkeit übernommen hatte; dies meine Entschuldigung für die dringliche Form.

Nach dem Datum ihres Briefes an mich sind Vertrauensmänner in das Hauptquartier berufen worden, und ich habe erst nach Absendung meines Briefes vom 23. Oktober Kenntniß davon erhalten; wäre diese mir früher zugekommen, so würde ich der Notizen zu der Bundes-Verfassung nicht weiter erwähnt, sondern die Angelegenheit für erledigt gehalten haben. Jetzt sehe ich mich durch das Wort gebunden, eine vielleicht überflüssige Arbeit zu unternehmen und Ihnen mit der Durchsicht Mühe zu verursachen. Doch habe ich mich der äußersten Kürze befleißigt, wie man dies thut, wenn man ein durch spätere Umstände überholtes Versprechen formell zu erfüllen strebt. Ich muß deshalb in doppelter Beziehung Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Euerer Excellenz ganz ergebener

Berlin, den 26./10. 70. Lasker.

Anlage. Eine völlige Abänderung der norddeutschen Bundes-Verfassung wird durch den Beitritt eines süddeutschen Staates oder des ganzen Südens nicht geboten; kein wesentlicher Bestandtheil der Bundes-Verfassung ist durch das beschränktere Gebiet bestimmt. Dagegen macht jeder Hinzutritt einige Abänderungen nothwendig, während andere als Vorbehalte von den verhandelnden Regierungen gefordert, noch andre bei dieser Gelegenheit angeregt werden. Das Wichtigste ist, daß der Bund endlich über die beiden Theile Deutschlands sich erstrecke. Von gleichzeitigen Reformen darf dieses geschichtliche Ereigniß nicht abhängig gemacht werden, aber das berechtigte Streben darf auch nicht verführen, die Zukunft dem gegenwärtigen Gewinn zu opfern. Wo diese Gefahr beginnt, da muß der berechtigte Wunsch, das Ziel schon jetzt zu realisieren, zurücktreten. Meine Bemerkungen bewegen sich innerhalb dieser beiden Rücksichten und dem vorgerückten

Digitized by Google

Stadium der Verhandlungen entsprechend, auch wegen der Ferne von dem Orte der Verhandlungen erschöpfen sie die in Betracht kommenden Fragen nicht. In der Form begnüge ich mich mit bloßen Andeutungen, indem ich voraussetze, daß Absicht und Tragweite durchweg durch die Kenntniß des Zusammenhangs erläutert werden.

I. Die Kompetenz des Bundes.

1. Kein wesentlicher Gegenstand der jetzigen Kompetenz ist zu entbehren. Die Verfassung hat sich ohnehin auf das Nothwendigste eingeschränkt, wenn man von einigen untergeordneten Punkten absieht. Auch der Ausweg ist nicht rathsam, irgend einen Staat von der im übrigen Gebiete geltenden Kompetenz frei zu lassen oder die Gesetze für diesen Staat von einer besondern Zustimmung abhängig zu machen. Bei den wenigen, minder wichtigen Punkten würde der Nachtheil der Sonderstellung praktisch unbedeutend und nur der Grundsatz schädlich sein. Bei der überwiegenden Zahl der bedeutenden Punkte führt die Trennung zu fortwährenden Reibungen. Zum Beispiel wähle ich die von Bayern beanstandete Justizgesetzgebung. Der Bund wird sich dieses wichtigen Bestandtheils nicht berauben. Erstreckt sich die Kompetenz nicht auf Bayern, so sind zwei Klassen von Bund geschaffen. Unauflöslich aber ist die Verwirrung, wenn, was häufig vorkommt, ein Justizpunkt zum Nutzen und bei Gelegenheit eines andern Gesetzes zu regeln ist. Es entsteht dann die verwirrende Frage, ob die Bestimmung auf Bayern Anwendung finden könne. Denn der Ausschluß eines Staates nimmt die Natur eines verbürgten Sonderrechtes an, über welches die Mehrheit nicht entscheiden kann.

2. Die Ausdehnung der Kompetenz hat bis jetzt keine ausdrückliche Erwähnung in der Bundes-Verfassung gefunden, sondern sie wird als ein Bestandtheil der im § 78 geregelten Veränderungen der Verfassung behandelt. Beim Beitritt des Südens wird man sich kaum entziehen dürfen, diesen Punkt ausdrücklich zu regeln.

   Preußen muß, vermöge seiner Stimmenzahl, jede Abänderung der Bundes-Verfassung, sowie jede Ausdehnung der Kompetenz verhindern können, aber kein andrer Bundesstaat. Den anderen Staaten wird Angemessenes zugestanden, wenn etwa der Widerspruch aller mittleren Staaten zusammen, als eine Zahlengruppe gedacht, hindernde Kraft besitzt. Das gültige Veto eines andern Einzelstaates außer Preußen würde leicht den Bund lahm legen, da der Kompetenzeinwand nicht gut von der Mehrheit überstimmt werden kann. Dieses Recht Preußens ist keine Ausnahmestellung, sondern durch die Natur des Staates begründet; es birgt keine Gefahr, da die Macht Preußens mit der des Bundes zusammenfällt, und deswegen auch nicht vorübergehend eine tendentiös hemmende Politik zu besorgen ist.

Digitized by Google

II. Der Bund und die gesetzgebenden Faktoren.

1. Der Bund übernimmt die Aufgaben des Zollvereins. Daraus ergiebt sich eine Veränderung der gegenwärtigen Verfassung, welche zu der ursprünglichen Verfassung vor dem Abschluß der Zollvereinsverträge zurückführt.
   a) Die Zollvereinsverträge sind förmlich aufzuheben; die ewige Natur des Bundes schließt ihren förmlichen Bestand aus.
   b) Das Verhältniß Luxemburgs muß besonders geregelt werden. Beiläufig zu erwägen ist, daß der Name „Reich" der jetzigen Bezeichnung vorzuziehen sein dürfte.
2. Das Präsidium muß natürlich gegenüber den andern Bundesstaaten die in ihm unter den verschiedenen Namen zentralisierte Macht unversehrt erhalten. Die Art und Weise, in denen diese Macht auszuüben, ist nicht identisch mit dem Umfange derselben. Die Vereinigung aller dieser Befugnisse unter dem Titel des Kaisers würde Schwierigkeiten beseitigen, und würde Wünsche befriedigen, welche besonders in Bayern stark vertreten sind. Der übrige Inhalt der Verfassung brauchte dadurch keine Veränderung zu erleiden. Die Bezeichnung würde im Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung der Zentralgewalt zu Gute kommen.
3. Dem Reichstage wachsen die Mitglieder Süddeutschlands zu. Zum nächsten Reichstage wird nach dem Wahlgesetz und der Wahlordnung des norddeutschen Bundes gewählt. Die Wahlbezirke sind die für das Zollparlament. Die gesetzliche Regelung der Bezirke, sowie die Revision des Wahlgesetzes, bleiben vorbehalten. Nur ist auf die Erledigung der im Zollparlament gerügten Anstände Bedacht zu nehmen.
4. Dem Bundesrath treten die Mitglieder der Südstaaten hinzu. Das Stimmverhältniß ist im Zollparlament gegeben und der kürzeste Weg ist, dasselbe zu übernehmen. In vielen Beziehungen würde eine Abänderung Nutzen gewähren, jedoch vorausgesetzt, daß sofort die andre Vertheilungsart einstimmigen Anklang findet.
   a) Das Stimmverhältniß gehört seiner Natur nach zu den besonderen Rechten der einzelnen Bundesstaaten und kann nicht ohne die Zustimmung jedes einzelnen abgeändert werden. Für den Hinzutritt der süddeutschen Stimmen und deren Zahl genügt jedoch ein Bundesgesetz. Dies liegt in der Tragweite des Artikels 79 der Bundes-Verfassung. Da beim Erlaß derselben der Zollverein nicht existiert hat, so ist die Zahl des Zollbundesraths auch nicht stillschweigend vorausgesetzt, und es kann jede Zahlenhöhe für die süddeutschen Staaten oder einen derselben gesetzlich geregelt werden. Die Erhöhung der preußischen Stimmen dagegen bedarf der Zustimmung aller Bundesgenossen. Hierin liegt eine Schwierigkeit, welche nur durch allgemeine Zustimmung überwunden werden könnte. Ohne Erhöhung der preußischen Stimmen haben die süddeutschen im Zollparlament schon jetzt die Maximalzahl. Die entscheidende Mehrheit

Digitized by Google

innerhalb des Bundesraths kann natürlich nur im Wege der Verfassungsänderung beliebig geregelt werden.

b) Für den Gebietszuwachs in dem gegenwärtigen Kriege ist es naturgemäß, einen Zuwachs an Stimmen zu fordern, und diese würden getragen werden von der Macht, welche das Gebiet erwirbt oder verwaltet. Auch die Ordnung dieses Verhältnisses fällt unter die Tragweite des Art. 79. Kommt die Ausdehnung des Bundes vor dem Frieden zu Stande, so empfiehlt sich ein protokollarischer Vorbehalt, welcher diesen Punkt klarstellt.

c) Das an sich geringe Stimmverhältniß Preußens findet Abhilfe in dem materiellen Veto bei Verfassungsänderungen, Kompetenzerweiterungen und solchen Gesetzen, bei denen es vorbehalten ist, und in dem thatsächlichen Umstand, daß viele Stimmen Norddeutschlands in das Schwergewicht Preußens fallen. So lange diese beiden Verhältnisse dauern, bietet das an sich unzulängliche Stimmverhältnis keine Gefahr. Zu berücksichtigen ist, daß nach dem Beitritt des Südens kein Grund mehr vorliegt, den naturgemäßen Zug einiger norddeutschen Kleinstaaten aufzuhalten, welche gänzlich in Preußen aufzugehen streben. Um nicht in wiederkehrenden Fällen das jetzt nur theoretisch mangelhafte Stimmverhältniß in eine praktische Gefahr umschlagen zu sehen, muß die Stimme mit dem Gebiet zuwachsen. Dieses Prinzip ist in der Preußen zugewachsenen Stimme Lauenburgs bereits anerkannt, doch enthält die Verfassung keine Bestimmung und ein späterer formaler Streit über das Stimmverhältnis würde sehr verwirren. Vorsorge könnte getroffen werden durch den ausdrücklichen Zusatz, daß ein Bundesstaat in den andern einverleibt, Bundesland in andrer Art nicht abgetreten werden darf. Nöthigenfalls würde ein protokollarischer Vorbehalt genügen, welcher den Zuwachs der Stimmen als selbstverständlich voraussetzt.

d) Aus mißverstandener Analogie taucht jetzt die anscheinend konservative Forderung auf, eine erste Kammer hinzuzufügen. Aber es wäre eine gefährliche Selbstbeschädigung, die Zahl der gesetzgebenden Faktoren zu vermehren. Der Bund bedarf einer schnell wirkenden und wenig gehinderten Gesetzgebung. Der Aufbau eines Staates kann die komplizierenden Hemmungen eines seit unvordenklichen Zeiten erwachsenen Staates nicht ertragen. Überdies wäre der Versuch in dem gegenwärtigen Stadium besonders nachtheilig. Er steht ungefähr auf derselben Linie mit der Forderung eines völlig neuen Verfassungsanfanges für den erweiterten Bund.

III. Verwaltung und Aufsicht.

Die Bundes-Verfassung enthält über die Verwaltung, Aufsicht und Bürgschaft der Bundesgesetze nur wenige wichtige Grundzüge. Die drei Jahre haben das Bundeskanzleramt und eine gewisse, noch nicht feststehende Be-

Digitized by Google

theiligung des Bundesraths und seiner Ausschüsse geschaffen. Bisher hat man sich zum Theil aus Gründen der Klugheit mit dem unzulänglichen Zustande begnügt, welcher nach der Vollendung des Bundesstaates nicht auf die Dauer erhalten werden darf. Eine völlige und im einzelnen durchgeführte Regulierung dieser äußerst wichtigen und schwierigen Angelegenheit würde den Abschluß der Verträge verzögern, vermuthlich auch mehr Differenzen zu Tage fördern, als der Drang der jetzt zu lösenden Aufgabe ertragen kann. Aber die in Zukunft unentbehrlichen Bedingungen müssen so vorbereitet werden, daß nicht später die gesetzliche Regelung hindernden Competenzstreit begegne.

1. Aufsicht. Jedes Bundesgesetz und jede rechtsgültige Verordnung muß von den einzelnen Bundesstaaten und deren Behörden befolgt werden; dafür muß dem Bunde ein Zwangsmittel zu Gebote stehen.
   a) Die Bundes-Verfassung giebt das Recht der Execution; diese ist natürlich nicht überall als unmittelbares Eingreifen der Präsidialgewalt denkbar. Dagegen entspricht dem Rechte der Aufsicht die Befugniß des Bundes, sich eigene Organe zu schaffen, welche für die Durchführung der Bundesvorschriften Sorge tragen. Diese Befugniß ist mit Unrecht in dem Reichstage und von Regierungen als außerhalb der Kompetenz liegend bestritten worden; sicher ist sie nicht zu entbehren.
   b) Für alle Verwaltungsangelegenheiten sind das Bundeskanzleramt und seine Organe die Aufsichtsinstanz. Für Justizsachen gilt diese Instanz nicht. Das Ansehen der Bundesgesetze, welche doch den Landesgesetzen vorangehen, sinkt tief, wenn die mehrfachen höchsten Landesgerichte zuletzt entscheiden, ob ein Bundesgesetz gültig sei und Platz greife. Es muß ein höchstes Bundesgericht geschaffen werden, welches verbindlich für alle Staaten über die bestrittene Anwendbarkeit der Gesetze entscheide, welche beim Rechtsspruch in Betracht kommen.
2. Verwaltung. Der Bundesrath und seine Ausschüsse lassen sich mit Vortheil bei Instruktionen, Vorbereitungen und andern allgemeinen Geschäften der Verwaltung betheiligen. Aber vergeblich wäre der Versuch, durch sie das Bedürfniß der Verwaltungsressorts zu ersetzen. Die Interessen des Bundes und der Einzelstaaten weisen gleichmäßig darauf hin, Bundesministerien einzusetzen, deren jedes seinen Verwaltungszweig mit verantwortlicher Selbständigkeit leitet. Die Einrichtung der Bundesministerien bedarf eines durchdachten Gesetzes. Für jetzt genügt die Einrichtung einzuordnen, damit später das einfache Gesetz ausreiche und kein Südstaat über fehlende Loyalität sich beklage.

IV. Die Finanzverwaltung.

Die Verhandlungen werden ergeben, welche Vorbehalte wegen gewisser Steuern Bayern oder Württemberg zu gestatten sind. Hierin ist es billig,

Digitized by Google

dem nachgewiesenen Finanzbedürfniß Rechnung zu tragen. Dagegen erscheint ungestattet, die Finanzwirthschaft grundsätzlich zu trennen, oder irgend einen Theil der unzertrennlich gemeinsamen Aufgaben, wie die Heeresverwaltung der besonderen finanziellen Bewirthschaftung eines Einzelstaates anzuvertrauen. Die gemeinsamen Finanzbedürfnisse und Finanzmittel bilden fast den bewegenden Mittelpunkt eines jeden Staatswesens. Die besondere Finanzwirthschaft spaltet den Bund. Die jetzige Ordnung des Staatshaushaltswesens bleibt anwendbar auch neben den bis jetzt bekannt gewordenen Vorbehalten wegen gewisser Steuern.

V. Übergangszeit.

Der Bund hat bereits zahlreiche Gesetze erlassen, und es ist vielfach eine gewisse Abneigung vorhanden, alle diese Gesetze sofort einzuführen. Nur bei einigen Gesetzen läßt sich der Termin nicht aufschieben. Dahin gehören besonders: das über Freizügigkeit, das Staatsbürgerrecht, das Paßwesen. Andere Gesetze dagegen ertragen einen bestimmten Zeitraum, und wenn die Ungleichmäßigkeit auch unbequem wird, so lohnt es doch, den guten Willen damit zu erkaufen. Das Zugeständniß kann in der Art erfolgen, daß für eine bestimmte Frist dem Staate, welcher das fordert, die gemeinsame Gesetzgebung in den vorbehaltenen Zweigen nicht aufgedrängt werden kann. Die Frist dürfte jedoch nicht sehr weit bemessen sein und keinesfalls die Dauer einer Legislaturperiode übersteigen.

Lasker an Hölder.

Berlin, den 27. October 1870.

Lieber Freund.

Bis jetzt stimmen alle Schritte der Regierung mit der Auffassung überein, welche ich in Stuttgart von Ihren Absichten gewonnen und bei Ihnen vertreten habe. Auch denkt man in den hier maßgebenden Kreisen unverändert über die Stellung Ihrer Regierung und der jetzt ins Hauptquartier abgeordneten Minister. Meine authentischen Nachrichten gehen bis zum 18ten October, doch habe ich, gerade durch Ihr wiederholtes Drängen geleitet, Schritte gethan und auf das Dringendste befürwortet, daß sofort mir oder Ihnen Nachricht gegeben werde, wenn etwa die württembergischen Minister wider Erwarten ins Schwanken gerathen sollten. An der Erfüllung dieses Wunsches habe ich keinen Zweifel; da ich keine derartige Andeutung empfangen habe, so besorge ich keine rückgängige Bewegung. Die Auflösung Ihrer Kammer und mehr noch die Art, wie der Minister sie begründete, ist keine geringe Bürgschaft für die unbedingt deutsche Politik der Regierung, ich halte jeden Rückweg für ausgeschlossen. Die Nachrichten, welche ich aus München unmittelbar vor der Abreise der dortigen Minister empfangen habe, waren für den schließlichen Beitritt Bayerns sehr günstig und sie rührten von einem umsichtigen Freund her, welcher soeben die Auskunft aus der zuverlässigsten Quelle geschöpft hatte. Hier war man über den sofortigen Beitritt Bayerns nicht in gleicher Weise sicher und legte deshalb auf den unbedingten Vorgang

Digitized by Google

Württembergs großes Gewicht. So sehr ich Ihre Vorsicht lobe und den entwickelten Anschauungen beistimme, so finde ich es doch gerecht und klug, daß die jetzige Politik der Regierung vorzüglich von der charakterfesten und energischen Partei unserer Freunde offenkundig unterstützt werde. Den Beitritt Badens dürfen Sie für eine vollzogene Thatsache halten. Südhessen habe ich immer als Anhang zu Baden betrachtet, und so wäre denn Bayern ganz isolirt, was es gewiß nicht wird verbleiben wollen. Also behalten die Geschicke Deutschlands ihr günstiges Aussehen.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die dortigen Freunde Ihr

Lasker.

Lasker an Marquardsen.

Berlin, den 31. October 1870.

Lieber Freund.

Ihr Brief vom 15. October ließ mich vermuthen, daß die Minister mit guten Vorsätzen nach dem Hauptquartier gegangen seien, von dort aber kommen glaubhafte Nachrichten, welche das Entgegengesetzte schließen lassen. Die Minister halten an Forderungen fest, welche der Bund durchaus nicht zugestehen kann. Sie geben mir Dies zu, wenn die völkerrechtliche Vertretung durch das Präsidium verneint wird, daneben von dem Anschluß an den Bund oder überhaupt von Bundeseinheit zu sprechen, klingt wie ein Scherz. Auch gegen das Veto Bayerns in Bezug auf Competenzerweiterungen haben wir uns in München verständigt, weil der Bund sich nicht zum Stillstand verurtheilen lassen kann. Wenn die Minister an diesen und ähnlichen Forderungen in dem letzten Stadium der Verhandlungen festhalten, so gewinnt Dies den Anschein des Rückzuges. Die Nationalen Bayerns müssen hiervon unterrichtet sein; denn es handelt sich darum, ob Bayern allein dem Bunde fern bleiben will. Es ist nicht gerathen, die zweifelhafte Stellung der Regierung jetzt schon öffentlich zu behandeln, die Particularisten würden daraus sehr zur unrechten Zeit ihren Muth stärken. Meine Mittheilungen sind ohnehin vertraulich und nur für den engen Kreis der Freunde bestimmt. Aber diese müssen vorbereitet sein, um rechtzeitig mit solchen Mitteln einzugreifen, als ihnen zu Gebote stehen. Es lohnt sich wohl, daß Sie nach München reisen und mit den dortigen Freunden über die Situation berathen; können Sie durchaus nicht abkommen, so schreiben Sie doch an diejenigen, welche Sie dort am Besten vertreten.

Lieb wäre mir, Ihr Urtheil zu hören, ob die Minister aus Klugheit so Vieles fordern, und wo sie, nach Wahrscheinlichkeiten gerechnet, Halt machen werden, wenn sie Bayern vor völlige Isolirung gestellt sehen? Was haben Sie in Ihrem Briefe unter den Finanzangelegenheiten verstanden, in denen der Bund etwas werde nachgeben müssen? Hoffentlich nicht die Selbstständigkeit des Militärbudgets, welche für mich zu den unannehmbaren Bedingungen zählt. Ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir bald meine Fragen beantworten; noch mehr, wenn Sie Ihren nächsten Brief recht bald aus München schrieben.

Herzlichen Gruß Ihr ergebener Lasker.

Digitized by Google

Lasker an Hölder.

Berlin, 31. October 1870.

Lieber Freund.

Vermuthlich sind die Wahlen bei Ihnen schon ausgeschrieben; ich darf dies annehmen, obschon die Nachricht noch nicht hergelangt ist. Sie werden Sich über Ihre Stellung zur Regierung sofort entscheiden müssen; ich bin in der Lage, Ihnen unbedingt rathen zu können, daß Sie die deutsche Politik der Regierung für entschieden in unserem Sinne halten und zum Zwecke der gegenwärtigen Wahl Sich ihr vollständig anschließen. Selbstverständlich übernehme ich die volle Verantwortlichkeit für diese Mittheilung. In nicht gar langer Zeit werden Sie wohl direkte Kenntniß der entscheidenden Thatsachen erhalten, doch schien es mir Pflicht, Sie auch nicht einen Tag im Ungewissen zu lassen. Meine Mittheilung ist vertraulich, doch selbstverständlich für den engeren Kreis der Freunde bestimmt. Nicht ohne mich vorher auf das Genaueste überzeugt zu haben, bitte ich Sie jeden Zweifel fallen zu lassen und so zu handeln, als ob der Anschluß bereits eine vollzogene Thatsache wäre. Dem weiteren Publicum darf Dies nur als Product des Vertrauens und berechnet höchster Wahrscheinlichkeit dargestellt werden. Sie verpflichten mich, wenn Sie über die dortige Lage und den Gang der Wahlbewegung recht bald berichten.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Lasker.

Hölder an Lasker.

Stuttgart, den 2. Novbr. 1870.

Lieber Freund!

Ihre Mittheilungen waren mir besonders deshalb von Werth, weil wir in den letzten Tagen aus hiesigen Quellen nichts besonders Günstiges über die Instructionen vernommen hatten, mit denen unsere Minister nach Versailles gegangen waren. Daß die Macht der Verhältnisse solchen letzten Versuchen gegenüber überwältigend sein werde, haben wir freilich immer gehofft und Ihr Brief bringt die willkommene Bestätigung.

Das Wahlausschreiben erwarten auch wir in den nächsten Tagen; am 30. Tage nachher werden die Wahlen stattfinden. Wir sind auf ersteres vorbereitet und haben auf nächsten Sonntag zu Besprechung der Kandidaturen und Erlassung einer Ansprache eine Delegirten-Versammlung berufen. Bis dahin werden wir die Situation einiger Maaßen überblicken können.

Was unser Verhältniß zu der Regierung betrifft, so müssen wir möglichst zurückhaltend und vorsichtig sein. Wiederholt hat sie noch in den letzten Wochen Besprechungen mit uns über die politische Sachlage abgelehnt, obwohl wir uns nur auf gegebene Veranlassung dazu bereit zeigten. Besprechungen und Vorschläge wegen des Zusammengehens bei den Wahlen müssen wir daher an uns kommen lassen. Indessen werden wir auch ohne ausdrückliche Verständigung unseren Freunden in denjenigen Bezirken, in welchen wir für eigene Kandidaten keine Aussicht haben, rathen, für den Regierungskandidaten gegen die Volkspartei

Digitized by Google

und die Großdeutschen zu stimmen. Schwierigkeiten wird Dies nur in den wenigen Bezirken haben, wo die Regierung jenen einen ultramontanen Regierungsmann entgegenstellen will. Da ist es auf dieser Seite denn doch zu viel des Guten, ganz abgesehen von Unzuverlässigkeit eines solchen Biedermannes im entscheidenden Moment. — Ferner ist es unsere Absicht nicht den Ministern bei ihren Kandidaturen entgegen zu treten, und auch bei dem einen oder anderen bisherigen Regierungsabgeordneten werden wir diese Rücksicht beobachten, vorausgesetzt natürlich, daß auch den Führern unserer Parthei nicht entgegengewirkt wird, wie überhaupt bei dem ganzen Verhalten Gegenseitigkeit selbstverständliche Bedingung ist. Im Übrigen hören wir, daß die Regierung in möglichst vielen Bezirken eigene Kandidaten aufzustellen sucht; und wir unserer Seits sehen uns auch nach Kräften nach Kandidaten um. Ich denke nach der Stimmung im Volk und bei der Abneigung gegen eigentliche Regierungskandidaten werden wir dabei nicht fehlgehen, und die Regierung in den meisten Fällen nöthigen, sich uns anzuschließen. So also denke ich, daß wir handeln müssen, ohne eine weitere Verständigung. Wünscht die Regierung eine solche, werden wir nicht abgeneigt sein, mit dem Minister selbst darüber zu sprechen. Allein mit Erfolg würde sie nur in der Art stattfinden können, daß von Fall zu Fall eine Einigung herbeigeführt, resp. versucht würde.

Ich werde nicht ermangeln, Ihnen von erheblichen Vorgängen weitere Mittheilung zu machen, und sehe meiner Seits mit Verlangen der Bestätigung Ihrer Erwartungen entgegen.

Daß meine Mittheilungen gleichfalls als vertraulich anzusehen sind, ist selbstverständlich. Ich mache sie im Interesse unserer Sache und für diejenigen, welche berufen und aus innerster Überzeugung gewillt sind, für dieselbe zu handeln.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener

J. Hölder.

Lasker an Delbrück.

Hochgeehrter Herr Staatsminister!

Die gütigen Mittheilungen haben mich in den Stand gesetzt, die Freunde in Württemberg über jeden Zweifel hinaus zu beruhigen und auf den Weg aufmerksam zu machen, welchen sie für die Wahlen sofort betreten und rückhaltlos gehen müssen. Da ich die Thatsachen nicht mittheilen konnte, so habe ich den Rath auf meine Verantwortlichkeit genommen, doch wird mein Beweggrund erkannt werden. Das unbedingte Zusammengehen der Nationalen mit der württembergischen Regierung und ihren Anhängern wird um so nothwendiger, als die gemeinsamen Gegner gewiß versuchen werden, aus der größeren Zurückhaltung Bayerns Nutzen zu ziehen. Ich besorge von dem Landtage, welcher nach dem Vollzug des Vertrages gewählt wird, keine Gefahr der Ablehnung, doch scheint die Klugheit anzurathen, daß, wenn die Verhandlungen mit Bayern zu keinem guten Ende führen, der förmliche Abbruch derselben keinesfalls vor den vollendeten Wahlen in Württemberg erfolge. Übersehe ich die Lage richtig, so wird die bayerische Regierung überhaupt keinen förmlichen Abbruch wünschen, und der Bund

Digitized by Google

wahrscheinlich auf dem von Anfang genommenen Standpunkt verharren, daß er jeder Zeit bereit sei, Bayern unter zulässigen Bedingungen aufzunehmen, während er die Lockerung des Bundes zurückweise und jedem Schein eines Druckes aus dem Wege gehe.

Kaum denkbar ist, daß Deutschland nicht in völliger Staatseinigung aus dieser gewaltigen Krisis hervorgehe. Sollte auf der Höhe seines Ruhmes ihm diese Demüthigung nicht erspart werden, so behalten doch die mit Bayern gepflogenen Unterhandlungen moralischen und praktischen Werth. Deutschland erfährt, daß die Schuld nicht am Bunde liegt; Volk und Regierung in Bayern werden überzeugt, daß der Anschluß nicht um den Preis der gelockerten oder verminderten Bundesgewalt zu erlangen ist. Praktisch haben die Verhandlungen mit Bayern das Ziel in Württemberg gefördert, und die Zukunft ist auch in Bayern vorbereitet, wo man sich an die Nothwendigkeit des Beitritts zu denken gewöhnt und vor diesem Ziele nicht mehr zur Ruhe kommt. Die in dem Briefe Ew. Excellenz aufgeführten Beispiele tragen eine verfängliche Ähnlichkeit mit dem Memorandum, welches uns in München abschriftlich später in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mitgetheilt worden ist. Ich hatte dasselbe längst beseitigt geglaubt; jetzt habe ich es wieder zur Hand genommen und ich sehe meine Vermuthung in Betreff aller drei Punkte bestätigt. Jenes Memorandum enthält einige Punkte, um die nicht zu streiten lohnt, — andere wichtigere Forderungen, welchen nach meiner Auffassung nachgegeben werden könnte — zu den letzteren zähle ich die §§ 2. 12. 13. 15. 18. 20. des Memorandums. In Betreff einiger anderer ließe sich ein vermittelnder Ausweg finden. Aber ganz unannehmbar ist, was über Competenzerweiterung, völkerrechtliche Vertretung, Militärbudget, Militärverwaltung und das Budget überhaupt dort vorgeschlagen ist und in Bezug auf die drei ersten Punkte vor einer Woche noch festgehalten zu sein scheint. Mich freut in Ihrem Briefe auch das Veto gegen die Competenzerweiterung unter den völlig unannehmbaren Vorschlägen aufgezählt zu sehen; den nicht erwähnten Ausschluß der Justizgesetzgebung und der Bundescompetenz hat Bayern hoffentlich schon aufgegeben. Die Verneinung der völkerrechtlichen Vertretung läßt fast an dem Ernst der Unterhandlungen zweifeln. Während ich in München verkehrte, hat nicht Einer diese anders als wie selbstverständlich behandelt, besonders Herr Lutz und der sonst am Meisten zurückhaltende Minister haben sie ausdrücklich zugegeben. Allgemeine Gründe und meine Erfahrungen in München bestimmen mich, trotz des ungünstigen Aussehens, welches die Stellung des bayerischen Unterhändlers vor acht Tagen hatte, nicht an dem Erfolg zu verzweifeln. Der feste Standpunkt des Bundes und der vollzogene Abschluß Württembergs werden auf Bayern mächtig einwirken. Herr Lutz hat Einiges an sich von der Weise, in welcher die Geschäfte des bürgerlichen Verkehrs vollzogen zu werden pflegen. Bieten, Abdingen und der Vergleich. Einiges Entgegenkommen bewahrt er vermuthlich für die letzte Instanz auf, in welcher er sich wohl noch nicht zu befinden glaubt. Aus eigener Seele urtheilend rechnen die bayerischen Minister gewiß noch auf größere Schwierigkeiten bei

Digitized by Google

ihren württembergischen Collegen. Vielleicht wollen sie sogar den völligen Verlauf der Dinge in Württemberg abwarten, um sich zu überzeugen, wie weit der nationale Sinn der früher widerstrebenden Parteien jetzt gewandelt sei. Dies Schwanken der bayerischen Minister erkläre ich mir aus der Schwäche der Charaktere und der auf persönlicher Stellung ruhenden Berechnung. Jemand müßte den Nachtheil der gescheiterten Verhandlungen für die Existenz des Ministeriums ihnen veranschaulichen. Ein gutes Hülfsmittel wäre eine allgemeine und öffentliche Kundgebung in Bayern, aber diese scheint mir für den Augenblick noch nicht gestattet, da die Hoffnung noch vorherrscht und die Zahl der Freunde stärkt. Auf einen lange hingezogenen Verlauf der Verhandlungen war ich nicht vorbereitet, wie ich denn heute wiederum zu spät zu kommen hoffe. Doch möchte ich zwei Bemerkungen kurz mir gestatten. Eine förmliche Umarbeitung der Verfassung wird hoffentlich nicht stattfinden, sondern wenn durch die Abänderungen rathsam gemacht, dem nächsten ordentlichen Reichstage vorbehalten werden; denn jede förmliche Umarbeitung regt entbehrlichen Streit an. Sodann hoffe ich, daß der Anschluß der hierzu bereiten Staaten nicht über den Endtermin des gegenwärtigen Reichstags hinausgezogen werden wird. Tritt Bayern nicht bei, so läßt sich die gesetzliche Regelung des Anschlusses im Reichstag leicht innerhalb einer Woche erledigen. Gewiß hat Niemand, so lange der Friede noch nicht geschlossen ist, Wohlgefallen an langen, parlamentarischen Verhandlungen. Für den Friedensschluß aber scheint mir äußerst wichtig, daß die Neuordnung in Deutschland bis dahin bereits gesetzlich geregelt ist.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung Euerer Excellenz ganz ergebener

Berlin, den 1. November 1870. Lasker.

(Fortsetzung folgt.)

Handelsfreiheit und das Wohl der Völker.

Von

Alexander von Matlekovits.

Wenn bei einem Schwerkranken der Moment der Krisis glücklich überstanden und derselbe am Leben bleibt, atmet der behandelnde Arzt und die Umgebung des lieben Kranken mit Freuden auf; nicht als ob der Kranke bereits gesund wäre, nicht als ob jede Gefahr schon geschwunden wäre, und nunmehr sorglos das Krankenzimmer verlassen werden könnte. Nein! Der Kranke muß noch mit größter Behutsamkeit behandelt werden, es muß noch die größte Sorgfalt angewendet werden. Die Genesung kann erfolgen, allein sie erfordert noch große Thätigkeit. Die Krise ist aber überstanden, jetzt kann man mit gerechter Hoffnung für die Gesundheit arbeiten.

Digitized by Google

Dies Bild aus dem menschlichen Leben ist die Charakteristik jenes Momentes der wirtschaftlichen Gestaltung des europäischen Völkerlebens, welchen wir durch den Abschluß der Handelsverträge des deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz vom Dezember 1891 begrüßen. Das wirtschaftliche Leben der europäischen Völker, welches während der letzten zehn Jahre die schwere Krankheit des gegenseitigen Kampfes, der gegenseitigen Feindseligkeiten, des fortwährenden Haders der Entgeltung bestand, es erlebte mit dem 6. Dezember 1891 den Moment der Krise. Allein weit entfernt von der Gesundung, ist einstweilen nur die Möglichkeit gegeben, die wirtschaftlichen Interessen der beteiligten Länder nunmehr in das richtige Geleis fördern zu können und die Volkswirtschaft der einzelnen Nationen mit den Interessen der Weltwirtschaft in Harmonie zu bringen.

Die neuen Handelsverträge machten dem in letzterer Zeit so sehr beliebten System der einseitigen Förderung einzelner Interessen, des Schutzzolls, ein Ende und brachten wieder die Handelsfreiheit zur Geltung. Nicht als ob die neuen Handelsverträge vielleicht thatsächlich niedrige Zollsätze einführen würden; nein, in dieser Hinsicht müßten dieselben noch als sehr schutzzöllnerisch charakterisiert werden; nicht hierin liegt der handelsfreiheitliche Charakter der neuen Richtung. Die neuen Handelsverträge bieten nur dadurch so großen Vorteil, daß sie für die nächsten zwölf Jahre die Bestrebungen der Schutzzöllner, jene der Agrarier inbegriffen, lahmlegten und das Feld der Agitation den Freihändlern einräumten. Während im letzten Jahrzehnt der Schutzzoll der Anstürmende und Ankämpfende war, und die Handelsfreiheit sich nur mühselig verteidigen mußte; — giebt jetzt das System der Handelsverträge der Handelsfreiheit das Recht der Aggression und ist der Schutzzoll zur Defensive gezwungen.

Handelsfreiheit und Schutzzoll sind seit der Entwickelung des Verkehrslebens die beständigen Streitfragen der Wissenschaft und der Wirtschaftspolitik. Der mächtige Sieg des handelsfreiheitlichen Prinzips, dem Napoleon III. vereint mit Cobden und dann später durch die Hilfe der preußischen Regierung auch mit dem deutschen Zollverein in ganz Europa zum Durchbruch verhalf, er fiel zusammen mit dem Glanzpunkt der liberalen volkswirtschaftlichen Richtung. Die Ideen Adam Smith's waren nie so anerkannt und in dem Maße verbreitet, vielleicht erweitert und vergrößert, als in den Jahren zwischen 1860—1873. Die sogenannte Manchesterschule, deren Hauptgrundsatz nicht nur der Freihandel, sondern auch die Handelsfreiheit war, erhob sich namentlich infolge der reichen litterarischen Thätigkeit der deutschen volkswirtschaftlichen Schriftsteller zur dominierenden Richtung auf dem Kontinente. Die Zollschranken fallen langsam, die Nationen verbrüdern sich durch Zoll- und Handelsverträge, die Meistbegünstigungsklausel dieser Verträge bildet ein gemeinsames Band für die Gewähr gegenseitiger Zugeständnisse. Theorie und Praxis sind über die Vorteile der Handelsfreiheit einig, und es erfolgt ein wirtschaftlicher Aufschwung im Leben der Völker, wie solchen die Geschichte nicht kennt.

Digitized by Google

Mit dem französisch-deutschen Kriege vom Jahre 1870 tritt auch hier ein Wendepunkt ein. Der Krieg selbst machte Frankreich finanzielle Schwierigkeiten; nach Herstellung des Friedens beginnt in Europa die Umgestaltung des Wehrsystems, dasselbe erfordert große Summen zur Deckung der größer und größer werdenden Rüstungen; in jedem Staate tritt an die Finanzverwaltung die Sorge, neue und neue Einkommensquellen zu finden, und mit lüsternen Blicken wendet man sich an die Quelle der bisher angeblich vernachlässigten Zolleinnahmen und glaubt hierin eine leichte, nicht bedrückende Steuer entdeckt zu haben. Bald gesellt sich zu diesen finanziellen Tendenzen ein andrer Gefährte. Die wirtschaftliche Krise des Jahres 1873 beginnt ihre Verheerungen; bei solchen Gelegenheiten sucht jeder nach einer äußeren Ursache, um seine Schuld bemäntelt und gedeckt zu wissen; die handelsfreiheitlichen Tendenzen sollten wesentlich die Krise hervorgerufen haben, und diese Ansicht fand bald Gläubige, die Industriellen schrieen nach Schutzzöllen und mißbilligten den inaugurierten Freihandel. Denken wir uns noch den Eintritt der mächtigeren Konkurrenz der transozeanischen Gegenden mit Rohprodukten, namentlich mit Getreide, dann die Depretiation aller landwirtschaftlichen Produkte, und wir finden die beste Harmonie zwischen Finanzpolitikern, Schutzzöllnern und Agrariern, welche jede für sich den Freihandel bekämpften und für sich die Erhöhung der sie interessierenden Zölle wünschten. Zu diesem Bunde gesellte sich bald das in unsrer Zeit so beliebte und herrschende Prinzip der Nationalität. Die nationale Einheit, die Sehnsucht, die Nationalität gegenüber fremden Einflüssen gesichert zu wissen: — diese Ideen treten nunmehr auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete auf. Das nationale Gebiet soll der einheimischen Arbeit, der einheimischen Produktion, der einheimischen Industrie angehören; hier hat das Ausland nichts zu suchen. Das Abschließen des heimischen Gebietes vor der ausländischen Konkurrenz, die Erhöhung der Zollschranken, das Absperren fremder Waren wird nunmehr auch politischer Wunsch: — und die Theorie findet sich bald mit all' diesen Wünschen zurecht, und am Anfang des neunten Jahrzehnts ist Theorie und Praxis schutzzöllnerisch, und zwar schutzzöllnerischer als je gesinnt.

Noch nie hat die durch die künstlich erzeugte öffentliche Meinung gestützte Wissenschaft mit solcher Energie die „Interessen der heimischen Arbeit" zu verteidigen gestrebt als in der nunmehr abgeschlossenen Ära des Absperrungs- und Schutzsystems. Das nationale Gefühl, die Selbständigkeit von dem Auslande und die Hebung der inländischen Produktionskraft wurden noch nie mit wärmeren Worten hervorgehoben, und noch nie wurde die Appellation auf das Gefühl mehr in Anspruch genommen als in diesen Zeiten. Die Entfaltung der heimischen Arbeit, die Sicherung des heimischen Marktes, der heimischen Konsumtion für die heimische Arbeit, für die heimische Produktion, — dies sollte der Zweck der neuesten volkswirtschaftlichen Politik sein. Das Mittel hierzu waren die Schutzzölle. An der Grenze des Landes sollte die ausländische Ware so sehr verteuert werden, daß sie entweder zurückgeschreckt, garnicht auf dem inländischen

Digitized by Google

Markt erscheint, — oder aber doch so verteuert in den Verkehr kommt, daß die einheimische Arbeit mit ihr ohne Verlust die Konkurrenz ertragen könne.

Allein dieses Mittel zur Stärkung der heimischen Arbeit könnte nur dann im Schutzzoll gefunden werden, wenn der Zoll seine verteuernde Wirkung nur bei der ausländischen Ware übte, das heißt wenn es erreicht werden könnte, daß der Zoll die ausländische Ware von den Grenzen des Landes fernhält, ohne aber deshalb den Preis der geschützten inländischen Ware zu erhöhen. Kann der Zoll gleichzeitig diese beiden Postulate nicht erfüllen, so nützt er vielleicht momentan der geschützten heimischen Arbeit in dem Zweige, für welchen eben der Zoll besteht, schädigt aber infolge der Verteuerung der inländischen Ware alle Konsumenten, welche diese Ware benötigen. Wird infolge des Zolles das inländische Getreide verteuert, so genießt die heimische Arbeit, insofern sie Getreideproduzent ist, einen Vorteil, — alle jene heimische Arbeit aber, die das Getreide konsumiert, also jeder Zweig der Wirtschaft und selbst der Getreideproduzent, verspürt die Verteuerung, denn die Arbeiter müssen nunmehr ihre Lebensmittel teurer bezahlen, und durch die Erhöhung ihres Bedarfes muß die Erzeugung jeder Ware teurer werden. Der vermeintе Vorteil, der also im Getreidezoll dem Landwirte zufällt, macht sich in dem gesamten Haushalt des Volkes drückend und unangenehm fühlbar.

In der neuesten Zeit dachte man, daß die Verteuerung einzelner Zweige der Produktion vielleicht dadurch gehoben werden könnte, wenn man möglichst viele Zweige des wirtschaftlichen Lebens gleichzeitig mit Zöllen bedenkt. Man suchte die Kompensation für Getreidezölle in hohen Industriezöllen und dachte, der Landwirt kann nunmehr Industrieartikel teurer bezahlen, weil er eben infolge der Getreidezölle höhere Getreidepreise erzielt; — ebenso kann die Industrie höhere Produktionskosten ertragen und höhere Arbeitslöhne zahlen, weil sie ja eben durch Zölle geschützt ihre Erzeugung teurer verwerten kann. Wir wollen die Frage gar nicht ventilieren, ob eine derartige Kompensation überhaupt denkbar ist, und die Möglichkeit dessen garnicht hervorheben, daß bei einem derartigen System des Schutzes der Interessenkampf mächtig erweckt wird, daß bei dieser Einrichtung jeder Produktionszweig die natürliche Tendenz hat, den Teil der Verteuerung, der ihm zu Lasten kommen soll, auf andre zu überwälzen und daß bei dieser Überwälzung im Sinne des bestehenden Naturgesetzes gewöhnlich der schwächere Teil die Kosten tragen muß. Ob dieser schwächere Teil nicht hauptsächlich die Arbeiterklasse ist, und ob die soziale Frage gerade in Deutschland infolge des Schutzzollsystems nicht mehr Schwierigkeiten zu lösen gab: — dies alles möge hier nur angedeutet werden.

Allein zugegeben, daß ein wohldurchdachtes Schutzzollsystem allen Zweigen der Volkswirtschaft gerecht werden kann, und alle Zweige gegenseitig kompensiert: — so könnte dies dennoch nur dann geschehen und gedacht werden, wenn ein Land nur für sich allein produziert; wenn seine Wirtschaft für sich allein bestehen könnte, wenn seine Produktion und Konsumtion für sich isoliert dastehen könnte, wenn mit einem Worte ein Land seine Volkswirtschaft ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

Weltwirtschaft betreiben könnte. In dem Momente, wo die Volkswirtschaft nur als ein Teil der Weltwirtschaft gedacht werden kann, wo die Produktion auch auf ausländische Absatzmärkte rechnen muß, wo die heimische Arbeit die im Inlande nicht verwertbaren Erzeugnisse ins Ausland bringen muß: — da hat die gegenseitige Kompensation der Schutzzölle ihre Grenze erreicht und schädigt nicht nur den Teil der zum Exporte bestimmten Industrie, sondern die ganze Produktion selbst. Der zum Export arbeitende Produzent hat infolge der Schutzzölle größere Produktionskosten zu tragen, allein diese Verteuerung seiner Erzeugung kann er im Auslande nicht durch die Steigerung des Verkaufspreises seiner Waren gleich machen; denn dort schützt ihn kein Zoll, dort muß er mit den übrigen Konkurrenten den Kampf aufnehmen, und ist seine Erzeugung teurer, so muß er eben der Konkurrenz unterliegen. Der in seinem heimischen Absatzgebiete gegen die Konkurrenz des Auslandes geschützte Produzent unterliegt auf diese Weise im Auslande, er muß nunmehr seine Erzeugnisse im gesteigerten Maße im Inlande absetzen, muß, um einen größeren inländischen Absatz zu haben, den Preis seiner Ware herabsetzen; also er muß dem Vorteil, den ihm die schutzzöllnerische Handelspolitik gewährt, indem sie, die ausländische Konkurrenz abschließend, die Verteuerung der Ware ermöglicht, notgedrungen entsagen, muß den einheimischen Markt mit billiger Ware überschwemmen, und ist das Inland nicht hinreichend zur Aufnahme des größeren Angebotes, so muß eben die Produktion eingeschränkt werden oder es müssen einzelne Industrieunternehmungen ihre Leistungen einstellen. Schutzzölle — namentlich als System zum Schutze aller heimischen Arbeit gedacht — müssen unbedingt zu Krisen und zu Produktionsstockungen führen, sind also nicht zur Hebung und Erhaltung, sondern gerade zu dessen Gegenteil geschaffen.

Wenn je ein Zeitalter die Handelsfreiheit zum Wahlspruch der Wirtschaftspolitik zu nehmen hatte, so ist es namentlich unsre Zeit, das jetzige Zeitalter. Die neueste Zeit hat infolge der Gesamtentwickelung des menschlichen Fortschrittes eine solche Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens notwendig, welche nur dann zum Wohle der Völker gereichen kann, wenn die Schranken zwischen Ländern, die Hemmnisse zwischen Völkern und die Feindseligkeiten zwischen Nationen gänzlich beseitigt werden. Das wirtschaftliche Leben der Völker ist organisch mit der Entwickelung des Zeitgeistes verbunden; wir können im Zeitalter der Elektrizität nicht jene Wirtschaftsschablonen befolgen oder anwenden, die einst für das römische Kaiserreich oder auch für die Zeiten Friedrichs des Großen vorteilhaft sein konnten. Die einzelnen wirtschaftlichen Institutionen müssen in Einklang gebracht werden, denn sonst tritt die gegenseitige Paralysierung der Kräfte und die gegenseitige Vernichtung der Bestrebungen ein.

Da sehen wir die kolossale Entwickelung aller Verkehrsanstalten. Das Eisenbahnnetz umschlingt bereits die ganze Welt, jedes Land trachtet seine Eisenbahnen zu verbreiten, jedes Land trachtet mehr und mehr Anschlüsse an das Eisenbahnnetz der Nachbarstaaten zu gewinnen, überall wird die Ermäßigung der Eisenbahntarife angestrebt, überall will man den Verkehr und den Transport erleichtern. Das Bestreben der Eisenbahn soll der Telegraph und die Telephonie

Digitized by Google

unterstützen; es soll die Ferne im Raum und in der Zeit möglichst abgekürzt werden. Die gleiche Verwaltung der Post und der Telegraphie wird durch Weltverträge gesichert, überall trachtet man, Hemmnisse, welche dem raschen Verkehr sich vielleicht noch als Überreste vergangener Zeiten darbieten, zu vernichten! Und in diesem Zeitalter will man die Handelsfreiheit nicht dulden! Welcher Anachronismus stellt sich da heraus! Meint man, daß die Eisenbahnen nur dann dem Lande nützen, wenn sie den Binnenverkehr fördern; — zu was strebt man dann nach Bahnanschlüssen mit den Nachbarstaaten? — oder sollten die Eisenbahnen vielleicht nur den Export unsrer Waren in das Ausland fördern und ist man der Ansicht, das Ausland möge ja nichts importieren? Sollten also unsre Eisenbahnzüge mit belasteten Wagen hinaus ins Ausland fahren und dann leer nach Hause kommen?! Solche Wünsche kann nur der stellen, der von der Natur des Warenverkehrs keine Ahnung hat. Export ohne Import ist nicht denkbar. Der Warenverkehr ist eben internationaler Tausch; Ware gegen Ware, viele Ware gegen viele Ware, wenig Ware gegen wenig Ware: das ist die natürliche Gestaltung des Verkehrs. Der Wohlstand der Völker verlangt schon infolge der kolossalen Entwickelung der Verkehrsanstalten die hemmnislose Freibewegung, die Handelsfreiheit, und jede Stockung in dieser Richtung führt zu Stockungen im Verkehr, und die Stockung des Verkehrs wirkt zurück auf die Produktion und Konsumtion, es entstehen Krisen, deren Wirkungen im ganzen wirtschaftlichen Leben fühlbar und schädlich werden.

Allein die mächtige Entfaltung der Wissenschaft in unsrer Zeit hat neben der Entwickelung der Verkehrsanstalten ebenfalls großen Einfluß auf die wirtschaftliche Gestaltung des Völkerlebens. Welche Dimensionen erreicht die Produktion durch die Verwertung der ehedem brach gelegenen Naturkräfte! Der forschende Geist der Erfinder bringt neue und neue Maschinen zur Anwendung. Die Chemie verschafft neue und neue Anwendungsmethoden. Alles dies führt zur Steigerung der Produktion; die wirtschaftlichen Verhältnisse gestatten die Ansammlung von Kapitalien. Das Kapital sucht Verwendung und steht dem Erfindungsgeist werkthätig bei. So ergänzt die Wissenschaft die Bestrebungen der Praxis, und alles dies zusammen gestattet das Hauptresultat der Neuzeit in der Wirtschaft — die Großproduktion.

Überall wo wir hinblicken, charakterisiert unsre Zeit die Tendenz zum Großbetrieb. Nicht nur die Industrie hat sich vollkommen zur Fabrikindustrie mit großen Etablissements und Maschinenapparaten umgewandelt, auch die Landwirtschaft mußte sich mit dem Großbetriebe befreunden. Maschinen mit Dampfbetrieben sind auch hier ganz regelmäßige Faktoren der Wirtschaft geworden, und das Vorbild der amerikanischen landwirtschaftlichen Großerzeugung wird auch in Europa nachgeahmt.

Allein jeder Großbetrieb ist nur dann möglich, wenn den ungehinderten Betrieb auch sicherer Absatz gehörig unterstützt, und diesen Absatz kann ein Land in sich abgeschlossen nicht gewähren; diesen Absatz bietet nur die Handelsfreiheit und der durch sie geöffnete Weltmarkt. Jede einzelne Fabrik erzeugt Quantitäten,

Digitized by Google

deren teilweise Verwertung gewöhnlich im Auslande geschieht, und wenn dieser Verwertung im Auslande Schwierigkeiten entgegenstehen, dann werden die Chancen des inneren Absatzes und des Gewinnes der Fabrik gefährdet. Ebenso ist es mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Nicht die Absperrung des Landes von anderen Ländern, sondern der freie Verkehr, die vollkommenste Handelsfreiheit ist für die Rentabilität der Landwirtschaft gedeihlich. Es kommen eben auf landwirtschaftlichem Gebiete wiederholte Erscheinungen vor, wo die Entwertung, beziehungsweise das kolossale Fallen der Preise anscheinlich die Rentabilität der Landwirtschaft zu bedrohen scheinen; allein das Absperren fremder Konkurrenz lindert auch hier nicht das Übel, sondern gerade die Freiheit der Bewegung, das Gestatten dessen, daß das überflüssige Getreide dort seinen Absatz finde, wo es am besten abgesetzt werden kann, ermöglicht die rascheste Abwickelung der Stauungen und die Herstellung normaler Verhältnisse. Hätten in Europa die Schwierigkeiten des Viehverkehrs nicht bestanden, welche auf Anregung Großbritanniens fast alle Westmächte seit zwanzig Jahren als herrschendes System befolgten: es wäre manches in der Handelspolitik Europas anders gegangen. Allein die Beengung der freien Viehausfuhr wirkte schädigend auf die Entwickelung, namentlich auf die naturgemäße Entwickelung der Viehzucht, und dieser Umstand hatte seinen Einfluß auch auf die Getreideproduktion und erzeugte den ungesunden Wunsch der Agrarier, in unseren Zeiten des Aufschwunges Zollschranken zum Schutze des Getreidebaues zu fordern.

Die Wirtschaft unsers Zeitalters mit der so hoch entwickelten Technik, mit der Anwendung des ganzen wissenschaftlichen Apparates, mit der Tendenz zum Großbetriebe, hat sich aus den Fesseln der Nationalökonomie, aus dem engen Kreise der Volkswirtschrift herausgearbeitet. Sie kann nicht nur für die Grenzen des eignen Vaterlandes, der eignen Nation bestehen und thätig sein. Ihr Feld ist die Weltwirtschaft. Allein so wie die Wirtschaft des eignen Landes auf das Absatzgebiet der Weltwirtschaft angewiesen ist, so sind es auch die Nachbarländer, so sind es die Länder aller gebildeten Staaten. Alle verlangen die Freiheit der Bewegung, alle bedürfen des freien Eintrittes ihrer Waren in das Gebiet der andern Länder, für alle ist Handelsfreiheit Lebenselement.

Die Störung dieses Elementes durch Abschließung auch nur eines der wichtigeren Länder bringt schon Unregelmäßigkeiten in die Produktion. Es kann sich die Abschließung der einzelnen Gebiete nicht vollziehen ohne wesentliche Verschiebung der Verhältnisse, auf welchen die Weltwirtschaft ruht, und das Land, welches den ersten Schritt zur Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes gethan, erschüttert gerade seine eignen Verhältnisse am meisten, denn auch ohne eventuelle Retorsionen von seiten andrer Länder erschwert es allen seinen für den Export arbeitenden Produktionen die wirtschaftliche Lage und die Möglichkeit der Konkurrenz im Auslande. Je mehr dann das böse Beispiel bei andern Ländern Nachahmung findet, um so schwieriger gestaltet sich dann die wirtschaftliche Lage auf den Weltmärkten, und die Unregelmäßigkeiten und Krisen treten als Tageserscheinungen auf.

Digitized by Google

Unsre ganze Entwickelung, die wirtschaftliche Organisation, welche dem Kapital und der Anwendung desselben eine so mächtige Rolle gegeben hat; die Vervollkommnung des Verkehrswesens, die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, die große Benutzbarkeit des Telegraphenwesens, die international gesicherte Wirksamkeit der Weltpost, das großartige Netz des Börsenverkehrs und endlich die Verwertung der Technik und der Wissenschaften in allen Zweigen der Erzeugung: — alles dieses zusammengefaßt begründet die Handelspolitik, erfordert die Handelsfreiheit, gebietet den schrankenlosen, freien Verkehr zwischen Ländern und Völkern.

Der erste, vielleicht noch zaghafte Schritt zu dieser Handelspolitik ist nach den nunmehr konstatierten traurigen Erfolgen des Versuches der Isolierung durch die neuen Handelsverträge erfolgt. Allein das Ziel ist noch nicht erreicht. Noch vieles ist zu thun, noch mancher Zollsatz ist zu ermäßigen oder ganz zu beseitigen. Jetzt, wo die freiheitlichen Ideen zum ersten Durchbruch gelangten, ist es notwendig, die leitenden Staatsmänner zu überzeugen, daß im Organismus der Weltwirtschaft das regierende Element nicht der Schutzzoll, sondern der Freihandel sein muß, und daß in unsern Zeiten das Wohl der Völker im Freihandel liegt.

Die Wildbäche.

Von

Ferdinand Wang.

Unter Wildbach versteht man bekanntlich ein meist aus verhältnismäßig kurzen und steilen Rinnsalen herablangendes, rapide anschwellendes Gebirgswasser mit sehr veränderlichen Gefällsverhältnissen, welches im Vereine mit verschiedenen Faktoren seine Ufer, seine Sohle in Bewegung setzt, Material verschiedenster Art, Schotter, Gerölle thalabwärts führt und dasselbe schließlich in der Regel im fruchtbaren Thalboden zur Ablagerung bringt.

Es ist klar, daß nicht allein diese Ablagerung im Thale, sondern auch schon in vielen Fällen die Entnahme des Geschiebes im Thalinnern und der Transport desselben von außerordentlicher Gefahr für Hab und Gut, ja selbst für Menschenleben begleitet sein müssen.

Thatsächlich zu allen Zeiten als die Zerstörer so manchen Produktes der Betriebsamkeit und des Fleißes bekannt und gefürchtet waren die Wildbäche und sind es vielleicht heute mehr denn je.

Schon im Altertume war die schädliche Wirkung der Wildbäche bekannt, und auch im Mittelalter war man bestrebt, durch Gegenmaßregeln die drohende Gefahr möglichst zu bannen.

Allein leider griff man vorwiegend nur zu Palliativmitteln, die nicht im stande waren, die Ursache des Übels und hiemit dieses selbst zu beseitigen.

Digitized by Google

Namentlich mußte die fortschreitende Entwaldung, deren Einfluß auf das wachsende Ungestüm der Flüsse schon den alten Kulturvölkern bekannt war, die Verhältnisse in den Sammelgebieten der Wildbäche stets trostloser und erschreckender gestalten. Stets aufs neue fiel der Hände mühsame und oft schon bedrohte Arbeit dem entfesselten Elemente zum Opfer, und was Wunder, wenn der erschreckte Mensch vor den Elementargewalten zu zittern und sich vor ihnen zu beugen begann.

Erst zu Ende des vorigen Jahrhundertes erhoben sich in den Gebirgsländern Stimmen, die, die ganze Größe der Gefahr erfassend, die Sachlage schilderten, die Durchführung entsprechender einschneidender Gegenmaßregeln empfahlen und vor den Folgen des Zögerns warnten.

Allein immer noch nicht konnte sich der geängstigte Mensch, weil zu sehr auf das Selbstheilungsbestreben der Natur bauend, zu energischem Handeln aufraffen.

Nicht nur das allein! Er hat noch überdies zur Verschlechterung der ohnehin schon so sehr trostlosen Verhältnisse dadurch beigetragen, daß er, einerseits wohl aus Bedürfnis nach höherem Ertrage, anderseits aber auch aus Habsucht, Egoismus und aus Unverstand an der von der Natur gewährten, schützenden Bodendecke rüttelte und somit die Veranlassung gab zu den mit einer gewissen Periodizität wiederkehrenden, stets größer und größer werdenden Verheerungen.

Erst in neuester Zeit haben zumeist ganz außerordentliche Katastrophen jedem Zaudern ein Ende bereitet. Insbesondere in der Schweiz, in Frankreich und in Österreich wetteifern Staat und Land, das Versäumte nachzuholen, die Verhältnisse zu bessern. Möge es ihnen gelingen zum Schutze und zum Frommen der Thalbewohner, zum Schutze der Kultur!

Wir beabsichtigen mit den folgenden Zeilen jene Anschauungen zu entwerfen, nach welchen man sich namentlich in den genannten drei Staaten, gestützt auf die Eigenschaft der Wildbäche, bei Sanierung der Verhältnisse leiten läßt.

Unter den Eigenschaften, die den Wildbächen zugesprochen werden müssen, heben wir insbesondre drei hervor, deren eingehendere Beurteilung uns die Ursachen der Schädigungen und zugleich die ratsamen Gegenmaßregeln wird erkennen lassen.

Die drei wesentlichsten Eigenschaften der Wildbäche sind die plötzliche Entfesselung, die Zufuhr von großen Wasser- und Geschiebemengen und endlich die gefahrvolle Ablagerung. Allerdings weisen auch größere Gewässer, die man füglich nicht mehr zu „Wildbächen" rechnen kann, ähnlichen Charakter auf. Die Rienz in Tirol, während der Hochwasserkatastrophe des Jahres 1882 in kurzer Zeit zu einem reißenden Strome geworden, soll am 17. September 1882 durch 24 Stunden 18 Millionen Meterzentner Sedimente, wasserfrei gedacht, geführt haben.

Die von der Drau in Tirol, dann dem Eisack, der Rienz und Etsch im September und Oktober 1882 getragenen Geschiebsmassen konnten mit 1000 Mill. Meterzentner geschätzt werden.

Digitized by Google

In den meisten Fällen verdanken jedoch diese Gewässer ihren Charakter jenen Wildbächen, aus welchen sie sich zusammensetzen. Die Grundursache ihrer Gefährlichkeit ist somit in der Ursache der Gefährlichkeit der Wildbäche zu suchen.

Was zunächst die vehemente Entfesselung anbelangt, so steht dieselbe im innigsten Zusammenhange mit vorher eingetretenen, andauernden meteorischen Niederschlägen.

Solche außerordentliche Katastrophen herbeiführende Niederschläge kehren wohl periodisch wieder, und es schiene, als sollten wir ihnen machtlos gegenüberstehen. Das ist jedoch nur eine nicht ganz zutreffende Annahme. Schon die Natur hat in ihrer Weisheit diesbezüglich Sorge getragen, indem sie den Boden schützend mit Vegetation bedeckte, hierdurch eine bessere Verteilung der Niederschläge ermöglichte, den raschen Abfluß hemmte und erschwerte.

Wir wissen ja, daß die Kronen der Bäume im stande sind, einen bedeutenden Teil der Regenmengen, nach differierenden Anschauungen 17—25%, zurückzuhalten; wir kennen die Thatsache, daß im Schatten des Waldes die Schneeschmelze langsamer und regelmäßiger vor sich geht, und uns ist schließlich der günstige Einfluß jeder Bodendecke hinsichtlich der Regelung der Abflußverhältnisse bekannt. Man ist berechtigt anzunehmen, daß im bergigen Sammelgebiete mit guter Bewaldung 35—45%, in solchem mit mangelhafter Bewaldung 45—55%, im kahlen Sammelgebiete aber 55—60% der jeweiligen Niederschlagsmengen zum Abflusse kommen.

Es ist also ganz zweifellos, daß die Wasserabfuhr auf bestockten Flächen ungleich langsamer und regelmäßiger vor sich geht als auf unbestockten, und es läßt sich daraus die Behauptung ableiten, daß alle jene Maßnahmen, die im stande sind den Boden der ihn schützen sollenden Vegetationsdecke zu berauben, zur Entstehung der Wildbäche beitragen müssen, weil sie an der ersten Eigenschaft, der vehementen Entfesselung, in hervorragender Weise beteiligt sind.

Die Zufuhr von großen Geschiebemengen steht allerdings in einem gewissen Zusammenhange mit der Abfuhr der Wassermassen. Doch bedingt die letztere nicht auch schon die erstere. Als die Ursachen der Geschiebezufuhr möchten wir die Verwitterung, die Erosion und die Unterwühlung der oberen, hangenden Bodenschichten bezeichnen.

Die erstere, die Verwitterung, liefert außerordentlich große Geschiebemengen als Folge von Bergstürzen, Steinschlägen zu Thale, oder aber es werden die Verwitterungsprodukte durch das abfließende Wasser, durch Lawinen, Gletscher ꝛc. in die Thäler getragen.

Der große Bergsturz vom Dobratsch in Kärnten im Gailthale (1348) verschüttete 10 Dörfer und staute den Gailfluß derart, daß die Folgen dieser Stauung, die Versumpfung des Thales, heute noch deutlich sichtbar sind.

Durch einen Bergsturz in Goldau in der Schweiz (1806) gingen 457 Menschen zu Grunde, 111 Wohnhäuser, 2 Kirchen, 220 Scheunen und Ställe wurden zerstört. Die Masse des herabgelangten Gesteines wurden auf 15 Millionen Kubikmeter geschätzt.

Digitized by Google

Es ist gewiß, daß es nicht in unserer Macht steht, die Verwitterung in ausreichendem Maße und namentlich in Höhen zu bekämpfen, in welchen der Boden schutzlos für immer dem Einflusse der Atmosphärilien ausgesetzt bleibt. Allein dort wo es möglich ist, die schützende Vegetationsdecke zu erhalten oder zu schaffen, dort ist es unsre heiligste Pflicht, in dieser Richtung nichts zu versäumen, nichts unversucht zu lassen. Ein Waldgürtel unter dem kahlen, der Verwitterung ausgesetzten, himmelstürmenden Felsen wird seine Wirkung nicht verfehlen und wird das Verwitterungsprodukt im Thalinnern bannen, den Thalbewohnern ein mächtiger Schutz gegen Verheerungen sein.

In ganz gewaltigem Maße ist es die Erosion, die sich an jenem Prozesse beteiligt, der die Höhen abzutragen und die Tiefen auf unsrer Erdoberfläche auszufüllen sucht, ein Prozeß, dem wir die Bildung ganzer Thäler zu verdanken haben. Diese Erosionsthätigkeit ist wahrlich ganz enorm. So haben die Alpen, ein verhältnismäßig noch junges Gebirge, schon eine so gewaltige Abtragung erfahren, daß sie nur mehr die Ruinen ihres früheren Bestandes darstellen. Wie groß die Masse der geführten Erosionsprodukte in den einzelnen Fällen sein kann, möge aus den folgenden Beispielen erhellen. Der Kubikinhalt des furchtbaren Schlammstromes vom 5. August 1798 zu Niedernsill in Pinzgau, Salzburg, wurde mit 24 Millionen Kubikmeter berechnet. Im Jahre 1882 sollen allein durch von dem Wielenbache in Tirol herbeigeführte, auf Erosion zurückzuführende Abstürze 7 Millionen Kubikmeter Material durch die Rienz nach Bruneck abgeführt worden sein.

Offenbar muß aber die Erosionswirkung um so größer sein, je rapider bei sonst gleichen geognostischen und Gefällsverhältnissen die Wasserabfuhr, je größer also momentan die Gewalt des fließenden Wassers ist, und es muß sich deshalb die Erosion in einem kahlen Sammelgebiete ungleich stärker fühlbar machen als in einem bestockten.

Auch die Wirkung der Unterwühlung durch Sicker- und durch Quellwässer als dritte Ursache der Geschiebezufuhr wird wesentlich durch die fortschreitende Entwaldung und die sonstigen unrationellen Bodenbewirtschaftungsmaßregeln gefördert. Die lebenden Wurzeln halten das Erdreich zusammen, es schützt die Vegetationsdecke vor dem zerstörenden Einfluß der Atmosphärilien. Das Faulen der Wurzeln bringt an und für sich eine Verminderung der Bodenfestigkeit mit sich; die Bloßlegung hat das Entstehen von Rissen und Sprüngen durch Sonne und Frost zur Folge.

Da nun die dritte Eigenschaft des Wildbaches, die gefahrvolle Alluvion innig mit der zweiten, der Geschiebezufuhr, verknüpft ist und sich die Grundursachen beider decken, so können wir unter Hinweis auf die vorstehenden Darlegungen wohl behaupten, daß Entholzung und Entwaldung und alle jene Maßregeln, die im stande sind, den Boden der ihn schützen sollenden Vegetationsdecke zu berauben, direkt zum Entstehen der Wildbäche beitragen müssen, weil sie einerseits die vehemente Entfesselung, rapide Wasserabfuhr, andrerseits aber auch die Geschiebezufuhr und gefahrvolle Ablagerung wesentlich fördern und begünstigen.

Digitized by Google

Aus den vorstehenden Darlegungen lassen sich nun auch die wirksamen Gegenmaßregeln mit Sicherheit ableiten.

Vor allem also ist die Walderhaltung das Postulat für die Besserung der Verhältnisse.

Die Erhaltung und Verbesserung unsrer Alpenweiden ist nicht minder von besonderer Wichtigkeit. Die Unterlassung aller jener wirtschaftlichen Maßregeln, die gefährliche Boden- oder Uferlockerung hervorrufen, wie unrationelle Holzbringung zu Wasser und zu Land, Weideausübung ꝛc., dann die Unterlassung aller jener Maßnahmen, die das gefahrvolle Einsickern des Wassers in den Boden bedingen, als unzweckmäßige Bewässerungen, Wasserleitungen, ist ein Gebot der Notwendigkeit.

Es würde selbstredend den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollten wir auch nur annähernd in eingehenderer Art die Gegenmaßregeln zur Sprache bringen. Es sei nur noch erwähnt, daß in jenen Fällen, in welchen Präventivmaßnahmen nicht mehr ausreichen, in der Regel auch durch bauliche Herstellungen die Verhältnisse der Besserung zugeführt werden müssen. Auch diesbezüglich kann auf den Gegenstand nicht weiter eingegangen werden.

Daß es aber zur unabweislichen Notwendigkeit geworden, der Verbauung der Wildbäche besonderes Augenmerk zuzuwenden, bezw. dem Entstehen neuer Wildbäche durch Schutz namentlich des Alpenlandes vorzubeugen, das möge noch aus den folgenden Daten über die Schädlichkeit der Wildbäche erhellen.

Besonders bemerkbar ist jener durch Wildbäche verursachte Schaden, demzufolge große Strecken Landes geradezu unproduktiv werden oder doch nicht ihrer Bonität entsprechend ausgenützt werden können.

Es überrascht förmlich, wenn die Flächengröße solcher Landstrecken in Tirol auf ein Drittteil der Gesamtfläche dieses Landes geschätzt, oder wenn behauptet wird, es habe die Haute-Provence in der Zeit vom XV. bis zum XVIII. Jahrhundert die Hälfte ihres Kulturlandes verloren.

Einleuchtend werden diese Behauptungen bei Berücksichtigung der Thatsache, daß große Flächen Landes längs des Laufes der Wildbäche stets mehr oder minder großer Gefahr durch Verschotterung oder Überschwemmung ausgesetzt sind und deshalb für ihre Bewirtschaftung mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Ernte zumeist bei weitem nicht alle nötige Mühe, nicht alle nötigen Kosten aufgewendet werden. Nicht selten sind bedeutende Flächen solchen Landes durch Verschotterung bereits unproduktiv geworden. Die Durance, die gewöhnlich kaum 10 m Breite hat, verschwindet an manchen Teilen ihres Laufes völlig in der ungeheuren Weite ihres riesigen Bettes, das von einem Ufer zum andern 2 km mißt. Ähnliche Dimensionen hat selbst der Mississippi kaum aufzuweisen.

Bedeutende Bodenflächen müssen weiter durch das Entstehen von Bergstürzen, Uferbrüchen, Murbrüchen, Abschwemmungen ꝛc. vollkommen oder für lange Zeit hinaus unproduktiv werden. In manchen Fällen treten infolge der Thätigkeit der Wildbäche Versumpfungen großer Flächen Landes dann ein, wenn durch den Schuttkegel oder durch Bergstürze langandauernde Wasserstauungen

Digitized by Google

hervorgerufen werden. Diese eben nicht seltene Erscheinung hat in manchen Fällen die Bildung der sog. Sonklar'schen Seen veranlaßt. So wird die Versumpfung des oberen Salzachthales in Salzburg der Wirkung der Wildbäche zugeschrieben. Der im Jahre 1401 bei Moos in Passeier, Tirol, durch Stauung der Passer als Folge eines Bergsturzes entstandene und erst am 22. Oktober 1774 vollständig abgeflossene See hatte eine Länge von 4,7, eine Breite von 3,2 km und eine Tiefe von 60 m.

Selbstverständlich kann der auf beschriebene Weise hervorgerufene Entgang an kulturfähigem Boden nicht ohne Rückwirkung auf die allgemeinen Landesverhältnisse, ja auf die Verhältnisse des ganzen Staates bleiben, zumal zu den auf solche Art entstandenen Schäden noch die mitunter ganz enorme Beschädigung an Kommunikationen aller Art, an Baulichkeiten u. s. f. hinzugerechnet werden muß.

Ganz besonders groß sind aber die Nachteile, welche den direkt bedrohten Einzelnen oder Gemeinden durch Wildbäche erwachsen. Ganz enorm sind jene Summen, welche zum Schutze gegen ihre verheerende Wirkung fast jährlich aufgewendet werden müssen.

So kommt es, daß selbst die Abnahme der Bevölkerungsziffer in manchen Fällen, in besonders heimgesuchten Ländern, auf die schädliche Wirkung der Wildbäche zurückgeführt werden kann. So ist die Bevölkerungsziffer in den Basses-Alpes, Südfrankreich, in den letzten 50 Jahren beständig gesunken, von 1846 bis 1851 allein um 5000 Seelen.

Von 1863—1866 hat die Bevölkerung der Basses- und Hautes-Alpes sich um 25 000 Köpfe, d. i. nahezu um den zehnten Teil vermindert.

Die Entvölkerung mancher Landstriche Syriens, Griechenlands, Kleinasiens, Afrikas und Spaniens wird auf die zerstörende Thätigkeit der Gebirgsbäche zurückgeführt.

Die berührten Verhältnisse, deren Zutreffen sich noch durch zahlreiche andre Beispiele erhärten ließe, mögen klar erkennen lassen, daß die Wirkung der Wildbäche keinesfalls eine räumlich begrenzte ist, sondern die besondere allgemeine Beachtung verdient. Die gedeihliche Durchführung der entsprechenden Gegenmaßregeln kann dem Staate allein nicht obliegen, es könnte die Lösung ihm allein nicht gelingen. Er bedarf dazu der Hilfe jedes Einzelnen, er bedarf der Sympathien für seine Absichten, des Verständnisses für seine Bestrebungen.

Sowie das Gesetz allein nicht im stande ist, den Wald zu erhalten, wenn nicht die Sympathie für denselben und die Erkenntnis seiner Bedeutung im Naturhaushalte allgemein werden, so muß auch die Aktion für Wildbachverbauung derart Gemeingut werden, daß nicht erst in allen Fällen die Hilfe des Staates abgewartet, sondern, und hier liegt vielleicht der Schwerpunkt des Ganzen, im Entstehen begriffene Übel selbst, mit eigener Hand und sofort zur Heilung gebracht werden.

Digitized by Google

So mögen denn auch diese Zeilen den Erfolg haben, das Verständnis für die Wirkung der Wildbäche verallgemeinert zu haben, und so möge nichts unversucht bleiben zum Schutze des Gebirgslandes, zum Schutze der Kultur in den Thälern und in den Niederungen.

Das walte Gott!

Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Was nun den Einfluß der Denkschriften auf Friedrich Wilhelm IV. betrifft, so äußerte Ranke einmal zu mir, daß er nach der Zeit derselben so entscheidende Ratschläge nicht mehr gegeben habe; er nahm also dieses Prädikat für die darin erteilten in Anspruch. Ich möchte indes dafür halten, daß man dasselbe nur unter großer Beschränkung gelten lassen kann, — nämlich in bezug auf den Inhalt an sich von der ersten, insofern das Camphausen'sche Wahlgesetz verworfen wird, was aber keine, dem entsprechende Folge hatte, und insofern eine solche in Betracht kommt, von der dritten, in welcher der Rat, durch Oktroyierung einer Verfassung zum Konstitutionalismus überzugehen, ausgesprochen wird. Diese ist in der angedeuteten Rücksicht, obwohl man nicht vergessen darf, daß das Vorhaben schon vorher in Erwägung gezogen war, die bedeutendste, womit denn, wie ich bemerkt habe, die an Ranke ergangene, aber von ihm abgelehnte Aufforderung, an der Verfassung mitzuarbeiten, in Zusammenhang stehen wird. Von Edwin von Manteuffel, durch dessen Vermittlung die Denkschriften an Friedrich Wilhelm IV. gelangten, vernahm Ranke, der König habe auf dieselben Rücksicht genommen und sich zu einer festen Haltung ermannt.[1]) Obwohl dafür eine evidente Bestätigung aus den Thatsachen zu gewinnen schwer fallen dürfte, so stellt sich doch soviel als unzweifelhaft heraus, daß, wenn Rauch und Leopold von Gerlach, indem sie, wie der letztere sich ausdrückt, „jede Regung von Kraft in dem König nährten, pflegten und antrieben",[2]) eine Gegenwirkung gegen den Einfluß von Radowitz auszuüben versuchten, Ranke, der durch das Freundschaftsverhältnis zu Edwin von Manteuffel ebenfalls eine zwar indirekte, aber doch ununterbrochene Beziehung zu dem König unterhielt, sich diesem Bestreben, wenngleich er demselben in andrer Weise und unter einem andern Gesichtspunkte oblag, angeschlossen hat. Es könnte doch wohl

[1]) Autobiographische Aufzeichnung vom Jahre 1885, S. W. 53/4, S. 74, vergl. S. W. 49/50, Vorrede S. XIV.

[2]) Denkwürdigkeiten I., S. 320, — 10. Mai 1849.

Digitized by Google

auch sein, daß der König von der ersten Ranke'schen Denkschrift Veranlassung genommen hat, über die legislativen Vorlagen, deren Einbringung beabsichtigt wurde, mit seiner vertrauten näheren Umgebung in Beratung zu treten, wie er denn sogleich Leopold von Gerlach über den Camphausen'schen Verfassungsentwurf befragt hat, und, darauf gestützt, das Verhalten der Minister einer Art Überwachung zu unterziehen, überhaupt nicht gänzlich auf die Teilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Verzicht zu leisten. Der Charakter einer ursprünglichen und primitiven Initiative mit solchen Konsequenzen dürfte vielleicht am ehesten geeignet sein, die Aussage Edwin von Manteuffel's, die doch nicht gänzlich in der Luft schweben wird, zu bestätigen. Die Effazierungstheorie von Radowitz aus dem Geiste Friedrich Wilhelms IV. zu bannen, ist Ranke nicht gelungen; der eigenen Aussage des Königs zufolge hat er dem Rate desselben gemäß den Ministern seit den Märztagen alle Verantwortlichkeit aufgelegt, was zum wenigsten bis auf den Eintritt des Ministeriums Auerswald-Hansemann, seit welcher Zeit die vornehmste, persönliche Einwirkung von Gerlach und Rauch ausging, bezogen werden muß, wahrscheinlich aber bis zu den Geburtstagsreden am 15. Oktober 1848 zu beziehen ist[1]); um die Mitte dieses Monats faßte der König Mut. Auch ist durch die der Intention nach gegen die Ansichten von Radowitz gerichteten Ausführungen Ranke's das Vertrauen des Königs zu demselben und zu dessen politischer Einsicht keineswegs erschüttert worden, wie sich das sofort zeigte.

Nach der definitiven Ablehnung des von der Frankfurter Versammlung angetragenen Kaisertums kam die preußische Regierung auf den vorlängst von ihr momentan ergriffenen, auch für Ranke den Ausgangspunkt für eine Neugestaltung Deutschlands bildenden Gedanken des engeren und weiteren Bundes zurück und entschloß sich, die Durchführung desselben nunmehr aus eigenem Vermögen zu unternehmen. Joseph von Radowitz, der sich schon vor den Erschütterungen des Jahres 1848 mit umfassenden Plänen für Reformen des deutschen Bundes und der Bundesverfassung getragen hatte[2]) und von König Friedrich Wilhelm IV. in den darüber mit den deutschen Höfen, besonders dem Wiener gepflogenen Unterhandlungen verwandt worden war, unterzog sich der gestellten Aufgabe, eigentlich im innern Widerspruch mit sich selbst, da er seiner Zeit in richtiger und überlegener Erkenntnis dieselbe als unter den obwaltenden Umständen un-

[1]) Denkwürdigken Gerlach's I., S. 220; 665; — 17. Oktober 1848., 17. Juli 1851.

[2]) Seine Ansichten darüber hat Radowitz, der damals preußischer Gesandter am badischen Hofe und Militärbevollmächtigter am Bunde war, in einer vom 20. November 1847 datierten, von ihm in dem Buch: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV., S. 39 ff. veröffentlichten „Denkschrift über die von dem deutschen Bunde zu ergreifenden Maßregeln" dem König vorgelegt. Eine andre Denkschrift der preußischen Bundesgesandtschaft, die ebenfalls die deutsche Politik betrifft, wurde demselben zu Ende September des nämlichen Jahres zu Koblenz überreicht und ist in der Nummer 142 der deutschen Reichszeitung vom 18. Juni 1850 mitgeteilt worden. Bei weitem nicht so ausführlich und nicht so reichhaltig an speziellen Vorschlägen wie die Radowitz'sche, unterscheidet sie sich besonders von dieser dadurch, daß sie ein selbständiges Vorgehen Preußens „ohne Mitwirkung Österreichs und auf andern als den bundestäglichen Wegen" befürwortet.

Digitized by Google

lösbar bezeichnet hatte,[1]) in reiner Hingebung an die Idee und selbstloser Opferwilligkeit für den König, keineswegs im Vertrauen zu gegenwärtigem Gelingen, aber durchdrungen von der Überzeugung der Berechtigung des Gedankens an sich und fest bis an sein Lebensende in der Zuversicht, daß dieser sich dereinst verwirklichen werde. Radowitz erfreute sich zwar der Gunst und Protektion Friedrich Wilhelms IV; indes eine thatkräftige Förderung des Vorhabens hatte das nicht zur Folge; auch der Ministerpräsident Graf Brandenburg war ihm wohlgesinnt, allein die wirkliche Unterstützung, die er ihm gewährte oder zu gewähren vermochte, entbehrte der Nachhaltigkeit und hielt sich überhaupt in sehr engen Grenzen; zuletzt versagte sie ganz; weder mit ihm noch mit dem König befand sich Radowitz in wahrem Einverständnis, nicht einmal in bezug auf das Ziel, noch viel weniger in betreff der zu dessen Erreichung anzuwendenden Mittel und der Modalität des Verfahrens; er war, aller sonstigen Hilfsmittel bar, im wesentlichen auf die ihm innewohnende persönliche Begabung und deren Geltendmachung angewiesen. Fortwährend hatte er mit den mannigfachsten Behinderungen, unaufhörlich mit Gegenwirkungen, die hemmend und störend in seine politische Direktion eingriffen und, wie er erkannte und aussprach, die Konsequenz derselben unmöglich machten, zu kämpfen; er sah sich andauernd auf Kompromisse mit seinen Gegnern angewiesen. In der Umgebung des Königs leitete Leopold von Gerlach die Opposition,[2]) im Ministerium Otto von Manteuffel. Von hier aus ging eine Einwirkung auf die Presse und durch diese auf die öffentliche Meinung aus. Das Mißtrauen der auswärtigen Mächte wurde zwar von der inneren Parteiung, die in ihnen ihren Rückhalt suchte und fand, nicht erweckt, aber doch genährt, unterhalten und gesteigert.[1]). Den für König Friedrich Wilhelm IV. bestimmten Denkschriften, die ich besprochen habe, schließt sich ein an den damaligen Major und Flügeladjutanten des Königs, Edwin von Manteuffel, zu Anfang September 1850 gerichtetes Schreiben an, dessen Gegenstand die Beurteilung der Politik bildet, welche, da sie vornehmlich durch Radowitz ins Werk gesetzt wurde, nach dessen Namen bezeichnet werden kann, und in der sich eine wichtige, einen Zeitraum von anderthalb Jahren ausfüllende Phase der

[1]) In einem Schreiben an den Freiherrn Ernst von Canitz und Dallwitz, den früheren preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus der zweiten Hälfte des August 1848 hatte Radowitz auseinandergesetzt, daß das Problem, eine Zentralgewalt in Deutschland zu schaffen, unlösbar sei, da die Prätension Preußens und Österreichs nicht zu vereinigen, der Gedanke aber, Österreich aus dem Bundesstaat auszuscheiden und es zu einem ewigen Bundesgenossen Deutschlands zu machen, Preußen allein an die Spitze zu stellen, wegen des Königs unausführbar sei. (Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 186—21. August 1848.)

[2]) Auch die Königin war wider ihn. (Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 317, 331, 461 — 30. April und 3. Juni 1849, 14. April 1850.)

[1]) Leopold von Gerlach schreibt das Verdienst, die Politik von Radowitz vereitelt zu haben, — denn als ein solches betrachtete er es — fast ausschließlich sich selbst und seinem Bruder Ludwig zu. „Wir allein," sagt er, „haben Radowitz bekämpft; wir haben die Minister gegen ihn aufgehetzt; wir endlich Rochow und den Kaiser von Rußland, ja, wenn man will, selbst Österreich, das abgerechnet, was Radowitz selbst dazu gethan hat." (a. a. O., S. 554 — 12. November 1849.)

Digitized by Google

deutschen Einheitsbestrebungen darstellt. Von den accidentiellen Umständen, die ich berührte, wird dabei abgesehen; der Standpunkt ist ein prinzipieller. Mit Radowitz in Beziehung auf das Ziel, wie wir gesehen haben, der Hauptsache nach einverstanden, namentlich in betreff der für die Krone Preußen zu erwerbenden Machtstellung, befindet sich Ranke über den in dieser Absicht eingeschlagenen Weg sogleich bei den ersten, alles Weitere bedingenden Schritten in grundsätzlichem Dissens.[1]) Indem er erklärt, daß man, „um die auseinandergeworfene Ordnung auf festen Grundlagen wieder zu errichten, mit richtigem Gefühl zwei Dinge für notwendig gehalten habe, ein Bündnis mit den einzelnen und eine Verfassung für alle," mißbilligt er die Weise, in der das zur Ausführung zu bringen versucht ist. Seiner Meinung nach hätte man das Bündnis auf das Gemeinschaftliche in den Interessen gründen, auf dieses überhaupt den Nachdruck legen und nicht die Verfassung in den Vordergrund stellen sollen; in betreff derselben tadelt er noch besonders, daß dabei die Frankfurter Verfassung, wenngleich man sie in einigen wesentlichen Punkten modifiziert habe, im großen und ganzen zu Grunde gelegt worden sei. Eine erste prinzipielle Abweichung von dem Verfahren, das Ranke als das richtige erschien, enthält die am 15. Mai 1849, das ist dem Tage nach Abberufung der preußischen Abgeordneten aus der deutschen Nationalversammlung erlassene Proklamation König Friedrich Wilhelms IV., da darin nur von der zukünftigen Verfassung Deutschlands die Rede ist, und in bezug auf dieselbe die Zusage gegeben wird, daß dabei die von der Nationalversammlung entworfene Reichsverfassung zu Grunde gelegt werden würde, die nur in denjenigen Punkten verändert worden, welche, aus den Kämpfen und Zugeständnissen der Parteien hervorgegangen, dem wahren Wohle des Vaterlandes entschieden nachteilig seien. Der zwischen Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai geschlossene Vertrag und die preußische Zirkularnote vom 28. Mai 1849 befinden sich zwar insofern mit Ranke's Meinungsäußerungen in formaler Übereinstimmung, als das „auf gemeinsame Interessen" gegründete Bündnis in erste Reihe gestellt wird, dem sich die Verfassung anschließt; nicht aber in materieller, da dieser durch ihren Gesamtinhalt, die Vielfältigkeit und das Tiefeingreifende ihrer Einzelbestimmungen bei weitem die überwiegende Bedeutung zufällt. Ranke legt die Nachteile der Lage dar, in welche Preußen durch die befolgte Politik sowohl in Beziehung auf sein Verhältnis zu den übrigen deutschen Staaten und Österreich wie zu den auswärtigen Mächten geraten sei; und, da er als die vornehmste Ursache davon die Unionsverfassung betrachtet, so hält er für notwendig, durch gemeinschaftliche Übereinkunft von derselben, die ohnehin unanwendbar geworden sei, zu abstrahieren und ein „Bündnis mit denen, welche des-

[1]) Mit der Erörterung in dem Schreiben an Manteuffel ist die auf einem anderen Gesichtspunkt beruhende Ausführung Ranke's in dem Buch: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, S. W. 49/50, S. 527, zu vergleichen, die darauf hinauskommt, daß es „ohne den Rückhalt, welchen die Frankfurter Versammlung für die nationalen Ideen bot, unmöglich war, den engeren Bund in einer dem Bedürfnis entsprechenden Weise zu stande zu bringen."

Digitized by Google

selben bedürfen, gleichsam von neuem zu stande zu bringen," dessen Grundbedingung sein müsse, daß die demselben beitretenden Fürsten für den ihnen zu gewährenden Schutz sich in allen militärischen, kommerziellen und politischen Dingen Preußen anschließen; die legislative Gewalt soll bei einem Bundesparlament sein. Die von Edwin von Manteuffel gehegte Befürchtung, daß es darüber zum Bruch mit Österreich kommen würde, teilt Ranke nicht; für den Fall, daß dessen Vorhaben sei, in dem zu reaktivierenden Bundestage eine Autorität für die äußere und innere Politik der Bundesglieder aufzustellen, müsse man, — dahin spricht er sich aus — einen Krieg darüber wagen.

Das Fortbestehen der Union und namentlich der Unionsverfassung war schon seit geraumer Zeit die vornehmste und nunmehr besonders wegen des Verhältnisses zu Österreich die dringendste Streitfrage der deutschen Politik Preußens. Fürst Schwarzenberg, der österreichische Ministerpräsident, hatte zu Anfang Juli 1850 ausgesprochen, daß er dagegen, daß Preußen mit andern deutschen Staaten Schutz- und Trutzbündnisse abschließe, und daß damit die Einrichtung eines Parlaments sich verbinde, keine Einwendung erhebe; daß aber Österreich eine Union, die durch ihre Verfassung ankündige, deutsches Reich zu sein oder werden zu wollen und folglich es aus Deutschland herausdränge, unter keinen Umständen zulassen könne; der Fürst machte die Suspension der behufs der Wiederherstellung des Bundestages von ihm beabsichtigten Schritte von dem Aufgeben der Maiverfassung abhängig [1]). Aus dem Schreiben Ranke's darf man folgern, daß er für ein Eingehen auf diese Vorschläge gewesen wäre; denn seine Ansicht über die Union berührt sich mit denselben auf das nächste. Für das Aufgeben der Unionsverfassung war damals auch das Ministerium; dagegen aber Radowitz, der darin eine Nachgiebigkeit gegen Österreich erblickte, durch welche Preußen aviliert und vernichtet, die für dasselbe eine ewige Schande sein würde [2]); er wußte den König zu einer den österreichischen Antrag ablehnenden Entscheidung zu bestimmen. Da durch die in diesem Sinne (unter dem 17. Juli) dem preußischen Gesandten in Wien erteilte Weisung die bisher über eine interimistische Gestaltung der Zentralgewalt gepflogenen Unterhandlungen für abgebrochen erklärt wurden, so zögerte Österreich keinen Augenblick, weiter vorzugehen; in einer Zirkularnote vom 19. Juli zeigte es den deutschen Höfen sein Vorhaben an, den engeren Rat der Bundesversammlung sich konstituieren zu lassen. Auf diesen Anlaß wurde die Frage über die Union und die Unionsverfassung im preußischen Kabinet einer erneuerten Beratung unterzogen; die Vertreter der beiden Parteien, die in denselben seit der Begründung der Union durch das Dreikönigsbündnis vom 26. Mai und die Verfassung vom 28. Mai 1849 sich gegenüberstanden, ihr Schöpfer Radowitz, und der ihr feindliche Minister Otto von Manteuffel bekämpften sich in schriftlichen, zum Vortrag gebrachten Ausarbeitungen. Am 24. Juli trug der letztere in einem Promemoria darauf an, die Unausführbarkeit der Verfassung vom 28. Mai definitiv auszusprechen, damit die bestehende Union aufzugeben

[1]) Sybel, die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. I., S. 399.
[2]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 504 — 14. Juli 1850.

Digitized by Google

und den deutschen Staaten, die an der Verbindung mit Preußen bis dahin festgehalten hatten, ein neues Schutzbündnis anzubieten. Radowitz suchte in einem Gegenpromemoria am folgenden Tage den Minister zu widerlegen und erklärte sich im Gegensatz zu ihm für die Aufrechterhaltung der bisherigen Union und gegen die Aufhebung ihrer Verfassung[1]). In der zweiten Hälfte des August, als einerseits dem Beschluß der in Frankfurt versammelten Bevollmächtigten gemäß an alle Bundesregierungen die Aufforderung, ihre Gesandten bis zum 1. September eintreffen zu lassen, ergangen und auf eben diesen Tag die Konstituierung des engeren Rates anberaumt worden war[2]), anderseits Fürst Schwarzenberg durch den Hofrat Forsboom der preußischen Regierung Vorschläge zur Einigung unterbreitet hatte[3]), wurde von dieser die Unionsangelegenheit aufs neue erwogen, wieder arbeitete der Minister Manteuffel ein Promemoria, Radowitz ein Gegenpromemoria aus. Der letztere bezeichnete als die Ansicht seiner Gegner, daß die Unionsverfassung, insofern sie einen deutschen Bundesstaat mit parlamentarischer Vertretung darstelle, an und für sich bedenklich und insbesondere für Preußen nachteilig sei, aus welcher Voraussetzung, wie er ausführte, sich die Folgerung ergebe, daß dieselbe in kürzester Frist und auf dem nächsten Wege aufgehoben werden müsse; er selbst hingegen sprach sich unter Berufung auf die bisherige grundsätzliche Haltung der Regierung für eine Veränderung der Unionsverfassung nach dem gegenwärtigen Bestand der Union und das Abwarten des geeigneten Moments für deren definitive Gestaltung aus[4]); man maß ihm die Absicht bei, die Union „mit allem was daran hängt", bis zum 15. Oktober, dem Ablauf des verlängerten Provisoriums, durchzuführen.[5])

In dem Gegensatz der Meinungen, der hier erscheint, neigt sich Ranke offenbar mehr auf die Seite des Ministers Manteuffel, nimmt aber schon insofern eine zwischen diesem und Radowitz vermittelnde Stellung ein, als er die bestehende Union nicht geradezu aufgehoben, sondern durch eine Art Umwandlung in die neue Gestaltung übergehen lassen will; noch mehr dadurch, daß er ein Unionsparlament für unerläßlich hält; gegen ein solches war der Minister durchaus: zwei Parlamente nebeneinander, meinte er, untergrüben die Monarchie.[6]) In dem Schreiben Ranke's wird, wie bemerkt, zum Schluß der Befürchtung ge-

---

[1]) Sybel a. a. O. I., S. 403 ff. — In demselben Sinne wie Manteuffel sprach sich gleichzeitig Leopold von Gerlach zum König für das Aufgeben der Unionsverfassung und den Abschluß einer engen, auf gegenseitiger Garantie beruhenden Alliance mit den deutschen Staaten, die im Schutzverhältnis zu Preußen verbleiben wollten, aus. (Denkwürdigkeiten I., S. 509 — 23. Juli 1850.)

[2]) Zirkularnote vom 14. August.

[3]) 19. August (Sybel I., S. 411.) Der König war in Beziehung auf diese Propositionen der Meinung, „Österreich käme uns entgegen und böte uns alles an, was wir früher gefordert hätten"; er war anfänglich sehr geneigt, auf dieselben einzugehen. (Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 522, — 22. August 1850.)

[4]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I. S. 523, — 23. August 1850.

[5]) Gerlach a. a. O., S. 521 525 — 19. August und 4. September.

[6]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 522 — 19. August 1850.

Digitized by Google

dacht, daß man mit Österreich in einen immer unheilbareren Bruch geraten werde. Diese Gefahr lag damals, zu Anfang September, sehr nahe. Am 2. vollzogen die Bevollmächtigten der in Frankfurt vertretenen Regierungen durch die Einsetzung des engeren Rates den entscheidenden Schritt zur Reaktivierung des alten Bundestages, dessen frühere Berechtigungen die Versammlung für sich in Anspruch nahm, sodaß sie auch diejenigen Regierungen, die sie nicht durch Gesandte beschickt hatten, an ihre Beschlüsse gebunden erachtete. Und schon vorlängst war im preußischen Kabinet die Notwendigkeit militärischer Vorkehrungen erörtert worden. Radowitz hatte solche um Mitte Juli beantragt und seinen dahin gehenden Antrag zu Anfang August erneuert, aber er konnte damit bei dem Ministerium nicht durchdringen. Auf seine erste Anregung wurde gar nicht eingegangen; auf die zweite erfolgten nur ungenügende Veranstaltungen.[1]) Der König beharrte aber nichtsdestoweniger, und obwohl ihm Radowitz auseinandergesetzt hatte, daß, da das Ministerium die zur Durchführung der bisherigen Politik erforderlichen Maßnahmen nicht zu wollen scheine, diese unhaltbar werde, bei derselben; er erklärte zu Anfang September, er werde nicht nachgeben, das Ministerium möge hieran brechen; er ging schon damals mit der Absicht um, Radowitz zum Minister zu machen, und bewahrte demselben seine ganze persönliche Gunst, während er gegen dessen vornehmsten Gegner im Ministerium, Otto von Manteuffel, sich erzürnt und ungnädig bezeigte; er gab ihm Schuld, an der Spitze einer Intrige zu stehen, deren Zweck es sei, Radowitz fortzubringen; seine Äußerungen gingen auch gegen Leopold von Gerlach. Das preußische Regierungssystem befand sich somit in der Zeit, als Ranke das Schreiben an Edwin von Manteuffel richtete, in einer zugleich persönlichen und sachlichen Krise, während die Umstände definitive Entschließungen und eine einheitliche Haltung unabweislich zu fordern schienen.

Edwin von Manteuffel gehörte, wie sein Vetter, der Minister des Innern, von Anfang an zu den Gegnern der Radowitz'schen Politik. In dem Parteigetriebe, das sich um den Hof bewegte, spielte er vornehmlich dadurch eine einflußreiche Rolle, daß er die Verbindung der in der Umgebung des Königs vorhandenen Opposition gegen dieselbe mit der ministeriellen unterhielt; er stellte sich für diese Vermittelung bereitwillig Leopold von Gerlach zur Verfügung, der sich dann seiner in allen entscheidenden Momenten bedient hat, um ein einheitliches Zusammenwirken zu erzielen, — vornehmlich seitdem die der Radowitz'schen Politik feindliche Partei im Ministerium durch die im Februar 1850 erfolgte Ernennung Stockhausen's zum Kriegsminister bei der Wichtigkeit des Ressorts, das er verwaltete, erheblich verstärkt worden war.[2]) Bei der bestimmten Stellung,

[1]) Über diese Abweisung der von ihm geforderten successiven Kriegsbereitschaft beklagt sich Radowitz in den Neuen Gesprächen (9) II., S. 79 ff., indem er zugleich bemerkt, daß ganz andre Beweggründe die Ansichten im preußischen Kabinet auseinanderführten als strategische oder taktische. Hier ist auch von der zwischen ihm und Otto von Manteuffel bestehenden Gegnerschaft und deren Einwirkung auf den Gang der Unionspolitik die Rede.

[2]) Denkwürdigkeiten S. 443 — 11. März 1850 (vor dem Zusammentritt des Erfurter Parlaments); S. 473 — 7. Mai (unmittelbar vor der Eröffnung des Berliner Fürsten-

Digitized by Google

die er genommen, bei seiner lebhaften Beteiligung an der noch immer fortgehenden Ausfechtung des Wettstreites zwischen den beiden Direktionen konnte Edwin von Manteuffel wohl das Bedürfnis haben, in Erfahrung zu bringen, wie der befreundete Geschichtsschreiber, von dem er glaubte, daß er „auch die gegenwärtigen Dinge, wie sie sind, zu sehen und ihr wahres Verhältnis zu erkennen fähig" sei, die eingetretene Situation auffasse, welche politische Handlungsweise er im Interesse Preußens als derselben entsprechend erachte. Er selbst vermochte diesem zuverlässige Informationen aus eigener Wahrnehmung darzubieten; im Sommer 1849, als zu Berlin die Verhandlung mit Dänemark über Friedenspräliminarien und Waffenstillstand geführt wurde, war er mit einer Mission nach Schleswig-Holstein betraut worden; im Mai 1850 hatte er der Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit dem Kaiser Nikolaus und dem Fürsten Schwarzenberg auf Schloß Skiernewitzsch (bei Warschau) beigewohnt;[1]) ein paar Tage war er auch bei den Parlamentsverhandlungen in Erfurt zugegen gewesen. Obwohl irgend welche Folgen sich nicht daran geknüpft haben, will ich doch, weil es auf die persönlichen Beziehungen Licht wirft, nicht zu erwähnen unterlassen, daß Edwin von Manteuffel im Januar 1850 an den Eintritt Ranke's in das Ministerium gedacht hat. Es geschah zur Zeit, als sein Vetter, der Minister, in der Unterhaltung mit Leopold von Gerlach zu erkennen gab und durch seine Verwandten geradezu aussprechen ließ, daß er einiger seiner Kollegen, insbesondere des Grafen Brandenburg, entledigt zu sein wünsche.[2])

(Fortsetzung folgt).

Ouro Preto und Diamantina.

Tagebuch-Skizze

von

Karl Rudo.

Als ich im Jahre 1868 von Rio de Janeiro nach Ouro Preto reiste, war dies keine so leichte Sache. — Zuerst per Schiff nach Porto de Mana, dann nach Rais de Serra, hierauf per Wagen nach Petropolis ein Tag, von dort

kongresses); S. 509 — 23. Juli (am Tage vor dem Vortrage des erwähnten Promemorias Otto von Manteuffel's); S. 512 unter dem 1. August (es stand damals die Beratung über die erforderlichen militärischen Maßnahmen bevor) erhält Edwin von Manteuffel von Leopold von Gerlach das Zeugnis: „Der Major unterstützt mich treulich;" S. 517 — 12. August (als Leopold von Gerlach eine Ministerkrisis befürchtete).

[1]) Das vom 30. Mai 1850 datierte Schreiben Edwin von Manteuffel's (Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 485 ff. — 2. Juni 1850) enthält wichtige Mitteilungen über die österreichische und russische Auffassung der Union.

[2]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 405, 417 — 9. und 14. Januar 1850. Damals wurde der Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm von Rauch als Premierminister in Aussicht genommen, und die schwebende Frage war der Verfassungseid des Königs.

Digitized by Google

zwei Tage nach Barbacena, endlich drei zu Pferde bis zu den Bergen des „schwarzen Goldes".

Die Fahrt durch die schöne Bucht von Rio, dann die halbstündige Bahnfart, endlich die Reise in vierspännigen Wagen die gut in Serpentinen angelegte Straße hinan, ist voll der prächtigsten Szenerien. — Einzig in seiner Art präsentiert sich — ist man oben auf Serra angelangt — diese herrliche Bucht von Rio, die schönste, die ich auf meinen vielen Reisen gesehen! Petropolis, die vom Kaiser D. Pedro gegründeten Kolonie, welche wohl schon oft geschildert wurde, weshalb ich deren Beschreibung unterlasse, ist jetzt Sommerresidenz des Hofes. Indem wir jedoch jetzt im Juni, zur Winterszeit — hier sind, stehen die Villen gegenwärtig leer. Die Temperatur ist zwar dieselbe wie bei uns im Sommer, nur sind die Nächte kälter.

Nach einem hübschen Ausfluge zu dem Wasserfalle Itamarati, in einem bewaldeten, von hohen Bergen mit tropischer Vegetation begrenzten Thale, bei einer frischen, angenehmen Temperatur und einer herrlichen, balsamischen Gebirgsluft, dann einer Exkursion zum Alto Imperator, von wo wir eine prachtvolle Aussicht genießen über die ganze Bai von Rio und über das so sonderbare Orgelgebirge mit seinen hohen, wie Orgelpfeifen gestellten Felsspitzen, traten wir am 7. Juni in aller Frühe unsre Wagenfahrt an. Eine englische Mail Coach, mit vier Mauleseln bespannt, nahm unsre Gesellschaft auf. Wir fuhren auf der wundervollen, von der Union Industria Comp. gebauten Straße im rasenden Galopp dahin; es wurden aber auch alle $^1/_2$ oder $^3/_4$ Stunden die Esel gewechselt, nur der Kutscher, ein Deutscher, fuhr uns den ganzen 147 km langen Weg bis Juiz de Fora, wo wir nach gutem Imbisse in Entre Rios Nachmittag ankamen. — Von unserm erhöhten Bocksitze aus übersehen wir sehr gut die schöne, gebirgige Gegend und die wilden, so dichten Urwälder, welche mit den schöngebauten, über reißende Gebirgswässer führenden, eisernen Kunstbrücken gar sehr kontrastieren; so hatte das Auge so viel zu sehen, daß uns die Reise sehr kurz vorkam. Wir besichtigten die Werkstätten und Stallungen der Union Comp., die 2000 Maulesel, 120 Last- und Personen-Wagen, mehrere Lokomobilen, Wagenbauerei, Sägemühlen ꝛc. besitzt. Dann geht es in die Kolonie Don Pedro segundo, lieblich in einem engen Thale gelegen, mit 1300 Einwohnern, meist Hessen und Tiroler. Ein Häuschen besuchen wir, um daselbst von der Hausfrau aus Kreuznach die Klage zu hören über das viele Unkraut, das alle ihre Pflanzen beinahe erstickt. Die Kolonie gedeiht übrigens recht gut; die Leute können, wenn sie Ackerbau treiben, ihr Fortkommen finden, was meist der Fall ist, wenn eine Eisenbahn oder Straße dahin führt, aber bei einer in der Wildnis befindlichen Kolonie ohne Kommunikation unmöglich ist.

Die zweite Etappe der Reise war schon weniger angenehm, da die Kunststraße aufhörte. Auf einem Feldwege, der nur bei trockener Zeit fahrbar ist, fuhren wir in einem leichten Wagen, nun von fünf Mauleseln gezogen, gegen sechs Uhr morgens ab. Unser Kutscher, ein Mecklenburger, erzählte uns, er wäre auf diesem Schandwege schon öfters umgeworfen worden, habe schon Beine und Rippen gebrochen; — recht tröstlich für uns, die wir bei der so raschen Fahrt und dem schrecklichen Schwanken des Vehikels uns am Dachsitze kaum erhalten

Digitized by Google

konnten. Die Gegend war schön, wie am vorgehenden Tage, nur hörte nach dem Mittagessen in Pedro-Alvez der Urwald leider auf; wir kamen in die Campos, ein mit Gras bewachsenes, hier und da von kleinen Waldparzellen unterbrochenes Hügelland, das einen trostlosen monotonen Anblick bot. Neben dem Wege standen wie aus Terracotta gebildete Schildwachen, die so eigentümlichen Termitenhaufen, hart wie Stein. Nach acht Stationen für die 120 km-Strecke kamen wir nach Barbacena, einer recht traurigen, auf einem Gebirgskamme gelegenen Stadt, mit einer großen, miserabel gepflasterten Gasse, einigen unschönen Kirchen und einem Spitale. Das Hotel, sehr luftig gebaut, mag im Sommer sehr angenehm sein, jetzt froren wir bei der kühlen Temperatur morgens und abends gar sehr. Zu Mittag hingegen transpirierte man freilich stark, besonders auf der Jagd, die wir am nächsten Tage unternahmen. Wir jagten — wie hier in den Campos meistens — zu Pferde. Die Hunde stöbern das Wild auf oder stellen es, und man springt zum Schuße ab, falls man das Schießen vom Pferde nicht gewohnt ist oder das Pferd es nicht verträgt. Wir erlegten so einige Cadornas, wie Rebhühner große Wachteln.

Am 11. Juni wurde die Reise zu Pferde, d. h. auf Maulesel angetreten. In einem früheren Artikel (Deutsche Revue November 1891) habe ich die Zusammenstellung der Karawane und deren Adjustierung angegeben, ich will daher hier nur den eigentümlichen Beschlag der Tiere erwähnen. Die Eisen sind an den Trachten geschlossen und haben dort einen langen Griff, um in dem zähen Lehm das Gleiten zu verhindern. Das Wetter war trübe, der Weg recht schlecht, immer bergauf, bergab, und doch wird er von Karren, mit zehn bis sechzehn Ochsen bespannt, befahren. Die hölzernen Räder mit gleichfalls Holzachsen machen eine weithörbare, schauerliche Musik, die jedoch behufs nötigen Ausweichens an geeigneten Plätzen ganz unentbehrlich ist. Vielen Tropas, d. h. Zügen von hintereinander gebundenen Lasttieren mit ihren Trägern wurde begegnet, und nach einem Ritte von sechseinhalb Leguas (ein Legua fast gleich eine geographische Meile) kamen wir zum Nachtquartiere Karandahy, einem Gehöfte (Fazenda). Gasthäuser giebt es hier natürlich nicht, und so nimmt man die Gastfreundschaft der Fazenderos in Anspruch, die auch gern geboten wird. Viele lassen sich übrigens die Kost bezahlen. Das Nachtquartier ist primitiv; die Zimmer haben keine Decke, und so sieht man durch das schlechte Dach den Himmel; Fenster existieren auch nicht, sondern nur Holzläden, wie übrigens fast überall in den Tropen.

Nach leidlicher Nachtruhe wird bei finsterer Nacht um fünf Uhr früh aufgebrochen. Es fällt ein feiner Nebelregen, der den ohnedies schlechten Weg in einen lebensgefährlichen verwandelt. Auf dem glatten Lehm fallen unsre Tiere öfters nieder, und da es fort steil bergan geht, sitzen wir bald ab, um neben unsern Mulis ins Thal herab zu marschieren. Wir begegnen einem Trupp Rekruten, von einem Offizier geführt. Die armen Teufel sind in Leinwand gekleidet, je vier an einer Kette gefesselt, die jedem durch einen Ring am Halse befestigt ist. Sie sehen mehr Sklaven oder Verbrechern als zukünftigen Soldaten ähnlich. Immer in der hügeligen Camposgegend reitend, passieren wir nachmittags die Stadt Queluz.

Digitized by Google

Dann wird der Regen ärger, und die Nacht mit ihrer tropischen Finsternis bricht an. Unter Kapitän Carvalho's Führung reiten wir anfangs einer hinter dem andern; da man aber nicht einmal seinen Vordermann sehen kann, sind wir gezwungen abzusitzen und zu Fuß unmittelbar am Schweife des vorderen Tieres weiter zu gehen. Endlich nach langem, höchst unheimlichem Nachtmarsche erreichen wir das Nachtquartier Ouro Branco, zehn Leguas vom vorigen entfernt.

Am 13. Juni hatten wir $5^1/_2$ Leguas zu reiten. Zuerst ging es über die Serra Ouro Branco auf einem schauerlichen Wege, hierauf über die Serra Ouro Preto; alles öde und kahl, und dabei ist es — man möchte sagen — kalt. Die Gebirge bestehen hier aus einem speckstein artigen, grünlichen Gestein, mit Quarzadern gemischt und mit reinen Eisenteilen gesprengt. Überall kommt Gold vor, und trotzdem reines Eisen ganz offen zu Tage liegt, rentiert es sich wegen der schlechten Kommunikationsmittel doch nicht, es zu exploitieren. — Gegen zwei Uhr nachmittag kommen wir nach Ouro Preto, Hauptstadt der Provinz Minas Geraes, zwischen düsteren, kahlen Bergen, doch ziemlich malerisch gelegen. Besonders auffallend sind die vielen Kirchen: achtzehn für 10000 Einwohner. Ouro Preto hat den Typus einer echten Bergstadt; unregelmäßig an der Berglehne erbaute Häuser, steile, krumme Straßen mit entsetzlichem Pflaster. Die einzige S. Jose-Gasse ist ansehnlich; ferner anständig das Rathaus und das Palais des Präsidenten der Provinz Minas Geraes. Hingegen unglaublich sind die National-Gardisten, von denen viele keine Schuhe haben!

Der erste Tag wird der Besichtigung der Kirche dos Carmes, S. Francisco mit Gemälden eines armlosen Mönches, N. S. del Pilar, der Pfarrkirche von eigentümlicher, runder Form, ganz vergoldet, der Kirche der Neger: S. Rosario, des Gefängnisses ꝛc. gewidmet.

Am zweiten Tage sehen wir uns die Goldbergwerke an. Das Gold wird in Quarzadern in nicht sehr reicher Quantität gefunden und ist dabei auch schwer zu gewinnen; es kommt jedoch auch in ziemlich weicher, schwarzer, eisenhaltiger Erde (Jacutinga) vor, wobei die Gewinnung eine leichte, und da das Gold hier in reinen Klumpen vorkommt, auch eine sehr ergiebige ist. Daher auch der Name Ouro Preto, schwarzes Gold. — Zuerst wurde ein Quarz-Goldbergwerk besichtigt. Wir ritten auf Pferden zeitlich früh fort und gelangten am Fuße des so merkwürdigen Pico de Itacolumi mit seinen zwei imunensen Steinspitzen vorbei, nach Passagem, dem einer englischen Kompanie gehörigen Bergwerke. Hier wurde Kittel und Steinpappe-Hut genommen und in den Berg durch einen fast ebenen Stollen gegangen. Einige Einwohner von Ouro Preto, die noch nie in einem Bergwerke waren, refüsierten mitzugehen, obwohl die Sache sehr leicht und ungefährlich war. Ziemlich tief unter den Bergen befinden sich die Goldadern, die mit Pulver gesprengt werden, zu welchem Zwecke halbnackte Neger bei furchtbarer Hitze, eine traurige, lärmende Melodie singend, Löcher ins Gestein im Takte hämmern. Es wird viel Pulver verbraucht, aber wenig Gold gewonnen. Das Gestein kommt in Pochwerke und wird nach erfolgtem

Digitized by Google

Zerstampfen gewaschen. Aus dem Bergwerke herauskommend, sehen wir uns diese ziemlich primitive Manipulation an.

Hierauf ritten wir nach der Stadt Mariauno, der Residenz des Bischofs von Minas Geraes. Das bischöfliche Palais ist etwas verwahrlost, hat aber eine schöne Bibliothek; nebenan befindet sich das Seminar mit ca. 180 Alumnen. Etwas weiter ist das Haus der barmherzigen Schwestern mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen, einem Waisenhause und einem Spitale. Die Schwestern sind meist Französinnen, ihre Anstalten sehr nett und gut gehalten. Unser Weg führt uns dann weiter nach Morro St. Anna und zwar meist auf fast reinem Eisen, das dort wenig Wert hat und öfters zum Häuserbauen verwandt wird. Die St. Anna-Grube gehört, wie die meisten Gewerke hier, einer englischen Gesellschaft. Direktor Simons war so freundlich, uns das Bergwerk zu zeigen. Hier ist die Arbeit leicht, da das Gold sich in schwarzer Erde befindet; schwierig ist hier nur das Stützen der Stollen. Ungemein dicke Teakholzstämme waren von der Last der Erde zusammengebrochen, Schachte, in denen man auf Leitern auf- und absteigen mußte, erhielten sich leichter. Auch hier war die Hitze sehr arg, und so waren wir bald in Schweiß gebadet. An einer Stelle, wo gearbeitet wurde, holte ich mir mit einer Hane selbst eine Hand voll der schwarzen Erde, die ich dann draußen vor meinen Augen waschen ließ, und in der sich mehrere Erbsengroße Stücke reinen Goldes vorfanden. Diese Grube ist auch eine der reichsten Brasiliens. Die Aktien tragen jetzt 92%. — Hierauf besichtigten wir die Wäscherei, wohin die goldhaltige Erde in Karren gebracht wird. Festere, größere Steine kommen vorher ins Pochwerk. Neben diesen Gebäuden ist der Vorratsraum, wohin das Gold, bis zu dessen Verfrachtung, deponiert wird. Hier sahen wir kurz vorher gefundene, ansehnliche Goldklumpen, und es wurde im verflossenen Monate ein solcher im Gewichte von vier Pfund erbeutet. Um vor Einbruch der Nacht heimzukommen, ging es nun im Trab und Galopp nach Ouro Preto zurück. Nach dem Speisen gingen wir in das nette, kleine Theater, wo ein brasilianisches Schauspiel gegeben wurde. Die haute volée der Stadt hatte sehr reiche Toiletten an, von deren Trägerinnen einige entschieden hübsch zu nennen waren.

Die nächste Morgenfrühe fand uns schon im Sattel gegen Norden zu in einer schönen Gebirgsgegend reitend. Erst als die Sonne höher stieg, wurde die angenehme, frische Temperatur zwar ungemütlich heiß, dafür aber entschädigte uns eine herrliche Aussicht vom Kamm des Gebirges aus, auf dem wir uns fortbewegten. Nach sieben Meilen Weges wurde in einer kleinen Ansiedelung in Rio des Pedras Nachtquartier genommen bei einem freien Neger, bei dem wir Unterkunft und ein Nachtmahl fanden. —

Am 17. Juni wurde schon um $6\frac{1}{2}$ Uhr früh weiter aufgebrochen; bis zehn Uhr hatten wir dichten Nebel, auf den eine fürchterliche Hitze folgte. Es wurde daher auch in der Fazenda do Mate gerastet und ein Imbiß genommen. Nachmittag passierten wir auf einer gefährlichen Holzbrücke den Rio dos Velhas und kamen nach einem Tagemarsche von sechs Meilen gegen zwei Uhr nach Morro Velho, dem gleichfalls einer englischen Kompanie

Digitized by Google

gehörigen großen Bergwerks-Etablissement. Direktor Gordon, ein Irländer, kam uns entgegen, und bei abscheulichem Staube und Hitze hielten wir unsern Einzug in die kleine Stadt. Voran ritten vier Nationalgarde-Offiziere in blauem Fracke und riesigen Tschakos, dann folgte ein Fahnenträger mit der brasilianischen, ein zweiter mit der englischen Fahne, hierauf kam ein Trupp Einwohner zu Pferde, weiters die Neger-Bergknappen in blauroter Uniform mit einer Musikbande, endlich unsre Karawane und die Bergwerksbeamten. Mit einem Raketenbouket, Böllerschüssen und Feuerwerk wurden wir empfangen, worüber unsre Mulis nicht besonders erfreut waren, da sie anfangs nahezu reißaus nehmen wollten und sich erst beruhigten, als sie die Stallungen witterten. In dem komfortablen Hause des Direktors stiegen wir ab. Ein echt englisches „Dinner" ließ uns die Strapazen des langen Rittes vergessen.

Der nächste Tag war der Besichtigung des Bergwerkes gewidmet. Die englische Aktiengesellschaft heißt eigentlich Company of S. João del Rey, weil dort zu arbeiten angefangen wurde. Sie war eine der größten und reichsten Brasiliens; leider wurde das Bergwerk im verflossenen Jahre durch Feuer ganz zerstört, daher man nun an dessen Herstellung arbeitet und weniger ergiebige Stellen abbauen muß, die jedoch trotzdem genügend Gold liefern. Die Schachte gehen fast senkrecht herab; in der Tiefe sind große, im Gesteine gehauene Hallen, aus welchen das goldhaltige Mineral in Tonnen mittelst Maschinen heraufbefördert wird. Das Gold findet sich hier in einem grauen Gesteine mit Eisen und Arsenik gemischt, daher es nicht sichtbar ist. Der Vorgang ist folgender. Zuerst kommen die Steine in ein Pochwerk, durch welches Wasser fließt. Der an Häuten hängen gebliebene goldhaltige Sand kommt in Kisten zum Trocknen, wird sodann in Fässern mit Quecksilber amalgamiert, während der taube Sand durch rüttelnde Bewegung abrinnt. Nun wird das goldhaltige Quecksilber in Säcke gebracht und durch Rehhäute gepreßt, wobei nur das freie durchkommt, während das mit Gold amalgamierte in den Säcken zurückbleibt. Dieses wird dann in Retorten geschieden und durch Kondensation wieder zu neuem Gebrauche fertig gemacht. Das in den Retorten zurückgebliebene Gold wird alsdann exportiert. Es ist noch zu bemerken, daß die vom Pochwerke abfließenden größeren Steinstücke in einer Mahlmühle gehörig verkleinert werden. — Wir ziehen uns nun mit Kittel und festem Hute bergmännisch an, um in die Tiefe zu steigen. Unsern Weg bildeten die zu diesem Zwecke ganz nahe an der Schachtwand, mithin fast senkrecht stehenden und obendrein nassen, schlüpfrigen Holzleitern; nach je fünfzig Fuß befindet sich je eine kleine Plattform, die zum Ausweichen und auch Rasten wohl unentbehrlich sind. So geht es 800 Fuß hinab! Das letzte Stück dieses ermüdenden Weges stellt sich am aller unangenehmsten heraus, denn hier sind der Arbeit wegen nicht einmal fixe Leitern angebracht, sondern es heißt sich hin- und herschwankender eiserner Schwebeleitern zu bedienen, die manchmal so nahe an der Schachtwand sind, daß es Mühe kostet, auch nur die Fußspitze zu placieren. Als die hölzernen Leitern aufhörten, sahen wir von der kleinen Plattform aus tief unter uns Lichter und hörten das Hämmern der Arbeiter und konnten, da man

Digitized by Google

nur einen Balken mit Rolle und Strick und einem kleinen eisernen Korbe sah, kaum begreifen, wie weiter hinunter zu kommen sei. Erst als der vorausgehende Knappe die eiserne Schwebeleiter ergriff, ward uns klar, welch' saurer Weg uns noch bevorstand.

Am Ende des Schachtes befindet sich ein ziemlich großer Raum, in dem fast völlig nackte Neger im Takte und in Schweiß gebadet arbeiten. Die Hitze unten ist entsetzlich, die Luft kaum einzuatmen. Nachdem wir einige Stücke Minerale genommen hatten, wurde der Aufstieg bewerkstelligt, der sich zwar ermüdender, heißer, aber weniger unheimlich als der Abstieg herausstellte. Wieder auf der Oberfläche angelangt, wurden die Pochwerke, Maschinerien, das Amalgamationshaus ꝛc. besichtigt, wobei uns ein intelligenter Hannoveraner den ganzen Gewinnungsprozeß erläuterte. Die Kompanie beschäftigt jetzt 1300 Neger, von denen ein großer Teil abends vor des Direktors Wohnung in den abenteuerlichsten Kostümen gekleidet einen afrikanischen Kriegstanz mit Begleitung schauerlicher Trommel- und Cimbal-Musik aufführte. Die Leute waren sehr heiter, hielten Reden, komische Vorträge und dgl. und schienen mit ihrem Sklaven-Lose nicht unzufrieden zu sein.

Dies waren die drei Goldbergwerke, die wir besuchten. Am 18. Juni brachen wir auf, um Diamantina und seine Diamantwäschereien zu besichtigen. An diesem Tage machten wir nur $2^1/_2$ Meilen, um in der Stadt Sabarra das Nachtquartier zu nehmen. Dieselbe liegt recht malerisch am Rio das Velhas, besitzt einige Kirchen, ein gutes Spital, ein schlechtes Gefangenenhaus, von wo auch vor einigen Tagen sämtliche Gefangene, darunter auch einige Mörder, durchbrannten, dann ein nettes Theater und — ein schauderhaftes Pflaster.

Am 20. Juni hatten wir auf sehr schlechtem, felsigem Gebirgswege elf Meilen zu reiten. Es wurde um fünf Uhr aufgebrochen, in St. Luzia (berühmt durch die Schlacht im Jahre 1842 gegen die Insurgenten) und Lagoa Santa, wo wir den Naturforscher Dr. Lund besuchten, gerastet und um sechs Uhr abends in Jaguara, einem großen Meierhofe mit einer riesigen Kirche, in der öden Campos-Region Quartier genommen.

Der nächste Tag ist Rasttag, an dem wir nur ein wenig jagen. Wir erlegen einige Papageien und am Flusse das Velhas einige Capibaras, Wasserschweine, die man mit Hunden jagt. Die Jäger sind in Kanoes, während die Hunde die Ufer abstöbern, wobei die erschrockenen Schweine pfeilschnell ins Wasser stürzen. Nun schießt man sie entweder sogleich beim Sprunge, oder man wartet, bis der unförmige Kopf des Tieres wieder aus dem Wasser taucht. Die gleichfalls versuchte Krokodiljagd blieb erfolglos, da es schon zu spät war und die Bestien ihre Siesta am sonnigen Ufer bereits beendigt hatten.

Der 22. Juni war für uns ein böser Tag. Gleich nach dem Aufbruche mußten wir mit dem Boote über den Fluß setzen, während die Maulesel hinüber schwammen; dann verfehlte der Führer den Weg, demzufolge wir einen Wald passieren mußten, aus dem wir, bedeckt mit der Landplage der jetzigen trockenen Jahreszeit, den Carapatos, einer ganz kleinen Art Zecken, herauskamen.

Digitized by Google

Diese beißen sich mit dem Kopfe in das Fleisch hinein und sind dann schwer zu entfernen; bleibt jedoch der Kopf dabei in der Haut, so bilden sich garstige Geschwüre. Am besten bringt man sie mit Tabak- oder Zitronen-Saft weg. Eine andre Plage sind die sogenannten Bichos, kleine Parasiten, die sich an der Fußsohle festsetzen und Eier legen, aus denen dann Würmer auskriechen. Man bekommt sie, wenn man barfuß auf dem lehmigen Boden der Häuser spaziert: Die Sache beginnt mit einem Jucken, dann bildet sich eine Beule; wird das Tier durch geschickte Operation nicht entfernt, so bilden sich Geschwüre, die schwer heilen. Manchmal kommen diese Bichos auch unter den Fußnägeln vor, von wo sie noch schwerer zu entfernen sind. Selbst die größte Reinlichkeit schützt nicht vor ihnen. Auch ich erwischte so ein Untier, mußte operiert werden, wobei ein abscheulicher, weißer Wurm aus der kleinen Wunde entfernt wurde. Die darauf erfolgte Einreibung von Zitronensaft machte alles wieder gut, und ich spürte auf der ganzen Reise nichts mehr. — Nach dem Passieren zweier Flüsse und dem Besteigen eines hohen, öden Gebirgsstockes verlor unser Führer abermals den Pfad. Trotz der einbrechenden Dunkelheit wurde über Bäche, Felspartieen und tiefe Schluchten weiter geritten, wobei jeden Augenblick ein Tier stürzte. Ängstlich umgaben uns die Packesel oder lose herumlaufende Reserve-Mulis, und trotz der stockfinsteren Nacht hieß es zu Fuß weiter, wobei es unzählige Stürze gab; — mein Diener Berényi fiel elf mal der Länge nach hin! — Da aus dem Felsen-Chaos nicht herauszukommen war, wollten wir schon im Freien kampieren, als endlich Kapitän Moreiro Licht von der Fazenda seines Bruders in Mato Grande erblickte. Nach einem Ritte von vierzehn Leguas, fast vierzehn deutschen Meilen, war es eine wahre Wohlthat, eine Behausung, ein Nachtmahl für uns und Mais für die armen Reittiere zu finden.

Am 23. Juni konnten wir, da bei der gestrigen Nachtexpedition einige unsrer Mulis sich verlaufen hatten, nicht zeitlich fort. Endlich um 11 Uhr waren alle Tiere beisammen und es konnte aufgebrochen werden. Am Fuße der Serra da Lapinha, in einer trostlosen, felsigen Hochebene, wurde schon nach einem Ritte von drei Leguas Halt gemacht, da die Tiere ermüdet waren. Eine verfallene Bergmannshütte war unser Quartier. Bei glühender Sonnenhitze wurde Nachmittags gejagt, wobei wir einen Fuchs, einige schöne Tuccane (Pfefferfresser) mit dem eigentümlichen Riesenschnabel und eine Wachtel erbeuteten. Überall sah man die Campos brennen, bei der Dürre genügt übrigens eine weggeworfene glimmende Zigarre, um das Gras anzuzünden. Es ist noch gut, wenn man das Feuer hinter dem Rücken hat, doch wehe, wenn man es bei Gegenwind vor sich hat! Da heißt es sich schleunigst flüchten und einen großen Umweg machen. Die Nacht war in dieser Ruine bitter kalt, und wir erlebten dabei auch ein Erdbeben mit starken Stößen, morgens war alles mit Reif bedeckt — wahrlich ein reizendes tropisches Klima, Mittags aufgelöst vor Sonnenhitze, des Nachts fast erfroren vor Kälte!

Der Ritt über die Serra war auch kein angenehmer, ein kaum sichtbarer Saumpfad führte über Felsblöcke und Felsplatten neben steilen Wänden hinauf.

Digitized by Google

Oben sah es wie am Karste aus. Das Herabsteigen war noch umständlicher; unsre Tiere stürzten; mein Muli, ein gutes, schneeweißes Tier, Araponga (brasilianisch, Glockenvogel) genannt, glitt beim Passieren eines Baches oberhalb eines Wasserfalles aus, und wir nahmen ein unangenehmes Bad. Beim nächsten Bache, der tiefes Wasser hatte, wollte es natürlich nicht hinüber; so mußte ich denn absteigen, über einen Baumstamm hinüber balancieren und den Esel mit Anwendung eines Lassos hinüber ziehen. Nach einem Marsche von $7^1/_2$ Leguas wurde in Congonhas in einer elenden, kleinen Venda Nachtquartier genommen. Diese hatte nur vier Mauern und einen Lehmfußboden aufzuweisen, Fenster gab es gar nicht; so mußten wir uns denn auch damit begnügen. Hier ist alles erfroren; die welken Blätter geben einen sehr üblen Geruch. Dabei frieren wir in unsrer Sommer-Adjustierung sehr arg.

Am 25. Juni kommen wir endlich in die Diamantregion, geführt von dem Negersklaven Direktor Gordons, in englischer Reitknecht-Livree, Kappenstiefeln, blauem Tuchrocke und hohem Zylinderhut, was sich in dieser Wildnis höchst komisch ausnimmt. In Cachimba und Pirauna sahen wir schon Diamantwäschereien; größere waren in Datas, unserm Nachtquartiere, das wir nach einem Marsche von acht Meilen, fast immer im Trabe reitend, erreichten — auf Mauleseln ein herrliches Vergnügen?! — Hier wurde die Kirche besucht; auffallend war mir daselbst die Musik, indem nach dem Ende eines jeden Satzes oder Amens des Priesters zwei starke Schläge auf der großen Trommel und Tschinellen erfolgten, was noch das Beste des Orchesters war. Die Nationalgarde-Wache war auch recht komisch. Eine Episode muß ich hierbei erwähnen. Der Kapitän der Wache ging zuerst zum Essen; darauf baten ihn seine Leute, auch dasselbe thun zu dürfen, da sie Hunger hätten. Er erlaubte es, sich als Schildwache mit Gewehr an Stelle der zur Mahlzeit abgegangenen Soldaten postierend!

Die Diamantwäschereien befinden sich ganz nahe der Stadt; aber da nicht gearbeitet wird, ist nicht viel zu sehen. Wir reservieren die gründliche Besichtigung für Diamantina, das wir am 26. Juni nachmittags erreichen.

Man kann sagen, daß wir, nachdem wir bei Ouro Preto auf Gold geritten waren, nun auf Diamanten reiten, da der Boden überall diamantenhaltig ist. Die Stadt Diamantina, in einer kahlen, öden Gebirgsgegend ohne jeden Baum oder Vegetation gelegen, ist eine der größten Städte der Provinz, hat wieder viele Kirchen, einen Bischof, der ein Palais bewohnt, ein Seminar, Spital, Gefängnis, Waisenhaus ꝛc., was wir alles gründlich besichtigten, nachdem wir uns in dem gastfreundlichen, mit Balkon und schönen, großen Glasfenstern versehenen Hause des Majors Andrada Braut häuslich eingerichtet und namentlich unsre etwas deroute Toilette durch neue Anzüge wieder zu einer respektablen gemacht hatten. Abends marschiert eine Abteilung Freiwilliger für den Paraguay-Krieg durch; der Fahnenträger ist ein prächtiger Indianer, nur mit seinem Federnschmucke bekleidet und muß daher in der kalten Nacht jämmerlich frieren. Wir besuchen auch einen recht guten Zirkus, bei dem das einzige Unangenehme der Aufstieg zu den Logen ist, der auf Leitern erfolgt.

Digitized by Google

Jeder Mensch hat hier in einem Federkiele ungeschliffene Diamanten in der Westentasche — man merkt, daß man in der Diamantenstadt ist. Ein Grubenbesitzer brachte uns solche Diamanten im Werte von 30 000 Fl. behufs Kaufes. Ich kaufte vier recht hübsche ungeschliffene, fast erbsengroße Diamanten für 180 Fl., drei andre größere für 350 Fl. Ö. W.

Endlich machen wir auch einen Ausflug zu der $4^1/_2$ Legnas entfernten Diamantgrube von San João de Barros. Die Diamanten werden hier in zweierlei geologischen Formationen gefunden. 1. Im Cascalho einer Art verhärteten, zusammenhaltenden Kieselstein-Schotter, der auch Canga genannt wird, wenn er zum Zerschlagen sehr hart ist, und Gurgulho, wenn er mit verhärtetem Sande gemischt, eine Art Kruste an der Oberfläche der Erde, oder im Bette eines Flusses bildet. 2. Im Barro, einem Gemische von Lehm, Mergel und Porzellan-Erde.

Beim Barro ist zum Auffinden der Diamanten nur Waschen notwendig; die Cascalho-Arten aber werden zerschlagen, dann in Sieben gewaschen, wobei geübte Augen die Diamanten finden, die man übrigens manchmal auch an der Oberfläche eines Cascalho-Stückes sieht. Ich selbst brachte ein solches interessantes Stück, in dem ein Diamant sichtbar ist, mit nachhause. Dasselbe sieht wie ein versteinertes Stück Plumpudding aus. Um auf Cascalho-Lagen zu stoßen, braucht man gewöhlich nur vier Fuß tief zu graben, Barro hingegen liegt offen zu Tage. In der hiesigen Gegend kostet ein □ Braza = ungefähr ein Klafter Grund, einen Reis = $^1/_{10}$ Kreuzer; gewöhnlich werden vom Staate 6000 □ Brazas verkauft, die also sechs Fl. kosten. Findet man auf seinem Terrain nur einen Diamanten, hat man ein „brillantes" Geschäft gemacht. Die Diamantstätte von St. João — Grube kann man kaum sagen, da das Ganze wie eine Ziegelstätte aussieht — wird an der Gebirgslehne angefangen und der Lehm nach und nach abgegraben. Derselbe hat die schönsten Farben. Oben ist er rot, die weitere Schichte blau, dann weißlich-grau, endlich braun. In demselben finden sich außer Diamanten auch Quarzkristalle, Sand und Eisenstücke. Die eine Wäscherei gehört dem Major Brant, unserm Hausherrn in Diamantina, die andre einem Herrn Rodriguez. Oberhalb der Wäscherei befindet sich eine Dampfmaschine, um das Wasser herauf zu pumpen und so die nötige Wasserkraft und Menge zu haben. Zuerst wird der Lehm von Negern in Schiebkarren geschaufelt, dann zu den großen Wasserreservoirs gefahren, in die immer frisches Wasser zufließt, und in dieselben hineingeschüttet. Nun wird die Erde mittelst eines großen Rechens fortwährend hin und hergerührt, bis nur der zu Boden sinkende Sand übrig bleibt. In einem zweiten und dritten Reservoir, welche in einander fließen, wird dasselbe gemacht. Der Sand wird dann aus den Teichen mit Schaufeln herausgenommen, kommt hierauf unter einen starken Wasserstrahl, wobei der leichte Sand mit dem Wasser weiterfließt, während der schwere mit den Diamanten, Kristallen ꝛc. liegen bleibt. Dieser wird nun in hölzerne Schüsseln, auf welchen ein Sieb liegt, geschüttet. Die größeren Steine bleiben beim Hin- und Herschütteln natürlich oben am Siebe und werden untersucht, ob sich unter ihnen nicht etwa ein unglaublich großer Diamant befindet, sodann weggeworfen.

Digitized by Google

Was in den Schüsseln bleibt, wird durch fortwährende, schaukelnde Bewegungen vom Arbeiter nach und nach zum Rande gebracht, dabei genau untersucht und endlich herabgeworfen. Mit wahrhaften Falkenaugen entdecken die arbeitenden Schwarzen am Rande der Schüssel auch den kleinsten Diamanten, ein unansehnliches, rauhes, gelbliches, manchmal auch milchig-weißes, nicht sehr durchsichtiges Steinchen, länglich oder rund, meistens aber in Kristallformen und zwar des regulären Systems. Aufseher stehen immer da, um jede Bewegung der Neger zu kontrollieren und die gefundenen Diamanten zu übernehmen. Ist die Schüssel geleert, so bringt ein Arbeiter neuen Sand zur Arbeit. Ein schmutzig-brauner Bach fließt von jeder Wäscherei ins Thal herab. Ich nahm, um mein Glück zu versuchen, auch eine Schüssel mit dem kostbaren Sande, ließ die nasse Masse genau Revue passieren und glaubte bei jedem Quarzstückchen einen Diamanten gefunden zu haben. Endlich war mir das Glück doch hold, ich fand zwei Diamanten, zwar kleine, aber recht weiße, worüber ich mich ungemein freute. Jetzt konnte ich mir einen Ring machen lassen von selbst gefundenem Golde mit selbst gefundenen Diamanten; dieselben ließ ich später in Amsterdam schleifen. In derselben Schüssel fanden die Neger noch zwei weitere Diamanten, die mein Bruder übernahm. —

In der ganzen Gegend bis zum Rio de Jequitinonha kommen Diamanten vor und befinden sich Wäschereien, die sich fast alle gleichen, ausgenommen solche, wo man einen Bach oder Flüßchen ableitet, um im Bette derselben Cascalho zu gewinnen und zu verarbeiten.

Wir waren aber mit unsrer Diamantgrube und dem allen, was wir gesehen hatten, sehr zufrieden, kehrten daher nach Diamantina zurück, das wir nach vier Stunden erreichten. Nachdem wir am Morgen des 29. Juni noch von all' den freundlichen Leuten Abschied genommen hatten, ritten wir weiter nach Montes Claros. — Wie schon erzählt, trafen wir dort am 5. Juli auf der Reise nach dem Rio de San Francisco ein.

Rembrandt oder Ferdinand Bol?

Nachtrag

von

Max Lautner.

Nachdem im Juni-Heft d. J. von der Auffindung eines Rembrandt'schen Bildes im Stadthause zu Amsterdam berichtet worden ist, wird es die Leser vielleicht interessieren zu erfahren, wie sich die holländischen Museumsdirektoren nunmehr zu diesem Funde gestellt haben.

Diese Herren erklären jetzt, „daß Rembrandt dieses Bild unmöglich gemalt haben kann".

Diese Erklärung war vorauszusehen, da das betreffende Gemälde unmöglich zu dem „oeuvre Rembrandt's" passen konnte, das nunmehr allein die vorzüglichsten

Digitized by Google

Werke Ferdinand Bol's umfaßt und aus dem alle Bilder des wirklichen Rembrandt ausgeschieden sind.

Wenn nach der Meinung der besagten Autoritäten das über der Thür der Schatzkammer des ehemaligen Stadthauses gefundene Bild „von Rembrandt nicht gemalt sein kann" — wo befindet sich alsdann das Rembrandt'sche Gemälde, das die „Verschwörung der Bataver unter Claudius Civilis" darstellte? — und wie verschwand es aus dem Rathause?

Darauf geben die Herren folgende Antworten: das echte Gemälde Rembrandt's befindet sich jetzt im Museum zu Stockholm. Wie es dorthin kam, wissen sie „allerdings leider nicht!" — Wie es aus dem Rathause verschwand, haben sie sich folgendermaßen ausgedacht: „es wurde Rembrandt zurückgegeben."

Das klingt sonderbar, allein man darf in dieser Angelegenheit über nichts erstaunen, — man sucht hier das Undenkbare möglich zu machen.

Die Herren haben einen Aktenfund gemacht, der zuerst so deprimierend auf sie einwirkte, daß sie den Inhalt des Stückes vorläufig ganz verschwiegen: denn er lautete für ihren Freund Rembrandt sehr gravierend. Dieser hatte nämlich für das betreffende, fürs Stadthaus gemalte Bild 4000 Gld. gefordert — und als er mit dem Bilde fertig zu sein meinte, verlangte er die betreffende Summe. Die Herren Bürgermeister erklärten aber, er solle zuvor das Gemälde „verschildern" (d. i. abändern, vermalen, fertigmachen), bevor er die Summe erhalten könne. Die Herren Museumsdirektoren haben sich nun diese Angelegenheit folgendermaßen ausgedacht: „es beliebte Rembrandt aber nicht, die gewünschte Abänderung vorzunehmen." (Aus Künstlerstolz darbte er lieber zu jener Zeit, als daß er sich dieser Anordnung gefügt hätte). Darum also „erhielt er sein Bild zurück". Ferner erzählen die Herren, Fockens sage allerdings i. J. 1662, das betreffende Bild sei von Rembrandt, aber schon Filip v. Zesen nenne es i. J. 1664 „ein Werk des Juriaen Ovens." — Nachdem also Rembrandt das Gemälde zurückgegeben worden sei, habe Juriaen Ovens den Auftrag erhalten, das Bild „neu" zu malen.

Man vergleiche in dieser Beziehung den Bericht der Schlesischen Zeitung vom 14. Mai, der ihr von seiten der Herren Museumsdirektoren zugegangen ist, mit dem Berichte Zesens in seiner Beschreibung der Stadt Amsterdam S. 262—63.

Letzterer erzählt, das Gemälde über der Thür der Schatzkammer, das die Verschwörung des Claudius Civilis darstelle, sei von einem Künstler entworfen, begonnen und untermalt worden, — weil „gemeldeter Künstler aber des Todes verblichen", bevor „er selbst es habe zur Vollkommenheit bringen können," so habe der Hofmaler Juriaen Ovens den Auftrag erhalten, das Bild fertig zu malen. Solches habe er auch binnen 4 Tagen vollkommen zu stande gebracht.

Die Angaben jener Herren stehen also mit den thatsächlichen Angaben Zesens in absolutem Widerspruch, und man ersieht aus diesem Beispiel, wie hoch die Herren die geschichtliche Wahrheit halten und wie sehr man sich auf ihre Angaben verlassen darf. —

Digitized by Google

Im Jahre 1660 starb der Maler Govert Flinck, der ebenfalls größere Aufträge für das Stadthaus erhalten hatte. Da Zesen nicht darauf verfallen konnte, daß J. Ovens den Auftrag erhalten habe, das Bild eines noch lebenden Künstlers fertig zu malen, so nahm er an, der Entwurf zu demselben sei von Flinck gewesen. Dies ist ein Irrtum Zesen's, denn Flinck war schon tot, bevor Rembrandt das Bild im Stadthause begonnen hatte.

Vergleicht man nun den Inhalt der betreffenden Akte und die Nachricht Zesen's mit einander, so ergiebt sich folgendes: Rembrandt hatte das Gemälde entworfen und bis zu einem gewissen Grade fertig gemacht, — so weit seine Kraft reichte; es genügte aber den Herren Bürgermeistern nicht.

Es ist dies der zweite durch die Akten bekannt gewordene Fall, daß Rembrandt nicht im stande war ein Bild so auszuführen aus derselben Zeit „wie es sich gehört". Den ersten, ein kleines Bild, „die Beschneidung" darstellend, erwähne ich bereits in meinem Buche. Da nun Rembrandt auch beim besten Willen (der aus seiner drückenden Lage doch wahrlich angenommen werden muß, wenn man ihn anders nicht für geisteskrank halten will), nicht im stande war, dieses Bild, das ein Riesenformat von 22 Fuß Höhe und 19 Fuß Breite aufweist, vollkommen durchzuführen, — so erhielt J. Ovens den Auftrag das Bild zu vollenden. Rembrandt mußte sich sonach jedenfalls mit einer Abfindungssumme zufrieden stellen. — Mag nun Ovens das Bild immerhin fertig gemacht und an leeren Stellen vielleicht noch einige Personen hinzugefügt haben, — der Entwurf und ein großer Teil der Malerei stammt sicherlich von Rembrandt.

Es ist zu bedauern, daß das Gemälde jetzt so oberflächlich und von so einseitigen Gesichtspunkten aus untersucht worden ist — im andern Falle hätte man nicht nur bemerken, sondern auch konstatieren müssen, daß es zweierlei „Handschriften", d. h. die Technik zweier verschiedener Künstler aufweist.

Vielleicht finden sich aber Männer, die um der Wahrheit willen darauf dringen, daß es mit wissenschaftlicher Objektivität betrachtet werde und daß die empfangenen Anhaltepunkte und die Ergebnisse der Akten nicht abermals dem Götzen der Tradition geopfert werden.

Für die „Freunde Rembrandt's" freilich ist es ein schmerzliches Gefühl, zu sehen, daß der „Herr Hofmaler Ovens" thatsächlich ein tüchtigerer Maler gewesen ist als der historische Träger des durch Irrtum und Sagenbildung so gefeierten Namens Rembrandt.

Digitized by Google

Die Nationalitäten-Bewegung in der Gegenwart.

Von

A. Graf Seherr-Toß.

Es geht mit herrschenden Zeitideen, wie mit jedem andern Dinge auf der Welt: Es entsteht, wächst, verschwindet und läßt mehr oder mindere Spuren in der Natur- oder Weltgeschichte zurück. Die seit dem Altertum her mächtigste, andauerndste Bewegung der Geister entsprang religiösem Glauben, oder richtiger ausgedrückt, dem Kampf um die Form des Glaubens. Abgesehen von dem Heidentum, waren es der Islamismus und das Christentum, welche jedes während eines Jahrtausends den höchsten Glaubensfanatismus und damit die höchste politische Machtfülle entwickelten. In der Neuzeit hat der religiöse Glaube aufgehört, die Kulturvölker gegenseitig zu entzweien. Gewaltthätige Proselytenmacherei ist nur in Rußland noch auf der Tagesordnung. Im übrigen Europa sind Religionskriege nicht mehr denkbar, denn mit der durch die Zivilisation verbreiteten Duldsamkeit für die Glaubensanschauungen andrer hat der Fanatismus der Rechtgläubigkeit seine weltbewegende Kraft verloren. Hieran vermag auch die krankhafte Erscheinung des Antisemitismus nichts zu ändern. Dagegen machen neue, der Erhabenheit religiöser Überzeugungen zwar entbehrende, aber den Weltfrieden nichts desto weniger schwer bedrohende Geistesströmungen sich geltend, von denen zur Zeit niemand sagen kann, welchen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit und auf die Gestaltung der Karte von Europa sie üben werden. Wir meinen die Nationalitäten-Bewegung und den Sozialdemokratismus.

Die für das Wohl und die Gesittung der menschlichen Gesellschaft verderbendrohendste der beiden Erscheinungen ist der Sozialdemokratismus, denn das Ziel, das zu erreichen, mit oder ohne Gewaltanwendung herbeizuführen er bestrebt ist, ist der radikale Umsturz aller staatlichen und sozialen Ordnung. Er spricht mit Emphase von der Heiligkeit der Menschenrechte, greift aber seinerseits unsere heiligsten Güter, die Familie, das Eigentum, die Religion an, alles zu gunsten utopischer Weltverbesserungs-Projekte, deren auch nur momentaner Sieg die Vernichtung aller Kultur und Zivilisation zur unausweislichen Folge hätte. Entkleidet man die sozialistischen Lehren alles phrasenhaften Beiwerks, so heißt ihr Kern: „Du hast viel, ich habe wenig, darum erschlage ich dich." Mit den Bekennern einer solchen Lehre läßt sich nicht paktieren. Übrigens ist die Auflehnung der Massen gegen die besitzenden und gebildeteren Schichten der Gesellschaft keine neue Erscheinung. Man begegnet ihr oft in der Geschichte. Die gracchischen Unruhen, der Ruf des römischen Volkes nach panem et circenses waren Vorläufer der heutigen sozialistischen Bewegung, die jetzt wie damals eine Magen- und Machtfrage ist. Mit ihr wollen wir uns hier nicht beschäftigen, sondern unsre Aufmerksamkeit der andern, der nationalistischen Bewegung zuwenden, welche in neuester Zeit, d. h. seit Rußland sich ihrer zur Förderung seiner Expansionspolitik bedient, zu einer für die Kulturländer Europas sehr ernsten Gefahr heranzuwachsen droht.

Die nationalistischen Bewegungen — dies Wort in dem Sinne gebraucht, wie es heute gewöhnlich verstanden wird, d. h. das mächtig erwachte Streben unterdrückter oder politisch zerstückter Völker nach nationaler Unabhängigkeit und nach Vereinigung mit ihren gleichsprachigen, aber staatsrechtlich getrennten Stammesgenossen — sind eine Erscheinung neueren Datums, deren Ursprung und Anfang in der Zeit der Teilung Polens, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu suchen ist. Die Völker Europas waren bis dahin gewöhnt, von den Mächtigen der Erde nur als Besitzobjekte angesehen zu werden, über die der Besitzer nach Belieben schalten und walten konnte. Ein nationales Bewußtsein im heutigen Sinne des Wortes gab es in jener Zeit nicht, wie dies am deutlichsten aus den politischen Zuständen und den staatlichen Besitzverhältnissen in Europa während der letzten Jahrhunderte hervorgeht. Das Verbrechen, welches die Teilungsmächte Rußland, Preußen, Österreich an der

Digitized by Google

polnischen Nation begingen, erzeugte zuerst, neben dem tiefsten Hasse gegen die Unterdrücker das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit aller polnisch sprechenden Stämme. Im Laufe der Zeit trugen unzählige polnische Emigranten und Flüchtlinge die Wehklagen ihres Volkes durch die Welt, was nicht wenig dazu beitrug, das Nationalitätsgefühl weithin bei allen Völkern zu verbreiten. Die Vergewaltigung Deutschlands und Spaniens durch Napoleon I. verallgemeinerte und kräftigte das nationale Bewußtsein in diesen Ländern, dessen unwiderstehliche Kraft an der Entscheidung des Sieges in den beiderseitigen Freiheitskriegen sich glänzend bestätigte. Nationale Erhebungen folgten in Griechenland, in Belgien, in Russisch-Polen. Die beiden ersten endigten mit der Herstellung unabhängiger Staaten; die letztere scheiterte ruhmvoll an dem zu großen Mißverhältnis der Kräfte beider kriegführenden Parteien.

Der Drang nach nationaler und politischer Einheit trat auch in Italien und in Deutschland immer mehr zu Tage; er führte da und dort zu den Ereignissen von 1848/49. Doch die Zeit war noch nicht gekommen, wo das Nationalitätsprinzip seine späteren glänzendsten Siege feiern sollte. Der Krieg zwischen Ungarn und Österreich, 1848/49, der durch das Eingreifen Rußlands zu gunsten Österreichs entschieden wurde, war mehr ein Verfassungs- und Freiheitskampf als irgend was Andres, denn die auf Betrieb der Wiener Kamarilla erfolgte Beteiligung einiger der anders sprachigen, ungarischen „Nationalitäten" an dem Kampfe kann diese Auffassung nicht alterieren. In Italien begünstigte das Schicksal augenfällig den fortgesetzten, heroischen Widerstand der Patrioten gegen die österreichische Fremdherrschaft und gegen die Landesfürsten. Was damals, selbst nach Solferino noch, unmöglich schien, ist heute Thatsache: Italien ist gegenwärtig ein großer, mächtiger, nationaler Einheitsstaat, dem zu seiner nationalistischen Ergänzung nur die Rückgewinnung des an Frankreich für dessen Hilfe 1859 abgetretene Nizza und Savoyen fehlt.

In Deutschland hatte sich der nationale Einheitsgedanke ebenfalls mächtig entwickelt. Die Erhebung in Schleswig-Holstein war zwar vorerst im Sande verlaufen, und der Antrag der deutschen Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. war von diesem zurückgewiesen worden, hauptsächlich in Rücksicht auf das Verhältnis zu Österreich. Die bald darauf erfolgte Bildung des sogenannten „National-Vereins" zeigte aber, daß die deutschen Patrioten nicht gewillt waren, auf die Erreichung ihres nationalen Ideales zu verzichten. Sowie die politische Lage einmal war, mußte jedoch ein Genie wie Bismarck kommen, um den gordischen Knoten zu zerhauen. Die glänzendste, nach allen Seiten hin folgenschwerste Errungenschaft, welche das Nationalitätsprinzip in der Neuzeit zu verzeichnen hat, sie wurde von der deutschen Nation und ihren ruhmvollen Führern errungen, nicht auf revolutionärem Wege, sondern in legitimer Weise, durch drei internationale Kriege, an deren siegreicher Durchführung die nationale Begeisterung wiederum einen wesentlichen Anteil hatte. Der erste Krieg befreite Schleswig-Holstein von der dänischen Fremdherrschaft, der zweite stellte natürliche Verhältnisse zwischen Österreich und dem norddeutschen Bunde her, und der dritte brachte endlich die Wiedererrichtung des deutschen Reiches und den Rückerwerb Elsaß-Lothringens für Deutschland.

So sehen wir überall in den vorbezeichneten Ländern das Nationalitätsprinzip sich Bahn brechen und zu einer Zeitströmung werden, mit der man rechnen muß. Die nationalistische Bewegung treibt bereits hohe Wogen in Österreich, sie regt sich in Ungarn, in den Balkanländern und wird von dem russischen Koloß zur Förderung seiner Zwecke geschickt ausgebeutet. Der nahende Krieg, für den Rußland militärisch und agitatorisch die umfassendsten Vorbereitungen trifft, bedeutet daher einen gigantischen Kampf zwischen dem Deutschtum und dem Panslawismus, einen Kampf, dessen Ausgang die Geschicke der germanischen Völker und der Magyaren, den Bestand der bürgerlichen Freiheit und des kulturellen Fortschritts, auf Jahrhunderte hinaus entscheiden wird.

Rußland ist zur Zeit durch die furchtbare Hungersnot, von welcher große Teile des Reiches heimgesucht sind, unfähig zu einer Aktion nach außen, daher genötigt, für den Moment eine friedliche Politik zu verfolgen. Niemand kann sich jedoch der Illusion hingeben, daß die momentane Friedfertigkeit des Petersburger Kabinets gleichbedeutend sei mit einem Aufgeben

Digitized by Google

der traditionellen russischen Politik, welche nach dem Besitz Konstantinopels und damit nach der Erringung der Weltherrschaft strebt. Nein, Rußland, das seit mehr als einem Jahrhundert seine Ziele mit eiserner Konsequenz verfolgt, wird sie jetzt am wenigsten aufgeben, wo die unstillbare Revanche-Sehnsucht Frankreichs ihm in letzterem einen hoch-mächtigen Alliierten ohne eigenes Zuthun in die Arme führt. Der Kampf wird kommen, muß kommen, ob in ein, zwei, oder drei Jahren, das ändert wenig an der allgemeinen politischen Lage. Europa hat Rußland übergroß werden lassen; dieser Fehler rächt sich jetzt. Glücklicher Weise ist Rußland ein „Koloß mit tönernen Füßen", ein Diktum, dessen Richtigkeit auch durch den letzten Krieg von 1877 bestätigt wurde. Die militärische Gegnerschaft Rußlands ist bei weitem weniger furchtbar als die von Frankreich. Seine Stärke bei Ausbruch des Krieges wird mehr auf den Wirkungen der panslawistischen und orthodox-religiösen Propaganda beruhen, mit welcher die zahlreichen russischen Emissäre die slawischen Völkerschaften in Österreich, in Ungarn und in den Balkanländern unterwühlen. Wo da die Überredung nicht ausreicht, da hilft der „Rubel auf Reisen" nach. Mit diesen Mitteln — denen nur die Polen und die Bulgaren mannhaft widerstehen — können allerdings der österreichischen und der ungarischen Regierung Verlegenheiten bereitet werden.

Angesichts des Riesenkampfes, den der Dreibund zu bestehen haben wird, versteht es sich von selbst, daß keine Chance, die zum Siege helfen kann, vernachlässigt werden wird, so auch nicht das Nationalitätsprinzip, das hier ein Mal gegen Rußland, das soviel dagegen gesündigt, in Anwendung käme. Die Befreiung, die Wiederherstellung Polens ist ein Postulat der Gerechtigkeit wie der politischen Klugheit, was nicht erst bewiesen zu werden braucht. Die Abtrennung der baltischen Ostseeprovinzen von Rußland würde von der öffentlichen Meinung Deutschlands laut und einstimmig gefordert werden, besonders wenn, wie nicht zu bezweifeln, das dort eventuell operierende deutsche Heer bei den Einwohnern jener Länder Sympathie und Unterstützung gefunden hätte. Rumänien endlich fände für ehrliche Neutralität den Lohn in der Wiedererwerbung Bessarabiens. Das wären wohl die geringsten Opfer, welche die Kriegsherren des Dreibundes dem ländergierigen Rußland auferlegen würden. Die Mitwirkung eines nationalen, wenn auch nicht zahlreichen polnischen Heeres an dem Kampfe gegen Rußland ist von so großer politischer und selbst militärischer Bedeutung, daß die Errichtung eines solchen wahrscheinlich schon bald nach Beginn des Krieges erfolgen würde. Es ist daher eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, wenn man die preußische Regierung darum tadelt, daß sie die Polen im Großherzogtum sich nicht mutwillig zu Feinden machen will, noch dazu wegen einer so lächerlich unbedeutenden Ursache, wie die Gestaltung des polnischen Privat-Unterrichts. Unduldsamkeiten dieser Art tragen nicht dazu bei, den deutschen Namen im Auslande geachteter zu machen. Die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen bedeutet nach unserer Auffassung durchaus nicht, daß Preußen genötigt wäre, seine Provinz Posen — ganz oder teilweise — an das neue polnische Reich abzutreten. Im Gegenteil: die geographische Lage des Großherzogtums Posen ist eine solche, daß sein Verbleiben bei Preußen-Deutschland eine strategische Notwendigkeit ersten Ranges bildet, vor deren Geboten alle gegenteiligen Aspirationen zurücktreten müssen, wie dies übrigens in bezug auf andre Landesteile Preußens und Österreich-Ungarns ebenfalls der Fall ist. Es giebt eben Grenzen für alles, so auch für nationalistische Aspirationen, selbst wenn sie in sich noch so begründet wären. Da wir hier von der eventuellen Herstellung Polens als selbständigen Königreichs gesprochen haben, so könnte man die Frage aufwerfen, welche Stellung dann Galizien einnehmen würde? Hierüber braucht man sich wohl heute den Kopf nicht zu zerbrechen. Als natürlichste Lösung dieser Frage würde uns erscheinen, daß das neue Polen, wenn es den Anschluß Galiziens zu bewirken wünscht, den Kaiser-König Franz Joseph zum erblichen König von Polen wählt, der es unter der Form einer Personal-Union mit Österreich-Ungarn regieren würde.

Die bedeutendste, weil für den Frieden gefährlichste der nationalistischen Bewegungen der Gegenwart auf dem Kontinent ist unzweifelhaft diejenige der slawischen Völkerstämme Österreichs. Es sind dies hauptsächlich die Czechen, die Slovenen, die dalmatinischen und

Digitized by Google

istrischen Kroaten. Das Charakteristische dieser Nationalitäten-Bewegung liegt darin, daß die genannten Volksstämme nicht etwa über Bedrückung oder Mangel an gesetzlicher Freiheit zu klagen haben, wie dies jedes Blatt ihrer national-revolutionären Presse beweist, sondern daß das Ziel ihrer Forderungen unverhohlen auf die Herrschaft über die gemischt zwischen ihnen wohnenden deutschen Volksstämme gerichtet ist. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes opponieren die Czechen der administrativen Teilung Böhmens nach Sprachgebieten und verlangen im Gegenteil die Wiederbelebung des seit mehr als 250 Jahren erloschenen „böhmischen Staatsrechts", wodurch ihnen die Herrschaft auch über die Deutschen Mährens und Schlesiens von selbst zufiele. Die andern slawischen Stämme fordern eine Neugruppierung der Länder nach einer ihnen günstigeren Sprachgebiets-Abgrenzung und dadurch eine Autonomie, welche der völligen Auflösung des jetzigen österreichischen Staates gleichkäme. Von den galizischen Polen braucht hier nicht gesprochen zu werden, da sie sich nirgends der panslawistischen Propaganda anschließen. Ihr Interesse erheischt, Österreich stark zu erhalten, bis die russisch-polnische Frage zu gunsten Polens entschieden ist.

Als Beweis dessen, was wir soeben über die Endziele der österreichisch-slawischen Agitation gesagt, sei hier das öffentlich kundgegebene Programm des Führers der ganzen Bewegung, Gregers, wiedergegeben: „Die vereinigten Staaten von Österreich" werden an die Stelle des jetzigen Doppelstaates treten. Jeder einzelne dieser Staaten wird bezüglich seiner Verwaltung, seiner Finanzen, der Rechtspflege und der kulturellen Angelegenheiten völlige Autonomie erhalten. Die Armee würde eine gemeinsame Angelegenheit bleiben, nur muß die Armeesprache überall mit der Landessprache übereinstimmen und das Offizierkorps der eingeborenen Bevölkerung entnommen werden." Die Naivität dieses Programms liegt klar zu Tage; niemals würde weder die Krone noch die deutsche Bevölkerung Österreichs auch nur in die Diskussion eines solchen Gedankens einwilligen. Indessen wächst in allen Teilen des Landes die leidenschaftlichste Agitation. Die „Solidarität aller Slawen" wird als Rütli-Schwur aller Orten ploklamiert. So ziehen sich die Maschen des über die ganze Monarchie verbreiteten Netzes immer enger zusammen, und die bei hellem Tage, unter den Augen der Regierung betriebene Verschwörung nimmt ungestört ihren Fortgang, der Stunde harrend, wo „die Hufe der Kosakenpferde das Wiener Pflaster treten werden." Die Brandreden der jungczechischen Führer, der Vasaty, Herold, Greger u. a. m. im Abgeordneten-Hause des Reichsrates sorgen dafür, daß eine versöhnlichere Stimmung in den aufgewühlten Bevölkerungen nicht Platz greifen kann. Wird doch der Mißbrauch der Redefreiheit so weit getrieben, daß man direkt die Dynastie angreift, daß man das Bedauern ausspricht, daß das Haus Habsburg auf Böhmens Thron gelangt sei. Es wird offen ausgesprochen, daß der Haß des böhmischen Volkes gegen den österreichischen Staat unüberwindlich, daß dessen Ketten zu tragen unerträglich sei, daß aber der „Tag der Abrechnung" kommen werde. Auf diese Weise wird das Volk ohne Unterlaß fanatisiert, hypnotisiert und für die Suggestionen seiner ehrgeizigen Führer vorbereitet. Das kann kein Staat auf die Dauer ertragen.

Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen die Agitation gegen die bestehende politische Rechtsordnung auch nach Ungarn hinüber greift und dort bei einigen der Nationalitäten williges Gehör findet. Das Völker- und Sprachen-Gemisch ist in Ungarn keineswegs geringer als in Österreich. Gleichwohl liegen dort die Verhältnisse günstiger, was schon aus der Thatsache hervorgeht, daß trotz der von außen her in das Land getragenen panslawistischen und rumänischen Agitation Ungarn bis jetzt von ernsten, staatsgefährlichen Umtrieben verschont blieb. Dieser günstige Umstand ist auf drei Ursachen zurückzuführen: Erstens, daß das Königreich Ungarn ein alt historisch begründeter Einheitsstaat ist, in welchem die Vorherrschaft des kulturell, sozial und politisch hervorragenden magyarischen Elements außer Frage steht. An diesem Faktum scheiterten selbst alle absolutistischen Bestrebungen der Krone in der Neuzeit noch. Zweitens, daß Ungarn bei der Umwandlung des Feudalstaates in einen modernen Rechtsstaat (1848) den Grundsatz der absoluten Gleichberechtigung jedes Staatsbürgers, welcher Rasse er auch angehöre, gesetzlich etabliert und seither loyal durchgeführt hat.

Digitized by Google

Die weiteste — in manchen Fällen vielleicht zu weite — Freiheit in Wort und Schrift ist jedermann gewährt, wenn damit die Fundamente des Staates nicht angegriffen werden. Drittens kann man als eine der Ursachen der Friedfertigkeit der ungarischen Nationalitäten erkennen das Bewußtsein aller, daß jede aufrührerische Bewegung sofort mit starker Hand unterdrückt werden würde.

Der Gegensatz zu Österreich ist frappant. Österreich war niemals ein Einheitsstaat. Die Gelegenheit, ihn, nach dem Muster anderer Großstaaten, dazu zu machen — gelegentlich der Oktroyierung der Verfassung — wurde versäumt; das österreichische Kaisertum blieb ein Konglomerat von 17 „Königreichen und Ländern", jedes mit weitgehenden autonomen Rechten ausgestattet. Auch ohne prophetische Gaben zu besitzen, konnte man damals schon die Wirrnisse voraussehen, die jetzt den inneren Frieden und die Machtfülle Österreichs bedrohen. Dazu kommt, daß die österreichische Verfassung einen sehr unglücklich verfaßten Paragraphen enthält, den § 19, der, so gut er auch gemeint sein mochte, doch thatsächlich zur Quelle oder zum Vorwande des Haders der österreichischen Nationalitäten dient, indem er eine unerfüllbare Verheißung macht, nämlich die „Gleichberechtigung der Nationalitäten."

Eine Verfassung kann die Gleichberechtigung der Bürger des Staates, welcher Zunge und Konfession sie auch seien, aussprechen, ohne die Machtfülle des letzteren zu beeinträchtigen (ist dies doch ohnehin ein Gebot des modernen Rechts), aber sie kann niemals „Nationalitäten" anerkennen, deren Interessen in Widerspruch ständen mit der politischen Nationalität des Gesamt-Staates, weil sie sehr bald zu „Staaten im Staate", oder zu „Herden der Unzufriedenheit" mit der Regierung des Staatsganzen werden würden, wodurch die Aktionskraft desselben nach innen und außen geschmälert würde. Der altösterreichische Regierungsgrundsatz des Divide et impera paßt nicht mehr in unsre Zeit. Ein kontinentaler Großstaat der Jetztzeit bedarf in gegebenen Momenten der opferwilligen Hingebung aller seiner Söhne an die Interessen des Gesamtstaates, um den Erfordernissen der Situation gewachsen zu sein. Die Vorbedingung hierzu ist, besonders in so gemischt-sprachigen Staaten wie Österreich und Ungarn, daß das Problem der Lösung der schwebenden Nationalitätenfragen zu allseitig befriedigendem Austrag gebracht werde. Versuchen wir dieser Frage näher zu treten.

Es giebt zweierlei Arten von Nationalität: Die politische (staatsrechtliche), welche durch die politische Zugehörigkeit des Individuums zu einem gewissen Staate bestimmt wird, und die Rassen-Nationalität, welche aus der Abstammung und aus der Muttersprache abgeleitet wird. Wo beide Eigenschaften nicht übereinstimmen, wie dies bei gemischt-sprachigen Bevölkerungen der Fall ist, da treten leicht nationalistische Reibungen ein, die Unzufriedenheit und den Drang nach Beherrschung des Nachbarstammes, oder auch Irredentismus erzeugen. Tritt dazu eine ungeschickte Regierungspolitik, ein Unterwühlen der unzufriedenen Volksstämme durch auswärtige und einheimische Agitatoren, so bilden sich jene nationalistischen Bewegungen, die durch Aufstellung unerfüllbarer Forderungen den Frieden des Staates bedrohen. Die Nationalitätenfrage wird schließlich zu einer Machtfrage.

Bei einer Großmacht wie Österreich-Ungarn gehört es zu den ersten Geboten der Staatsnotwendigkeit, daß jeder der beiden souveränen Staaten eine unantastbare, politische Einheit bilde, die nicht durch die Autonomie ihrer Provinzen beschränkt oder durch Entwicklung der letzteren nach disparaten, nationalistischen Richtungen hin gefährdet werden könne. Hierin besteht der hauptsächlichste Gegensatz zwischen den Ansprüchen der Nationalisten und den Anforderungen der Staatsnotwendigkeit. Hier zeigt sich aber auch die Unmöglichkeit, eine radikale, jedermann befriedigende Lösung des Nationalitäten-Problems finden zu können. Wie geneigt auch immer die Krone sei, den Ansprüchen der Nationalitäten gerecht zu werden, so kann sie doch über die Grenzen dessen nicht hinausgehen, was zur Erhaltung des Thrones und der staatlichen Aktionsfähigkeit nach außen unbedingt nötig ist. Es kann sich daher nur darum handeln, einen Modus vivendi ausfindig zu machen, der, ohne die Staats-Einheit zu schädigen, den Staatsbürgern jeder Zunge die Pflege ihrer Sprache bei Gericht, in der Verwaltung und in der Schule verbürgt. In Ungarn hat sich ein solcher modus vivendi bereits eingebürgert.

Digitized by Google

Ihm ist es wohl zumeist zu danken, daß dort die Ruhe bewahrt blieb, daß die von außen hereingetragene Agitation bei den fremdsprachigen Nationalitäten keinen Anklang fand, ausgenommen bei den Rumänen, welche blind der Führung ihrer unwissenden, orthodox-griechischen Popen folgen. Als Beweis, wie die ungarische Regierung ihre Aufgabe bezüglich der Nationalitäten auffaßt, kann ein kürzlich dem Parlament vorgelegter Bericht des Kultus-Ministers Grafen Csáky dienen, laut dessen im verflossenen Jahre 1891 der Unterricht von 24908 Lehrern in 16800 Volksschulen und in dreizehnerlei Idiomen erteilt wurde, nämlich ungarisch, deutsch, rumänisch, slovakisch, serbisch, kroatisch, ruthenisch, italienisch, czechisch, bunjevazisch, schokazisch, wendisch und bulgarisch. Wenn dabei zur Erlernung der ungarischen Staatssprache angeeifert wird, so geschieht den Kindern damit kein Unrecht. Es hat noch niemandem geschadet, eine zweite Sprache erlernt zu haben, wohl aber liegt es im Interesse der jungen Generation, sich eine im Lande verbreitete Sprache, die Staatssprache, anzueignen, was den allgemeinen Verkehr nur fördern kann. Jedenfalls ist Ungarn stark genug, um allen Eventualitäten begegnen zu können.

Auf „spät" zeigt der Zeiger der Zeit für Österreich. Immer erbitterter wird der Kampf der Neuhussiten, in Prag, in Wien, im ganzen Süden. Kein Zeichen giebt kund, daß die Regierung fester zugreifen wird, um die brandenden Wogen der slawischen Nationalitäten-Bewegung zum Stillstande zu bringen. Möge Graf Taaffe nicht zum Polignac Österreichs werden! Dies wünschen wir aufrichtig.

Aus der russischen Memoirenlitteratur.

Von

Johannes Eckardt.

I.

Die Veröffentlichung wertvoller Materialien zu der Geschichte Rußlands im XVIII. und XIX. Jahrhundert hat in den letzten Jahrzehnten großartige Bereicherungen erfahren, nachdem in den 60er Jahren zu Beginn der Regierung Kaiser Alexander II. die Archive verschiedener Ministerien und andrer Institutionen der historischen Forschung eröffnet wurden. Wie reich aber die russische Memoirenlitteratur eigentlich ist, welche Mengen interessanter Aufzeichnungen sich aus der Zeit Katherinas II., Pauls I. und Alexanders I. erhalten haben, ersehen wir erst aus der Überfülle wertvoller Beiträge, die in letzter Zeit den historischen Zeitschriften Rußlands zugegangen sind und deren allmähliche Veröffentlichung noch Jahre in Anspruch nehmen wird. So heißt es z. B. in einer redaktionellen Notiz der Rußkaja Starina (Mai 1889) — einer vortrefflich geleiteten Monatsschrift, deren Bedeutung für die Geschichtsforschung in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden hat: „An Memoiren, Erinnerungen, historischen Abhandlungen, Notizen und einer langen Reihe geschichtlicher Materialien sind der Redaktion der „Rußkaja Starina" 6870 Nummern zugegangen. Würde dieser mächtige Strom größtenteils interessanter Beiträge plötzlich versiegen — dabei erhalten wir aber täglich neue Zusendungen — so könnten wir 12 Jahre von dem aufgespeicherten Material in unsern monatlichen Veröffentlichungen fortfahren, so reich ist das Archiv unsres Journals u. s. w. . . ." Für den deutschen Leser glauben wir hinzufügen zu müssen, daß diese oben erwähnte Zeitschrift keineswegs die einzige ihrer Art ist, daß ein andres historisches Journal „Ruski Archiv", dessen Spezialität die Veröffentlichung von Dokumenten, Regierungserlassen alter und neuer Zeit, Denkschriften politischen Inhalts ꝛc. bildet, gleichfalls über große Massen interessanten geschichtlichen Materials gebietet, daß der „Istoritschesti Westnik" (historische Bote) in seinen Monatsheften

Digitized by Google

zu der Regehaltung warmen Interesses für die nationale Geschichtsforschung seinerseits beiträgt, endlich die Publikationen der Akademie der Wissenschaften, der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer, die geschichtlichen Beiträge der verschiedenen Universitäten, des archäologischen Instituts, verschiedener archivarischer Kommissionen eine solche Fülle großenteils wertvollen und interessanten Materials in die Welt hinausschicken, daß eine flüchtige Überschau des Gebotenen über den Raum eines Journalartikels weit hinausgehen würde. Hat doch beispielsweise die Historische Gesellschaft in der kurzen Zeit ihres Bestehens (sie wurde in den letzten Jahren der Regierung Kaiser Alexanders II. begründet) 70 starke Bände erscheinen lassen, die vorherrschend die diplomatische Geschichte des verflossenen Jahrhunderts behandeln und deren detaillierte Verarbeitung noch nicht erfolgt ist.

In den nachfolgenden Zeilen sollen dem deutschen Leser Mitteilungen über einzelne der neuerdings erschienenen russischen Memoirenwerke gemacht werden, wie sie die rühmlichst bekannte Monatsschrift „Westnik Jewropy" (der europäische Bote) in seinem Mai- resp. Juniheft von 1891 veröffentlichte — selbstverständlich kann jedoch diese lückenhafte Reproduktion weder in einer Überschau, noch in den Zitaten auf Vollständigkeit Anspruch erheben. Ihr Zweck ist eben nur das Interesse des Lesers für eine Reihe historischer Denkwürdigkeiten zu erregen, die nicht nur für den russischen Fachmann und Patrioten von Wert sind. Es bedarf gewiß keiner Begründung, weshalb die Memoirenlitteratur aus der Zeit Peters des Großen und seiner nächsten Nachfolgerinnen weit spärlicher ist und weniger historischen Wert repräsentiert, endlich in stilistischer und litterarischer Beziehung weit ungenügender sein muß als die Tagebücher und Aufzeichnungen der Zeitgenossen Katharinas II.

Gab es doch unter den Mitarbeitern und Gehilfen des großen Reformators nur äußerst wenig gebildete Leute, die befähigt gewesen wären, umfangreiche Denkwürdigkeiten oder Korrespondenzen niederzuschreiben und den Zweck historischer Aufzeichnungen zu würdigen. Erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts beginnt das geistige Leben der russischen Gesellschaft eine bestimmte Gestaltung zu gewinnen und eine bewußte Auffassung historischer Ereignisse an die Stelle zufälliger Berichte über persönliche Erinnerungen zu treten. Der Memoirenschreiber, der Zeitgenosse Katharinas II., fühlt sich als Staatsbürger, schildert die Sitten der ihn umgebenden Gesellschaft und hat bereits ein Verständnis dafür, daß seine eigenen Geschicke nur dann ein Interesse für die Nachwelt haben können, wenn sie ein Zeitbild der Epoche widerspiegeln, in welcher der Verfasser lebte.

II.

Unter den Denkwürdigkeiten, von denen hier die Rede sein soll, nennen wir zuerst die Memoiren des Fürsten Juri Wladimirowitsch Dolgorukow (1740—1830), welche nach alter Art den Charakter subjektiver Erinnerungen tragen, persönliche Erlebnisse und Abenteuer schildern, ohne im mindesten kritisch dem Geschehenen gegenüber zu treten. War doch der Autor in erster Linie Militär, wenngleich er mitunter auch als Diplomat Verwendung fand. Nach seiner eigenen Erzählung bleibt es unklar, wann er in den wirklichen Dienst trat, bereits als 9 jähriger Knabe zählte er jedoch in den Avancementslisten, erhielt im Alter von 12 Jahren ein „Attestat für die Ingenieurwissenschaften" und wurde als 17 jähriger Jüngling im siebenjährigen Kriege verwundet. Der Fürst berichtet über diesen frühzeitigen Beginn seiner Karriere, indem er gleichzeitig von seinem Bruder spricht: „Im August 1749 wurden wir beide als Unteroffiziere in die Listen eingetragen, da unsre Eltern wünschten, daß wir für den Dienst gute Qualitäten erwerben und, mit dem frühesten Alter den Dienst beginnend, es lernen sollten, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Im Jahre 1752 wurden wir mit dem Attestat der Ingenieurwissenschaften zu Fähnrichen befördert und der Ingenieur-Zeichenkammer in Riga zukommandiert. Im Jahre 1756 wurde ich meinem Vater, der Generalleutnant in der Armee war, als Adjutant mit dem Range eines Kapitäns beigegeben und in der ersten Schlacht am Kopfe verwundet."

Wir führen diese trockene Aufzählung biographischer Daten an, um nachzuweisen, wie früh zu jener Zeit die Glieder bevorzugter Kreise in den russischen Staatsdienst einzutreten pflegten, wie ungenügend, oder richtiger gesagt nichtig die Vorbildung für denselben war und wie sehr

Digitized by Google

ihnen jegliches Verständnis für die welthistorische Bedeutung der Ereignisse mangelte, in denen mitzuwirken sie berufen waren. Als Fürst Dolgorukow im Jahre 1769 nach Montenegro geschickt wurde, um dem Usurpator Stepan Maryi entgegenzuwirken, der sich in den schwarzen Bergen für Peter III. ausgab, berichtet er auch aus diesem „Räubernest“ nur über persönliche Erlebnisse, ohne eine Ahnung davon zu verraten, von welchem Interesse nähere Mitteilungen über die geographische, ethnographische oder politische Lage der südslawischen Länder für Mit- und Nachwelt gewesen wären. Durch welche Umstände er schließlich genötigt wurde, vor seiner Abreise den Usurpator dennoch zum Beherrscher einzusetzen, erklärt er ebensowenig, als er es überhaupt für notwendig hält, den eigentlichen Zweck seiner diplomatischen Sendung zu beleuchten. Derartige Unklarheiten beweisen, wie wenig die Männer der That an schriftliche Aufzeichnungen gewöhnt waren, die sie eben als biographische Notizen für ihre Kinder zusammenstellten, ohne dabei irgend welche andre Zwecke zu verfolgen. Über die Teilnahme des Fürsten Dolgorukow an den verschiedenen Feldzügen gegen die Türken können wir daher schweigen, obgleich ihm, wie dem Admiral Greigh, der Ruhm gebührt, zu den Siegen der russischen Flotte weit mehr beigetragen zu haben als der nominelle Oberbefehlshaber und Sieger von Tschesme, Orloff, den das heftige Bombardement und die gräßlichen Explosionen der türkischen Linienschiffe in die Kajüte hinunterscheuchten. — Diese Memoiren sind nichts destoweniger charakteristisch für ihre Zeit, sie scheinen nur für den Hausgebrauch niedergeschrieben und für eine Tochter des Fürsten bestimmt zu sein. Sie bezeugen, wie patriarchalisch die Sitten selbst in der höheren Aristokratie noch waren, wie ungenügend und zufällig ihre Bildung nur sein konnte und wie unmotiviert das panslawistische Gerede erscheint, als seien dergleichen Gestalten des XVIII. Jahrhunderts durch westliche Einflüsse dem heimischen Boden, der nationalen „Kultur“ gewaltsam entrissen worden.

III.

Mit der Thronbesteigung Kaiser Pauls schließen diese Denkwürdigkeiten, deren Erwähnung dazu dienen sollte, die Vorgänge eines andern Werkes in ein helleres Licht zu stellen, wir meinen die Memoiren von Alexander Michailowitsch Turgenjew, deren Veröffentlichung in der „Ruß-kaja Starina“ seit dem Jahre 1885 begonnen hat. Der Verfasser derselben war in seinem langen Leben (gestorben 1863 im Alter von 92 Jahren) Augenzeuge einer Reihe hochinteressanter Ereignisse, die sich unter den Regierungen Katharinas II., Pauls und Nikolai I. abspielten. Für seine strebsame, intelligente Lebensaufgabe ist es charakteristisch, daß er als 30 jähriger Mann seine militärische Karriere unterbrach, um als Zuhörer der Universität Göttingen seine Bildung zu vervollkommnen. Späterhin war er Gouverneur von Tobolsk und Kasan, endlich Direktor des medizinischen Departements im Ministerium des Innern.

Obgleich Turgenjew, soweit uns bekannt, nicht weiter litterarisch thätig gewesen ist, verraten seine Aufzeichnungen eine bedeutende schriftstellerische Begabung: seine pointierte, bisweilen etwas scharfe Ausdrucksweise, schildert und charakterisiert in treffender Weise die historischen, staatsmännischen oder militärischen Zeitgenossen.

Als trefflicher Beobachter zeigt er diese Gestalten nicht nur in ihrer offiziellen Wirksamkeit, sondern auch in der realen Sphäre ihres häuslichen Lebens — stets aber tritt er den einzelnen Personen wie auch einer jeden geschichtlichen Epoche als Kritiker gegenüber, der von der herrschenden Anschauung nicht beeinflußt ist. So entsprechen z. B. seine Eindrücke aus dem Zeitalter Katharinas II. nicht den althergebrachten Lobeserhebungen, den berauschenden Erinnerungen an politische Größe, höfischen Prunk und Glanz. Sein Blick reicht weiter und dringt bis zu den niedersten Volksklassen, deren Lage eine äußerst traurige war und welche von den Lasten der beständigen ruhmvollen Kriege, von Armut, Pest, Aufständen, Steuern und Requisitionen fast erdrückt wurden. Zwar ließ sich die Monarchin selbst von den besten Absichten leiten, sie überragte an Herzensgüte, Bildung und philosophischem Scharfblicke die meisten ihrer Ratgeber, ja sie hatte einst sogar geäußert: „In meinem Innern bin ich Republikanerin; die absolute Regierung muß jedoch zum Heile des russischen Volkes erhalten bleiben — Sie haben ja selbst gesehen, was das zügellose Volk während des Pugatschew'schen Aufstandes angab.“

Digitized by Google

Um das Prinzip der Autorität, um die Disziplin aufrecht zu erhalten, bestrafte die Kaiserin niemals die Eigenmächtigkeit, Gewaltthätigkeit und grausamen Maßnahmen gewisser Beamten in entlegenen Provinzen, wo das Volk auf das gewissenloseste bedrückt und geplündert wurde. Die Generalgouverneure Sibiriens hausten im fernen Osten „wie Batui — der Tatarenchan", viele andre Gewalthaber, welche Turgenjew namhaft macht, wirtschafteten wie wahnsinnige Wüteriche in den ihnen unterstellten Gebieten — ohne von der verdienten Strafe getroffen zu werden.

Welche entsetzliche Mißbräuche der Gewalt sich zu jener Zeit die herrschenden Klassen erlauben durften, beweist die von Turgenjew berichtete Geschichte einer Tochter des Fürsten Meschtscherski, Generalgouverneurs von Kasan. Diese ließ ein Haus in Brand stecken, um ihren Diener zu verbrennen, dessen Plauderhaftigkeit ihre intimen Beziehungen zu ihm hätte verraten können. Die ganze größtenteils aus Holzhäusern bestehende Stadt wurde in Asche verwandelt, ohne daß jedoch die Schuldige zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Am ärgsten trieb es vielleicht Paul Potemkin, der den entthronten persischen Schah im kaspischen Meer ertränken ließ, nachdem er ihm vorher beide Hände hatte abhauen lassen — alles um sich seiner Schätze zu bemächtigen. Die Kunde von dieser Greuelthat gelangte denn aber doch zur Kaiserin, die dem flüchtenden Herrscher in Astrachan ein Asyl versprochen hatte.

„Eine öffentliche Strafe wurde auch Potemkin nicht zu teil" (heißt es weiter in den Memoiren), „Katharina übersandte jedoch den Übelthäter ein Reskript, das den kurzen Befehl enthalten haben soll: „Stirb!" — ob sich das wirklich so verhielt, weiß ich übrigens nicht. Jedenfalls verschied P. S. Potemkin nach wenigen Stunden und wurde in einem Kloster zu Moskau prunkvoll beigesetzt. Die Leichenrede pries in hochtrabenden Worten die Tugenden des entschlafenen Bojaren, und der Priester erhielt 500 Rubel dafür, eine ganze Schar Dichter besang in wechselndem Versmaße die Verdienste P. Potemkin's.

Die Berichte Turgenjew's über die Thronbesteigung Pauls I. sind gleichfalls von hohem Interesse, umsomehr als der Verfasser am Todestage Katharinas im Winterpalais auf Wache stand und Augenzeuge der ungeheuren Aufregung war, welche der Regierungswechsel hervorrief. „Die Säle waren von Menschen überfüllt, wie ein Trödelmarkt" — erzählt er — „die meisten schienen mir traurig, ja verzweifelt, einer suchte die andern auszufragen, alle flüsterten mit einander und schauten blaß und erschreckt darein Der Platz vor dem Winterpalais war mit Fuhrwerken und einer ungeheuren Menschenmenge angefüllt; die Tauben, welche Katharina täglich zu füttern pflegte, warteten ebenso wie die Menschen vergeblich auf jene hohe Frau, die vielen Millionen gebot und vor welcher die Könige und Völker der benachbarten Länder zitterten."

Während vornehm und gering auf das Erscheinen der Herrscherin warteten und noch niemand den Grund ihres Ausbleibens kannte, erfuhr Turgenjew durch einen Ofenheizer von der Erkrankung der Kaiserin und war Augenzeuge der Ankunft Pauls aus Gatschina. Das Gewitter begann mit dem Augenblick seiner Thronbesteigung, die Petersburger Gesellschaft ergriff ein panischer Schreck, sie warf sich vor den Günstlingen des neuen Herrn in den Staub: es schien, als habe niemand den radikalen Umschwung aller Verhältnisse erwartet, als sei mit einem Schlage das Aussehen der ganzen Welt verändert. Bekanntlich folgte Kaiser Paul in keiner Beziehung dem Beispiel seiner großen Vorgängerin, er wollte einzig und allein der Gebieter aller sein, Stand und Reichtum vermochten niemandem mehr eine hervorragende Stellung zu sichern — alle waren gleich vor dem Selbstbeherrscher — alle Sklaven! Das einfache Volk hatte seit 34 Jahren seine Thronbesteigung erwartet: nach derselben sah es diejenigen plötzlich ins Nichts hinabsinken, vor denen es so lange gezittert hatte, Feldjäger eilten durch alle Landstraßen des weiten Reiches und geleiteten Personen in die Verbannung, denen man noch unlängst nicht hatte frei ins Antlitz schauen dürfen. Dabei war der erste Ukas des neuen Zaren gewesen, alle Unterthanen, Edelleute, Bürger, freie und leibeigene Bauern müßten ihm den Eid der Treue schwören. Wie sollte da das arme, geknechtete Volk nicht glauben, die Zeit der Bauernbefreiung sei bereits angebrochen? Wie begreiflich erscheint sein Irrtum, es sei jetzt berechtigt, ja berufen, das Joch der Gutsherren abzuschütteln, es erfülle nur die Absichten seines

Digitized by Google

Beherrschers, wenn es von jetzt ab nur ihm Gehorsam leiste. So brach hier und da der Aufstand los, und überall waren die Leibeigenen im Begriff, sich gleich einem glühenden Lavastrom über das ganze Reich zu ergießen.

Eine zufällige Eingebung, ein aus ganz andern Motiven entspringender Befehl Pauls rettete den Staat vor dem drohenden Verderben. Die unter der Anführung des Generals Subow an der persischen Grenze zusammengezogene Armee erhielt nämlich den Befehl, sich aufzulösen, die einzelnen Regimenter aber sollten getrennt und auf verschiedenen Heerstraßen in die Heimat, an ihre neuen Standquartiere zurückkehren. Der Grund dieser Anordnung war Pauls Abneigung gegen die Politik seiner Mutter, Mißtrauen gegen Subow und der Wunsch, das gesamte Heer zu reorganisieren. Als aber die Berichte über die drohende Bauernbewegung in Petersburg einliefen, erschien es fast selbstverständlich, die rückkehrenden Regimenter zur Unterdrückung der Revolten zu benutzen. Zehntausend irregeleiteter Bauern mußten niedergemetzelt, tausende verstümmelt und nach Sibirien verschickt werden, bis die Gefahr beseitigt war, ohne daß anderseits dem Adel deshalb der neue Kaiser freundlichere Gesinnung zu zeigen sich bewogen fühlte. Es würde uns zu weit führen, hier die Masse hochinteressanter Einzelheiten zu reproduzieren, über welche Turgenjew, großenteils als Augenzeuge, berichtet, es sei uns nur gestattet auf eine Episod hinzuweisen, die den Charakter des Kaisers, die vortrefflichen Motive beleuchtet, aus denen seine bisweilen unbegreiflich scheinende, sonderbare Handlungsweise entsprang.

In den letzten Jahren der Regierung Katharinas II. war das Bestechungswesen förmlich organisiert, so daß unser Gewährsmann die hohen Beamten namhaft macht, welche sich für die gewinnbringendsten Posten im Militär- und Zivildienst große Summen bezahlen ließen. Diese Käuflichkeit gewinnbringender Stellungen zu Ende des XVIII. Jahrhunderts dürfte jedoch nicht so ungeheuerlich erscheinen, wenn man sich erinnert, daß in Frankreich die Regierung selbst dergleichen Zahlungen erhob, die im Staatsbudget als Einnahmen figurierten. Immerhin stand in Rußland das Bestechungswesen in jeder Beziehung in seiner Blüte, so daß Turgenjew zwischen solchen Beamten unterscheidet, welche Geld nahmen wie „Christen“, d. h. ihre Untergebenen nicht geradezu ruinierten oder erbarmungslos aussaugten, und solchen, die mit „beiden Händen“ nahmen.

Die Strafen, mit denen Kaiser Paul in diese Mißwirtschaft hinein donnerte, verbreiteten einen Todesschrecken in der Beamtenwelt, denn nichts schien im stande jene Feldjäger aufzuhalten, die unerwartet, wie die Pfeile des zürnenden Olympiers, die Strafe mit sich führten. Der Briefkasten am Winterpalais, in welchen jeder seine Klage oder Bitte ungehindert hineinwerfen konnte, wurde jeden Abend dem Herrscher gebracht, der eigenhändig das Siegel zerbrach und das Schloß öffnete, zu dem er den Schlüssel in der Tasche trug. Vor diesem Kasten zitterte der kaiserliche Günstling, der hochgestellte Staatsbeamte, wie der ärmste Sklave irgend einer entlegenen Provinz. Verlust des Adels, Verbannung nach Sibirien zur schwersten Sträflingsarbeit hochgestellter Generale, wie z. B. des Fürsten Sibirski und Turtschaninow's — waren häufig genug die Folgen solcher durch den Briefkasten vermittelter Denunziationen, als es sich erwies, daß die beiden genannten Herren nicht nur Bestechungsgelder angenommen, sondern auch allerhand unsaubere Geschäfte mit Armeelieferanten abgeschlossen hatten. — Nun wagten es die Regimentskommandeure nicht mehr, wie bisher, ihren Soldaten einen Teil des ihnen zukommenden Mehles, den Pferden den Hafer vorzuenthalten oder die Bauern zu plündern, bei denen sie im Quartier standen. Das Volk aber segnete diesen „Freund des Zaren“, der, aus sechs Brettern bestehend, den Staat anderthalb Rubel kostete und dem Selbstbeherrscher während eines Jahres und dreier Monate treuere Dienste erwies als alle „Gendarmen und Spione“, fügt Turgenjew naiv genug hinzu. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Litterarische Berichte.

Leben und Wirken Karl von Gontard's von Peter Wallé. Berlin. Verlag von Wilh. Ernst u. Sohn.

Zum hundertsten Todestage des berühmten Baumeisters von Gontard hat der Verfasser eine interessante Biographie auf Grund sehr eingehender Vorstudien abgefaßt, welche außer dem Porträt Gontard's Abbildungen einzelner Bauwerke desselben enthält. Unter den deutschen Meistern in der Baukunst nimmt Gontard eine hervorragende Stellung ein. Seine Bauwerke, welche er während der Regierung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. ausführte, gehören in künstlerischer Beziehung zu den bedeutendsten seiner Zeit. Sein eigenartiges Marmorpalais, sein Bau der Communs beim neuen Palais in Potsdam und viele andre Bauwerke, welche P. Wallé in vortrefflicher Weise schildert, haben eine monumentale Bedeutung für alle Zeiten. — Interessant ist unter den Abbildungen, welche der Verfasser dieser Schrift beigefügt hat, auch eine im Berliner Stadtarchiv aufgefundene Handzeichnung Friedrichs II.: „Entwurf für das Stadtschloß in Potsdam." Der Verfasser hat seine Arbeit für Fachleute und Laien sehr lesenswert gestaltet. R.

Du sollst nicht töten! Drama in 3 Akten von C. G. Bruno. Berlin 1892. Verlag von J. G. Sallis.

Wo es sich um Leben und Tod oder gar um absichtliche Tötung handelt, haben wir kein theoretisch ausgeklügeltes Problem vor uns, sondern eine herb realistische Frage, welche in düsteren Tagen unsre Seele erregt. Soll der Arzt einen nach seiner Meinung hoffnungslos Leidenden durch eine starke Dosis Morphium für immer befreien? Soll er die Familie befreien von dieser oft so furchtbaren Last, zumal wenn er sieht, daß sie ganz oder teilweise den Kranken bitter beurteilt; wenn sogar im Fall der Genesung frühere Fehltritte des Kranken bekannt werden müssen, welche die Familie trostlos ruinieren? Dies sind die lebendigen Fragen, welche uns diese neueste Dichtung von C. G. Bruno vorführt. Er ist diesmal (was nur zu billigen ist) zur Prosa übergegangen; sein Drama ist durchaus realistisch, aber überall edel im Ton und von ebenso flüssigem Dialog wie geschickter Szenenführung. Es läßt sich mit Grund glauben, daß dieses interessante Drama in viel höherem Grade einen lebhaften Widerhall in den Erfahrungen und Empfindungen der Gegenwart finden muß als das früher an dieser Stelle angezeigte (vergl. März 1890). Die tragische Rührung wird hauptsächlich dadurch erregt, daß der Arzt, welcher sich nicht nur von seiner Theorie, sondern auch von etwas Eifersucht beeinflussen läßt, als er die Tropfen in das Glas gießt, schließlich gestehen muß, daß das alte Gebot doch recht hat, daß Buchstaben stärker sind als Menschen. Aber während er unterliegt, bestätigt sich seine Diagnose jenes Kranken, und alle die Schrecknisse, welche der Arzt hatte abwenden wollen, ziehen drohend am Horizonte empor. Hat er vielleicht doch recht gehabt, obgleich er untergeht? Auch aus dieser kurzen Anzeige sieht man, zu welchen Gedanken der Dichter uns anregt. Hoffen wir, daß sein Drama von der Bühne her sich seinen wahren Wirkungskreis schafft. B.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments, in Verbindung mit Prof. Baethgen in Greifswald, Prof. Guthe in Leipzig, Prof. Kamphausen in Bonn, Prof. Kittel in Breslau, Lic. Marti in Basel, Prof. Rothstein in Halle, Prof. Rüetschi in Bern, Prof. Rysel in Zürich, Prof. Siegfried in Jena, Prof. Socin in Leipzig übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch, Prof. der Theologie in Halle. Erster Halbband. Subskriptions-Ausgabe in Halbbänden. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die unabweisbare und öfters beklagte Thatsache, daß Luther's Bibelübersetzung bei allen stets anerkannten Vorzügen an manchen Ungenauigkeiten leidet, deren Ursache die zu jener Zeit erst mangelhaft erworbene Kenntnis des Hebräischen ist, hat schon oft das Verlangen nach einer neuen Übersetzung hervorgerufen, die, von bewährten Kennern des Originals unternommen, allen denjenigen dienen soll, deren Amt oder spezielles Interesse die genaue Kenntnis des Inhalts an bestimmten Stellen erfordert. Der Zweck einer solchen Übersetzung ist vor allem, solche Stücke, die von Luther unklar, ungenau oder nachweislich falsch übertragen worden sind, in einer an den Urtext, wenn auch nicht wörtlich, so doch philologisch genau sich anlehnenden Wiedergabe klarzustellen und dadurch das Nachschlagen und das Studium des hebräischen Textes zu ersetzen, der dem Nachschlagenden unbekannt ist oder es wieder geworden ist. Da nun weiter die sprachliche und die historische Wissenschaft, besonders die Erforschung der Keil- und der Hieroglypheninschriften, die vielfachen Ausgrabungen u. a. manche Resultate hervorgebracht haben, welche sich auf den Inhalt des Alten Testamentes beziehen und ihn vielfach ergänzen, so ist es für jeden Gebildeten, der neben dem Zweck der Erbauung beim Lesen der Bibel auch den wissenschaftlichen Standpunkt nicht ganz außer

Digitized by Google

acht lassen will, unbedingt erwünscht, jene Resultate der Forschung auch in der ihm zu Gebote stehenden Übersetzung verwertet zu sehen. Studierende und schon in das Amt übergetretene Theologen, Lehrer an höheren und an anderen Lehranstalten, sowie verschiedene andere Gebildete, welche entweder durch eigenes Nachdenken oder durch ihre spezielle Wissenschaft oder ihre geistige Lieblingsbeschäftigung sich zur Erinnerung an den biblischen Inhalt angeregt fühlen, werden demnach eine nach jenen Gesichtspunkten abgefaßte neue Übertragung des biblischen Urtextes in das Deutsche freudig begrüßen und mit Nutzen verwerten. — Daß die vorliegende Übersetzung allen diesen Anforderungen entspricht und vollauf genügt, dafür bürgen schon von vornherein die Namen der Bearbeiter, zumal der des Herausgebers; das zeigt sich aber auch schon beim Lesen weniger Kapitel und wird immer deutlicher, je weiter wir, besonders in den poetischen Teilen, vordringen; es ist ein Vorzug, daß diese letzteren, abgesehen von der Sprache, auch äußerlich durch die Form als solche kenntlich gemacht sind. — Den Gebrauch der Luther'schen Bibel im Hause wie im Gottesdienst und in der Schule wird und soll diese neue Übertragung nicht abschaffen, denn dazu ist jene, auch ihrem Wortlaut nach, viel zu sehr Volksbuch geworden und bedarf auch zu diesem Gebrauche keines Ersatzes. Wenn also die alte Luther-Bibel als Erbauungsbuch unangetastet weiter bestehen wird und soll, so soll diese neue als Belehrungsbuch ihr zur Seite treten und ihr hierin zur notwendigen und willkommenen Ergänzung dienen. C. S.

Erlebtes und Erstrebtes. Von H. Settegast. Berlin 1892. Puttkammer und Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Hermann Settegast kann wohl auch zu den „Pfadfindern in dem Labyrinth des Naturganzen" gezählt werden, die „den wissenschaftlichen Erwerb zum Gemeingut weitester Kreise der Gebildeten machten." Geboren zu Königsberg am 30. April 1819, erbte er vom Vater „die Freude am Genuß der Natur, die Liebe für die Tierwelt und den Ordnungssinn, von der Mutter Familiensinn und Sparsamkeit." Nachdem er auf den Farenheid'schen Gütern „von der Pieke auf" als Landwirt gedient, widmete er sich dem landwirtschaftlichen Lehrfache und wurde nach beendetem Studium zu Berlin und Hohenheim zum Administrator der Domäne Proskau und zum ersten Lehrer an der dort am 15. Oktober 1847 eröffneten landwirtschaftlichen Lehranstalt ernannt. Im Frühjahr 1858 folgte er einem Rufe als Direktor der Akademie zu Waldau bei Königsberg, um im April 1863 als Direktor nach Proskau zurückzukehren, wo er bis zu seinem 70. Lebensjahre in allseitig anerkannter und weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannter, segensreicher Thätigkeit zum Besten des Vaterlandes und der Menschheit gewirkt hat. Was er in 42 arbeitsreichen Dienstjahren erlebt und erstrebt, hat er uns in vorliegendem Buche zusammengestellt, das mit Recht eine „Geschichte des höheren landwirtschaftlichen Unterrichtswesens in Preußen" genannt worden ist und nicht nur die Fachmänner, sondern alle interessieren wird, die ein Verständnis für die Entwickelung der Landwirtschaft in den letztverflossenen 50 Jahren sich verschaffen wollen.

L.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Vierteljahrsrundschau, geleitet von G. Pitré und S. Salomone-Marino. Palermo 1889. Carlo Clausen. 8. Jahrgang 4 Hefte.

In dieser ausgezeichnet redigierten, in Vierteljahrsheften erscheinenden Folklore Zeitschrift findet sich ein reicher Schatz von Nachrichten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Volkskunde und Völkerkunde aufgespeichert; das meiste sind Sammelberichte; nur einzelne Aufsätze stellen stoffbearbeitende Untersuchungen dar. Obwohl die Aufsätze nur in romanischen Sprachen erscheinen (italienisch, französisch, spanisch, portugiesisch), kommt auch das deutsche Volkstum nicht zu kurz, da auch deutsche, englische, nordische Sitten und Volkseigentümlichkeiten dargestellt werden. Das Archiv wird, soweit von der sprachlichen Schwierigkeit abgesehen werden darf, auch dem gebildeten Laien in jedem Aufsatz etwas Neues und Interessantes darbieten. Recht und Sitten, Botanik, Meteorologie, Rätsel, Kinderspiele, kurz alles, woran das Volk denkt, oder womit es sich beschäftigt, findet in verschiedenen Aufsätzen seine Behandlung. Den Schluß jedes Heftes bildet eine Bücher- und umfangreiche Zeitschriftenschau. K. F.

Eugène Burnouf. Ses travaux et sa correspondance. Par J. Barthélemy St. Hilaire. Paris 1892.

Das Buch besteht aus vier Abhandlungen, welche der Verfasser, ein langjähriger Freund Burnouf's, über denselben im Journal des Savants veröffentlicht hat. Die beiden ersten, kurz nach dem Tode Burnouf's gedruckt, besprachen im Jahre 1852 dessen Arbeiten; die beiden andern wurden im Jahre 1891 der von Burnouf's Tochter publizierten Korrespondenz ihres Vaters gewidmet. Der zwischen beiden Teilen des Buches liegende Zwischenraum von vierzig Jahren hat, wie der Verfasser sagt, seine Ansicht über den wertvollen Mann, dessen Leben er skizziert, nur bestätigt. Und der Leser wird nach der Lektüre diesem Urteil nur herzlich beistimmen können. – Burnouf ist einer der kühnen Pioniere, denen die Welt die erste wissenschaftliche Erforschung der Sanskrit-, Pali- und Zendsprachen und Litteratur zu danken hat. In die Rudimente des Sanskrit konnte er sich durch seinen Vater, einen

Digitized by Google

tüchtigen griechischen Grammatiker alten Schlages, und durch Chézy, den ersten Professor dieser Sprache, den Europa gesehen, einführen lassen; das Zend- und Palistudium hat er selbst geschaffen. Es war die Zeit, in welcher Champollion die Hieroglyphen erschloß und mit Burnouf die vorzügliche Befähigung des französischen Geistes für grundlegende Arbeiten dieser Art in gleicher, glänzender Weise bethätigte. Mit durchdringendem Scharfsinn und leichter, glücklicher Hand Richtpfade in das wilde Gestrüpp eines ungekannten Gebietes schlagen, ist eine starke Seite des gallischen Genies, die mehr wie einmal der gesamten europäischen Wissenschaft zu gute gekommen ist. Selbst in der Philologie, die wir als eine unsrer Domänen zu betrachten pflegen, sind die deutschen Hopliten nicht selten erst hinterdrein marschiert, nachdem französischerseits das Terrain aufgeklärt war. Wie Champollion das hieroglyphische Alphabet zu entdecken hatte, ehe die deutsche Arbeit nach unendlicher Mühsal das Syllabarium folgen ließ, hat Burnouf, auf verhältnismäßig geringe Vorarbeiten fußend, die erste Sprache Persiens und den alten Palidialekt des Sanskrit wiederhergestellt und erklärt und damit das Thor zu den Religionen Zoroasters und Buddhas eröffnet, durch das nunmehr so viele bedeutende Gelehrte gegangen sind. Um das Verdienst solcher Pfadfinder und in einem analogen Falle ihr Verhältnis zu uns selbst zu würdigen, erinnere man sich, daß derselbe Chézy, welcher Burnouf in das Sanskrit einweihte, der Lehrer unsres Bopp gewesen ist, dem wir die vergleichende Grammatik verdanken. Burnouf selbst las über vergleichende Grammatik gleichzeitig mit Bopp, hat es aber der Natur seiner Begabung gemäß lieber vorgezogen, nach verschiedenen Seiten hin Grundlinien der Sprache, Litteratur und Manuskriptenkunde zu ziehen, als seine linguistischen Hefte drucken zu lassen. Seine Gestalt wird an der Pforte der neuen Philologie für immer stehen bleiben. Ist es nötig, zu sagen, daß ihr Bild in der Darstellung des M. Barthélémy St. Hilaire mit Geist und Liebe gezeichnet ist? Daß, obschon die Skizze eines langjährigen Freundes, das Buch eines solchen Verfassers unpartheiisch und gerecht zugleich ist? A.

Franz Grillparzer's hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Von Dr. Julius Schwering. Paderborn 1891. Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh.

Wenn auch bei einem klassischen Kunstwerke, das uns durch seine Größe ergreift und sich dadurch einen bleibenden Wert erworben hat, die Frage nach den Quellen, aus denen es entsprungen, nebensächlich erscheint, da für uns seine unmittelbare Wirkung, nicht aber die Kenntnis seines Ursprungs die Hauptsache ist, so wird doch für keinen Gebildeten diese Frage ohne Interesse sein, um so mehr, da die richtige Beantwortung derselben gewiß auch zuweilen die richtige Auffassung dieser oder jener Rolle lehrt. Deshalb ist in dem vorliegenden Buche eine Erörterung über die Quellen und Vorbilder angestellt, welche Grillparzer bei der Abfassung seiner hellenischen Dramen benützt hat und diese Untersuchungen sind eingehend, klar und überzeugend dargestellt. Aber, abgesehen von ihrem unbestreitbaren Verdienst, sind sie, was man nach dem Titel des Buches nicht erwarten sollte, nur das Nebensächliche der Erörterung. Diese erstreckt sich viel eingehender und genauer über den gesamten Inhalt dieser Dramen und erweitert sich zu einer ausführlichen Zergliederung und Kritik der Dramen selbst nach ihrem künstlerischen und poetischen Wert. Diese Arbeit ist eine sehr gelungene und belehrende; denn mit dem feinsten Gefühl für die innere und äußere Schönheit der Dichtung entrollt der Verfasser vor uns das ganze Bild der Handlung und zeigt ihre Größe und Bedeutung in einer Darstellung, welche ihn als berufenen Kenner und Kritiker bekundet. Wer Grillparzer's Dramen gesehen oder gelesen hat, wird für diese geistvolle Besprechung dankbar sein; aber da sie eben nur für solche da ist, war unsers Erachtens die ausführliche Angabe des Inhalts überflüssig, denn dieser konnte als bekannt vorausgesetzt werden. Aber abgesehen hiervon, hat das Buch doch auch den Wert, daß es auf den großen Dichter, der wohl noch nicht genug gewürdigt und bekannt ist, von neuem aufmerksam macht und im Gegensatz zu so manchen unwürdigen dichterischen Produkten der Gegenwart seine Dramen ihrem wahren Werte nach zeigt und erklärt. Gerade hierin möchten wir eine besondere Bedeutung des übrigens in schöner Sprache und leicht faßlicher Darstellung geschriebenen Werkes sehen. C. S.

Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden. Von Dr. jur. Ludwig Huberti, Privatdozent an der Universität Bonn. Erstes Buch: Die Friedensordnungen in Frankreich. Mit Karte und Urkunden. Ansbach 1892. Verlag von C. Brügel & Sohn.

Es hat sich bis herein in unsre Zeit ein altes Sprichwort erhalten, das da lautet, „daß man dem Landfrieden nicht trauen dürfe". Es wirft dieser Sprachgebrauch, „der ja immer philosophisch sein soll", ein eigentümliches Schlaglicht auf jene Friedenssatzungen des Mittelalters, die man gemeinhin unter dem Namen „Gottesfriede" und „Landfriede" zusammen zu fassen pflegt. In Verfolgung dessen, was diesen Worten des Volksmundes thatsächlich zu Grunde liegen mochte, ist der Verfasser der angezeigten Schrift gegenüber den bisherigen Anschauungen über das Wesen der mittelalterlichen Friedensaufrichtungen zu teilweise entgegengesetzten Resultaten gekommen,

Digitized by Google

die für die deutsche Rechtsgeschichte wie für die Weltgeschichte nicht ohne Interesse sein dürften. — Zu der Einleitung anknüpfend an die gegenwärtige soziale Bewegung, giebt der Verfasser des vorliegenden ersten Buches eines auf drei Bände berechneten Werkes zur „Rechtsgeschichte der Friedenssatzungen im Mittelalter" einen Einblick in ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Sozialpolitik im Mittelalter. — Der vorliegende erste Band behandelt die „Friedensordnungen in Frankreich"; der zweite wird sich befassen mit den Friedensaufrichtungen in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien; der dritte mit den Gottes- und Landfrieden in Deutschland. Zum größten Teil ungedruckte oder doch uneudierte Urkundenbelege, in die Darstellung hinein verwoben, dienen zum Beweis der aufgestellten Behauptungen. In der Namhaftmachung der Literatur hat sich Verfasser um möglichste Vollständigkeit bemüht. Eine am Schlusse angeführte Karte schildert die geographische Verbreitung der Friedensbewegung. — Auf diese Arbeit paßt das Wort Gierke's: „Bei der heutigen Zersplitterung der Wissenschaft sind derartige Arbeiten, die an den großen Zusammenhang der europäischen Rechtsgeschichte mahnen, doppelt verdienstlich." R.

Armand Hagen's Nachlaß. Wahrheit und Schein. Lieben und Denken. Mit einem Briefe von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Leipzig 1892. Verlag von Duncker & Humblot.

Wer den dem Buche als empfehlendes und fast bestrickendes Vorwort vorausgeschickten, an die Witwe des Verfassers gerichteten Brief von Alexander Dumas liest, der muß unbedingt den Glauben gewinnen, in dem nun mit besonderem Interesse gelesenen Inhalt den Charakter und die Gedanken eines Mannes kennen zu lernen, der im Gegensatz zu der jetzt vielfach vorherrschenden, speziell zu der französischen Tagesliteratur ganz außergewöhnliche, neue, geistvolle Sentenzen darbietet, das Lob der Frauen preist und den innersten Wert der Religion kennt Diese schöne und zum aufmerksamen Lesen anregende Erwartung wird aber unsers Erachtens durchaus nicht erfüllt. Es finden sich ja in den 749 Aperçus viele schöne und erhabene Gedanken, aber nur verschwindend wenige derselben sind neu oder ergreifend; ganz gering ist die Zahl derjenigen, welche, was das Kennzeichen eines wirklich neuen, großen Gedankens ist, den Leser zwingen, seine Lektüre zu unterbrechen und eine Zeit lang dem Inhalt des Gesagten nachzuhängen, dazwischen aber welch' fades Wort (444): „Die Kinder sind die Unterthanen ihrer Eltern. Der Mensch bedarf immer einiger Herrschaft", welche Unklarheit in den Gedanken 449, 473 u. a., welche direkte Unwahrheit, um nur die Nummern anzuführen, die Gedanken: 131, 188, 418, 421, 461, 579 u. a! Und die bei einem geistvollen Franzosen der Neuzeit vielleicht mit Recht als außergewöhnlich gepriesene und gewiß wohlthuend berührende Religiosität, ist sie nicht auch eine Phrase, ein Unding, wenn ihr Träger seinen innersten Herzenswunsch mit den Worten schließt: „Man soll nicht sterben, man soll verschwinden" (?) und, wie Dumas' Brief zeigt, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende macht? Wie niedrig aber vor allem erscheint uns der moralische Standpunkt eines, wie es doch scheinen möchte, religiösen und über die verrufene, moderne Franzosenmoral entrüsteten philosophischen Geistes, wenn wir seine Urteile über die Frauen lesen! Ein Mann, der in der Frauennatur nichts mehr als Schwäche, Eitelkeit, Untreue und Erbärmlichkeit gefunden und kein Wort für die heroische Anfopferungsfähigkeit der Frau hat, darf weder auf Geistes- noch auf Herzensbildung berechtigten Anspruch erheben. — Soweit der Verfasser, nun aber der Übersetzer! Man sagt mit Recht, die richtige Interpunktion sei ein Gradmesser für die Bildung des Menschen; wer aber wie der Übersetzer die allergewöhnlichsten Regeln der Interpunktion so verletzt, wie es hier geschieht, in einer Art, die man einem Quartaner nicht verzeihen würde, auch von orthographischen Fehlern sich nicht freihält (cathegorisch 155!), wer das Pronomen „welcher" mehrfach demonstrativ statt „solcher" gebraucht, wer schreiben kann: „durch es", wer (132) beim Verbum entfernen das „sich", noch „wagen" (227) das Wörtchen „zu" wegzulassen fähig ist, der soll, wenn er des Französischen noch so mächtig ist, der Übersetzung in das Deutsche sich enthalten, wenn er den Vorwurf der Unfähigkeit oder der Nachlässigkeit vermeiden will. — Das hier über das ganze Buch gefällte Urteil ist hart, aber nach der durch das Vorwort angeregten, aufmerksamen Lektüre unabweislich aufgedrängt. C. S.

Juristischer Humor. Gesammelt und herausgegeben von E. O. Hoppe (Bibliothek des Humors, fünfter Band). Berlin ohne Jahreszahl. Verlag von Friedrich Pfeilstücker.

Eine ziemlich vollständige Sammlung der bekannteren und besseren unter den in den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten juristischen Scherzen, untermischt mit wertloseren Sachen, und ohne Kritik geordnet. Referent hat keinen ihm bekannten Witz vermißt, die Sammlung ist somit als fleißige Arbeit zu schätzen, würde aber durch Quellenangabe wesentlich gewonnen haben. K. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Soeben erschien in der bekannten Sammlung „Meyers Reisebücher“:

Riesengebirge.

Achte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Riesengebirgsvereins. Mit 7 Karten und 2 Panoramen.

= *Rot kartoniert 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.).* =

Ferner sind in der Sammlung „**Meyers Reisebücher**“ für Sommerreisen erschienen:

Süd-Deutschland *und die angrenzenden Teile von Österreich-Ungarn: Nordtirol mit der Vorarlbergbahn, Giselabahn und Gastein, Salzburg, Salzkammergut, Wien, Budapest, Prag und die böhmischen Bäder.* Fünfte Aufl. Mit 28 Karten, 26 Plänen und Grundr. und 8 Panoramen. Braun geb. 5 Mk (3 Fl.).

Deutsche Alpen. Erster Teil: *Oberbayern, Algäu, Vorarlberg, Nordtirol, Brennerbahn, Ötzthaler-, Stubaier- und Ortlergruppe, Bozen, Meran, Vintschgau, Brenta, Presanella- und Adamellogruppe, Gardasee.* Dritte Auflage. Mit 17 Karten, 3 Plänen und 12 Panoramen. Braun gebunden 3½ Mark (2 Fl. 10 Kr.).

Zweiter Teil: *Salzburg, Berchtesgaden, Salzkammergut, Gisela-Bahn (und Gastein), Unterinnthal, Zillerthal, Brennerbahn, Hohe Tauern, Pusterthal, Dolomiten.* Dritte Auflage. Mit 20 Karten, 2 Plänen und 7 Panoramen. Braun geb. 3½ Mk. (2 Fl. 10 Kr.).

Dritter Teil: *Ober- und Nieder-Österreich, Salzkammergut, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Dalmatien.* Zweite Auflage. Mit 11 Karten, 4 Plänen und 6 Panoramen. Braun geb. 3½ Mark (2 Fl. 10 Kr.).

Schweiz. Zwölfte Auflage. Mit 21 Karten, 8 Plänen und 27 Panoramen. Braun gebunden 5 Mark (3 Fl.).

Rheinlande *(von Düsseldorf bis Heidelberg).* Sechste Auflage. Mit 20 Karten, 13 Plänen und 2 Panoramen. Braun gebunden 4 Mark (2 Fl. 40 Kr.).

Norwegen, Schweden und Dänemark. Fünfte Auflage. Mit 19 Karten und 7 Plänen. Braun gebunden 4 Mark (2 Fl. 40 Kr.).

Paris und Nord-Frankreich. Dritte Auflage. Mit 6 Karten und 29 Plänen. Braun gebunden 6 Mark (3 Fl. 60 Kr.).

Schwarzwald, *Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg.* Fünfte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins. Mit 11 Karten und 8 Plänen. Rot kartoniert 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.).

Harz. Elfte, vom Harzklub durchgesehene Auflage. Mit 10 Karten und einem Brockenpanorama. Rot kartoniert 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.).

Dresden und die Sächsische Schweiz. (Vereinsbuch des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz.) Zweite Auflage. Mit 8 Karten, 7 Plänen und Grundrissen. Rot kartoniert 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.).

Thüringen. Zehnte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringer Waldvereins. Mit 16 Karten und Plänen. Rot kartoniert 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.).

Türkei und Griechenland, *die unteren Donauländer und Kleinasien.* Vierte Auflage. Mit 13 Karten, 35 Plänen und Grundrissen und 1 Panorama. 2 Bände. Braun gebunden 14 Mark (8 Fl. 40 Kr.).

Digitized by Google

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden**, bei **Magen-** und **Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht**, u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad**, über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Eduard Trewendt in Breslau

Soeben erschien

Roon, Graf von, Kriegsminister
Denkwürdigkeiten

2 Bände. 8. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile

Preis: geheftet 20 Mk., gbd. 22 Mk., Halbfranz gbd. 25 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Gottschall, Rudolf von:
Nationallitteratur.

Sechste stark vermehrte und verbesserte Auflage. In vier Bänden. 8. Preis geheftet 20 Mk., in 4 Leinwandbände gebunden 27 Mk. 20 Pf., in 4 Halbfranzbände gebunden 30 Mk.

Dieses einzig dastehende Werk unserer Litteratur gehört in jede Bibliothek neben das Konversationslexikon und die Weltgeschichte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschmackvolle Einbanddecken
zur
Deutschen Revue
herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Textheftе bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Siebzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark

9664

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1892. August

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau Berlin
Expedition: Tauentzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26, 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

August 1892.

	Seite
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. VII.	129
Hermine Demlow: In der zwölften Stunde. Novelle	142
Juristendeutsch. Ein Brief von Rudolf von Gneist an den Herausgeber	155
Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Sein Briefwechsel in den Jahren 1870/1. V.	157
P. K. Rosegger: Gewitterangst.	177
H. Weber: Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze. I.	183
Kornel Lichtenberg: Aus der Welt des Hörens.	202
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. X.	215
G. Stickel: Die Natur und Bedeutung des Sprichworts. I.	223
Berichte aus allen Wissenschaften.	232
1. Zoologie: Otto Lehmann: Tiefseeforschungen.	
2. Erdkunde: K. Goebel: Eine vergessene deutsche Kolonie.	
Johannes Eckardt: Aus der russischen Memoirenlitteratur. II. (Schluß).	249
Litterarische Berichte	255
Das deutsche Offiziertum und die Zeitströmungen. Von Paul von Schmidt. — Gymnasial-Bibliothek. Von Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. — Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele von Dr. Leopold Schmidt. — Daheim in Gott. Lieder von Hermann Köhler.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
APR 12 1892
LIBRARY

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Die ersten Wahlen und die erste Kammer.

Wichtige Staatsgeschäfte erwarten den Fürsten, die Wahlbewegung erregt schon die Gemüter durch das ganze Land, und am Abend seiner Heimkehr findet gleich ein Ministerrat im Palais statt wegen der in Paris abgeschlossenen Anleihe.

Diese Anleihe hat eine längere Vorgeschichte. Im Monat Juli, als die Finanznot am höchsten gestiegen war, hatte das Ministerium Herrn Balaceanu, den rumänischen Vertreter in Paris, beauftragt, mit dortigen Kapitalisten in Verbindung zu treten. H. Balaceanu verlangte, entsprechend dem zwischen 60 und 64 schwankenden Kurse der rumänischen Anleihe auf der Basis von 13% (mit allen Nebengebühren höchstens 15%) Emissionskosten, Vollmacht, während er für die Amortisationsfrist und alles Nebensächliche carte blanche wünschte. Am 31. Juli erhielt er die Vollmacht zur Aufnahme von 18 1/2 Millionen, nach dem Kurse der Stern'schen Anleihe, die 1864 in London gemacht worden, unter der Bedingung, daß mit Zinsen und allen Nebenkosten dem Staate nicht mehr als 14% zur Last fielen. Doch behielt sich der Minister das Recht der Ratifikation nicht vor.

H. Balaceanu war mit dem Hause Lefevre in London in Verhandlung getreten und hatte mit demselben ein Übereinkommen abgeschlossen; als der Finanzminister dies aber erfuhr, sprach er sich sehr entschieden dagegen aus und ersuchte den diplomatischen Vertreter, den Kontrakt zu lösen, was auch geschehen konnte, weil die erste Rate nicht rechtzeitig ausgezahlt wurde. Hierauf versuchte die Regierung mit dem deutschen Hause Erlanger ein Übereinkommen abzuschließen, die Bedingungen desselben (Emissionskurs 56, 17%, und Amortisation innerhalb 15 Jahren) erschienen ihr aber so schwer, daß sie wiederum zurücktrat und beschloß, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten.

Unterdes hatte H. Balaceanu vom Hause Oppenheim (in Paris) ein Angebot bekommen; am 23. Oktober fragte er telegraphisch beim Finanzminister an, ob er zu 13% und einer Kommissionsgebühr von 3/4% abschließen dürfe: gleich am Tage der Unterschrift Auszahlung der ersten Rate von 5 Millionen

Digitized by Google

und Amortisation à forfait in 23 Jahren — der Minister möchte ihm innerhalb 24 Stunden ja oder nein sagen und ihm zugleich telegraphisch seine Vollmacht erneuern. — Er bekam die Antwort, daß eine Entscheidung nicht getroffen werden könne, so lange der Fürst außer Landes wäre. Trotzdem schloß Balaceanu auf Grund seiner ersten Vollmacht mit dem Hause Oppenheim ab! — Der heutige Ministerrat hat sich nun mit der Frage zu beschäftigen, ob der Staat durch dies Vorgehen legal gebunden sei?

Der Fürst ist sehr verstimmt über die drückenden Bedingungen dieser Anleihe.

Ma dame Cornu schreibt aus Paris über die Eindrücke, welche H. Ubicini ihr aus Bukarest mitgebracht; sein Bericht über alle die Schwierigkeiten und die Intrigen, die man gegen den Fürsten spinnt, lassen die bewährte Freundin für den jungen Herrscher fürchten: „je crains votre grande loyauté qui peut vous empêcher de percer la fourberie, et l'absence d'un petit grain d'absolutisme qui vous est nécessaire pour faire prévaloir vos bonnes intentions."

Der Kaiser wäre dem Fürsten persönlich sehr gewogen, auch der Prinz Napoleon hat über ihn geäußert: „Il a du coeur, vous verrez qu'il restera;" mit der Wahl seiner Ratgeber wäre die französische Regierung aber nicht einverstanden: „und doch ist hier, trotz Sadowa, noch immer Ihr bester Halt . . ."

„Am meisten Not thut, daß Sie Wege und Schulen bauen; nur damit entwickeln Sie Wohlstand und Moralität in einem Lande."

Der Fürst ist sich dessen selbst vollständig bewußt, aber die Schwierigkeiten seiner Lage lassen sich eben aus der Ferne gar nicht beurteilen, und über die Wahl seiner Ratgeber befragt er nur sein eigenes Gewissen und Ermessen.

23. Oktober/4. November. Der Fürst erklärt sich in einem Briefe an den Ministerpräsidenten für volle Freiheit der Wahlen; er wolle, daß auch „nicht der Schatten einer Beeinflussung" auf die Wähler geübt werde, und jeder Beamte, der gegen dies Verbot sich vergehe, solle mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt werden. — Der Fürst hat diesen Brief im besten Glauben an die politische Reife seines Volkes abgefaßt, und weil es seiner loyalen Natur zusagt, daß die Gesetze ihrem Geiste nach ausgeführt werden; sein Schritt wird aber von vielen Seiten mißverstanden, und die Regierungspartei sieht darin ein Zugeständnis an die liberale Opposition. Die Wahlagitation im ganzen Lande ist groß, und die alte Feindseligkeit zwischen den beiden Parteien der Konservativen und der Liberalen tritt wieder in den Vordergrund.

Abends bringen verschiedene Vereine dem Fürsten einen Fackelzug.

24. Oktober/5. November. Der Ministerrat beschäftigt sich mit der Aufstellung des Budgets für das Jahr 1867, welches bei der bedauerlichen Finanzlage die größten Schwierigkeiten darbietet. Wenn auch durch die Einrichtung einer provisorischen Staatsschulden-Tilgungskasse bereits eine Scheidung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart angebahnt worden ist, so daß die Einnahmen nicht mehr ausschließlich zur Deckung längst kontrahierter Schulden, sondern fortan auch für die laufenden Bedürfnisse des Staatshaushalts verwendet

Digitized by Google

werden können, so muß für die neue Anleihe im Budget außerdem noch eine jährliche Zinsenzahlung von über drei Millionen Franken vorgesehen werden.

25. Oktober/6. November. Der Fürst empfängt in offizieller Audienz den russischen Generalkonsul, der sich bekanntlich ausgeschlossen hatte, als der Fürst die Gratulationen seiner Kollegen am Tage seiner Abreise nach Konstantinopel entgegennahm.

26. Oktober/7. November. St. Démètre-Tag, ein besonderer Fest- und Feiertag für Bukarest, weil der heilige Demetrius, dessen Gebeine auf der Metropolie aufbewahrt werden, der Schutzpatron der Stadt ist; bei feierlichen Gelegenheiten oder wenn nach langer Dürre der Himmel seine Schleusen öffnen soll, pflegt man die Reliquie in Prozession durch die Straßen zu tragen. — Der Fürst wohnt dem Gottesdienst in der Metropolie bei, wo ein großer Zusammenfluß der Bevölkerung stattfindet.

28. Oktober/9. November. Balaceanu ist aus Paris eingetroffen und nimmt am Ministerrat teil; man ventiliert die Möglichkeit, der abgeschlossenen Anleihe die Genehmigung zu versagen, und hält sich dazu berechtigt, weil die Vollmacht des Vertreters nicht für diese Unterhandlung ausgestellt war. Balaceanu jedoch betont, daß unter dem abermaligen Scheitern der Anleihe das Ansehen und der Kredit Rumäniens im Auslande leiden würden; er selbst sei durch seine Vollmacht gedeckt. Der Ministerrat sieht sich gezwungen, Balaceanu's Vorgehen anzuerkennen, so schmerzlich es auch ist, für 18½ Millionen innerhalb 23 Jahren 32 Millionen zurückzahlen zu sollen.

29. Oktober/10. November. Die Wahlen beginnen im ganzen Lande; sie werden 12 Tage dauern, da für den Senat in 2 Kollegien, für die Kammer in 4 Kollegien gewählt wird, die je zwei Tage in Anspruch nehmen.

31. Oktober/12. November. Der Fürst reist in Begleitung des Kultusministers Strat nach Oltenitza an der Donau. Die Wege sind infolge der schlechten Witterung ganz grundlos, in einem Zustande, wie der Fürst noch nie früher etwas gesehen. Um drei Uhr fährt er zu Schiff nach Calarasch, einem Städtchen an der Borcea, dem rumänischen Donauarme; gegenüber, auf dem türkischen Ufer, liegt Silistria. In der Kirche findet zum Empfang ein Tedeum statt; darauf Diner und abends Illumination.

1./13. November. Bei Tageslicht sieht der ganze Ort, wie auch seine öffentlichen Gebäude, sehr vernachlässigt und dürftig aus, und der helle Sonnenschein mildert den trostlosen Eindruck nicht, da der Spätherbst den Blätterschmuck und das freundliche Grün schon vernichtet hat.

Der Fürst schifft sich um 10 Uhr ein und gelangt abends nach Braïla, wo ihm ein großartiger Empfang zu teil wird. Als er unter Fackelbeleuchtung vom Hafen in die Stadt hinaufgeleitet wird, scheuen die Pferde seines Wagens vor dem ungewohnten Lichtschein und gehen durch, so daß der Fürst einen Augenblick in großer Gefahr schwebt. — Nach dem Tedeum Galatafel, hinterdrein der obligate Fackelzug, die ganze Stadt scheint in Bewegung zu sein.

Digitized by Google

2./14. November. Braïla ist eine bedeutende Handelsstadt (30000 Einwohner), der wichtigste Getreideausfuhrhafen der Walachei, Schiffe aller Herren Länder liegen hier, um Ladung einzunehmen; trotzdem sind die Hafeneinrichtungen die denkbar primitivsten und ungenügendsten, und alle Säcke und Lasten müssen auf den Rücken der Lastträger an Bord geschafft werden. Die Stadt Braïla erhebt sich über den sehr breiten Landungsplatz, auf dem sich ausgedehnte Hafenanlagen machen lassen würden. Unglaublich schlechte, ungepflasterte Straßen führen in die Stadt. Die letztere selbst macht indessen einen wohlhabenden Eindruck, wie man ihn nach dem ersten Anblick von der Donau aus nicht erwartet hätte, leider sind auch die schönen, geraden, rechtwinklig sich schneidenden Straßen nicht gepflastert, sodaß sie bei Regenwetter wahrhaft grundlos werden.

Der Fürst besucht hier wie überall sämtliche öffentliche Anstalten: die Kaserne, das Hospital, die Schulen, das Gefängnis, viele Kirchen, sowie auch die großen hölzernen Getreidespeicher und einige Mühlen; auf der Landseite der Stadt giebt es eine unendliche Zahl von Windmühlen.

Braïla war einst eine türkische Festung wie Giurgiu; erst nach dem Frieden von Adrianopel wurde sie geschleift; aus den früheren Glacis sind jetzt Straßen geworden, die Stadt hat sich ausgedehnt und sieht einer großen Zukunft entgegen.

Um 12 Uhr empfängt der Fürst das Konsularkorps, besucht dann den Volksgarten und den Hafen. Abends giebt er allen Notabilitäten der Stadt ein Diner und besichtigt darauf die Illumination. Das Gedränge in den Straßen ist ein so großes, daß er zeitweise nicht vorwärts kann.

3./15. November. Um 9 Uhr früh Abfahrt nach der nahen Schwesterstadt Braïlas, dem Freihafen und bedeutendsten rumänischen Handelsplatze Galatz; zwischen beiden Städten ergießt sich der Seret in die Donau, etwas weiter östlich von Galatz der Pruth.

Auch in Galatz ist der Empfang großartig; die hier stationierten englischen und französischen Kanonenboote sind von oben bis unten bewimpelt und beflaggt. Galatz hat gegen 70000 Einwohner. Die kleinere Unterstadt liegt wenig über dem mittleren Wasserspiegel der Donau und hat oft unter Überschwemmungen zu leiden, die elegantere, schönere Oberstadt aber steigt terrassenförmig an und liegt selbst mit ihrem tiefsten Teile ca. 20 m über der Unterstadt.

Fast der gesamte Ein- und Ausfuhrhandel Rumäniens wird durch Galatz und Braïla vermittelt; denn nur auf der Wasserstraße der Donau können die Hauptprodukte des Landes, Getreide und Holz, verfrachtet werden, nur auf ihr können die Fürstentümer mit dem Auslande in Verkehr treten. Trotzdem sind auch hier die Ladevorrichtungen schlecht und unzureichend.

Braïla und Galatz haben beide eine zahlreiche ausländische Bevölkerung; die bedeutendsten Getreidefirmen sind in den Händen reicher Griechen, ebenso die ersten Bankhäuser. — Durch vier Monate des Jahres stockt das Leben hier, so lange die Eisbedeckung der Donau die Schiffahrt unmöglich macht.

4./16. November. Der Fürst besucht alle öffentlichen Gebäude, empfängt das Konsularkorps und die Kommandanten der in Galatz stationierten Kanonen-

Digitized by Google

boote. Ehe Fürst Kusa zum Hospodaren gewählt wurde, war er hier längere Zeit Präfekt. Deshalb hat man in Galatz noch Sympathien für ihn, und eine nicht unbedeutende Partei hält am Glauben fest, daß Fürst Kusa noch eine Zukunft habe.

Die europäische Donaukommission, die durch den Pariser Vertrag zur Schiffbarmachung der Donaumündungen eingesetzt ist und alljährlich einige Monate hier tagt, stellt sich dem Fürsten vor. Die Großmächte sind teils durch ihre Generalkonsuln in Bukarest und durch die Konsuln in Galatz vertreten, die Türkei hat einen besonderen Delegierten, der jährlich von Konstantinopel zu den Sitzungen kommt; außerdem ist ein Generalinspektor für die Schiffahrt angestellt, Oberst Drigalski, ein ehemaliger preußischer Offizier, der sich in türkischen Diensten befindet, und ein Chefingenieur, Ch. Hartley, ein Mann, der sich eines außerordentlichen Rufes erfreut. Die Donaukommission hat ein Einnahme- und Ausgabebudget von nahezu einer Million.

Mit der Regulierung der Sulinamündung hat man den Anfang gemacht. Die Konsuln Österreichs und Rußlands bilden mit dem Präfekten von Galatz noch eine besondere Kommission für die Verbesserung der Schiffahrt auf dem Prut.

5./17. November. Um 8 Uhr früh auf dem französischen Dampfschiff Le Magicien (Komm. de la Richerie) Abfahrt nach Ismail, der ehemaligen russischen Festung; die fremden Kanonenboote geben dem Fürsten das Geleit. Unterwegs wird die kleine Hafenstadt Reni berührt. Ismail ist der Hauptort der drei Distrikte Bessarabiens, welche Provinz der Moldau anfangs des Jahrhunderts von Rußland entrissen, aber von der der südliche Teil durch den Pariser Vertrag von 1856 zurückgegeben worden war. Kaiser Nikolaus hatte viele Millionen auf Ismail verwandt, um sich dort eine Operationsbasis für künftige Unternehmungen gegen die Türkei zu schaffen. Auch eine Station der russischen Flotille war damals hier eingerichtet. Der Kilia-Arm ist aber für große Schiffe nicht zu benutzen. Jetzt macht die Stadt mit ihren breiten Straßen, niedrigen Häusern und verfallenen Festungswerken einen zurückgekommenen Eindruck; der breite, träge Strom mit den flachen, grauen, lehmigen Ufern vervollständigt das trübe Bild; alles muß leblos und traurig aussehen, wenn nicht, wie heute, eine festlich geschmückte Menschenmenge die Ufer belebt und die Schiffe auf dem Flusse wie die Häuser auf dem Lande bunt beflaggt sind. Der Fürst wird begeistert empfangen.

Vor der Episkopalkirche, zu welcher der Fürst direkt vom Landungsplatze fährt, erwartet ihn Melchisedek, der Bischof der unteren Donau und der bessarabischen Distrikte. Er ist ein gelehrter Mann, der seine Studien in Rußland gemacht und diesem Reiche daher warme Sympathien bewahrt hat.

Abends ist im Kasino ein Bankett, an welchem 60 Personen teilnehmen. Auch der türkische Pascha von Tulcea, dem Hauptort der Dobrudscha, die man jenseits des breiten Donaustusses liegen sieht, ist noch Ismail gekommen, um den Fürsten zu begrüßen.

Das Wetter ist kalt. Da es in dieser sumpfigen Niederung keinen Baumwuchs giebt, muß das riesenhohe, üppige Schilfrohr hier die Rolle des Holzes

Digitized by Google

vertreten; — nicht nur Balken und Bretter zum Hausbau werden durch Schilfstengel ersetzt — gedeckt sind die Gebäude selbstverständlich damit — sondern auch die Oefen mit getrocknetem Schilf geheizt. Infolge dessen ist ihre Konstruktion eine ganz besondere, sie sind so hoch, daß die langen Bündel ungebrochen hineingeschoben werden können; sie geben viel mehr Wärme, als man erwarten sollte.

6./18. November. Bei Schneegestöber Abfahrt nach Bolgrad, auf wegelosem Terrain. Die Stürme fegen über die baumlose Niederung wie über eine Meeresfläche. Dreimal eilt der Wagen an stattlichen Lämmergeiern, die wie ausgestopft in ihrer schönen weißen Halskrause da sitzen, vorbei. Der Fürst bedauert, keine Flinte in der Hand zu haben, um sie zu erlegen, aber zugleich denkt er wehmütig des Augenblicks, wo er zuletzt einen dieser stolzen Vögel bewundert hat: Als er am 5. April mit seinem Vater von Düsseldorf nach Ramersdorf gefahren, um dort die rumänische Wahlangelegenheit zu besprechen, hatten sie sich in Köln im zoologischen Garten aufgehalten, und Fürst Karl Anton hatte ihn auf die Lämmergeier aufmerksam gemacht und gesagt: „Du weißt, an der unteren Donau, in deiner neuen Heimat, sind sie häufig anzutreffen!"

Jetzt ist er ihnen zum ersten Mal wirklich begegnet in der neuen Heimat, und sie haben vor ihm das Bild des geliebten Vaters und des Frühlingstages am Rhein heraufbeschworen, während der eisige Kriwetz ihn durchschauert!

Bolgrad, der Hauptort des zweiten bessarabischen Distriktes, liegt dort, wo der Jalpuchfluß den südlichsten der Schanzenzüge durchbricht, mittelst deren die Römer dereinst den Winkel zwischen Pruth und Schwarzem Meere gegen die Einfälle der Barbaren zu sichern versucht hatten; der Jalpuch durchfließt den gleichnamigen See und verstattet kleineren Donauschiffen den Zugang nach Bolgrad. Seit dem Frieden von Adrianopel hat eine Bulgarenkolonie sich hier niedergelassen — fleißige und strebsame Leute, die eine gute Schule und eine schöne, große Kirche sich erbaut haben. In letzterer hält gleich nach der Ankunft Bischof Melchisedek, welcher den Fürsten begleitet hat, einen Gottesdienst ab. Die Einwohnerschaft läßt sich durch das anhaltende Schneegestöber nicht abhalten, ihre Freude über den fürstlichen Besuch laut und demonstrativ zu zeigen. Das Diner, welches sie dem hohen Gast darbieten, ist aus Galatz bestellt worden und zeichnet sich durch Luxus aus.

7./19. November. Ziel der heutigen Fahrt ist Cahul — Hauptort eines Distrikts, aber nichtsdestoweniger ein weltvergessenes, miserables, kleines Nest von 4000 Einwohnern. Gleich Bolgrad liegt es an einem der römischen Schanzenzüge, ist durch keine Straße mit der Welt verbunden, ist unwirtlich und pflasterlos und vollständig, mit Einschluß der öffentlichen Gebäude, verfallen und verkommen. Der Empfang aber ist rührend, die Bewohner haben sich die größte Mühe gegeben, um ihre Freude über den Besuch an den Tag zu legen; leider ist die Witterung ihnen sehr wenig günstig.

8./20. November. Bei schneidendem Nordostwind tritt der Fürst die Rückfahrt nach Galatz an; auf unwegsamem Gelände eine bitter kalte Fahrt, zuerst

Digitized by Google

durch die Steppe, dann an den gewaltigen Rohrsümpfen des Brateschsees entlang.

Das Diner nimmt er in Galatz ein; darauf großer Ball, welchen die Stadt dem Fürsten in einem eigens dazu neben der Börse erbauten Saale giebt. Alles ist aufgeboten worden, um dem jungen Herrscher ein glänzendes Bild von dem Reichtum und Luxus der Handelsstadt zu geben. Und in der That, es ist ein außerordentlich gelungenes Fest: die schöne Damenwelt, unter der die stolzen, schwarzäugigen Griechinnen stark vertreten sind, hat es darauf abgesehen, ihren Fürsten zu bezaubern; die Pracht der Toiletten ist groß, und das Durcheinander des Ballsaales bietet ein außerordentlich farbenreiches Bild, zumal viele fremdländische Uniformen vertreten sind. Auch an dieser Festlichkeit nimmt der Pascha von Tulcea teil. Am nächsten Tage tritt der Fürst auf der Wasserstraße (über Giurgiu) die Heimreise an. Das Wetter hat sich nicht geändert, der schneidendkalte Wind bläst unausgesetzt weiter. Am 11./23. abends trifft Fürst Karl wieder bei 14° Kälte in Bukarest ein.

Während seiner Abwesenheit sind die Wahlen beendet worden; aber es sind so viele Proteste eingelaufen und es haben so viele Exzesse stattgefunden, besonders in Bukarest, daß der Fürst bedauert, gerade diese Tage an den äußersten Grenzen des Landes und zu Schiff auf der Donau zugebracht zu haben.

Das Resultat dieser ersten freien Wahlen, von denen sich der Herrscher so viel versprochen hat, ist für ihn eine herbe Enttäuschung und befriedigt auch keine der Parteien.

13./25. November. J. Bratianu hat um eine Audienz beim Fürsten nachgesucht, weil er sich über die besorgniserregende parlamentarische Lage auszusprechen wünscht: Ein Drittel der erwählten Deputierten sind Kusisten und Separatisten, das zweite Drittel regierungsfreundlich und das dritte Liberale. — Wie mit einer so zusammengesetzten Kammer regiert werden kann, ist nicht ersichtlich; denn infolge dieser Dreiteilung kann keine der Parteien über eine gesicherte Majorität verfügen. Nach all' den begeisterten Empfängen durchs ganze Land, nach all' den spontanen Kundgebungen für den frei erwählten Fürsten, der mit Aufopferung aller persönlichen Gefühle und Interessen sich dem Volke mit Herz und Seele hingegeben, war ein solches Wahlresultat nicht erfreulich. Ist dasselbe der unverfälschte Ausdruck der Volksstimmung, dann scheinen alle Versicherungen, welche dem jungen Herrscher gemacht wurden in den sechs Monaten seines Aufenthalts, während deren er nicht geruht und gerastet, sondern nur an des Landes Wohl gearbeitet, nicht ermutigend.

Fürst Karl läßt sich durch diese Überlegung seine Aufgabe nicht verkümmern, seiner Natur ist das fremd, auch hat er ja gewußt, wie schwer sein Beruf sein würde; je größer aber die Schwierigkeiten, desto stärker und unbeugsamer sein Mut und sein Wille! — So ist sein Entschluß bald gefaßt: mit dieser Kammer, bunt zusammengesetzt wie sie ist, muß regiert werden — ein oder die andre Reform wird selbst mit ihr zu erreichen sein, und jeder Fortschritt, wenn auch noch so klein, wirkt segensreich für die Zukunft!

Digitized by Google

14./26. November. Der französische Generalkonsul, Baron d'Avril, überreicht in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben. Der russische Generalkonsul übermittelt dem Fürsten einen Brief des russischen Kanzlers Fürsten Gortschakoff (datiert vom 19. Oktober, dem Tage der Anerkennung des Fürsten Karl durch die Hohe Pforte), worin die wohlwollenden Gesinnungen des Zaren für die moldowalachische Nation Ausdruck finden. Diese Gesinnungen, so hebt der Schreiber des Briefes mit starker Betonung hervor, entspringen nicht nur den persönlichen Gefühlen des Zaren, sondern auch den nationalen Traditionen Rußlands, deshalb sei es keine leere Form, daß der Kaiser allem Beifall spenden werde, was beitragen könne zur Wohlfahrt eines Volkes, welches derselben Konfession angehört wie das russische und mit dem letzteren durch so viele gemeinsame Erinnerungen verknüpft sei. Der Zar sehe in der Weisheit, welche Fürst Karl bisher an den Tag gelegt, Garantien für die Zukunft und zweifle nicht daran, daß derselbe das Band zwischen der rumänischen Kirche und dem Patriarchate in seiner alten Stärke wiederherstellen und demgemäß der wichtigen Frage der Klostergüter seine Aufmerksamkeit schenken werde, denn diese Frage liege dem Zaren und Volke besonders am Herzen.

Nachdem Fürst Gortschakoff auch noch die befürchteten polnischen Umtriebe auf rumänischem Gebiete mahnend erwähnt, schließt er mit der Bemerkung, daß die Geschichte der Donaufürstentümer von jeher so zahlreiche und enge Beziehungen zu derjenigen Rußlands aufweise, daß auch in der Zukunft die Wege beider die gleichen sein müßten. — So biete der russische Kanzler, in Übereinstimmung mit den Wünschen seines kaiserlichen Herrn, dem Fürsten seine herzliche Mithilfe an.

Fürst Karl bringt in der Antwort auf diesen Brief die Dankbarkeit zum Ausdruck, von der alle Rumänen erfüllt seien gegen ein Reich, welches so viel zur Entwickelung der rumänischen Nationalität beigetragen habe, und versichert, daß er für eine baldige, alle Teile befriedigende Lösung der Klostergüterfrage sein Möglichstes thun werde. Ebenso werde er keine politischen Umtriebe gegen den Nachbarstaat auf seinem Gebiete dulden.

Fürst Ypsilanti trifft wiederum in Bukarest ein und versucht behufs Neubelebung des kretischen Aufstandes eine Annäherung zwischen Rumänien und Griechenland zu stande zu bringen. Fürst Karl weist seine Vorschläge zwar zurück, zeichnet aber in der Kollekte, die Ypsilanti zum Besten der kretischen Flüchtlinge veranstaltet, eine namhafte Summe.

Auf Fürst Karls Anregung bildet sich ein Komitee, welches die Vorbereitung zur Beschickung der im kommenden Frühjahr zu eröffnenden Pariser Ausstellung treffen soll. A. Odobescu, ein Mann aus guter Familie und namhafter Archäolog, dessen Schwester Gattin des französischen Generalkonsuls d'Avril ist, wird an die Spitze des Komitees gewählt und nimmt sich der Sache mit großem Geschick und Eifer an.

15./27. November. Kammereröffnung. Der Fürst verliest die Thronrede (in französischer Sprache); mit eindringlichem Ernst ermahnt und beschwört dieselbe die Volksvertretung, daß sie die Eifersüchteleien und die Kämpfe um per-

Digitized by Google

sönliche Interessen, die das Land gefährden, zu vergessen und gemeinsam mit dem Fürsten die Vorurteile und schlechten Gewohnheiten auszurotten sich bemühen sollten. — Das Verhältnis zu den auswärtigen Mächten sei ein geordnetes geworden, die Autonomie und die Rechte Rumänens seien gesichert, — nun müsse das Land sich im Innern reorganisieren, „die heilsamen Grundsätze der Redlichkeit, Arbeit und Sparsamkeit annehmen, welche allein die Nation zu Bildung, Reichtum und Kraft führen können." Die Mitwirkung aller sei erforderlich, um die so tief eingewurzelten Mißbräuche der Verwaltungs- und Rechtspflege auszurotten. — Durch Mißwachs, Hungersnot und Cholera sei die Finanznot im Laufe des Sommers aufs höchste gestiegen, so daß die Staatspapiere mit 30% eskomptiert wurden, kein Sold fürs Heer, keine Gehälter für die Beamten mehr zu beschaffen gewesen wären. Deshalb hätte die Anleihe, trotz der schweren Bedingungen, welche die ausländischen Kapitalisten gestellt, gemacht werden müssen; dafür aber sei gewisse Aussicht, daß das künftige Budget das Gleichgewicht herstellen werde, ohne den Gang der Geschäfte zu hemmen. — Mit der Versicherung, daß er unerschütterlich seine Pflicht thun und die Mission erfüllen werde, die übernommen zu haben sein Stolz sei, schließt der Fürst diese seine erste Thronrede, welche der Minister-Präsident hierauf in rumänischer Sprache vorliest.

Sie wird mit großem Beifall aufgenommen; auch wird der Fürst trotz des entsetzlichsten Wetters auf der Fahrt zu und von der Kammer lebhaft begrüßt.

16./28. November. Das Budget wird vor die Kammer gebracht. Die Regierung hat es gegen das Vorjahr um fast vierzehn Millionen Piaster herabsetzen müssen. Denn wenn auch neue Steuern (z. B. auf alkoholische Getränke) eingeführt wurden, um die Hilfsmittel des Staates zu vermehren, so ist doch infolge der Notstände ein erheblicher Steuer-Ausfall zu befürchten. Um Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, hat das Gesamtbudget auf 150 Millionen Piaster (56½ Millionen Franks)[1]) herabgesetzt werden müssen.

In der Kammer wird Lascar Catargi, im Senate der Metropolit-Primas zum Präsidenten gewählt.

19. November/1. Dezember. Fürst G. Stirbey trifft aus Konstantinopel ein mit einem Briefe des Großwesirs an den Fürsten Karl, worin die letzten Abmachungen mit der Hohen Pforte formuliert sind. (Fürst Karl hatte gleich nach seiner Heimkunft aus Konstantinopel dem Großherrn brieflich für den liebenswürdigen Empfang, den er ihm bereitet, gedankt). Der bisher nur mündlich getroffenen Vereinbarung in bezug auf die Stiftung einer rumänischen Militär-Medaille wird nun in diesem Briefe Ruschdi Paschas schriftlich Erwähnung gethan. Die Münzen, mit Ausnahme der Scheidemünze, sollen ein Abzeichen des türkischen Reiches tragen. Das Recht Rumäniens, zur Pflege des Handelsverkehrs einen Agenten in Varna zu halten, wird im Prinzip anerkannt, ebenso dem Wunsche Rumäniens nach Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung beigestimmt. Diese ist doppelt erforderlich, da der internationale Postverkehr bisher

[1]) Das heutige (s. d. J. 1892) beläuft sich auf 180 Millionen Franken, die Ressourcen des Staates haben sich also mehr als verdreifacht in 25 Jahren.

Digitized by Google

nur durch die Konsulate, und zwar das russische oder österreichische, geht. Ferner wird ein Vertrag zu gegenseitiger Auslieferung flüchtiger Verbrecher angeregt.

2./14. Dezember. Die innere Lage ist traurig. In allen Verwaltungszweigen herrschen die schwersten Mißbräuche; die Regierung ist gelähmt durch die Zusammensetzung der Kammer, die ein Tummelplatz persönlicher Intrigen ist. Die parlamentarischen Arbeiten kommen nicht von der Stelle, der Staatshaushalt wird vor Weihnachten nicht erledigt werden, auch die Anleihe hat die Zustimmung der Volksvertretung noch nicht erhalten.

Gleich der inneren ist die äußere Lage, die Stellung des Hohenzollernfürsten zum Auslande, seit dem siegreichen preußischen Feldzuge merkwürdig verschoben: Frankreich wacht mit größter Eifersucht darüber, daß kein preußischer Einfluß sich in Rumänien geltend macht, ist überhaupt mit der Regierungsweise des Fürsten nicht einverstanden; deshalb finden alle unzufriedenen Rumänen in Paris ein offenes Ohr.

4./16. Dezember. Viele der separatistischen und kusistischen Deputierten suchen um Audienz nach und erhalten sie. Dem Fürsten persönlich versichern sie stets ihre Treue.

6./18. Dezember. Der russische Generalkonsul Baron von Offenberg, der nach St. Petersburg abreist, hat eine Abschieds-Audienz und betont wiederum, daß seine Regierung hofft, Rumänien werde energische Maßregeln ergreifen gegen die Umtriebe der Polen, die in großer Zahl im Staatsdienst beschäftigt sind.

9./21. Dezember. Fürst Karl besucht unerwartet den Appellhof und findet keinen Richter anwesend. Infolgedessen ordnet er an, daß hinfort Bücher eingeführt werden, in welche jeder Richter seine Anwesenheit einzutragen hat. Bei einem Besuch der Ministerien konstatiert er gleichfalls großen Mangel an Pünktlichkeit.

12./24. Dezember. Der deutsche Weihnachtsabend. Und zwar der erste, welchen der Fürst fern von den Seinen verbringt und nicht einmal feiert! Auch den Lieben in der Heimat ist der Tag ein schwerer. Fürst Karl Anton hat schon unter dem 12. Dezember seinem Sohne einen langen Weihnachtsbrief geschrieben:

„Wir nähern uns dem Jahresschluß — einem allseitig wichtigen, großartigen, aber auch tief schmerzlichen Abschied, weil vieles nicht mehr ist, wie es war. Für Dich ist dies Jahr verhängnisvoll gewesen. Wer hätte am heiligen Christabend 1865 denken können, daß Du heute eine bedeutende politische Rolle spielen und eine so große und schwierige Verantwortlichkeit tragen würdest?

Wer hätte ahnen können, daß unser guter, braver Anton, heute vor einem Jahre noch als Tourist an den heiligen Stätten im Gelobten Lande, den ewigen Schlaf in der Gruft unsrer Ahnen schlafen würde, nachdem er das Opfer eines riesenhaften Kampfes geworden, welcher die preußische Armee unsterblich gemacht, aus der Du hervorgegangen, aber deren Ruhm Du nicht mehr theilen solltest! . . .

Mir scheint nach Allem, was ich kombinire und auf Grund meiner politischen Erfahrungen, daß Du das Wagniß der Übernahme Deiner jetzigen Stellung vollkommen gewonnen hast. Die Konstantinopler Reise ist mit vielem Geschick

Digitized by Google

eingeleitet und abgewickelt worden, und dadurch wurde namentlich den Mächten jeder Vorwand weiterer Einmischung entzogen . . . Ich bin selber erstaunt, daß Deine Anwesenheit solche Wirkungen hervorgebracht hat. —

Mit deiner Rede zur Kammereröffnung bin ich ebenfalls einverstanden. Politische Fehler und moralische Gebrechen muß man immer bei ihrem Namen nennen.

Du scheinst ein ernstes Leben zu führen und Dich geistig sehr anzustrengen. Es ist doppelt notwendig für Dich, da Du über allen Parteien stehen mußt.

Daß Du Deinen Bruder Fritz zu sehen wünschest, beweist, daß deine Sehnsucht so groß wie die seine ist. Ich wollte ihn aber absichtlich vor dem neuen Jahr nicht reisen lassen, weil es für Deine geliebte Mutter zu traurig gewesen wäre, plötzlich um drei Söhne ärmer beim Christbaum zu stehen. Am Weihnachtsabend werden Deine Gedanken wohl in freudiger Erregung und tiefer Trübsal bei uns weilen. Es wird wechselseitig sein. Wie schmerzlich ist eine solche weite Trennung!

Doch Muth und Gottvertrauen in jeder Lage des Lebens! Man kann nicht alles haben! Deine Aufgabe ist groß, schwer und lohnend, dies Bewußtsein möge Dir Ersatz geben für viele Entbehrungen, die das Herz und das Gemüt berühren.

Das beiliegende politische Aperçu macht keinen Anspruch auf prophetische Weissagung:

Die Sachlache im Allgemeinen ist sehr ernst! Die größten Gegensätze bewegen die Welt — sie finden zunächst ihren Hauptausdruck im Antagonismus zwischen Europa und Nordamerika. Europa will sich nicht in Amerikanische Principien mischen, wohl aber drängt es Amerika, den Demokratismus nach Europa hinüberzutragen und die Volkssouverainität in der sogenannten alten Welt zu stabiliren.

Dies sind die großen Gefahren, welche die politische Atmosphäre im Großen Ganzen durchzittern. Wann sie thatsächlich werden, vermag kein Sterblicher vorauszusagen — der geringste Funken kann sie zur Entzündung bringen — Mäßigkeit, Klugheit und manche Zufälligkeiten können sie noch auf unbestimmte Zeit hinhalten.

Im Speciellen ist Frankreichs Situation gegenwärtig die maaßgebende. Frankreich hat mit vier gegen die Napoléonsche Dynastie anstürmenden Hauptverlegenheiten zu kämpfen:

1. Erbitterte Verstimmung der Nation gegen die Kriegserfolge Preußens. Die klerikale Parthei trägt unaufhörlich Holz zu diesem glimmenden Feuer und es ist nicht ihre Schuld, wenn der Nationalhaß nicht in hellen Flammen ausschlägt. Der Kaiser ist unter allen Franzosen der nüchternste und verständigste; es könnte aber leicht dahin kommen, daß um die Existenzfrage seiner Dynastie willen, er zu einem Kriege gegen Preußen hingerissen würde.

2. Die römische Frage ist ebenfalls brennend. Der stattfindende Zurückzug der französischen Truppen aus Rom kann sofort zum Sturz der weltlichen Herrschaft

Digitized by Google

des Papstthums führen. Hiewegen also grenzenlose Aufregung der ungemein starken ultramontanen Parthei in Frankreich gegen den Kaiser mit den allergefährlichsten Consequenzen.

Führt der Rückzug aber nicht zum Aufgeben der weltlichen Regierung so ist tiefe Erbitterung in allen freiheitlichen Regionen und bei der Intelligenz in Frankreich, die in der veralteten Regierung des Papstes das Haupthinderniß nationalen und liberalen Fortschritts erblickt.

Unter allen Umständen ist die eingetretene Lösung dieser Frage gefahrvoll für den Kaiser, zumal die Kaiserin vermöge ihres spanischen Temperaments und ihrer bigotten Richtung die Klärung dieser Verhältnisse wesentlich erschwert und dies um so mehr, als sie wahrscheinlich ihre zwecklose Pilgerreise nach Rom gegen den Willen des Ministeriums, auf die häusliche Schwäche des Kaisers rechnend, durchsetzen wird.

3. Die Mexicanische Angelegenheit ist die erste und flagranteste Niederlage der französischen Regierung. Es ist kein Geheimniß mehr, daß die Zurückziehung der französischen Truppen aus Mexiko das Resultat eines ernstlichen und selbst drohenden Druckes Seitens Nordamerikas ist. Wollte man in Paris auch diesem Drucke sofort nicht folgen, so exponirt man die schwache französische Truppenmacht einer sizilianischen Vesper. Also müssen die Truppen zurück und wahrscheinlich auch alle in Mexiko angesessenen Franzosen.

Dies ist ein entsetzliches Dilemma für den Kaiser. Er zieht nunmehr seine Truppen zurück, zerstört dadurch seine eigene Schöpfung des Maximilianischen Thrones und giebt der zahlreichen Opposition in Frankreich den größten Stoff zu nachhaltiger Nahrung. Es ist diese Sache mit einem Wort eine persönliche Niederlage des Kaiserthums, wie sie nicht größer gedacht werden kann.

Entweder Krieg mit Nordamerika — oder schimpflicher Friede mit Amerika, wobei aber, um den Franzosen zu schmeicheln und die schlimmen Eindrücke zu verwischen, der Krieg gegen Deutschland das einzige Heil- und Rettungsmittel sein wird.

Dabei werden viele Millionen französischen Geldes verloren gehen, und die zerrütteten und verarmten Familien werden das Feuer der Unzufriedenheit stets fort schüren. Die Opposition, welche von vornherein gegen die Mexikanische Expedition war, wird in den Augen der Nation Recht behalten und dadurch das Prestige des Kaiserthums wesentlich unterminiren.

4. Die schlechten Finanzen, d. h. die von Jahr zu Jahr wachsenden Deficits sind eine große weitere Gefahr. Der Hof selber geht leider nicht mit dem Beispiele weiser Sparsamkeit voraus und dadurch ist er moralisch verantwortlich für die stets wachsende Immoralität der Staatsverwaltung.

Dies wäre kurz die Bezeichnung der für Frankreich, daher auch für Europa, bevorstehenden und vielleicht bald hereinbrechenden Gefahren! Rumänien kann sich gratuliren, daß es vermöge seiner geographischen Lage und seiner auf Volkswillen basirten Stellung direkt in das europäische Wirrsal nicht hineingezogen werden dürfte.

Die orientalische Frage, so gefährlich sie theoretisch auch ist, scheint vorerst praktisch nicht gefährlich zu sein. Rußland möchte sie wohl zum Austrag bringen,

Digitized by Google

allein England, Österreich, Italien und Preußen haben ein zu wesentliches Interesse am status quo, Frankreich nicht ausgenommen, so daß zu hoffen steht, daß noch mehrere Jahre in Ruhe darüber hinweggehen werden."

Über die Zustände in der engeren Heimat schreibt Fürst Karl Anton dem Sohne zur Orientierung folgendes:

„Daß Bismarck nicht nur der Mann des Tages, sondern auch jener der Nothwendigkeit ist, untersteht heute keinem Zweifel. Preußen hat sich zu einer Macht allerersten Ranges emporgehoben und man wird fortan mit ihm rechnen müssen.

Nach Außen ist die Politik fest, klar, sicher und zielbewußt. Nach innen machen sich noch verschiedene Schwankungen und Gegensätze geltend.

Die annektirten Länder könnten schon viel preußischer sein, wenn man in Berlin nicht stets noch in der Demokraten-Furcht schwebte . . . Die Fachminister sind nicht à la hauteur de la situation, mit Ausnahme des Herrn v. d. Heydt, der wirklich die Finanzgebahrung brillant handhabt . . .

Die Kammern sind willfährig — Alles ist durchgegangen und bewilligt, was die Regierung gefordert hat — allein es sind ungeheure Wahrheiten gesagt worden, der Art, daß die Feudalen doch nicht recht den Muth haben, das persönliche Regiment über Gebühr zu verherrlichen.

Die Nation ist offenbar politisch reifer geworden. Auch in der Armee haben die politischen Extravaganzen eher ab- als zugenommen, was von dem Bewußtsein des ruhmvoll geführten Krieges herkommt.

Im Süden Deutschlands ist die Stimmung fortwährend noch gereizt — namentlich in Württemberg, Bayern schwankt wie ein Rohr. Fürst Chlodwig Hohenlohe hat Chancen zum Minister-Vorsitz, an Statt Pfordtens — es wäre seine Ernennung ein Zeichen zur Hinneigung an Preußen. In Baden ist man am korrektesten — man will dort lieber preußische als bairisch-württembergische Suprematie.

Als Beweis, wie wenig ernst es mit der süddeutschen Einigkeit bestellt ist, dient folgender Umstand: Baiern verbessert sein Podewils-System. Württemberg adoptirt die neue Schweizer Schußwaffe, Baden das preußische Zündnadelgewehr, und Hessen beharrt auf dem Minié! Dabei klagt Alles über Mangel an Einheit in Politik und Militair.

Durch Organisation von drei neuen Armee-Corps in Preußen ist ein ungeheures Avancement und Durcheinanderwerfen aller Persönlichkeiten entstanden. Übrigens hat sich die preußische Organisationskraft glänzend bewährt, daß es ihr in Kürze gelungen, drei so solide Armeekörper fertig und aus einem Guß zusammengeschmiedet herzustellen.

Der Kronprinz nimmt stets eine reservirte Stellung ein, wie früher, und ist seinen Grundsätzen und Ansichten treu geblieben.

Ihm gehört die deutsche Zukunft."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

In der zwölften Stunde.

Novelle

von

Hermine Demlow.

In dem eleganten, prächtig erleuchteten Schaufenster war in geschmackvoller Anordnung eine Auswahl jener mühsamen Arbeiten aufgebaut, die, von den Händen kunstfertiger, fleißiger Frauen hergestellt, dazu bestimmt sind, die Wohnräume der modernen Menschheit zu verschönern. Kissen und Decken, Täschchen und Körbchen, Spitzen und Borten in allen nur denkbaren Ausführungen, einesteils durch die Kostbarkeit des Stoffes, andernteils durch die Akkuratesse und Zierlichkeit der Arbeit die Bewunderung der Vorübergehenden erregend. Dafür war aber auch das Tapisseriegeschäft der Frau Anna Winter das größte am Orte und von der vornehmen Damenwelt besonders bevorzugt, die hier ihren Bedarf an jenen tausenderlei Nichtigkeiten zu entnehmen pflegte, die, mit irgend einer selbstgefertigten Handarbeit geschmückt, zum Geschenk für den engeren oder weiteren Kreis der Verwandten und Freunde bestimmt sind und oft genug dem glücklichen Empfänger ein sehr zweifelhaftes Vergnügen bereiten. Dabei konnte man sicher sein, wenn man weder Luft noch Geschick genug besaß, die nachher für eigenes Werk ausgegebene, mehr oder minder schwierige Arbeit selbst auszuführen, daß die renommierte Firma dies für mäßiges Entgelt aufs beste besorgte; denn bei der außerordentlichen Zahl von Arbeiterinnen, die hier um Beschäftigung ersuchten, konnten stets die geschicktesten und fleißigsten ausgewählt werden.

Wie gewöhnlich bei Beginn der Dunkelheit war auch heute der Laden dicht gefüllt, denn viele Käuferinnen wählten gern bei Lampenlicht die zusammenpassenden Stoffe und Farben aus; darum achtete niemand auf die schlanke, dunkel gekleidete Frau, die, ohne an den Verkaufstischen zu verweilen, nach dem Hintergrunde des Ladens schritt, wo eine kleine Thür zu den Kontor- und Lagerräumen führte. Hier war ein Diener damit beschäftigt, einige leicht zerbrechliche Gegenstände kunstgerecht zu verpacken, damit sie auf dem Transport nicht Schaden litten, wobei ihm die Inhaberin des Geschäfts, eine stattliche ältere Frau, Anweisungen erteilte. Sie blickte auf, als die Thür sich öffnete.

„Was beliebt?“ fragte sie und trat der Kommenden entgegen.

„Ich bringe die bestellten Spitzendeckchen,“ war die schüchterne Antwort. „Ich bin soeben erst fertig geworden.“

„Ach so! Sie sind's, Frau Brand! Nun, das ist gut. Die Sachen hätten eigentlich schon abgeliefert sein müssen; das Geschäft muß auf Pünktlichkeit halten, unsre Kunden sind daran gewöhnt. Nun, Sie warten wohl etwas, bis ich hier fertig bin, die Kisten sollen schnell nach der Post. Da, bitte, setzen Sie sich!“ Sie schob der andern einen Stuhl hin und wandte sich wieder zu dem der Arbeit offenbar noch nicht kundigen Manne: „Heute helfe ich Ihnen noch, aber Sie müssen sich bald gewöhnen, das allein zu machen; ich habe nicht

Digitized by Google

immer Zeit. — So, nun können Sie zunageln und halten Sie sich nicht zu lange auf; es giebt noch mehr zu thun!"

Als der Mann das Stübchen verlassen hatte, trat sie an den Tisch heran, auf dem Frau Brand indessen die mitgebrachte Arbeit auseinander gefaltet hatte. Auf eine Unterlage von rosa Seidenpapier geheftet, kam da eine Anzahl Deckchen zum Vorschein, mühsam in feinster Filet-Guipüre hergestellt. „Nein, liebe Frau Brand! So müssen Sie's nicht machen! So kommt das Muster nicht zur Geltung. Da! Legen Sie einmal den blauen Atlas unter! Dann können wir sehen, wie die Sachen ausgefallen sind." Sie hatte recht. Auf dem leuchtenden Untergrunde erst trat die Schönheit des Musters hervor, und jetzt konnte sich auch der mit der Technik dieser Arbeit Vertraute einen Begriff von der Mühe und dem Fleiß machen, die zu deren Ausführung gehört hatte. Mit kundigem Blick wurde nun jedes Stück bis in seine kleinsten Einzelheiten geprüft, wobei die Bestellerin ihre offenbare Zufriedenheit nicht verhehlte, wenn sie auch hier und da auf einige geringfügige Abweichungen im Muster aufmerksam machte, die ein weniger geübtes Auge sicher nicht herausgefunden hätte. „Nun, ich will Ihnen die Sachen abnehmen, obgleich Sie eigentlich zu spät geliefert haben. Was sollten Sie dafür erhalten?"

„Ich würde bitten, jede der kleinen Deckchen mit acht, die große mit fünfzehn Mark zu berechnen."

„Aber beste Frau Brand! Glauben Sie wirklich, daß ich solche Preise zahlen kann? Was würden da meine Kunden sagen! Ich hatte für alle sechs Decken zusammen höchstens vierzig Mark gerechnet."

Frau Brand zuckte zusammen; für einen Augenblick trat eine flüchtige Röte in ihr blasses Gesicht und es schien, als schwebe eine heftige Erwiderung auf ihren Lippen; ihre Stimme zitterte in Erregung, als sie entgegnete: „Ich habe die letzten sechs Wochen fast den ganzen Tag auf diese Arbeit verwendet; ich meine, ich habe nicht zuviel verlangt, ich habe dann für den Tag noch nicht eine Mark fünfzig Pfennige verdient, und das ist doch wenig genug!"

„Ja, meine Liebe!" entgegnete die andre spitz, „ich kann doch nichts dafür, daß Sie nicht schneller arbeiten! Ich will heute ausnahmsweise, weil dies eine bestellte Arbeit ist und ich hoffe, daß sie nicht wegen der Verspätung zurückgewiesen wird, noch fünf Mark zulegen; aber mehr kann ich auf keinen Fall thun. Sie müssen bedenken, daß sich mir jeden Tag Damen anbieten, die viel weniger verlangen. Wenn Sie so anspruchsvoll sind, werden Sie nicht lange mehr bei mir Beschäftigung finden." Sie zählte der andern die bewilligte Summe auf den Tisch. „So! Ich denke, da können Sie sehr zufrieden sein."

Frau Brand unterdrückte mühsam die sich in ihre Augen drängenden Thränen; hatte sie doch geglaubt, den denkbar niedrigsten Preis verlangt zu haben, und schon im voraus berechnet, wie jeder Pfennig des erwarteten Geldes zu verwenden sei; nun galt es, aufs neue überall Abzüge zu machen, wo doch schon alles aufs knappste eingeteilt war. Aber mochte dem immer so sein! Sie mußte nehmen, was ihr die Frau dort gab; denn es war unmöglich, augen-

Digitized by Google

blicklich einen andern Abnehmer für ihre Arbeit zu finden, und selbst in diesem Falle wäre sie ebenso schlimm oder noch schlimmer daran gewesen, denn wo anders würde sie so schnell wieder Arbeit finden, wenn sie sich jene zur Feindin machte? So erklärte sie sich denn mit zuckenden Lippen mit dem Handel einverstanden und bat schüchtern, ihr womöglich bald neue Arbeit mitzugeben, da sie einen weiten Weg habe und deshalb nicht gern wiederholt vorsprechen möchte.

„Recht gern, Frau Brand!" entgegnete die andre, „aber Sie müssen nehmen, woran gerade der Bedarf ist. Wir können die Arbeit für Sie nicht aussuchen!" Sie holte ein Paket aus einem Fach. „Hier! Nach diesem Muster soll ein halbes Dutzend Kissen gestickt werden. Die Arbeit ist nicht schwierig, und ich gebe bis eine Mark fünfzig Pfennige fürs Stück."

Es war in der That eine wenig mühsame Arbeit, und Frau Brand berechnete, daß sie bei großem Fleiß in wenig mehr als einer Woche fertig werden würde, vielleicht auch früher, da ihr kleines, zehnjähriges Töchterchen mithelfen könnte, was bei den Spitzendeckchen nicht möglich gewesen. Sie nahm also, nachdem alles zu der Stickerei nötige Material sorgsam vorher abgewogen war, um eine Gewähr für die Zurückgabe des nicht Gebrauchten zu haben, die ihr übertragene Arbeit in Empfang und wollte eilig durch den Laden den Heimweg antreten, doch die Geschäftsinhaberin öffnete ein nach dem Hausflur führendes Seitenpförtchen, indem sie erklärte, es sei heute drin so voll, hier käme sie schneller auf die Straße. Dann als die Thür sich hinter der Arbeiterin geschlossen, rief sie ein Mädchen aus dem Nebenzimmer herbei.

„Da, Klara! Packen Sie schnell diese Decken in einen Karton. Die Kommissionsrätin sitzt schon seit einer halben Stunde im Laden und wartet darauf, da ich ihr versicherte, daß sie heute jedenfalls fertig sein würden. Deshalb schickte ich auch die Brand durch den Hausflur, damit sie sich nicht etwa drin zu lange aufhielte. Ja so! Was den Preis betrifft? Nun, verlangen Sie nur mindestens siebzig Mark, denn sie wird sicher etwas abhandeln wollen. Aber hören Sie, Klara! auf keinen Fall mehr als fünf Mark; die Arbeit ist wirklich tadellos!"

* * *

Durch die stille Nacht tönten zwölf Glockenschläge, die mitternächtliche Stunde verkündend. In den Straßen war es still und ruhig, nur hier und da erklang auf dem Pflaster der Schritt eines erst jetzt aus froher Gesellschaft Heimkehrenden. Der trübe Schein der Gaslaternen verbreitete in geringem Umfange einige Helligkeit, in den Häusern waren die Lichter meist erloschen. Nur dort, wo die Sorge um ein geliebtes Leben die Angehörigen am Krankenbett wach hielt, oder wo müde Hände um das tägliche Brot für den nächsten Tag arbeiteten, schimmerte noch ein matter Glanz hinter den Vorhängen. Auch in dem großen Hause fast an dem Ende der Straße war ein Fenster im obersten Stockwerk noch erleuchtet. Die gegenüberliegenden Dächer waren viel niedriger, daher konnte niemand die blasse Frau beobachten, die dort oben den ganzen Tag sich

Digitized by Google

mühte für des Lebens Notdurft. Jetzt saß sie noch am Tische, an einer bunten Stickerei arbeitend, aber vor ihren Augen begannen die Farben zu verschwimmen, die fiebernden Finger wollten die Nadel nicht mehr halten. Kraftlos hatte sie den Kopf auf die Brust sinken lassen. Als die Schläge der Turmuhr durch die stille Nacht tönten, fuhr sie empor.

„Mein Gott!“ murmelte sie vor sich hin. „Schon Mitternacht! Da wollte ich doch weiter mit meiner Arbeit sein; aber es will heute gar nicht gehen! Warum auch mußte das alles auf mich einstürmen?“

Sie wollte wieder mit ihrer Arbeit beginnen, aber schon nach wenigen Stichen hielt sie inne. „Nein, ich kann nicht mehr! Ich will lieber aufstehen, sobald es Tag wird, und jetzt nicht das teure Licht verbrennen.“

Sie erhob sich, packte schnell die Arbeit zusammen und löschte die Lampe. Dann trat sie zum Fenster, von dem sie die Vorhänge hinwegzog, und öffnete dasselbe, sodaß die kühle Herbstluft hereindrang und um ihre erhitzte, schmerzende Stirn spielte. Sie starrte mit trocknen Augen hinaus in die dunkle Nacht, die heute auch nicht ein einziger Stern erhellte. Gerade so düster, so lichtlos lag das Leben vor ihr und keine Hoffnung, keine Aussicht, daß ihr je wieder die Sonne des Glückes strahlen würde! Denn ein innerer Schauder ließ sie vor der Hand zurückbeben, die sich heute ihr geboten, sie ihrem freudlosen Dasein zu entreißen, weil sie fühlte, daß der anscheinend dornenlose Weg, auf den jene sie leiten wollte, doch zuletzt in Sumpf und Morast enden müsse. — Aber es ist nötig, einen Blick auf ihr bisheriges Leben zu werfen, um die Gedanken, die in wilder Folge auf die einsame Frau einstürmten, verstehen zu können.

Erna war das einzig übriggebliebene Kind eines bemittelten Landwirts, der nach Verkauf seines Gütchens in einer größeren Provinzialstadt lebte. Ihre Eltern waren einfache Leute, die es aber doch für angethan hielten, der Tochter eine, wie sie meinten, vornehme Erziehung zu geben. Daher besuchte das Mädchen die höhere Töchterschule des Ortes, wo sie so viel und so wenig lernte, wie eben in derartigen Anstalten gelernt wird. Durch ihre Mitschülerinnen an besseren Verkehr gewöhnt, der nach dem Verlassen der Schule allmählich aufhörte, fühlte sie sich in dem Kreise, in welchem ihre Eltern lebten, nicht heimisch, da sie niemand hatte, der gleich ihr Bewunderung empfand für alles Schöne und Ideale, was der Menschengeist geschaffen. Sie fühlte ein mächtiges Verlangen, sich weiter zu bilden, aber die Mittel dazu waren ihr versagt; denn ihr Vater, obwohl sonst nicht hart, erklärte ihre diesbezüglichen Wünsche für überspannte Ideen, die am wenigsten sich für ein Mädchen schickten; er möge in seinem Hause keinen Blaustrumpf, keine gelehrte Zierpuppe; sie solle lieber einen Strumpf stricken oder ein Hemd nähen.

Erna war noch nicht zwanzig Jahre alt, als sie sich mit dem Rechtsanwalt Dr. Brand vermählte, einem älteren, ruhigen Manne, der, auf einer Geschäftsreise in ihre Vaterstadt begriffen, das lebhafte, wißbegierige Mädchen zufällig kennen und lieben gelernt hatte. Wenn die junge Frau ihrem Gatten auch nicht jene schwärmerische Neigung entgegenbrachte, die sie in ihren Phantasien

Digitized by Google

einst geträumt, so war sie ihm doch aufrichtig und dankbar zugethan, denn er war der erste, der sich bemühte, ihr Wissen zu erweitern und ihrem Verständnis für das, was ihr noch fremd war, zu Hilfe zu kommen. Jetzt fand sie auch den so lange schmerzlich ersehnten Verkehr in gebildeten Kreisen, und bald war sie eine Zierde der Gesellschaft. Das Ehepaar lebte in ungetrübtem Glück, und dieses wurde, wenn möglich, noch erhöht, als sich nach etwa zweijähriger Ehe ein kleines, reizendes Töchterchen einfand.

Indessen nichts auf Erden hat Bestand, und Erna sollte das nur zu bald erfahren. Dr. Brand hatte stets sorglos in den Tag gelebt und sich nicht um das Morgen gekümmert; er hatte immer sein gutes Auskommen gehabt und nie daran gedacht, daß es anders werden könne. Nun kamen mit einem Male ein paar junge Rechtsanwälte in die Stadt, und bald mußte er die Konkurrenz spüren. Erna merkte, daß nicht alles sei wie früher, und ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, begann die von Hause aus nicht Verwöhnte ihre Ausgaben einzuschränken, um nicht ihrem Manne Verlegenheiten zu bereiten. Sie hoffte, die böse Zeit werde vorübergehen, und tröstete sich damit, daß sie im schlimmsten Falle auf ihre Eltern rechnen könne; denn bis jetzt hatte sie von Hause immer ein kleines Taschengeld erhalten. Da starb plötzlich ohne vorherige Krankheit die Mutter, und nur wenige Wochen später folgte der Vater ihr nach. Die Regulierung des Nachlasses ergab zu Ernas schmerzlichem Erstaunen nur eine geringe Summe, und sie mußte hören, daß ihr Vater in seinen letzten Lebensjahren sich durch verfehlte Spekulationen ruiniert habe. Das waren harte Schläge für die junge Frau. Sie überlegte, ob sie nicht auf irgend eine Weise helfen könne, das fehlende Einkommen zu ersetzen. Aber all' ihr Grübeln führte zu nichts; es blieb nur übrig, den Haushalt auf das knappste einzurichten, und so unterzog sich Erna willig jeder Arbeit, wenn sie glaubte, damit etwas ersparen zu können. Nach außen freilich mußte das Ansehen gewahrt werden; so verlangte es der jetzt oft krankhaft reizbare Mann, den die bloße Andeutung, sie wolle anfangen, für ein Geschäft zu arbeiten, mit heftigem Unmut erfüllt hatte. Die kleine Frieda war jetzt die einzige Freude der jungen Frau, wenn auch oft genug bange Sorge um des Kindes Zukunft ihr Herz beschlich.

Nach längerem Krankenlager starb Dr. Brand, als sein Töchterchen kaum sieben Jahre alt war, und nun stand Erna mit ihrem Kinde allein in der Welt. Sie raffte all' ihren Mut zusammen und nahm sich vor, für ihren Unterhalt zu arbeiten, aber was? Eine Stellung annehmen konnte sie nicht, denn dann hätte sie sich von dem Kinde trennen müssen. Unterricht zu erteilen, waren ihre Schulkenntnisse zu mangelhaft, und jetzt war nicht die Zeit, das Versäumte nachzuholen. Deshalb blieb nur übrig, es mit Stick- und andern Handarbeiten zu versuchen, in denen sie stets eine große Fertigkeit besessen hatte; aber dazu fand sich bessere Gelegenheit in der Hauptstadt, wo sie auch unbeobachteter leben konnte. Darum verkaufte sie den größten Teil ihrer Sachen, behielt nur das Notwendigste für sich und bezog in der Vorstadt eine Wohnung, nur aus einem Stübchen und Schlafkämmerchen bestehend. Ein kleines Sümmchen war ihr

Digitized by Google

noch geblieben, und mit Hilfe dieses Notpfennigs hoffte sie bei Fleiß und Sparsamkeit sich durchringen zu können, bis Frieda alt genug sei, im Erwerb zu helfen.

Man gab ihr in einem Geschäft Arbeit, als sie darum ansprach, und sie mühte sich nach Kräften, stets gut und pünktlich zu liefern; aber der Verdienst war kärglich, und öfter, als sie geglaubt hatte, mußte sie gleich in der ersten Zeit den kleinen Notpfennig angreifen. Zwar erhielt sie, als man ihre Fertigkeit erprobt hatte, lohnendere Beschäftigung, aber da kamen wieder andre Ausgaben: Schulgeld und Bücher für Frieda, denn sie wollte das Mädchen nicht in die gewöhnliche Volksschule schicken, und so mußte dasselbe auch sorgfältiger gekleidet gehen.

So waren in stetem Mühen drei Jahre dahingegangen, und Erna fragte sich oft genug in banger Sorge, was denn werden solle, wenn sie nichts mehr zuzusetzen habe, wenn Frieda wieder wie im letzten Jahre erkranke oder wenn gar sie selbst — — — sie fühlte sich oft bis zum Tode matt.

Die Arbeit, die sie heute abgeliefert, hatte eine außergewöhnliche Mühe erfordert, wurde auch nicht oft verlangt. Sie hatte sie in der Erwartung übernommen, dabei einen besseren Verdienst zu erzielen und nun — — O, es war schrecklich! Nur eine Mark hatte sie mit aller Anstrengung den ganzen Tag über erworben, und das sollte reichen zum Unterhalt für sie und das Kind! Wenn das so blieb, so war der Moment nicht mehr fern, wo sie daran denken mußte, ihre letzten Möbel und Wäschestücke zu verkaufen, um ihren Hunger zu stillen, und dann, dann — — — —

Die bleiche Frau war am Fenster niedergesunken und vergrub ihr Antlitz in die Hände. War es denn wirklich so schrecklich, das Anerbieten, das ihr der Mann gemacht, der ihr heute in den Weg getreten, als sie traurig und niedergeschlagen das Geschäft verlassen? Hatte er am Ende gar gewußt, daß sie kommen würde, und sie erwartet? Sie hatte ihn kennen gelernt, den reichen Fabrikherrn, als sie erst kurze Zeit verheiratet war, und Gefallen gefunden an seiner geistreich spöttischen Art. Auch er schien sich von ihr angezogen zu fühlen, und bald sah man ihn in Gesellschaft nur an ihrer Seite. Sie hatte sich harmlos wie ein Kind dem Vergnügen hingegeben, mit dem hochgebildeten Manne zu plaudern, und nicht die spöttischen Mienen beachtet, die sich oft genug auf das Paar richteten, und die giftigen Reden, die in ihrem Rücken laut wurden, bis sie eines Tages zu ihrem Entsetzen aus seinen Worten und Blicken entnehmen mußte, daß er in ihr das Weib verehre und begehre. Bebend hatte sie ihrem Manne daheim ihr Erlebnis mitgeteilt und unter Thränen ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben. Der Gatte hatte sie sanft getröstet und gesagt:

„Ich weiß, daß du dir keinen Vorwurf zu machen hast, Kind! Ich habe so etwas wohl kommen sehen, aber du warst so unbefangen, daß ich dich nicht durch ein unbedachtes Wort beirren wollte; denn ich kannte dich ja und wußte, daß du zu stolz seist, mich je zu betrügen!“

Gerührt und beglückt durch diesen Beweis seines Vertrauens hatte sich Erna an ihres Mannes Brust geworfen und ihm von da an wenn möglich mit ver-

Digitized by Google

doppelter Zärtlichkeit angehangen. Den Kommerzienrat hatte sie nun gemieden, und wenn es nicht thunlich war, ihm auszuweichen, so war ihr Benehmen von eisiger Kälte, was ihn indes nicht hinderte, sie überall mit seinen glühenden Blicken zu verfolgen. In der Folge vernahm Erna aus hingeworfenen Bemerkungen, daß es ein zweifelhafter Ruhm für eine Frau sei, von diesem Manne ausgezeichnet zu werden, da er als Junggeselle ein wildes, ausschweifendes Leben führe und ihm nichts heilig sei.

Als wegen der zunehmenden Kränklichkeit ihres Mannes Erna sich mehr und mehr von der Gesellschaft zurückzog, hatte sie auch den Kommerzienrat aus den Augen verloren und später keine Zeit gefunden, an ihn zu denken. Nun war er ihr ganz unvermutet begegnet, hatte sein Erstaunen geäußert, sie hier am fremden Orte zu finden, und ihr mit teilnehmenden Worten, die sie, ach wie lange schon! entbehrt, das Eingeständnis ihrer traurigen Lage entlockt. Er hatte ein solches Los für ihrer unwürdig bezeichnet, sich mit herben Worten verklagt, daß er, durch Reisen und geschäftliche Angelegenheiten behindert, nicht früher daran gedacht, sich nach ihr zu erkundigen, und ihr schließlich, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, den Vorschlag gemacht, zu ihm zu kommen und die Aufsicht über seinen Haushalt zu führen. Er wolle diesen Winter in der größeren Stadt zubringen, und da er genötigt sei, ein Haus zu machen und öfter Gäste bei sich zu sehen, bedürfe er einer Dame zur Repräsentation. Das Honorar, das er bot, war glänzend zu nennen.

Erna hatte sich in der ersten Überraschung bereit erklärt, wenn es ihr gestattet sei, ihr Kind mitzubringen. Das hatte er allerdings für nicht wohl angängig bezeichnet, vielmehr sich erboten, die Kleine in einer geeigneten Pension unterzubringen, wogegen Erna entschieden auf dem Entschluß beharrte, sich nicht von dem Kinde zu trennen. Er meinte indes, ihr sei nur der Gedanke neu; sie müsse sich erst daran gewöhnen; er lasse ihr Zeit dazu und werde nach Verlauf einer Woche um ihren Bescheid bitten.

Den ganzen Abend hatte Erna diese Begegnung nicht aus der Erinnerung zu bannen vermocht, und darum wollte heute die Arbeit auch nicht wie sonst von statten gehen. Unzählige Male sagte sie sich, daß sie der lockenden Stimme nimmer folgen dürfe, und dann trat immer wieder das hohlwangige Gespenst des Hungers vor sie hin und wies auf eine blasse, abgezehrte Kindergestalt. Und die andre Stimme sagte ihr wieder, es sei doch eine schlechte Mutter, die für ihr Kind nicht alles zu thun willens sei; was denn so schlimmes von ihr verlangt werde? Ob es nicht in ihre Hand gegeben sei, jeder Versuchung zu widerstehen, jede Zumutung von sich zu weisen, die außerhalb des Bereiches der übernommenen Pflichten läge? Sie solle doch dem Geschick dankbar sein, das ihr die Möglichkeit biete, besser als bisher für ihr Kind zu sorgen. Sie wisse nicht, ob solche Gelegenheit je wiederkehre, denn es sei das einzige Mal, daß sich ein fremder Mensch ihrer annehmen wolle. Das einzige Mal! —

Erna hob den Kopf. Wie kam es doch, daß sie der alten Frau gedenken mußte, die vor Monden hier zu ihr ins Zimmer getreten, in der Hand

Digitized by Google

einen Strauß duftiger Rosen, die Erna stets so sehr geliebt hatte! Sie bringe einen letzten Gruß der Tochter, die einst Friedas Kindermädchen gewesen und seit einigen Tagen in der kühlen Erde ruhe, erzählte die Alte mit zitternder Stimme. Die Tote habe so viel von der lieben, gnädigen Frau gesprochen und der Mutter das Wort abgenommen, sie aufzusuchen. So sei sie denn auf einen Tag hereingefahren, obgleich sie nötig sei daheim bei den Kindern. Ach, was nun aus denen werden solle ohne die Mutter! Der Mann, der Fritz, sei wie zerschlagen, und sie, die Alte, könne doch nicht mehr so gut fort! Ach! und der kleine Laden sei erst gemietet worden, weil die Anna gemeint habe, damit mehr zu verdienen, denn sie habe ja von der gnädigen Frau gelernt, so schöne Sträuße und Kränze zu winden, und es wäre auch ganz gut gegangen; aber nun müsse man sich auf fremde Menschen verlassen. Wenn die Gärtnerei auch nur klein sei, so müsse doch außer dem Burschen noch jemand da sein, der dem Fritz helfe und die Kinder besorge, und dazu sei sie auf die Dauer nicht mehr rüstig genug. Es wäre ihr schrecklich zu denken, daß eine andre an ihrer Tochter Stelle stehen solle, aber am Ende könne sie's dem Fritz nicht verdenken, wenn er wieder heirate, aber wie werde die Stiefmutter zu den Kindern sein? Dabei hatte die alte Frau bitterlich zu schluchzen angefangen. Erna, selbst erschüttert durch die Nachricht von dem Tode der treuen Dienerin, tröstete sie, so gut sie es vermochte; die kleine, lebhafte Frieda aber, die aufmerksam zugehört, meinte kindlich: das werde ihre Mama nicht dulden, daß die kleinen Kinder schlecht behandelt würden; die Anna sei immer gut zu ihr gewesen, ihre Mama sei auch gut, und die werde jetzt kommen, die Kleinen pflegen, wie neulich sie selbst, als sie so krank gewesen.

Erna lächelte schwermütig zu den Worten ihres Kindes, die dessen gutes Herz bekundeten; aber den Gedanken der Alten schienen dieselben auf einmal eine bestimmte Richtung zu geben.

„Ach, liebe gnädige Frau!" hatte sie ausgerufen, „wenn das möglich wäre! Ja, wenn Sie zu uns kommen wollten! Ich hätt's ja nie gewagt, so was zu sagen, aber weil das liebe Kind selbst davon anfängt! Und ich sehe doch auch, wie Sie hier sich quälen müssen und doch so blaß sind und das Kind auch! Wenn Sie sich um den Laden kümmern wollten und im Hause ein bischen zum Rechten sehen, ich wollte schon gern die grobe Arbeit auf mich nehmen. Das kleine Fräulein wird auch in der frischen Luft bald wieder rote Backen kriegen. Ach! Und der Fritz und wir alle wollten Ihnen auch ewig dankbar sein!"

Erna hatte im ersten Augenblick vor Überraschung geschwiegen. Was mutete man ihr zu? Sie hatte wohl gelernt, sich jeder Arbeit zu unterziehen; aber hier war sie unbekannt, kein Mensch kümmerte sich um sie. Sollte sie nun an demselben Orte, wo sie mit der besten Gesellschaft verkehrt hatte und von jedermann gekannt war, als Dienerin ihres ehemaligen Dieners leben! Der brave Fritz würde es an Ehrerbietung nicht fehlen lassen, aber würden nicht alle andern sich hochmütig zur Seite wenden und thun, als wäre sie ihnen gänzlich fremd? Könnte sie das ertragen? Wenn nun das neu eingerichtete Geschäft unter ihren Händen nicht

Digitized by Google

ginge, wenn es ihr nicht immer gelang, jedem prätentiösen Käufer freundlich zu begegnen? Was dann? Nein, es war besser, sie blieb, wo sie war! Das sagte sie auch der Alten, die nun tausendmal um Entschuldigung bat, daß sie gewagt, der gnädigen Frau eine unpassende Zumutung zu machen.

Das war im Frühjahr geschehen, und Erna hatte die Szene bald vergessen. Was nutzte es auch, daß sie heute daran dachte? Jetzt hatte der brave Fritz gewiß längst eine Frau genommen, wie die Alte damals angedeutet; und das war besser so, denn es wäre doch eine Qual gewesen, auf die Dauer neben den zwar guten, aber ungebildeten Leuten leben zu sollen. Lieber allein sein! Es würde doch wohl möglich sein, sich durchzuringen, und sollte sie hinfort auch nur trocknes Brot essen. Nein! Sie wollte auch des Kommerzienrats Anerbieten nicht annehmen und ihm über acht Tage keinen andern Bescheid geben als heute. Über acht Tage! Was konnte bis dahin nicht alles geschehen! Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.

Fiebergeschüttelt erhob sich Erna endlich, ihr Lager aufzusuchen. Sie trat erst noch an das Bett ihres Kindes, das in sanftem Schlummer lag, und strich liebkosend über seine Locken. Aber sie selbst konnte noch lange keinen Schlaf finden, mit glühenden Pulsen lag sie und starrte heißen, trocknen Auges in die Dunkelheit. —

* * *

Mit wankenden Knieen stieg Erna Brand acht Tage später die Treppen zu ihrer Wohnung empor. Mechanisch schloß sie auf und sank dann in den nächsten Stuhl, die Hände vor das Gesicht schlagend. Aber keine Thränen traten in ihre Augen, wenn auch ein heftiger Krampf den ganzen Körper schüttelte. Mußte auch dieser Schlag noch kommen? Nun würde es wohl bald zu Ende gehen! Wer es nur erst überstanden hätte!

Erna hatte heute im Geschäft die in voriger Woche erhaltene Arbeit abgegeben: man hatte ihr nicht nur, wie sie es schon gewohnt war, von dem bedungenen Preise etwas abgezogen, sondern auch an ihrer Arbeit mehr als gewöhnlich auszusetzen gefunden und schließlich erklärt, man könne ihr länger keine Beschäftigung geben; es seien so viele andre da, die besser und billiger arbeiteten als sie. Sie war im höchsten Grade bestürzt fortgegangen, immer noch der Hoffnung, anderswo Arbeit zu finden; aber überall wies man sie ab: man habe jetzt nichts, sie solle in einiger Zeit wieder vorsprechen, und was dergleichen Redensarten mehr waren. So war sie denn endlich müde nach Hause geschlichen, und nun saß sie da, immer noch nicht fähig, das neue über sie hereingebrochene Unglück zu fassen. Plötzlich sprang sie empor und schüttete den Inhalt ihrer Börse auf den Tisch. Dann holte sie aus einem Schubfach eine kleine Sparbüchse und legte die wenigen, darin enthaltenen Geldstücke zu den andern.

„So!“ sagte sie, „das ist die Miete für nächsten Monat, dies das Schulgeld für Frieda; da bleiben noch ein paar Mark übrig. Wenn die verbraucht sind, dann — — —“

Digitized by Google

Der schrille Ton der Klingel schreckte sie auf. Das war nicht Frieda, die zu einer Mitschülerin gegangen, mit der sie gemeinsam arbeitete. Wer konnte wohl noch zu ihr kommen?

Draußen stand ein Diener, der ihr einen Brief überreichte mit der Bitte, auf Antwort warten zu dürfen.

Sie öffnete mechanisch. Das Schreiben war von dem Kommerzienrat, der sich höflichst entschuldigte, nicht selbst kommen zu können, um ihre Antwort zu holen. Aber er müsse heute noch Bescheid haben, ob sie geneigt sei, sein Anerbieten anzunehmen, und ob es ihr in diesem Falle genehm, ihre Stellung in nächster Woche anzutreten. Das alles ganz kurz und geschäftsmäßig, ohne überflüssige Redensarten.

Erna überlegte nicht länger. Sie war überhaupt nicht mehr fähig, zu denken. Sie wußte nur das eine, daß sie und ihr Kind nun nicht zu hungern brauchten, und alles andre war ihr in diesem Augenblick Nebensache.

Sie suchte Papier und Feder und erklärte in fliegender Hast ihre Einwilligung. Die wenigen Zeilen übergab sie dem vor der Thür Harrenden, nicht bemerkend, wie derselbe sie mit frechem Lächeln anstarrte.

Dann begab sie sich daran, das Abendessen herzurichten; alles mechanisch, starr vor sich hinblickend. Nur einmal lachte sie grell auf.

* * *

An einem der nächsten Tage stürzte Frieda in ungewohnter Hast aus der Schule nach Hause und schlang heftig ihre Arme um die am Herde beschäftigte Mutter.

„Nein, nein!“ rief sie angstvoll aus, „du bist meine liebe, liebe Mama und du schickst mich nicht fort! Und es ist nicht wahr, was die Leute sagen!“ Das Mädchen brach in heftiges Schluchzen aus.

Erna fühlte, wie sie am ganzen Körper erzitterte. Seit sie jenen Brief geschrieben, war die starre Ruhe nicht von ihr gewichen, so daß sie gemeint hatte, es sei alles in ihr erstorben. Erst bei dem Jammer ihres Kindes fühlte sie, daß ihr Herz noch krampfhaft zucken könne. Unfähig, sich aufrecht zu erhalten, wankte sie nach einem Stuhle und zog das Mädchen auf ihren Schoß. Dann zwang sie sich zu sanften, zärtlichen Worten und fragte, was denn geschehen sei, mit bangem Herzklopfen der Antwort gewärtig. Es dauerte lange, bis Frieda abgebrochene Sätze hervorstammeln konnte.

„Heut' in der Schule — die andern sahen mich so seltsam an — sie flüsterten mit einander — und rückten von mir weg — o! — und dann fragte mich Grete Scholz, ob ich mich — auf die Pension freue — und als ich ihr sagte, — ich wisse von keiner Pension — ich hätte ja meine Mama — da — lachten sie wieder — und sagten, du könntest mich nicht mehr brauchen — du gingest zu einem vornehmen Herrn als — — Mama! das Wort hab' ich vergessen, aber es muß etwas Schreckliches sein! — — Denn Grete sagte wieder — ihr Vater hätte gemeint, — es sei ein Skandal — und es sei gut, daß ich weg-

Digitized by Google

käme — die andern müßten sich schämen — neben mir zu sitzen. — Mama! Mama! Und du bist jetzt immer so sonderbar — und sprichst gar nicht zu mir. — O bitte, bitte! Sage, daß es nicht wahr ist — daß du mich nicht fortschickst!" Und wiederum schlang sie zitternd die Arme um die Mutter.

Erna blickte starr vor sich hin. Also aus ihres Kindes Munde mußte sie zuerst das Verdammungsurteil hören, das die Welt über sie fällen würde, und noch war sie nicht schuldig. Aber keiner würde ihr glauben, ob sie sich auch fleckenlos rein hielte, und schon mußte unter dem giftigen Stachel der Verleumdung die arglose Seele ihres Kindes leiden. Nein! das durfte nicht sein! Wenn je, so fühlte sie jetzt die Kraft in sich, alles zu leiden und zu erdulden, wenn sie nur damit das Recht erkaufte, ihrem Kinde vorwurfsfrei ins Auge zu blicken. War es nicht viel leichter, das hochmütige Gebahren der andern über sich ergehen zu lassen als seinem angstvoll fragenden Blicke auszuweichen? Nicht die Stelle der geringsten Magd sollte ihr jetzt zu niedrig sein, und müßte sie demütig darum bitten, daß man ihr dieselbe gäbe. Mit diesem Entschluß kam neuer Mut in ihre Seele.

Frieda hob den Kopf, als die Mutter ihr zärtlich über die erhitzten Schläfen strich: „Nicht wahr, Mama! Ich darf bei dir bleiben?"

Erna lächelte. „Ja, mein Kind! Wir fahren zusammen zu der alten Lina und ihrem Fritz; da soll niemand mehr ein böses Wort zu dir sprechen."

Frieda vergaß nach Kinderart schnell allen Kummer und jubelte laut auf. „O, das ist schön! Ich wußte es ja, du bist meine liebste, beste Mama!"

Wenige Stunden später verließ Erna, ihr Kind an der Hand, das Haus. Am Abend desselben Tages erhielt der Kommerzienrat die Nachricht, daß sie schnell habe wegreisen müssen und deshalb bedaure, ihr Wort nicht halten zu können.

* * *

Der Kourierzug brauste in die Halle.

„Leb' wohl, mein Mütterchen!" Das schlanke Mädchen im grauen Reisemantel, mit dem schmucklosen Hütchen auf dem kurzgeschorenen Haar, umarmte noch einmal die tiefbewegte Frau, deren Aussehen trotz des schlichten, dunklen Gewandes die Zugehörigkeit zu den bessern Gesellschaftsklassen verriet; dann reichte sie dem bärtigen Manne, der so seltsam mit den Augen zwinkerte, die Hand: „Leb' wohl, Vater Schwarz! Hab' Dank für alles, was du an mir gethan hast! Lebt wohl Fritz und Annchen! Grüßt mir noch einmal die Liese! Sie soll. . ."

Der Schaffner drängte zum Einsteigen. Noch ein Kuß, ein Händedruck, dann setzte sich der Zug in Bewegung, und man sah nur noch eine Weile das Wehen eines weißen Tuches, bis bei einer Biegung des Weges auch dieses verschwand.

Jetzt erst wandten die Zurückgebliebenen sich um. Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Augen, und um schneller seiner Bewegung Meister zu werden, fuhr er die beiden Kinder scheinbar rauh an:

Digitized by Google

„Was steht ihr denn noch immer hier, ihr faulen Schlingel! Wollt ihr wohl machen, daß ihr in die Schule kommt? Na, wartet! Der Lehrer wird euch. . .“

Die Kinder mochten wohl wissen, daß die Scheltworte nicht so schlimm gemeint waren, denn sie blickten mit lachenden Augen den Vater an: dann aber, auf einen Wink der Frau, reichten sie den beiden zum Abschied die Hände und sprangen munter davon. Die andern folgten langsam.

„'s ist zu eigen,“ hob verlegen nach einer Weile, während deren sie stumm neben einander hergegangen, der Mann zu seiner Begleiterin an; „ich kann's gar nicht glauben, daß ich das liebe Kind so lange nicht sehen soll! Ich meine fast, so bange könnt' mir nicht ums Herz sein, wenn meine eignen fortgingen. Ja, wenn ich's nur begreifen könnte, warum sie in das fremde Land soll und dort so schrecklich viel lernen und studieren wie hier bei uns nur die gelehrten Herren.“

„Ja, seht, Schwarz!“ sagte die Frau, „hier bei uns kann sie das nicht; darum muß ich sie fortgeben, wenn's mir auch noch so schwer wird. Freilich wird's noch manche Summe kosten, und ich werde Euch manchmal beschwerlich fallen, aber ich will doppelt dafür arbeiten, und Frieda soll später alles zurückzahlen, damit dereinst Eure Kinder. . . .“

Der Mann unterbrach sie erschrocken: „Nein, so war's nicht gemeint, liebe gnä. . . . ! Frau Brand wollt' ich sagen? Ich weiß ja, Sie leiden's nicht anders! — Weiß Gott, daß ich für das liebe Kind gern alles hingeben wollte, könnte ich damit nur zum kleinsten Teil vergelten, was Sie an mir und meinen Kleinen gethan.“

„Aber Schwarz,“ wehrte die Frau, „wie könnt Ihr nur so reden! Ihr seid mir keinen Dank schuldig, ich vielmehr Euch, denn Ihr habt mich und mein Kind aufgenommen, als ich verzweifelt nicht aus noch ein wußte!“

Doch der Mann schüttelte den Kopf. „Ich weiß noch, als ob's heute wäre, wie Sie zu uns hereintraten, freilich blaß wie der Tod, aber mir als ein Engel vom Himmel. Die Großmutter hatten wir eben begraben, das jüngste litt an der bösen Krankheit, um die andern Kinder kümmerte sich keiner, denn niemand wollte wegen der Ansteckung im Hause bleiben. Da haben Sie ohne ein Wort alles auf sich genommen und in mein ödes Haus wieder Frohsinn gebracht! Und als die schlimmen Tage vorbei waren, da sagten Sie zu mir: „Ich will bei Euch bleiben, Schwarz, wenn Ihr mich behalten wollt, und mit Euch schaffen und arbeiten! Aber nehmt auch mein Kind auf!“ Als ob mir das Püppchen nicht ans Herz gewachsen wäre! Und wie haben Sie geschafft und gearbeitet! Nichts war Ihnen zu viel und zu schwer, daß ich mich oft wunderte, daß eine Dame wie Sie nicht zu stolz dazu war. Und über die Kinder haben Sie gewacht, wie's nur ein Mutterauge vermag! Ich muß oft denken, mein Weib, die Anna, Gott hab' sie selig! hätt's nicht besser gekonnt. Dabei haben Sie nur das Notdürftigste für sich begehrt, kaum durfte ich dem lieben Kinde etwas schenken. Und war doch Segen auf allem, was Sie angriffen, und wenn ich heute sagen

Digitized by Google

kann: es geht mir gut, so haben Sie Ihr redlich Teil dazu geholfen. Das wissen auch alle Leute, und darum zieht jetzt jeder den Hut vor Ihnen, der sich zuerst weggewendet, als Sie nicht mehr in Samt und Seide gingen!"

Frau Brand hatte wiederholt den Versuch gemacht, die Rede des Mannes zu unterbrechen, aber vergebens; als er jetzt schwieg, nickte sie vor sich hin. „Ja, seht, Schwarz! das glaubte ich am schwersten ertragen zu können, daß mich die Leute nicht mehr kennen würden, wenn ich die Arbeiten verrichtete, wie sie sonst nur einer Dienstmagd zukommen! Aber was verstand ich sonst, mein Brot damit zu verdienen? Glaubt mir, es ist mir schwer genug gefallen; ich meinte, es sei nicht möglich, und wer weiß, was mit mir geschehen wäre, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit durch meines Kindes Mund gewarnt worden! Als ich zu Euch kam und sah, daß Ihr mich brauchtet, wie ich Euch, wußte ich, daß ich auf dem rechten Wege sei, und seitdem habe ich mich durch nichts mehr beirren lassen. „Arbeit schändet nicht", das möchte ich heute jeder zurufen, die sich in einer Lage befindet wie einst ich. Aber meinem Kinde will ich die Kämpfe ersparen, die ich durchgefochten; darum lasse ich sie einen Beruf ergreifen, damit sie unabhängig sei von den Wechselfällen des Lebens. Wenn nun Wunsch und Neigung sie auf einen ungewöhnlichen Weg wiesen, sollte ich sie darum hindern?"

Der Mann war wohl gewohnt, ihren Willen als maßgebend zu betrachten, daher äußerte er nur kleinlaut: „Weil mir doch aber 's Herz schier vergehen will vor Sehnsucht nach dem Kinde, sag' ich nur, sie hätt's gar nicht nötig gehabt, sich zu quälen! Ich hab genug auch für sie, und 's kommt ihr doch von rechts wegen zu, wenn Sie's auch nie Wort haben wollen! Aber wenn auch das nicht wäre! So mancher schaut nach ihr, o, ich hab's wohl gesehen! und möcht' sie gern zur Frau. Da mein' ich, brauchte sie doch nicht erst . . . ."

„Etwas zu lernen!" fiel ihm die Frau in die Rede. „Ja, seht, Schwarz! das ist so die landläufige Redensart, und Euch verdenk' ich's nicht, daß Ihr sie nachschwatzt. Wo, wie bei Euch, die Mädchen und Frauen schaffen müssen mit den Männern, da hat's keine Not, und jede weiß sich Rat, wenn's heißt, allein sich durchzubringen. Anders war's bei mir. Ich hatte nichts gelernt, konnte meinem Mann keine Hilfe sein, weil ich nichts verstand von seinem Beruf. Ihr seid der erste, dem ich's sage, denn ein andrer könnt' mich mißverstehen: mein Mann war gut, aber ich habe dennoch gefühlt, daß ich ihm nicht viel mehr war als eine Puppe, ein Spielzeug, so lange es uns gut ging, und dann, als die bösen Zeiten kamen, konnte ich nicht viel mehr sein als eine Magd. Aber was soll das Weib dem Manne sein? Eine Gefährtin, die alles, auch des Berufes Sorgen mit ihm teilt. Das kann sie aber nur, wenn sie selbst fest steht auf eigenen Füßen und nicht um äußerer Rücksichten willen in die Ehe zu treten braucht, sondern nur ihrem Herzen folgt. Darum meine ich, ein jedes Mädchen solle so gut wie ein Knabe sich einen Beruf erwählen, und es sei die Pflicht der Eltern, sie dazu anzuhalten, auch wenn sie in glänzenden Verhältnissen leben und nicht auf Broterwerb angewiesen sind. Denn das kann sich schnell ändern, und dann sind gerade solche Mädchen und Frauen am schlimmsten daran. Daß

Digitized by Google

mein Kind nun gerade die Lust fühlt, sich der Wissenschaft zu widmen, darüber schütteln die Leute den Kopf und meinen, es sei unweiblich. Das kann ich nicht glauben. Warum hätte sonst der Schöpfer den Trieb dazu in ihre Brust gelegt? Ich freue mich, daß sie ihrer Neigung folgen kann; weiß ich doch, wie schmerzlich es ist, die Sehnsucht danach in sich ersticken zu müssen. Man sollte nur ruhig die Mädchen, die da wollen, studieren lassen, es werden's ja nicht alle thun, gerade so wie nicht alle Jungen. Seht zum Beispiel Eure Liese an! Die ist doch der geborene Kaufmann! Eine Lust ist ihr's, im Geschäft zu sein; umsichtig ist sie und mit den Kunden weiß sie umzugehen, wie ich's nie gekonnt. So sind eben die Anlagen und Neigungen auch bei den Mädchen verschieden verteilt, und darum sollte man ihnen nicht engherzige Schranken setzen, sondern auch ihnen die Freiheit lassen, ihren Neigungen zu folgen.“

Des Mannes Augen leuchteten auf vor Stolz bei dem Lobe, das seinem Kinde gespendet ward; sonst hatte er wohl nicht alles verstanden, was die Frau geredet, aber er fühlte, daß sie recht haben müsse, denn er schätzte sie hoch über alle andern, sie, die zwar nicht sein Weib, ihm aber mehr als das gewesen: Eine treue Gefährtin.

„Juristendeutsch“.

Der mittelalterliche und oft unverständliche Stil in der Justiz und Verwaltung ist für weite Volkskreise ein großer Nachteil — häufig ist es den Laien unmöglich, aus dem „Juristendeutsch“ die Klarheit zu gewinnen, welche für gerichtliche Erkenntnisse, für Verfügungen und Anordnungen der Verwaltung eine Notwendigkeit ist. — Es ist möglich, daß die Gymnasialbildung mit zur Erschwerung und Unklarheit des Stils beigetragen hat. — Die Klassiker haben oft atemraubende Zwischensätze und verwickelte Konstruktionen, welche in einer alten Sprache schön, im Deutschen aber entsetzlich sind. — Auch die deutschen Aufsätze, welche nicht selten in den Gymnasien über die abstraktesten Themata gegeben werden und die Phrasenproduktion begünstigen, tragen zur Verschlechterung und Unklarheit des Stils bei.

Es ist sehr erfreulich, daß der Herr Justizminister von Schelling in einem Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ betont: „er lege großen Wert auf Klarheit und Einfachheit in den Entscheidungen und Verfügungen der Justizbehörden und würde eine Erörterung hierüber dankbar begrüßen.“

Wir haben die Absicht, die Urteile unsrer hervorragenden juristischen Autoritäten über Beseitigung des mittelalterlichen Juristendeutsch in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen, und beginnen mit einem Briefe von R. von Gneist an den Leiter der Deutschen Revue.

Hoffentlich wird durch solche Publikationen und durch Verbreitung von Stilproben aus deutschen Gerichtshöfen zur Klarheit in der Justiz- und Verwaltungssprache beigetragen. Redaktion der Deutschen Revue.

Digitized by Google

Berlin, den 26. 6. 92.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Wem sagen Sie das! Seit länger als fünfzig Jahren lege ich den jungen Herren, welche meine Vorlesungen hören, zwei Dinge ans Herz. Das eine ist eine leserliche Handschrift; denn es ist eine große Unhöflichkeit gegen unsre Mitmenschen, unleserlich zu schreiben; eine unleserliche Unterschrift ist sogar eine sträfliche Rücksichtslosigkeit. Die andre Ermahnung geht darauf, in Bescheiden und Urtheilen ein gutes Deutsch zu schreiben. Unsre heutigen großen Gesetzeswerke sind so stylisirt, daß die preußischen Juristen sich in Goethe'schem Deutsch ausdrücken könnten. Statt dessen hat gerade die preußische Praxis gar manches barbarische Wort festgelegt, beispielsweise „Verklagter" statt „Beklagter", „Referat" statt „Relation" und dergleichen. In den Urtheilsgründen haspeln sich lange Sätze mit soviel Zwischenschiebungen ab, daß der Vorlesende den Atem verliert. Dieser bandwurmartige Styl hängt auch zusammen mit der Gewohnheit der sogenannten Schachtelgründe, welche der Entscheidung mit dem Eingang: „In Erwägung daß", die Motive in einem Zuge vorangehen lassen. Unser deutsches Reichsgericht könnte durch die Stylisirung der abgedruckten Entscheidungen wohlthätig in dieser Richtung wirken, wie denn auch die früheren Herausgeber der Entscheidungen des preußischen Obertribunals, eine Reihe von Jahren hindurch, besonders bei einigen Senaten, sich redlich um eine klare Schreibweise in kurzen Sätzen bemüht haben. Sehr erfreulich sind ebenso die Bemühungen des Herrn Justizministers von Schelling in dieser Richtung. Leider haben aber mancherlei Einseitigkeiten unsres Gymnasialunterrichts anscheinend nicht günstig auf den deutschen Aufsatz eingewirkt. Viele von uns, die wir Referendararbeiten in Masse zu sehen bekommen, haben den Eindruck, daß die jetzige Generation in der Stylisirung eher zurück als vorwärts kommt. Wir Universitätslehrer können unsern guten Willen nur durch Ermahnungen bekunden, deren Erfolg freilich ebenso wenig sicher ist, wie derjenige der Ermahnungen, welche wir von Vater und Mutter auf die Universität mitbringen. Viel wirksamer als früher kann aber die Tagespresse auf üble Gewohnheiten der Gerichte einwirken, beispielsweise durch den Abdruck von abschreckenden Sätzen, wie sie in den Urtheilsgründen unsrer Gerichtshöfe alltäglich vorkommen. Während unsre alten Richter sich empfindlich verletzt fühlen, wenn der controllirende Präsident das abgesetzte Urtheil manchmal so corrigiren muß wie das Exercitium eines Tertianers, so lassen sich dieselben Herrn immer noch leichter eine Kritik der Presse gefallen, und Sie werden sich auf diesem wie auf vielen Gebieten ein Verdienst erwerben, wenn Sie einmal eine kleine „Schreckenskammer" aus Stylproben deutscher Gerichtshöfe zusammenstellen möchten.

Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Hochschätzung

Ihres ergebenen

R. v. Gneist.

Digitized by Google

Aus Eduard Lasker's Nachlaß.

Sein Briefwechsel aus den Jahren 1870/71.

(Fortsetzung.)

Barth an Lasker.

München, 5. November 1870.

Lieber Freund Lasker!

Wenn ich Ihnen seit länger nicht mehr geschrieben habe, so liegt der Grund davon in unserer totalen Unwissenheit über den augenblicklichen Gang der Dinge in der Einigungsfrage. Dies besteht noch fort, ich habe aber Anlaß, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche unserer Partei in Bayern durch die Berliner Fortschrittspartei droht. Diese Herren haben sich nämlich an die Nürnberger, von welchen Erhard bekanntlich unbedingt in die Herren Duncker und Consorten vernarrt ist und seine dortigen Freunde mit sich zieht, gewendet und es bewirkt, daß die in Nürnberg wohnenden Mitglieder des Zollparlaments und der bayrischen Abgeordnetenkammer von sich aus eine Einladung an alle Mitglieder der bayrischen Fortschrittspartei zum Besuche der von der preußischen Fortschrittspartei auf Grund ihres bekannten Programms in Thüringen abzuhaltenden Versammlung erlassen haben, nachdem sie eine solche Einladung von Seite der leider nicht hier, sondern in Mittelfranken tagenden Commission der Landesfortschrittspartei trotz ihrer sonstigen Präponderanz in derselben durch den Widerstand der Erlanger nicht hatten erlangen können. Die in München wohnenden Abgeordneten, welche der Fortschrittspartei angehören, haben sofort mit einem energischen „quod non" geantwortet und ihre Antwort den sämmtlichen übrigen zur Partei gehörigen Abgeordneten durch Circulare communizirt. Die letzteren, zugleich zur Meinungsäußerung aufgefordert, haben sich nun theilweise in Briefen an mich mit ihren Erklärungen vernehmen lassen, dieselben gehen aber in ihren Anschauungen sehr auseinander, so daß ich eine Zerklüftung unserer Truppe fürchte, die mich leider nicht überrascht, indem ich schon länger her ein Hinneigen ungefähr eines Drittheils unserer Leute zu den Anschauungen derjenigen, welche die von ihnen sogenannte Freiheit über die Einheit setzen, wahrgenommen habe und wohl nur der Eintritt des Kriegs es verhindert hat, daß nicht die Spaltung schon früher hervorgetreten ist. Wir müssen aber gleichwohl den förmlichen Ausbruch derselben um jeden Preis so lange zu verhindern suchen, bis das, was jetzt in Versailles verabredet wird und was ich mit meinen näheren Freunden, es sei wie es will, wenn nur, wie selbstverständlich, das Vollparlament dabei ist, einfach acceptiren will, durchgesetzt ist, denn wir brauchen dazu in der bayrischen Abgeordnetenkammer eine Zweidrittel Majorität und dürfen daher keinen Mann verlieren. Wenn Sie daher von Berlin aus noch etwas thun können, um das Treiben der dortigen Fortschrittspartei, das mir viel Ähnlichkeit mit dem, was die Studenten Fuchsfangen heißen, zu haben scheint, durch die Presse ins gehörige Licht zu setzen, so versäumen Sie ja keine Stunde und theilen Sie mir

Digitized by Google

Alles sofort mit, was etwa zweckmäßig durch unsere Presse in Süddeutschland wieder verbreitet werden soll und kann. Haben wir erst das deutsche Parlament, dann mögen in Gottes Namen Herr Erhard und Genossen sich der Fortschrittspartei anschließen. Die bayrische Partei dieses Namens hat dann ihr Ziel und damit ihr Ende erreicht und die Mehrheit von uns wird doch da beitreten, wo man etwas gelernt hat und nicht die Geschichte seit 1848 spurlos an sich hat vorübergehen lassen. Für den Augenblick aber ist es für meine Taktik von der höchsten Wichtigkeit, daß der Berliner Fortschrittspartei von dort aus die Kappe schonungslos abgezogen wird.

Freundlichst grüßend Ihr M. Barth.

Bezüglich der Einigungsfrage schreibt man mir von Carlsruhe (doch nicht vom Neuesten), daß Bayern sich schlecht halte, von Berg aus aber wird fortwährend versichert, wir könnten ganz ruhig sein.

Lasker an Barth.

Berlin, den 7. November 1870.

Lieber Freund.

Das Schreiben der Münchener Abgeordneten vom 1. November war mir in einem Druckexemplar vor Ihrem Briefe zugekommen, aber ich war nur unvollkommen mit den Schritten der Herrn Duncker und Genossen bekannt. Sofort nach Empfang Ihres Briefes erkundigte ich mich bei Dr. Löwe, welcher mir mittheilte, daß er zwar von der äußeren Leitung der Partei sich zurückgezogen habe, doch annehmen dürfe, der früher ins Auge gefaßte Plan einer Zusammenkunft von Abgeordneten vor dem nächsten Reichstage sei hier bereits aufgegeben. Ich habe allen Grund dies zu glauben, weil das Programm der Fortschrittspartei mit Bezug auf die deutsche Verfassung und das Hervordrängen einer Constituante und liberalen Verbesserung in der Mitte der Partei selbst auf vielfache Mißbilligung stößt. In diesem Sinne dürfen Sie schon jetzt den Freunden schreiben. Übrigens werde ich wohl Herrn Duncker, den ich heute nicht getroffen habe, morgen direct befragen und Ihnen dann Bestimmtes mittheilen. Sollte wirklich der Plan nicht aufgegeben sein, so würden wir ihn auf das Entschiedenste bekämpfen und sicher nicht ohne Erfolg.

Sehr verwundert mich Ihre Schlußbemerkung über den Stand der Verhandlungen in Versailles. Genau vor acht Tagen habe ich hierüber an Marquardsen geschrieben. Meine zuverlässigsten Nachrichten, welche heute etwa 12 Tage alt sind, gingen dahin, daß die bayerischen Bevollmächtigten Forderungen stellen, welche einer Ablehnung des Anschlusses völlig gleichkommen, und daß ein Ergebniß durchaus unwahrscheinlich sei. Als Beispiel führe ich an, daß die völkerrechtliche Vertretung durch das Präsidium nur unvollkommen zugestanden, für Bayern ein absolutes Veto gegen Competenzerweiterungen, ebenso ein selbstständiges Militärbudget verlangt wird. Alles dies habe ich Marquardsen mitgetheilt, und ich habe ihn gebeten, geeignete Schritte zu veranlassen und selbst nach München zu gehen, auch mit Ihnen sich in Verbindung zu setzen. Eine offene

Digitized by Google

Kundgebung schien mir nicht zeitgemäß, damit die Gegner nicht neuen Muth schöpfen. Ich hielt Marquardsen für den Correspondenten der Partei und bin deshalb überrascht, daß er Ihnen gar Nichts mitgetheilt hat und mich ohne Antwort läßt. Gestern habe ich in einem nicht an mich gerichteten Brief aus Versailles vom 3. November den ungünstigen Stand der Verhandlungen mit den bayerischen Bevollmächtigten bestätigt gelesen, es scheint also noch keine wesentliche Besserung eingetreten zu sein. Der Anschluß Badens, Südhessens und Württembergs ist gesichert und dies beruhigt mich. Aber was ließe sich thun um auf die bayerische Regierung einen Druck auszuüben? Oder ist es besser, die Angelegenheiten gehen und die Isolirung wirken zu lassen? Schreiben Sie mir Ihre Ansicht.

Mit herzlichem Gruße Ihr Lasker.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, den 7. November 1870.

Lieber Freund.

Haben Sie Dank für die eingehenden Mittheilungen, welche Vieles ergänzen, was in den andern Nachrichten aus Versailles nur angedeutet oder allgemein zusammen gefaßt ist. Der jüngste Brief von dort war vor Ihrer Abreise geschrieben; derselbe äußert wenig Zutrauen auf ein jetziges Gelingen der Verhandlungen mit Bayern. Ähnlich äußert sich ein Brief Keudells vom 3. November, den ich gestern eingesehen habe. Ich aber bin zufrieden, seit ich den Anschluß Württembergs gesichert und für den schlimmeren Fall Bayern völlig isolirt weiß. Sehr beruhigt mich, daß Delbrück das gesonderte Militärbudget Bayerns für unannehmbar hält; hoffentlich siegt diese Meinung, obschon Bismarck zum Nachgeben geneigt scheint. Andererseits freut mich, daß Sie die Competenz der Justizgesetzgebung nachdrücklich aufrecht erhalten haben. In der mündlichen Unterhaltung hatte Delbrück mir zugestimmt, später über diesen Punkt geschwiegen; nun bin ich beruhigt. Merkwürdigerweise meldet man mir, daß in Berg (dem Hofhalt des bayerischen Königs) die Aussichten des Gelingens für gut gehalten werden. Ob man dort die Geneigtheit Bismarcks zu weit gehenden Concessionen vermuthet? Fast glaube ich es, da Lutz noch so hoch gespannte Forderungen stellt. Ich habe Delbrück angedeutet, daß die bayerische Regierung erst in der Verhandlung mit Bismarck die äußerste Linie des Entgegenkommens ziehen werde; ich vermuthe dies aus den Unterredungen in München. Den informirenden Inhalt Ihres Briefes will ich nochmals sorgfältig durchgehen und ich werde deshalb den Brief erst morgen oder übermorgen an Forckenbeck senden. Ich komme dann auf Einzelnes zurück.

Die Einberufung nach Versailles findet hier nirgend Anklang und überall Widerspruch. Gestern bereits hatten wir einen Artikel dagegen in unserer B. A. L. eingerückt; unmittelbar nach Empfang des Briefes war Sitzung des Vorstandes, welcher u. A. auch Unruh, Miquel und Hennig beiwohnten. Ich frug an, ob auf Grund ihrer Mittheilung der Artikel noch in der letzten Stunde zurückzuziehen

Digitized by Google

sei; einstimmig wurde dies verneint. Ich habe nur dafür gesorgt, daß eine Hinweisung auf mögliche Verfassungsbedenken weggelassen würde, um nicht aus Mißverständniß den Anschein eines Principienstreites hervorzurufen. Sachlich aber sprechen die weit überwiegenden Gründe gegen die Einberufung nach Versailles. Das Ausland, Feindesland, die unmittelbare Nähe des Gefechtsfeldes, die strengste Herrschaft des Kriegsgesetzes sind keine passende Situation für die Zusammenkunft des Parlaments, für parlamentarische öffentliche Verhandlungen und die Berathung der Verfassung. Das Ansehen der Verfassung, ja selbst das Ansehen der Nation könnte darunter leiden. Und wer bürgt Ihnen, daß nicht Gegner und Halbfreunde ihr Erscheinen versagen? Das Volk würde ihnen nicht Unrecht geben. Besser ist einen solchen Gedanken im Keime zu unterdrücken, ehe er sich in eine feste Absicht verwandelt hat. Sie haben Sich doch nicht für Zustimmung engagirt? Lassen Sie mich wissen, wenn dies der Fall ist, da wenigstens die Methode des Verhaltens dadurch beeinflußt wird. Übrigens bin ich außer Sorge, daß die Muße zur Herkunft sich finden wird, wenn die volle Einigung und die Proclamation des Kaisers zu Stande kommt. Gelingt der Anschluß Bayerns aber für jetzt noch nicht, dann kann die Verhandlung im Reichstage leicht im geschäftlichen Stile und unter Stellvertretung geführt werden.

Eine Einladung der Herren Duncker und Genossen an die Abgeordneten der Fortschrittspartei in Bayern, zu einer Berathung auf Grundlage des hiesigen Programms der Fortschrittspartei zusammenzutreten, hat der größte Theil der bayerischen Freunde energisch abgelehnt, doch bittet M. Barth den Plan blos zustellen, da er Zersplitterung fürchte, die nationale Partei dort aber keine Stimme entbehren kann. Ich habe die Schritte gethan, um die schädliche Irrung zu verhindern. Da die Constituante auch unter der hiesigen Fortschrittspartei zahlreiche Mißbilligung findet, so wird wohl die Agitation im Süden aufgegeben werden.

Mit herzlichem Gruße Ihr Lasker.

Lasker an Simson.

Berlin, den 9. November 1870.

Hochgeehrter Herr Präsident.

In der vorigen Woche habe ich von Delbrück, in dieser Woche von Bennigsen einen vertraulichen Brief gehabt. Beide Berichte bestätigen, daß der Beitritt Württembergs unter allen Umständen gesichert ist und demgemäß der Anschluß Südhessens, Badens und Württembergs bevorsteht. Delbrück hat geringe, Bennigsen mehr Hoffnung, daß schon jetzt auch mit Bayern der Vertragsschluß gelingen werde; die Verhandlungen schweben noch und nach der ausführlichen Mittheilung Bennigsens bin ich eher geneigt anzunehmen, daß eine Verständigung erzielt wird, zumal da ich sicher bin, daß Bayern die völlige Isolirung nicht ertragen kann. Vermuthlich wird mancher Streitpunkt von der Entscheidung des Reichstags abhängen. Der Reichstag wird höchst wahrscheinlich am 25. November oder um diese Zeit zusammenkommen. Wir werden eine Anleihe zu gewähren und das

Digitized by Google

Anschlußgesetz zu berathen haben, je nachdem, entweder für alle Südstaaten oder mit Ausnahme Bayerns. Wie die Sachen liegen, wird vermuthlich dasselbe Gesetz alle beitretenden Staaten zusammenfassen können. Der Plan, nach Versailles zu berufen, hat bestanden, Bismarck hat ihn gehegt, aber er war von Hause aus absurd und ist nun aufgegeben. Jetzt denkt man an Straßburg; der Gedanke hat etwas Verführerisches und mehrere Haupteinwendungen gegen Versailles fallen hier fort, namentlich der Einwand, daß das Gefechtsfeld allzunah ist. Aber auch gegen Straßburg wünsche ich entschieden zu widerrathen, so lange das Land noch nicht förmlich für deutsch erklärt ist. Das Ausland ist nicht der rechte Boden für die Berathung der deutschen Verfassung, und der Belagerungszustand nicht die geeignete Situation. Gehen die Gegner oder halben Freunde nicht hin, so haben sie einen triftigen Grund. Ich will auch gegen den neuen Plan Widerspruch erheben und möchte Ihre Ansicht hören. Vielleicht finden Sie recht bald die Muße, mir Ihre Ansicht mitzutheilen, denn in solchen Dingen thut die äußerste Beschleunigung Noth. Ich würde keinen Einwand erheben, wenn wir nach der äußersten Grenze Deutschlands berufen würden, auch außerhalb des Bundes. Kann der König nicht von Paris weg, und wird des Kaisertitels wegen eine Feierlichkeit nothwendig, so schicken wir eine stattliche Deputation. —

Schon längst hätte ich Ihnen für die sonnigen Tage danken sollen, die Sie mir wiederum in der Familie bereitet haben, doch werden Sie das Gefühl würdigen, welches von einem abstrakten Dankesbrief abgehalten hat. Empfehlen Sie mich gefälligst den Damen und den Freunden des Hauses und seien Sie auf das Herzlichste gegrüßt. Ihr Lasker.

Simson an Lasker.

Mein theurer und hochverehrter Freund.

Ich komme Ihrem freundlichen Verlangen nach schleuniger Beantwortung Ihres Briefs vom gestrigen Tage ungesäumt nach, und ich kann es um so leichter, da ich Ihre Ansicht von A—Z theile, also nicht nöthig habe, die Frage, wie man wichtige Fragen nach einer alten Regel soll, wenigstens eine Nacht hindurch zu beschlafen. Mir scheint, daß, einen Reichstag, der mitunter in der besten Jahreszeit selbst in der Leipzigerstraße unbeschlußfähig gewesen sein soll, in der schlechtesten nach Versailles zu berufen, unmöglich ist und nach Straßburg, so gut als unmöglich. Ich bin mir bewußt, auch für die symbolische Bedeutung der Dinge nicht ohne Verständniß zu sein und ich verstehe wie man, zumal von einer wirklichen Noth unterstützt, auf den Gedanken hat kommen können; aber selbst in seiner symbolischen Bedeutung erscheint mir der Plan mindestens zweier Auslegungen fähig und wenig scheint mir dafür zu sprechen, daß die Auslegung, die er wirklich findet, die günstige sein werde. Ich habe nicht nöthig hinzuzusetzen, daß ich, wenn man gleichwohl daran festhalten sollte, der Letzte bin, der fehlen möchte.

Der bayrische Widerstand überrascht mich nicht, aber er ist mir darum nicht weniger unbegreiflich. Mir scheint, wenn er bis zum Ende sollte behauptet werden, entfesselt er die centrifugalen Kräfte des aus so heterogenen Bestand-

Digitized by Google

theilen zusammengesetzten „Reichs“ und macht in nicht zu langer Frist ein kleines Österreich daraus. Fiat voluntas.

Die Meinigen erwiedern Ihr freundliches Andenken von ganzem Herzen. Den Freunden sollen Ihre Grüße alsbald bestellt werden.

Auf glückliches Wiedersehen also gegen Ende des Monats. Ich bin in nachgerade alter Treue Ihr herzlich ergebener

Frankfurt a/O., 10. Novbr. 1870. Simson.

Lasker an Delbrück.

Hochgeehrter Herr Staatsminister.

Vielleicht ist es Ihnen angenehm, über einen jetzt in Frage stehenden Punkt eine hiesige, übrigens vielfach vertretene Meinung zu hören; auf diese Möglichkeit hin nehme ich Ihre Nachsicht in Anspruch. Der Plan, den Reichstag nach Versailles zu berufen, ist, wie ich eben zu meiner Beruhigung höre, wegen der zahlreich entgegengesetzten Erwägungen aufgegeben worden. Dagegen soll jetzt Straßburg in Betracht kommen. Diese Combination war mir gleichfalls, ehe sie noch anderweitig ausgesprochen worden, in den Sinn gekommen, aber sofort traten mir die Bedenken entgegen, welche mir nicht gelungen ist, zu überwinden. Noch ist die Stadt nicht als deutsches Gebiet proclamirt, sondern Ausland und Feindesland. Schon dies genügt, um die Hinberufung des Reichstags ohne die äußerste Noth nicht rathsam erscheinen zu lassen. Überdies herrscht in der Stadt und Umgegend der gesetzliche Kriegszustand. Ich fürchte, daß Viele einen nicht durchweg zu mißbilligenden Einwand entnehmen könnten, unter diesen Umständen im Reichstage nicht zu erscheinen. Erheischen die Verhältnisse, daß der Herr Bundeskanzler um Vieles Versailles näher bleibe, so würde sich ein badenscher Ort in der Nähe ebenso empfehlen, wie etwa Offenburg, Freiburg oder Karlsruhe. An Räumlichkeiten wird es dort vermuthlich weniger fehlen, als in Straßburg und die größere Entfernung ist kaum der Rede werth. Selbstverständlich soll jeder formale Punkt der höhern Rücksicht sich unterordnen, daß die gewonnenen Ergebnisse ohne Säumen durch gesetzliche Sanction unwiderruflich gemacht werden. Aber wenige Stunden Entfernung können wohl schwerlich von so entscheidender Bedeutung sein, daß nicht lieber förmliche Bedenken umgangen werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Eurer Excellenz ergebener

Berlin, den 10./11. 70. Lasker.

Lasker an Delbrück.

Hochgeehrter Herr Staatsminister.

Die Nachricht, daß der Reichstag doch nach Versailles werde berufen werden, kehrt mit großer Bestimmtheit wieder und ich muß an der mir zugegangenen entgegengesetzten Mittheilung zweifeln. Auf das Ängstlichste besorgt, daß die Förderung des Bundes nicht auf schädliche Einflüsse stoße, sehe ich, zu meinem aufrichtigen Bedauern, mich zu einem nochmaligen Bericht an Ew. Excellenz genöthigt. Selbst in den nächst befreundeten Kreisen verstimmt die Absicht ganz überwiegend;

Digitized by Google

ich weiß für jetzt nur Herrn v. Bennigsen aus der Zahl der Freunde zu nennen, welche den Plan als äußerstes Auskunftsmittel billigen. Auch Herr Präsident Simson erblickt in ihm mancherlei Gefahr parlamentarischen Mißlingens. Ich will die vielen Gegengründe nicht wiederholen, da sie wohl sämmtlich erwogen sind. Aber was sich hier besser erfahren läßt, als in Versailles, ist wirklich zu besorgen, daß der Reichstag entweder nicht beschlußfähig, oder mindestens nur spärlich beschickt wird; von gewissen Fractionen vielleicht gar nicht. Das Zweite scheint mir wahrscheinlicher als die Beschlußunfähigkeit, da die unbedingten Förderer des Bundes, auch wenn sie die Berufung nach Versailles tief bedauern, doch nicht ausbleiben werden. Aber auch der spärliche Besuch und das Ausbleiben bestimmter Parteirichtungen schädigt das Ansehen des Werkes und gefährdet es vielleicht, wenn der bayerische Landtag doch noch in Betracht kommt. Ist Versailles unwiderruflich bestimmt, so werde ich mit aller Kraft für zahlreiche Beschickung wirken, aber vorher halte ich mich verpflichtet, Ihnen die hiesige Stimmung und die möglichen Irrungen zu melden. Ich weiß, daß Ihnen die beste Art des Abschlusses mehr als eine Frage der Politik ist und sehr am Herzen liegt; dieser Beiden gemeinsame Antrieb läßt mich auf eine freundliche Aufnahme und möglichste Erwägung dieser Zuschrift rechnen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verbleibe ich Euerer Excellenz ergebener

Berlin, den 10./11. 70. Abends. Lasker.

Lasker an Forckenbeck.

Berlin, 10. November 70.

Mein lieber und verehrter Freund.

Den wichtigsten Theil meines heutigen Briefes bildet die Anlage; aus derselben ersehen Sie das Verhandelte und die Anschauung Bennigsens. Mit Delbrück habe ich in mehrfacher Correspondenz gestanden; er hat mir zweimal in ausreichender Ausführlichkeit über den dortigen Stand der Dinge und seine Ansicht geschrieben, ich habe ihm noch öfter geschrieben und auf seinen wiederholten Wunsch einige Notizen zur Bundes-Verfassung gesendet, jedoch nur unter meiner eigenen Verantwortlichkeit. Delbrück ist überwiegend der Ansicht, daß mit Bayern für dieses Mal der Anschluß nicht gelingen werde, da er jedoch die genügenden Vollmachten Württembergs und den unbedingten Beitritt dieses Staates bestätigt, so fürchte ich das völlig isolirte Bayern nicht länger. Vielmehr habe ich noch vor Empfang des Bennigsenschen Briefes, auf Delbrücks eigene Auseinandersetzungen hin, für rathsam gehalten, entschieden mich dafür auszusprechen, daß die Lust, sofort mit Bayern zu Stande zu kommen, nicht zu schädlichen Zugeständnissen verführen möge. Besonders gewarnt habe ich, nicht nachzugeben wegen der Competenzerweiterungen, des selbstständigen Militärbudgets für Bayern und der Competenz in der Rechtsgesetzgebung. Der Brief des Freundes überzeugt mich, wie ursprünglich bei dem einen und dem andern Punkt Gefahr vorhanden war und in einigen Dingen noch besteht. Doch spricht sich Delbrück entschieden gegen das selbstständige Militärbudget Bayerns und das Veto bei

Digitized by Google

Competenzerweiterungen aus. Dreizehn bis vierzehn Stimmen sind mir zum wirksamen Widerspruch ein wenig zu knapp, da die drei Königreiche zusammen verhindern könnten, eine solche unnatürliche Coalition nicht aber außer Wahrscheinlichkeit ist; ich würde schon um deswillen eine Stimme mindestens über deren Stimmenzahl, also wenigstens 15 Stimmen für Preußen wünschen. Bedenken erregt mir und nicht ganz verständlich ist, was Bennigsen über den Ausschluß der Competenz für Heimaths- und Niederlassungsrechte schreibt, da ohne diese Gemeinschaft die Freizügigkeit schwer ausführbar erscheint. Der fortgesetzte Widerstand Bismarcks gegen das Bundesministerium ist höchst bedauerlich, doch werden wir zu gewinnbringenden Reformen keine Zeit besitzen. Der erweiterte Bund wird noch mehr Arbeit in der zweckmäßigen Einrichtung des neuen Staatswesens geben, aber wir nehmen sie gern auf uns, da endlich der deutsche Staat begründet ist. Was über den Erwerb und die Bestimmung des von Frankreich abzulösenden Gebietes beabsichtigt wird, sagt mir völlig zu; die richtigen Grenzen weiß ich nicht zu beurtheilen, doch sehe ich den Grundsatz bestätigt, daß nicht ohne zwingenden Grund rein französische Ortschaften einverleibt werden. Bleibt die Besitzfrage der Mitbestimmung des deutschen Reichstages vorbehalten, so gewinnen wir Zeit, über das Zweckmäßige nachzudenken, nachdem die Zustände bereits thatsächlich geschaffen sind.

Die Berufung nach Versailles ist aufgegeben; wie ich höre, denkt man jetzt an Straßburg, aber auch gegen diesen Ort bleiben mancherlei Einwendungen, wenn auch die hauptsächlichen gegen Versailles nicht gegen Straßburg in gleichem Maaße zutreffen. Tritt Bayern nicht vor dem nächsten Reichstage hinzu, so wäre Karlsruhe nicht viel weiter als Straßburg, sonst empfiehlt sich aber Köln, wenn Zeit gespart werden muß. Ich bitte den Brief Bennigsens[1]) mir recht bald zurückzuschicken; ich brauche ihn, um die Correspondenz vollständig zu erhalten. Herzlich grüßt Ihr Lasker.

Marquardsen an Lasker.

Lieber Freund.

Ihr Brief traf mich gerade in den Vorbereitungen zur Übernahme des Prokancellariats, dem Beginn meiner Vorlesungen und einer Masse anderer Geschäfte, so daß eine Reise nach München ganz unmöglich war. Ich hätte aber dort auch nichts machen können, ebenso wenig, wie die in München anwesenden Freunde. Hat unsere Regierung im Einklang mit dem König sich entschlossen, die absolut nothwendigen Bedingungen nicht einzugehen, so hilft dagegen unser Drängen jetzt nichts, dann muß Bayern sein Schicksal tragen. In der Zwischenzeit nach Ihrem Briefe hatte mich in meiner schon sehr pessimistischen persönlichen Auffassung, die ich aber aus politischen Gründen öffentlich nicht merken ließ, die Erklärung der Provincialcorrespondenz etwas stutzig gemacht. — Man hofft ja gern, was man wünscht, aber die heute aus München mir zugehenden Nachrichten

[1]) Dieser Brief ist abhanden gekommen. Die noch kurz vor dem Ableben des Oberbürgermeisters von Forckenbeck in dessen Papieren angestellten Nachforschungen sind erfolglos geblieben.

Digitized by Google

bestätigen vollständig die Berliner Notizen. Ob noch in zwölfter Stunde ein Umschlag eintritt, müssen wir abwarten, man kann ja nach dem Worte Johnson's gewissen Leuten zwar Gründe geben, aber nicht den Verstand, sie zu begreifen.

Unterdessen hat mir und uns allen die Ansprache Eurer Fortschrittspartei vom 25. September allerlei Unbequemlichkeit verursacht.

Die Nürnberger, welche schon lange das Joch Marquard Barths widerwillig tragen und unsern alten Tyrannen für viel schlimmer halten, als er ist, haben sich bei dieser Gelegenheit für unsere Münchener Besprechungen, die sie für nationalliberale Sonderbündelei halten, revanchiren wollen und daher mit einem gewissen Feuer die dargebotene Hand von Duncker u. s. w. ergriffen. Ich habe abgewehrt, daß dieser Standpunkt zur Parteisache gemacht wird, aber die alte Häkelei zwischen München und Nürnberg ist wieder losgegangen und man hat seine liebe Noth um das Ding in seinen von Haus aus kleinlichen Dimensionen zu halten. Ich werde in diesem Sinne auch schreiben und bitte nur von Euch aus die Sache als höchst unschuldig gehen zu lassen. Daß der Gegenstand überhaupt in die Presse kam, was solche Risse immer verschlimmert, wurde durch München verschuldet, welches von einer verzweifelten Schwatzhaftigkeit ist. Sie kennen ja selber, lieber Freund, die Noth, welche man mit dem Neuigkeitshunger und der kurzen Verdauungszeit der Herren von der Presse hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie, sowohl in Ihrem neuen Beruf als mit Ihrem politischen Einfluß dafür interessiren, unserm alten Barth in München die Vertretung von dort schwebenden Processen u. s. w. zuzuwenden, der Mann braucht es, da es sehr schwer ist, in seinen Jahren und mit seiner ganzen Art sich rasch eine Clientel zu verschaffen; ich denke, daß, von Berlin aus, in München doch manches zu thun ist und zweifle nicht daran, daß Sie unserm Freunde, der bei all seinen Schwächen doch ein ganzer Kerl ist, gerne hülfreiche Hand leisten.

Ich will gegen die Hoffnung hoffen, daß alles noch besser geht, als wir denken und tröste mich damit, daß es auch gut geht, wenn es schlecht geht. Augenblicklich sind wir sehr gespannt auf das Gesammtresultat Eurer Wahlen und freuen uns darüber, daß Fortschrittspartei und Nationalliberale doch meistens ordentlich zusammengegangen sind. Dies ist für unsere jetzt schwebende Sache sehr gut zu verwerthen.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Freunde Ihr Marquardsen.

Erlangen, den 11. Nov. 70.

Delbrück an Lasker.

Versailles, Novbr. 6. 1870.

Euer Hochwohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 1. d. M. habe ich in Folge einer durch verfehlte Eisenbahn-Anschlüsse veranlaßten Verspätung des Kuriers erst gestern erhalten.

Die Verhandlungen mit Bayern sind jetzt nicht abgebrochen, aber unterbrochen. Sie sollen nach dem Abschluß mit den drei andern Staaten und nach Einholung neuer Instruktionen in München fortgesetzt werden. — — — — —

Digitized by Google

8. November.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Verhandlungen mit den andern süddeutschen Ministern sind so weit gediehen, daß wir übermorgen würden unterzeichnen können, wenn Herr von Roon und Herr von Suckow bereits ihre Militärkonvention fertig hätten. Für einen großen Gewinn erachte ich es, daß wir uns über die sofortige Einführung eines großen Theiles der Bundesgesetzgebung verständigt haben. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

9. November.

Ich muß zum Schluß eilen, sonst läuft der Brief Gefahr, gar nicht abzugehen. Die Bayern möchten gern doch noch etwas fertig bringen, ob es gelingen wird, weiß ich nicht.

Noch zwei Worte über die formelle Methode. Es war dies die Feststellung einer Verfassung für den „deutschen Bund", welche zum größten Theile die Norddeutsche Verfassung wörtlich wiederzugeben und die in Folge des Eintritts der Süddeutschen Staaten erforderlichen Änderungen an den geeigneten Stellen zu enthalten hätte. Als ich zuerst hierher kam, schwebte mir ein anderer Weg vor, welcher für mich bequemer war, nämlich ein besonderer Vertrag mit jedem einzelnen Staate, welcher die Annahme der Norddeutschen Verfassung und sodann die einzelnen, für jeden Staat geltenden Maßgaben enthielte. Um mir die Lage klar zu machen, entwarf ich einen bezüglichen Vertrag für Württemberg. Daß die Sache auf diesem Wege zu machen war, ergab dieser Entwurf; er zeigte aber zugleich, daß sie, wenn man sich die andern, zwar analoge, aber doch sachlich verschiedene Verträge daneben dachte, sehr unschön, zum Theil wenig verständlich wurde. Was mich aber entschied, war die Erwägung, daß dieser Weg den Vertrags-Charakter viel zu sehr in den Vordergrund und den Verfassungs-Charakter viel zu sehr in den Hintergrund brachte. Sie werden sich, wie ich hoffe, überzeugen, daß die Änderungen der Norddeutschen Verfassung in Folge des Beitritts von Württemberg, Baden und Hessen so wenig eingreifender Natur sind, daß sie füglich durch eine neu redigirte Verfassung erledigt werden können.

Zuletzt noch meinen schönsten Dank für Ihre Bemerkungen zur Verfassungsrevision.

Mit vorzüglichster Hochachtung Ihr ganz ergebenster Delbrück.

Telegramm. Berlin 14. November.

Lasker an Elben, Stuttgart.

Bitte mit der Veröffentlichung der Mittheilungen Bennigsen's zu warten. Ich schreibe Ihnen Authentisches Lasker.

Telegramm. Berlin 14. November.

Lasker an Bennigsen, Hannover.

Bitte mit Publicationen zu warten, ich schreibe Ihnen soeben empfangene authentische Nachricht. Lasker.

Digitized by Google

Lasker an Elben.

Berlin den 14. Novbr. 1870.

Lieber Elben.

Sie haben einen Brief von Bennigsen erhalten, welcher den Abschluß mit Württemberg in Zweifel stellt. Ich habe unanfechtbare Nachricht vom neuesten Datum in Händen, wonach im Hauptquartier die Württembergische Angelegenheit gut geordnet war; die Verträge dürften jetzt schon gezeichnet sein. Ob in Stuttgart Veränderungen vorgegangen sind, weiß ich nicht, vermuthe es aber auch nicht. Schreiben Sie mir, was Sie in Ihrer Stadt über die Haltung des Königs erfahren; aus dem Hauptquartier werde ich bald Gewißheit haben, ob dort seit dem 9. eine Veränderung wahrzunehmen. Auch mit Bayern sind die unterbrochen, nicht abgebrochen gewesenen Verhandlungen auf den Wunsch der bayerischen Minister wieder aufgenommen worden. Ich halte es nicht für rathsam, sondern gefährlich, den Abschluß mit Württemberg öffentlich anzuzweifeln. Warten Sie lieber unsere Nachrichten ab, ehe Sie von Bennigsen's Mittheilungen öffentlichen Gebrauch machen. Setzen Sie gefälligst die Freunde, vor Allem Hölder, in Kenntniß. Ich schreibe bald mehr.

Ihr Lasker.

Lasker an Elben.

(Original, durch die Güte des Herrn Dr. Elben).

Berlin, den 14. November 1870, Abends.

Lieber Freund,

Sie erhalten diesen Brief vielleicht gleichzeitig mit meinem früheren von heute Mittag. Beide Depeschen werden Ihnen durch den später eingegangenen Brief Bennigsen's und die anderweitig zu Ihrer Kenntniß gelangten Nachrichten verständlich geworden sein. Bis zum 11. d. M. herrschte noch nicht die Besorgniß der Verschleppung, welche inzwischen hervorgetreten ist. Die bayerischen Minister im Hauptquartier hatten schon den Entschluß gefaßt, nach Hause zu reisen, haben später den Entschluß aufgegeben und die unterbrochen gewesenen Verhandlungen wieder aufgenommen. Seitdem scheint auch von Stuttgart aus Hinderniß bereitet zu werden. Zwar ist es noch nicht rathsam, den Abschluß als aufgegeben zu behandeln, aber mir scheint, daß der Fall namentlich in Württemberg auf das Ernsteste behandelt werden muß. Das Wohl und die höchsten Interessen des Landes können doch nicht von der Laune Einzelner abhängig gemacht werden. Die Wahlen müssen zu einer auffälligen und kräftigen Agitation gegen diese Art persönlicher Politik benutzt werden. Die Sache ist eine gute und muß, wenn mit Eifer verwerthet, auch in den ländlichen Wahlkreisen zur Anerkennung kommen. Wir werden von hier aus, so weit nur irgend möglich, in gleichem Sinne und mit gleicher Energie vorgehen. Sie geben gewiß Freund Hölder auch von diesem Brief Kenntniß und schreiben mir wie es bei Ihnen nach der überraschenden Nachricht aussieht.

Herzlichen Gruß Ihr Lasker.

Digitized by Google

Lasker an Bennigsen.

Berlin, den 14/11 70.

Lieber Freund.

Ich war eben im Begriff Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief empfing und habe sofort Ihnen und Elben telegraphirt, weil ich der Meinung bin, daß man nur mit voller Kenntniß der Dinge in die Öffentlichkeit treten darf. Gestern Abend fand ich beim Nachhausekommen einen sehr ausführlichen Brief von D. vor, welcher am 6. November begonnen war und am 9. November abschloß. Dieses ist also die neueste Nachricht aus dem Hauptquartier und ich reproducire den Hauptinhalt zu Ihrer persönlichen Kenntniß. Am 10. November sollten die Verträge mit den Süddeutschen Staaten außer Bayern unterzeichnet werden, sofern die Hrn. v. Roon und v. Suckow die Militärconvention bis dahin fertig gebracht. Für Bayern ist Bray in der letzten Stunde (etwa am 6. d. M., doch bin ich über das Datum nicht ganz im Klaren) mit dem Project herausgetreten, daß das übrige Deutschland zu einem Bunde zusammentrete, und mit Bayern eine weiteres Bundesverhältniß abschließe. Dieser Plan wurde von unserer Seite sofort abgewiesen. Darauf erklärte Bray, mit seinen Collegen nach Hause reisen zu müssen, da die Vollmachten nicht ausreichten. Es wurde verabredet, mit den übrigen Staaten abzuschließen und dann in München die Verhandlungen mit Bayern aufzunehmen. Die bayerischen Minister sind aber nicht abgereist, haben sich einige Tage unsichtbar gehalten, am 8. zu weiteren Verhandlungen gemeldet und am 9. schreibt mir Delbrück darüber: „Die Bayern möchten doch noch etwas fertig bringen, ob es gelingen wird, weiß ich nicht." So stehen die Angelegenheiten. Hier habe ich gehört, doch nicht aus unanfechtbarer Quelle, daß unser König an den König v. Bayern einen eigenhändigen Brief geschrieben, doch der nationalen Sache die Opfer zu bringen, welche er als König v. Preußen ja gleichfalls bringe. Gewiß haben die bayerischen Minister die Ordre erhalten, zu bleiben. Ich halte es nicht für rathsam, sondern für gefährlich, den Abschluß mit Württemberg in Zweifel zu stellen; vermuthlich ist er bereits erfolgt, und in diesem Sinne bitte ich Sie an M. Barth und Elben zu schreiben, daß sie weitere Nachricht abwarten sollen. Antworten Sie mir doch sofort, was Ihre Meinung ist; ich halte inzwischen zurück. Kaum denkbar ist, daß der König von Württemberg zurückziehe, nachdem einmal unterzeichnet ist. Der Gedanke an Versailles ist glücklicherweise aufgegeben, überhaupt der Gedanke an ein Tagen im Auslande.

Mit herzlichem Gruße Ihr Lasker.

Telegraphiren Sie doch an M. Barth auf Brief zu warten, an Elben habe ich selbst telegraphirt, weil dort eine unrichtige oder unzeitige Veröffentlichung gefährlicher ist.

Lasker an Simson.

(Originalbrief erhalten durch die Güte S. Exz. des Hr. v. Simson.)

Berlin, den 14. November 1870.

Hochgeehrter Herr Präsident

Die Berufung nach dem Ausland sind wir los; der wunderliche Plan ist zum Theil wohl vor den Widersprüchen, mehr noch vor den Schwierigkeiten der

Digitized by Google

Ausführung aufgegeben worden. Nun aber steigen ernstere Besorgnisse auf. Hören Sie, wie das Aussehen der Lage zwischen gestern und heute sich verändert hat. Gestern hatte ich einen ausführlichen Bericht, der bis zum 9. November in Versailles reichte; dieser stellte den Abschluß der Verhandlungen mit allen Südstaaten außer Bayern für den nächsten Tag in Aussicht, materiell war man einig. Nur auf den förmlichen Vollzug der Militärconvention mit Württemberg wurde gewartet und dieser sollte am 10. November erfolgen. Alles Übrige war auch äußerlich schon abgeschlossen und zur Unterschrift vorbereitet. Ich wollte gerade an Sie schreiben, als ich von Bennigsen eine Meldung zugesendet bekam, daß in Stuttgart Zögerungen veranlaßt werden, weil Bayern nicht beitritt. Ich wollte dieser von einem außerpreußischen Nationalconservativen herrührenden, Bennigsen mitgetheilten Nachricht Angesichts des oben erwähnten ausführlichen Berichtes vom jüngsten Postdatum nicht glauben. Ich schrieb und telegraphirte in diesem Zweifelssinne auch nach Süddeutschland und Bennigsen. Die Einsicht späterer Briefe und Herfendungen überzeugten mich, daß auch am 11. November von solchen Verzögerungen in Versailles noch nichts bekannt war. Aber eine halbe Stunde später wurde ich mit dem Telegramm bekannt gemacht, welches das heutige Abendblatt der Nationalzeitung bringt und das Sie bei Empfang dieses Briefes bereits kennen werden. Diese plötzlich gemeldete Störung verstimmt mich, aber ich glaube nicht, daß sie mehr bedeute, als einen Aufschub. Die bayerischen Minister haben nämlich die unterbrochen gewesenen Verhandlungen wieder aufgenommen und dadurch scheint die spätere Verzögerung begründet. Von diesen Vorgängen wollte ich Sie in Kenntniß setzen, doch würde ich mündlich weit mehr mitzutheilen haben.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Lasker.

Lasker an Barth.

Berlin, 16. 11. 70.

Lieber Freund.

Säumen Sie nicht alle Hebel in Bewegung zu setzen. Diese Hofintrigue in Stuttgart muß uns auch in Bayern nützen. Sie wissen vermutlich, daß die Bayern etwa am 6. d. M. die Unterhandlungen so gut wie abgebrochen hatten, am 8. sie wieder aufgenommen haben. Mit Württemberg war Alles bis zur Unterschrift bereit. Die plötzliche Schwenkung ist empörend und das Volk fühlt die Beleidigung, die Intrigue scheint direct zwischen München und Stuttgart gesponnen. Schreiben Sie mir doch gef., was Sie veranlassen.

Herzlichst Ihr Lasker.

Lasker an Hölder.

Berlin, 16. 11. 70.

Lieber Freund.

Die plötzliche Schwenkung in den württembergischen Unterhandlungen ist unzweifelhaft aus Stuttgart gekommen und hat auch die Bevollmächtigten überrascht. Indessen gleichviel, woher das Hinderniß kommt, wir müssen es mit aller Energie

Digitized by Google

zurückweisen. Diese empörende Beleidigung des Volkes werden auch Solche nicht hinnehmen, welche sonst der nationalen Sache gegenüber lau waren. Sie müssen die Wahlversammlungen zu kräftigen Äußerungen benutzen. Wir werden doch nicht unmittelbar am Ziele von einer Hofintrigue die beinahe vollendete Ordnung der Dinge über den Haufen werfen lassen. Hier im Norden herrscht große Erbitterung. Schreiben Sie mir gefälligst, wenn Sie Zeit dazu finden, wie es bei Ihnen aussieht. Die Schwenkung Württembergs hängt offenbar mit der Wiederaufnahme der bereits unterbrochen gewesenen Verhandlungen der Bayern zusammen und ist kaum mehr, als ein Schachzug. Indessen schon der Zwischenfall ist empörend. Auf hiesigen Beistand aus allen Quartieren dürfen Sie rechnen.

Herzlichen Gruß Ihr Lasker.

Elben an Lasker.

Verehrter Herr.

Mit bestem Danke für Ihre beiden Telegramme und Briefe eile ich, dieselben mit dem Wenigen, was ich weiß, zu beantworten. Zunächst war wohl der Leitartikel im Merkur vom heutigen Datum, den ich Ihnen schickte, das Ihren Telegrammen und Bennigsen's Brief entsprechende, und diese Haltung wird in so lange die einzig zulässige bleiben, als man noch das Beste hoffen darf.

Etwas Positives weiß Keiner von uns, auch Hölder nicht, auch sonst gut unterrichtete Beamte nicht. Offiziös wird ausgegeben: Die beiden Minister seien nur auf kurz hierher gekommen, um zu referiren; sie gehen wieder nach Versailles. Vorgestern ließ der Minister Scheurlen Hölder zu sich bitten, um über die Wahlen mit ihm zu sprechen, er war bezüglich unserer meisten Kandidaturen sehr entgegenkommend, Hölder verfehlte natürlich nicht, ihm zu sagen, daß ein rascher Vertragsabschluß das Meiste für günstige Wahlen thun werde. Der Minister beruhigte, aber mit ganz allgemeinen Worten, welche nichts beweisen.

Ich verlasse mich wieder, wie so oft, auf die unerbittliche Logik der Thatsachen. Die Minister wollen bleiben; mit der Kammerauflösung haben sie die Schiffe hinter sich verbrannt; bieten sie jetzt blos ein weiteres Bündniß, so stoßen sie die Nationalen von sich, ohne die Großdeutschen mehr für ihre Person gewinnen zu können, dann hätte die Kammer nicht aufgelöst werden dürfen. Die Neuwahlen werden uns jedenfalls bedeutend verstärken, die ministerielle Partei allerdings auch, aber keinesfalls so stark, daß es die Regierung ohne uns mit Ultramontanen und Demokraten aufnehmen könnte. Deshalb die Unterhandlung mit Hölder, welche, wie ich hoffe, einigermaaßen einen guten Eindruck auf den Minister machen müßte. Vertragsabschlüsse und Wahlen stehen natürlich in Wechselwirkung: Ist der Vertrag unterzeichnet, so fallen die Wahlen gut aus; eine nationale Mehrheit reißt auch die schwankenden Minister mit fort. Deshalb sind wir so froh an der Auflösung der alten Kammer.

Unser Hof ist unberechenbar. Daß mit dem Unsicherwerden Bayerns wieder alle Intriguen sich erhoben, versteht sich. Auch unsere Probst, Mohl, Neurath sieht man überall geschäftig, der Beobachter hat zum Glück seinen Kredit fast ganz verloren

Digitized by Google

Wie wir hier Personen und Verhältnisse kennen, glauben wir, die preußische Diplomatie dürfte mit etwas mehr Hochdruck arbeiten.

Ich bin dankbar, wenn Sie mich mit Wichtigem auf dem Laufenden erhalten. Was ich erfahre, schicke ich Ihnen sofort. An Herrn von Bennigsen schreibe ich nicht besonders, weil ich nicht weiß, ob der Brief ihn noch in Hannover treffen wird. Sie haben wohl die Güte, ihm von Vorstehendem bei seinem Eintreffen in Berlin Kenntniß zu geben.

Mit den freundschaftlichsten Grüßen Ihr ergebenster

Stuttgart, den 16. November 1870. Dr. Otto Elben.

Elben an Lasker.

Verehrter Herr.

Die Zögerung Württembergs beruht lediglich auf einer Hofintrigue. Die Minister erhielten Befehl nach Versailles, nicht zu unterzeichnen und reisten wieder heraus.

Hölder war heute bei Minister Scheurlen in Wahlsachen. Scheurlen sagte ihm, daß er vom Stand der Unterhandlungen nichts mittheilen könne, ließ aber gleichwohl merken, daß das Ministerium am Vertrag festhält. Auf die Bemerkung, daß Gewißheit wegen der Wahlen nothwendig sei, ließ er so etwas fallen, wie: „in 8 Tagen werde ja der Vertrag fertig sein." Er sprach sogar mit Hölder davon, was wohl besser sei, vor den Wahlen den ganzen Vertrag oder nur die Hauptsache zu veröffentlichen.

Es scheint somit, daß sich das Ministerium zutraut, die Gegenströmung zu überwinden. Hiernach richten auch wir im Augenblick unsere Taktik ein.

Mit den besten Grüßen Ihr ergebenster Dr. Otto Elben.

Stuttgart, den 18. November 1870, Abends.

Hölder an Lasker.

Stuttgart, den 18. Novbr. 1870.

Lieber Freund.

Bei den Wahlen werden wir mit der Regierung Hand in Hand gehen; ich war behufs einer Verständigung ein paar Mal bei Scheurlen und sie ist mit Ausnahme von ein paar Wahlbezirken ohne jede Schwierigkeit gelungen. Auch zweifle ich nicht, daß wir mit Hülfe der Privilegirten in der Kammer eine Mehrheit von zwei Drittel erlangen werden, vielleicht sogar ohne diese zu rechnen.

Hierbei ist selbstverständlicher Weise vorausgefolgt, daß der Vertrag wegen des Eintritts selbst vorher noch ins Reine kommt, und der Zwischenfall, den Sie erwähnen, beseitigt wird. Ich habe heute und am Montag wegen der Wahlen Besprechungen mit Scheurlen gehabt und dieselben benützt, so entschieden als möglich auf endlichen Abschluß zu dringen, auch auf die Gefahren und Schwierigkeiten hingewiesen, in welche die Regierung und das Land bei einem Zurückweichen kommen würde. Es schien mir, daß die Sache nicht gerade sehr gefährlich war und heute sagte Scheurlen unter Anderem, ob ich denn glaube, daß der

Digitized by Google

König „Nein" sagen werde, wenn oder während das ganze Ministerium sich für den Abschluß ausspreche? Eben vernehme ich, daß heute Abend Suckow, Mitnacht und Dillenius (Präsident der Verkehrsanstalten) nach Versailles mit Extrazug abgehen und nehme an, daß die Sache nun im Reinen ist. Meine heutige Unterredung mit Scheurlen war von 9—10 Uhr und er ging von da aus in den Ministerrath. Unverbürgter Mittheilung nach soll Dillenius bezüglich der Posten und Telegraphen, die bei uns besondere Vorzüge der Billigkeit und Erleichterung (Landpost u. s. f.) haben, noch einige Punkte zur Sprache bringen, resp. einige Zugeständnisse in Anspruch nehmen.

Ich denke, in dieser Beziehung sollte man jenseits keine Schwierigkeiten machen, damit die Sache endlich fertig wird.

Wir müssen den fertigen Vertrag noch in 10 Tagen vor den Wahlen haben, da nur auf dessen Grundlage die Agitation die wahre Höhe erlangen kann. Am Erfolge zweifle ich nicht.

Herzlichen Gruß Ihr Hölder.

Demonstrationen hielten wir in diesem Stadium nicht für angemessen, man hätte mehr verderben können. Sollten sich unsere Hoffnungen nicht bestätigen, so würde natürlich die Agitation eine kolossale und wohl unwiderstehliche werden. Übrigens beweist dieser Zwischenfall, daß wir mit unserem Mißtrauen Recht hatten. H.

Telegramm. Stuttgart, 19. November.

Elben an Lasker.

Wir sind heute hier sehr erfreut und vollkommen befriedigt.
Herzlichen Gruß. Elben.

Lasker an Hölder.

Berlin, den 20. November 1870.

Lieber Freund.

Ihnen und Elben statte ich meinen herzlichen Dank ab für die freundlichen Mittheilungen. Auch nach den hiesigen Nachrichten wird auf Württemberg sicher gerechnet; morgen werden Ihre Minister hier erwartet. Für äußerst dringend halte ich, daß wir während des Reichstages Vertrauensmänner aus Ihrer Mitte hier haben. Sie werden am Besten beurtheilen, wen Sie während der Wahlbewegung zu Hause entbehren können, aber äußerst wichtig ist, daß einige Personen von leitendem Gewicht hier sind. Donnerstag wird der Reichstag eröffnet, Mittwoch Abend 6 Uhr haben wir die erste Sitzung der Partei, am Tage vielleicht eine vertrauliche Besprechung unter Freunden. Sehr erwünscht wäre die Anwesenheit der Vertrauensmänner am Mittwoch früh oder im Laufe des Tages. Vielleicht genügt die Anwesenheit während einiger Tage, keinesfalls braucht sie in sich die Länge zu ziehen. Auch der Anschluß von Bayern kann noch in Frage kommen, die Verhandlungen werden noch geführt; zweifelhafte Bedingungen können in Frage kommen, und für diesen Fall wäre es sehr angemessen, wenn die alten Freunde und neuen Bundesgenossen ihre Meinung gleichfalls abgäben. Schreiben oder

Digitized by Google

telegraphiren Sie mir gefälligst, wie Sie den Vorschlag aufnehmen, wer kommen soll und wann.

Seien Sie mir herzlich gegrüßt. Ich bitte Sie, auch Elben zu grüßen und ihn wie die anderen Freunde von dem Inhalt des Briefes in Kenntniß zu setzen.

Ihr Lasker.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 20. Novmbr. 1870.

Lieber Freund.

Gestern spät in der Nacht habe ich ein Telegramm von Elben erhalten, welches lautet: „Wir sind heute hier sehr erfreut und vollkommen befriedigt."

Das Telegramm ist gestern Abend 9½ Uhr aufgegeben. Heute hier eingegangene Briefe von Elben und Hölder, welche vom 19. Novbr. sind, lauten nicht ganz so bestimmt, aber doch immer sicher genug. Heute habe ich mit Delbrück gesprochen; auch er erwartet ganz sicher den Beitritt Württembergs in den nächsten Tagen; die Herren v. Suckow und Mittnacht treffen morgen hier ein. Sehr dunkel war mir die Auskunft über Bayern. Es wird verhandelt. Als Donnerstag Delbrück abreiste, war man wegen der Militärfrage noch nicht zu einem Verständniß gekommen; mit dem civilen Theile glaubt Delbrück ganz fertig zu sein. Die bayerische Sache wird uns noch zu schaffen machen, doch hoffe ich, daß von uns der Anschluß der anderen Staaten früher bewirkt sein wird. Ich wiederhole nochmals die Bitte, daß Sie, wenn irgend möglich, am Dienstag hier eintreffen. Der Entwurf der Verfassung ist in meinen Händen; er enthält, den letzten Stadien entsprechend, nur den Beitritt Hessens und Badens, Württemberg wird vielleicht noch vor dem Beginn der Reichstagsverhandlungen eingefügt werden, oder gar während der Verhandlungen. Nach München und Stuttgart will ich schreiben, daß sie uns Freunde als Vertrauensmänner herschicken. Wegen der Wahlen sind die Freunde in Württemberg mit der Regierung im besten Einvernehmen und sie erwarten mit aller Bestimmtheit die Zweidrittelmehrheit.

Es grüßt Sie herzlich Ihr Lasker.

Lasker an Forckenbeck.

Berlin, 20. Novbr. 70.

Lieber Freund.

Aus Stuttgart erhielt ich nach Mitternacht ein Telegramm von 9½ Uhr Abends, wörtlich lautend: „Wir sind heute hier sehr erfreut und vollkommen befriedigt." Heute eingetroffene Briefe von vorgestern stellen die im Telegramm angedeutete Entscheidung bereits in Aussicht. Die Freunde haben sich mit den Ministern wegen der Wahlen verständigt. Delbrück, welcher gestern zurückgekehrt, habe ich heute gesprochen; auch er erwartet den Beitritt Württembergs ganz sicher. Die Verträge mit Baden und Hessen sind abgeschlossen. Nach Inhalt der Verträge ist die Verfassung mit den vereinbarten Abänderungen redigirt; so wird sie zur Vorlage kommen. Württemberg ist während des letzten Intriguenspiels aus dem Entwurf entfernt. Ein Exemplar des Entwurfs befindet sich in

Digitized by Google

meinen Händen, er enthält einige interessante Abänderungen; soweit ich bis jetzt flüchtig übersehe, nicht außerhalb des Rahmens unserer Münchener Aufzeichnungen. Neu ist die Competenz für Preß- und Vereinswesen. Kommt, wie ich erwarte, Württemberg zeitig genug, so kann die Regierung oder später der Reichstag im Einverständniß mit ihr die Württemberg betreffenden Stellen einschalten. Mit Bayern wird noch in Versailles verhandelt. Delbrück sagt, bis Donnerstag, dem Tage seiner Abreise von dort, sei ein Einverständniß in Betreff des Militärs noch nicht erzielt gewesen, der civile Theil aber ziemlich vereinbart worden. Wegen Bayerns fürchte ich nach den beiden Seiten, daß entweder nichts zu Stande kommt, oder die norddeutsche Regierung zu weitgehenden Concessionen sich versteht. Die Verhandlungen müssen energisch und umsichtig vorbereitet werden; deshalb wünsche ich sehr, daß Sie, wenn irgend möglich, schon Dienstag, spätestens aber Mittwoch Morgens hier eintreffen. Auf 6 Uhr Abends haben wir eine Parteiversammlung anberaumt. Ich habe auch Bennigsen, Simson und Ötker zeitig herzukommen gebeten. Ferner habe ich nach München (Marqu. Barth) und Stuttgart (Hölder) geschrieben, daß sie Vertrauensmänner herschen möchten. Es ist in der That Wichtiges mitzutheilen und zu besprechen, also kommen Sie zeitig. Wir stehen vor einem bedeutenden Geschichtsabschnitt; alles Andere muß zurücktreten.

Besten Gruß Ihr Lasker.

Lasker an Barth.

Berlin, den 20. November 1870.

Lieber Freund.

Nach vielen Verhandlungen scheint nun endlich der Eintritt Württembergs in den Bund festzustehen; die hiesigen und Stuttgarter zuverlässigen Nachrichten melden dasselbe. Die Verträge mit Hessen und Baden sind abgeschlossen, mit Württemberg steht der Abschluß in den nächsten Tagen bevor. Die Minister von Suckow und Mittnacht kommen zu diesem Zwecke morgen nach Berlin. Der Reichstag, welcher Donnerstag eröffnet wird, behandelt die deutsche Frage und beschließt über die vertragsmäßig vereinbarte Verfassung. Mit den bayerischen Bevollmächtigten wird inzwischen in Versailles verhandelt, das Gelingen eines Abkommens ist nicht gerade wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich. Im Falle des Gelingens werden zweifelhafte Bedingungen in Frage kommen; im andern Falle wird der Reichstag doch über Bayern sich zu äußern wünschen. Für beide Fälle ist äußerst rathsam, daß Sie zur Verhandlung hierher Vertrauensmänner senden, welche mit uns in Verbindung treten. Am Mittwoch vermuthlich werden unsere vertraulichen Verhandlungen beginnen. Die Angelegenheit ist sehr wichtig, und es lohnt sich, andere Geschäfte um ihretwillen zu vertagen. Bitte, besprechen Sie sich doch mit den dortigen Freunden, und lassen Sie mich brieflich und telegraphisch wissen, ob Vertrauensmänner kommen, wer sie sind und wann wir sie erwarten dürfen. In Stuttgart ist nach der kurzen Hofintrigue volles Einverständniß erzielt und die Regierung wird bei der Wahl die nationalen Candidaten unterstützen. Die Freunde sind der Zweidrittelmehrheit völlig sicher.

Mit herzlichem Gruße Ihr Lasker.

Digitized by Google

Lasker an Kiefer.

Berlin, den 20. November 1870.

Lieber Freund.

Die durch den Beitritt Badens und Hessens abgeänderte Verfassung wird dem Reichstag vorgelegt; nach den neuesten und zuverlässigen Nachrichten wird Württemberg sicher und rechtzeitig beitreten, um in die Verfassung noch aufgenommen zu werden. Mit Bayern wird noch unterhandelt. Während der Session des Reichstages können Fragen erörtert werden, welche Baden interessiren; Ihre Regierung wird vertreten sein, aber für uns ist es gleichfalls nützlich und nahezu unentbehrlich, daß die Freunde einen Vertrauensmann herschicken, mit dem wir bei wichtigen Gelegenheiten in Berathung treten könnten. Ich bitte diesen Vorschlag mit Freunden zu besprechen und mir so bald, wie möglich, Ihren Entschluß mitzutheilen. Am Donnerstag wird der Reichstag eröffnet, aber am Mittwoch beginnen unsere vertraulichen Berathungen.

Herzlichen Gruß Lasker.

Lasker an Simson.

Berlin, 20. November 1870.

Hochverehrter Freund.

Gestern bin ich durch ein Telegramm aus Stuttgart in Kenntniß gesetzt worden, daß die dortige Hofintrigue überwunden ist, heute eingetroffene, aber ältere Briefe von dort gingen bereits von demselben Gesichtspunkte aus, obschon die Thatsache noch nicht bekannt war. Delbrück äußerte heute dieselbe Zuversicht. Die Verträge werden in Form der an den betreffenden Stellen abgeänderten Verfassung dem Reichstage vorgelegt. Wegen des Zwischenfalles mußte das in den Text aufgenommene Württemberg und die dieses Land allein betreffenden Stellen wieder entfernt werden. Der jetzt bereits gedruckte Entwurf betrifft Baden und Hessen; ein Exemplar ist in meinen Händen. Nach fast sicherer Berechnung wird Württemberg förmlich beigetreten sein, ehe die zweite Lesung des Verfassungsentwurfs beginnt, vielleicht noch vor der ersten Lesung. Findet die Regierung keine Zeit, die Württemberg betreffenden Stellen in den Entwurf noch aufzunehmen, so gedenkt sie ein Separatgesetz für Württemberg vorzulegen; ich aber glaube, daß wir durch Abänderungs-Anträge dem Bedürfniß werden genügen können, sofern die Regierung der Form zustimmt. Mit Bayern wird noch in Versailles verhandelt, vielleicht wird sogar der gegenwärtige Reichstag mit den nicht unerheblichen Ansprüchen Bayerns sich zu beschäftigen haben und hierin sind ernste Schwierigkeiten denkbar, während die drei anderen Südstaaten keine Schwierigkeit darbieten. Ich bin glücklich darüber, daß die Geschäftsordnung die Form der ersten Lesung bestimmt und die Debatte über die geschäftliche Behandlung abschneidet. Ich wünschte, daß die Verhandlungen möglichst kurz geführt würden, doch ohne eine der Wichtigkeit des Gegenstandes zu nahe tretende Eile. Sie, hochverehrter Freund, werden uns leider in den Parteiversammlungen fehlen; dieses Opfer bringen wir den Bedürfnissen der Geschäftsleitung. Aber wäre es

Digitized by Google

nicht möglich, daß Sie an einer vertraulichen Besprechung einiger Freunde vor Beginn des Reichstages Theil nähmen? Im Laufe des Dienstag oder spätestens Mittwoch Morgens habe ich Forckenbeck, Bennigsen, Ötker gebeten, herzukommen; Hennig, Miquel und Bunsen werden wohl auch Theil nehmen. Sind Ihnen diese schon zu viele mit Rücksicht auf Ihr Amt als Präsident, so wäre es vielleicht möglich, daß der Eine und der Andere von uns allein mit Ihnen sich bespricht. Aber es würde in der That sehr zweckdienlich sein, wenn auch Sie spätestens am Tage vor Eröffnung des Reichstages hier eintreffen könnten. Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehen. Mit vielen und herzlichen Grüßen und mit der Bitte mich Ihren Damen zu empfehlen, bin ich Ihr

Lasker.

Simson an Lasker.

Mein hochverehrter Freund.

Auf Ihre gütige und willkommene Mittheilung vom gestrigen Tage habe ich mich entschlossen, schon morgen — Dienstag — vier Uhr Nachmittags von hier aufzubrechen. Ich treffe also um 5½ Uhr dort ein und denke eine halbe Stunde später bei meinem Schwager, Behrenstr. 48, zu sein. Dahin erbitte ich mir von Ihrer nicht ermüdenden Güte ein ferneres Aviso. Ich stehe zu jeder Zeit zur Verfügung. Inzwischen lassen Sie mich nur noch meinen herzlichsten Dank aussprechen und Ihre freundlichen Grüße im Auftrage der Meinigen erwiedern. Auf glückliches Wiedersehen.

Ihr treu ergebener Simson.

Fft. a. O., 21/11. 70.

Bennigsen an Lasker.

Hannover, 21. Novbr. 1870.

Lieber Freund.

Besten Dank für Ihre Mittheilung. Ich komme am Mittwoch früh 8 Uhr in Berlin an und erbitte mir nach meiner Wohnung Wilhelmstr. 84 Nachricht, wo ich Sie am Mittwoch Vormittags treffe.

Ihr R. v. Bennigsen.

Elben an Lasker.

Verehrter Freund.

Ein glücklicher Deutscher schreibt Ihnen: wir sind Deutsche, eingetreten in den vollen Bund unserer Brüder.

Ich komme so eben von Mittnacht, der Hölder, Sarwey und mich kommen ließ, um uns Mittheilung zu machen. Ich eilte zum Telegraphen, um Ihnen mit den allgemeinen zwei Worten Kenntniß zu geben, welche Sie erhalten haben werden.

Der König hat die Vollmacht unterschrieben. Morgen reisen Mittnacht und Suckow nach Berlin, um dort den Vertrag zu unterzeichnen.

Alles Wesentliche ist in Ordnung; was Württemberg speciell erhält, thut dem Ganzen keinen Eintrag. Malz, Branntwein, Verwaltung von Post und

Digitized by Google

Telegraphen, Transitorien, Militär in einer Militärconvention, wesentlich Sachsens Stellung entsprechend. Zwei höhere württembergische Beamte, welche heute mit Delbrück reisten, erzählten Mittnacht, daß es auch mit Bayern ins Reine komme.

Welches Glück, in solchen Tagen ein Deutscher zu sein, solch' große Zeit zu erleben; im gleichen glückgekrönten Streben mit den Edelsten seines Volks!

Herzlich u. tausendmal glücklich der Ihrige Dr. Otto Elben.

Stuttgart, d. 19. Nov. 1870.

(Fortsetzung folgt.)

Gewitterangst.

Eine Plauderei für die Sommerszeit

von

P. K. Rosegger.

Die großartigsten Naturerscheinungen, die den Sinnen des Sterblichen sich offenbaren, bleiben fast unbeachtet und ohne Wirkung aus dem einzigen Grunde, weil sie alltäglich sind. Wer zittert bei dem Untersinken der Sonne? Wer gerät in Verzückung, wenn sie in siegreicher Herrlichkeit aufsteigt? Unter den Sentimentalen nur die Sentimentalsten, und diese laufen Gefahr, sich damit lächerlich zu machen. Das müde Hinsinken eines Teiles der Natur im Herbst und das prangende Auferstehen desselben im Frühlinge richtet im menschlichen Gemüte schon eine größere Bewegung an. Diese Erscheinungen rechtfertigen bisweilen sogar noch ein Bändchen lyrischer Gedichte.

Nun giebt es Vorgänge, welche naturgemäß und unter gewissen Bedingungen voraussichtlich immer wiederkehren und trotzdem doch so viel Angst und Schrecken verursachen. Denn sie treten unregelmäßig und in verschiedenen unbestimmbaren Formen auf; ihre Wirkungen sind im Verhältnisse zu den vorgenannten unvergleichlich geringfügig, aber sie erzielen lokale Effekte und erwecken deshalb das Erzittern der Herzen. Wir denken an die Gewitter in den Sommertagen. Der Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten im Jahreslauf wird unendlich mehr lebenden Wesen, besonders auch Menschen gefährlich), als alle Gewitter desselben Jahres zusammen es werden können. Der Maifrost einer einzigen Nacht tötet mehr als aller Hagel des darauffolgenden Sommers. Im Branntweinrausche verunglücken jährlich mehr Leute als unter Blitzschlägen, und die unbewachte Glut der Tabakspfeife steckt mehr Häuser in Brand als das Feuer, welches vom Himmel fährt. Wer aber bangt vor einer Branntweinflasche, wer erblaßt vor einer Tabakspfeife? Hat doch der Mensch das Bewußtsein, daß er den Branntwein in die Gosse gießen, die Tabakspfeife hüten oder auslöschen kann (wenn er es gleichwohl nicht thut), während er dem Gewitter ganz ohnmächtig gegenübersteht.

Digitized by Google

Ferner der Effekt eines Gewitters: Das schwer niedersinkende, alles in Dunkelheit hüllende Wolkengewölbe! Das unheimliche Sausen in den scheinbar noch toten Lüften! Das brausende Nahen des Sturmes, der Wolken von Staub vor sich herfegt, Dachschindeln hoch über die Giebel der Häuser schleudert, Bäume wie Grashalme umbiegt und knickt! Das Niederprasseln des Hagels mit dem Aufspringen der Eisstücke, das Fliegen der Laubfetzen, das Klirren der berstenden Fensterscheiben! Der in wogenden Nebeln niedergießende Regen, welcher in wenigen Minuten blühende Gärten in einen See versenkt, auf welchem die Eismassen schwimmen! Das donnernde Heranschießen der Wildbäche, Schutt, Trümmer, Felsblöcke mit sich führend! Das schmetternde Niederzucken des Blitzes, der alle Augen blendet, alle Ohren zerreißt, alle Sinne betäubt! — Es ist ein furchtbares Schauspiel! wimmern die einen; es ist ein herrliches Schauspiel! sagen die andern entzückt. Der letzteren sind nicht allzu viele. Ich kenne manchen, der ein Gewitter angeblich als den größten Hochgenuß preist und doch blaß bis über die Lippen, starr und bangend den rasenden Gewalten zusieht. — Gleichsam vierspännig, mit den feurigen Rappen der vier Elemente, fährt das Gewitter heran; die Luft kann dir das Haus zerreißen, das Wasser kann dich überschwemmen, das Feuer kann dich töten, die Erdlawine kann dich begraben. Doch es geht vorüber, dein Haus steht, und du lebst. Kühl und rein ist die Luft, erfrischt ist dein Wesen, und alle Angst ist vergessen.

Zu wundern ist's freilich nicht, wenn die Menschen bei dem Herannahen solcher Naturgewalten unruhig werden, merkt man ja selbst den Tieren eine außergewöhnliche Erregung an. Rinder, Schafe, Ziegen verlassen ihre Weiden und trachten den Menschen zu; ja selbst halbwilde Tiere, wie z. B. Vögel, Rehe, Hirsche verlieren ihre Furcht vor den Menschen, wenn das Ungewitter heranrollt. Freilich liegt schon in der dem Gewitter vorausgehenden drückenden Schwüle eine Ursache zur Beklemmung und Bangigkeit, welche von manchen wie eine Vorahnung nahenden Unheils empfunden wird.

In katholischen Ländern sucht man dem Unheil durch mancherlei außernatürliche Mittel vorzubeugen. Während der Hochsommermonate, so lange noch das Getreide unter freiem Himmel steht, werden keine Tänze und sonstigen öffentlichen Lustbarkeiten abgehalten, um den Himmel nicht zu erzürnen. Erst wenn die Früchte unter Dach und Fach sind, mag's wieder losgehen. Auch soll in manchen Gegenden um die Zeit der Hochgewitter niemand übersiedeln, weil in das Haus, in welches der um solche Zeit Übersiedelnde sich niederläßt, der Blitz einschlägt. Auf Berghöhen und Wasserscheiden sind Wetterkreuze errichtet, das sind vier bis fünf Meter hohe dachlose Holzkreuze mit drei Querbalken und den Leidenswerkzeugen Christi. Das Bild des Gekreuzigten selbst ist nicht vorhanden. Diese Wetterkreuze, welche kirchlich geweiht sind, besitzen nach der Meinung vieler Leute die Kraft, die herannahenden Gewitter aufzuhalten, daß sie sich im Nachbarthale entleeren sollen. Jene Wetterlöcher auf hohen Bergen, von denen man glaubt, daß aus ihnen die Gewitter hervorsteigen, können durch geweihte Weidenzweige, die man an ihrem Rande aufsteckt, unschädlich gemacht

Digitized by Google

werden. In manchen Dorfkirchen wird am Charsamstage eines jeden Jahres Feuer geweiht, glühende Kohlen, wovon die Bauern in Tongefäßen mit nach Hause nehmen: dieses Feuer wird auf den Herd gethan und es soll den Sommer über nicht ausgehen, denn es schützt vor dem Einschlagen, weil angenommen wird, daß das heilige Feuer jenes unheilige, welches aus den Lüften kommt, überwindet.

Nebenbei bemerke ich, daß man auf dem Lande nur „vom Donner erschlagen" wird. Der Blitz geht nach einer Volksmeinung dem schlagenden Donner um ein Kurzes voraus als himmlisches, wohlmeinendes Zeichen, daß man sich nun auf den Tod vorzubereiten habe. Und thatsächlich bekreuzigen sich die Leute nach dem Blitzscheine, sagen: „Helf' uns Gott!" oder sonst einem frommen Spruch und erwarten dann oft in Todesangst den Donner. Als ich einst in einer Bauerngesellschaft zu erklären suchte, daß nicht der Donner, sondern nur der Blitz töten könne, ward ich ein „neumodischer Schulfuchser" genannt, und ein Geistlicher, dem ich das gelegentlich erzählte, meinte, da sei mir schon recht geschehen, die schlichten Leute müsse man bei ihrem alten Glauben lassen, sie hätten sonst auch nichts Gutes auf der Welt. — Darauf habe ich wohl tief beschämt geschwiegen.

Wenn nun das Gewitter naht, giebt es im schlichten Volke weitere Mittel dagegen.

Auf Türmen von Kirchen und Kapellen werden Wetterglocken geläutet; in vielen Gegenden werden bei nahendem Gewitter Böller abgeschossen, auch im Freien oder auf Kochherden Feuer angezündet aus geweihtem Holze, dessen in die Lüfte steigender Rauch die drohenden Wolken ohnmächtig machen soll. Gewisse heilkräftige Kräuter werden mit unsinnigen Beschwörungsformeln ins Feuer geworfen, um das Gewitter, falls es von bösen Mächten erzeugt ist, unschädlich zu machen. So weit hat der Aberglaube die Leute gebracht, daß sie die Macht des Teufels für mächtiger halten als die Macht Gottes, daß sie wähnen, Gott mit Hokuspokus zu Hilfe kommen zu müssen, wenn er über den Bösen soll siegen können. Manche Hausfrau eilt bei nahendem Gewitter mit dem Kruzifix oder mit Heiligenbildern ins Freie, um unter gemurmelten Gebeten das heranfahrende Gewölk zu bekreuzigen und zu beschwören. Es giebt auch besondere Zeichen und Bewegungen, die in die Lüfte hin gemacht werden. All' diese und andre Dinge erreichen thatsächlich ihren Zweck, wenn sie im stande sind, die Angst zu mindern und die Zuversicht zu wecken. In vielen Häusern pflegt man sich bei drohendem Gewitter in der Stube zu versammeln, an den Tisch zu knien und gemeinsam die Litanei von den Heiligen Gottes und Gebete zum heiligen „Wetterpatron" Donatus zu sprechen. Dabei brennt eine geweihte Wachskerze aus irgend einem Wallfahrtsorte; aber die Beter hören unter dem Brausen des Gewitters oft ihre eigenen Worte nicht. Fallen Schlossen, so werden einzelne Körner untersucht, ob nicht Menschenhaare in denselben sind; in diesem Falle müßte das Hagelkorn mitsamt dem Haare rasch verbrannt werden, um das gehexte Wetter zu dämpfen und der Hexe den Garaus zu machen. — Es wären

Digitized by Google

zahllose Sitten und Gebräuche, die in unserm Gebirgsvolke bei Gewittern üblich sind, anzuführen; es ist aber nicht viel Erbauliches dabei, manches ist so lächerlich und unsinnig, daß es auch als Angstvertreiber nicht gerechtfertigt werden kann; denn der Aberglaube, als ob man mit derlei den Willen Gottes ändern oder seine Kraft brechen könne, ist unsittlich und eines Christen unwürdig. Die Ansicht, als ob der böse Feind die Herrschaft führe mitten in der Schöpfung des allmächtigen und gütigen Gottes, ist im wahren Sinne des Wortes irrgläubig. Solche althergebrachte thörichte Mittel und Anwendungen gegen das Gewitter, selbst wenn sie sich religiösen Anstrich geben, sollten so lange und so scharf verspottet werden, bis man sich derselben schämt. Wenn jenes alte Weib die leere Weihwasserflasche auf eine lange Stange steckte und sich dadurch vor Ungewittern gefeit glaubte, so ist das nicht weiter der Rede wert; wenn aber nachher der Meßner kam und sagte: „O einfältiges Weib, was nützt die leere Weihwasserflasche! Mit dem Weihwasser selbst mußt du die bösen Geister der Lüfte verjagen!" — so ist das wohl der Rede wert, und ich möchte vor allem ein Weihwasser und einen Sprengwedel haben, mit dem man den Meßner selbst verjagen könnte! — In den Lüften giebt es keine bösen Geister, solche giebt es nur in abergläubischen, rohen, übelgesinnten Menschenherzen. In den Lüften, und selbst wenn daraus Eis und Feuer niederprasselt, herrscht der Geist des Herrn, der nicht wie ein Fetisch behandelt sein will, sondern als der ewige Gott, in dessen Willen der Mensch sich demutsvoll ergeben soll.

Weltlicher gesinnte Menschen trachten dem Gewitter, besonders den Blitzschlägen, auf andre Art vorzubeugen. Sie löschen auf dem Herde das Feuer, weil gesagt worden ist, daß der aufsteigende Rauch eine Blitzstraße werden könne. Sie versammeln sich in einer Stube, möglichst in der Mitte derselben und von Schornsteinen entfernt, damit ein an diesen und an der Wand niederfahrender Blitz sie nicht treffe. Die einen sagen, man müsse die Fenster geschlossen halten und keine Thür aufmachen, damit keine Zugluft als guter Elektrizitätsleiter entstehe; die andern meinen, man müsse Fenster und Thüren offen lassen, damit im Falle eines Blitzschlages die Erstickungsgefahr abgehalten und dem Halbbetäubten Möglichkeit geboten sei, hinauszukommen. Ich glaube, die Zugluft ist zu vermeiden, ein Fenster aber offen zu lassen. Ein Vogel Strauß'sches Mittel ist es, die Fensterläden zu verschließen oder sich gar in den Kellern zu verstecken. Der Blitz flattert ja nicht wie eine Taube zum Fenster herein, er nimmt seinen Weg von oben nach unten, von unten nach oben, sodaß er den Keller so gern aufsucht als den Dachgiebel. Wehe aber dem, der bei einem plötzlichen Brande im Keller sich befindet!

Ratsam ist es, während eines Gewitters sich nicht unter die offene Hausthür zu stellen oder in die Nähe von gießenden Dachrinnen; auch von Metallgegenständen halte man sich fern. Der, den das Gewitter im Freien überrascht, hat auch mancherlei Maßregeln gegen den Blitzschlag gehört. Er möchte am liebsten nach Kräften laufen, um ein schützendes Obdach zu erreichen, allein das Laufen soll ja den Blitz anziehen. Irgendwo heißt es, nichts sei gefährlicher,

Digitized by Google

als auf freiem Felde der einzige hervorragende Körper zu sein — also in den Wald! Anderswo wieder wird vor dem Walde gewarnt, nie soll man bei einem Gewitter sich unter einen Baum stellen. Am gefährlichsten ist die Eiche, in Eichen schlägt der Blitz am liebsten. Wenn mich im Freien ein Gewitter überrascht, so pflege ich keinerlei Möglichkeiten zu erwägen, sondern meines Weges zu gehen, womöglich so ruhig und sorglos, als ob über mir die holde Sonne stünde. Schleudert mich der Sturm zu Boden, so stehe ich wieder auf; durchnäßt mich der Regen bis auf die Haut, so werde ich später wieder trocken, schlägt mir der Hagel Beulen, so werden sie wieder heil, und tötet mich der Blitz, so rechne ich mir das fürs Sterben an.

Es ist der Blitzableiter erfunden worden, seine wohlthätige Wirkung ist weder theoretisch noch erfahrungsgemäß zu bestreiten, allein so weit hat er es noch nicht gebracht, daß die Leugner seiner positiven Erfolge endgiltig geschlagen wären. Nach meiner Meinung erfüllt der Blitzableiter einen großen Teil seiner Aufgabe schon dadurch, daß die Leute, die unter seinem Szepter wohnen, sich für geschützt halten. Denn dieses Sichfürgeschütztthalten, die Schlichtung der Angst ist schließlich das Wichtigste, was wir unabänderlichen Naturgewalten gegenüber zu erreichen haben. Die heiße Angst bei jedem Gewitter durch ein ganzes Menschenleben hin ist ja weit schlimmer als der Blitz, der einmal in das Dach fährt. Vom Blitzschlag bis zum Zünden und Brennen ist auch noch ein weiter Weg, von zehn Blitzschlägen zündet kaum einer, und ebenso selten wird von dem in das Gebäude fahrenden Blitz ein Hausbewohner getötet. Sicherer ist es in einem Hause, welches auf Felsgrund steht, als in einem auf feuchtem, lehmigem Boden. Zu warnen ist vor Heuhaufen und Heuhütten, solche scheinen vielleicht des davon aufsteigenden Dunstes wegen den Blitz anzuziehen. Verhältnismäßig sicher vor dem Blitzschlage ist es in den Tiefen der Engthäler, die von steilansteigenden Bergen begrenzt sind. Noch sicherer ist es in Eisenbahnzügen; man hat fast kein Beispiel, daß Eisenbahnreisende vom Blitz erschlagen wurden; selbst wenn es in einen Zug einschlägt, pflegt der Schlag, ohne zu schaden, abgeleitet zu werden.

Ich fühle mich am beruhigtsten in einem Hause, das in der Nähe von hohen Bäumen steht, obzwar ich einmal gesehen habe, wie der Blitz unter einem hohen Fichtenbaum, ohne diesen zu berühren, in eine niedrige Hütte schlug. Erfahrungsgemäß schlägt der Blitz z. B. viel öfter in den Schaft eines Baumes, als in den Wipfel. Und es schlägt in den Kirchturm kaum so oft ein als in Häuser, die ringsum stehen, aber die Vorstellung, daß solch' hochragende Gegenstände, besonders der Blitzableiter, zu niedrigern eine schützende Wirkung haben, soll nur gepflegt und ausgebildet werden. Der Mensch ist ja zu verzagt, wenn er gar nichts weiß, was ihn von dem blinden Zufalle oder dem Strafgerichte eines Blitzschlages schützen kann.

Der leidlose Tod eines vom Blitze Erschlagenen ist freilich nur ein geringer Trost; ja die Plötzlichkeit desselben vermehrt nur noch unsre Angst und macht jeden Augenblick unheimlich, den wir in Gewitterluft

Digitized by Google

verleben. Wir können es zwar nicht wissen, wie es einem vom Blitze Getroffenen im Augenblicke des Sterbens zu mute ist, denn selbst die plauderhaftesten Leute bewahren, wenn sie tot sind, die Geheimnisse der Natur. So viel uns aber solche zu sagen wissen, die aus der Betäubung des Schlages wieder erwachten, ist es ein urplötzliches Verlöschen des Bewußtseins. Die Getroffenen erinnern sich nicht einmal, den Schein des Blitzes gesehen zu haben, noch viel weniger können sie den Gedanken ans Sterben fassen. Ihre unangenehmen Empfindungen verschiedener Art gehen erst in dem Augenblicke an, da sie dem Leben wiedergegeben sind. Dem Menschen kann's passieren, daß er sich achtzig Jahre lang vor dem Sterben fürchtet, und schließlich stirbt er gar nicht. Heißt das, er wird durch Gottes Gnade so plötzlich ausgeblasen, daß er von allem nichts wahrnimmt und nichts weiß.

Und dieser glühende Atem des Schöpfers ist allezeit über uns. Der Blitz ist fast die einzige vernichtende Kraft, vor welcher der Mensch absolut machtlos dasteht, da kann er nichts mildern und lindern, nicht abschwächen und hinausschieben; er kann dieser Gefahr weder entgegengehen noch ausweichen, er ist ihr unbedingt unterworfen.

Ich schließe mit der Meinung: die Angst vor dem Blitze steht in keinem Verhältnis zum Unheil, das er anrichtet. Wenn uns auch gesagt wird, daß die Blitzschläge sich von Jahr zu Jahr mehren, so können wir getrost darauf antworten: das ist nicht erwiesen, früher hat man die Fälle eben nicht so aufmerksam verbucht und allgemein bekannt gemacht, als es heute durch die Zeitungen geschieht. Diese Zeitungen mit ihrer vollgerüttelten Unglückschronik, die sie uns Tag für Tag vorsetzen, könnten thatsächlich in uns den Glauben an die gute alte Zeit bestärken, in welcher man „derlei nicht gehört". In gewitterschweren Tagen ist der Himmel zu aller Zeit erfüllt gewesen von fliegenden Flammen, so zahllos wie die Leuchtwürmer auf Erden; zu allen Zeiten sind die Blitze wagrecht und senkrecht gegangen, und wenn in volkreichen Städten heute ein Mensch getroffen wird, wo früher nur ein Baum gestanden, so fährt der Blitz draußen auf dem Lande jetzt vielleicht in ein wildes Gestrüpp, wo einst eine Menschenwohnung gewesen, jetzt aber keine Seele mehr vorhanden ist. So gleicht sich's aus. Im ganzen sind von hunderttausend Menschenleben, die täglich vergehen, kaum zehn, welche verzehrt werden, wenn Feuer vom Himmel fällt.

Das rollende Rad der Maschine ist dem Menschen gefährlicher als der Blitz; das vom Erdensohn erfundene Feuerrohr kostet unvergleichlich mehr Leben als der Blitz, die menschlichen Lüste und Leidenschaften fordern unendlich mehr Opfer als der Blitz, warum jenen fröhnen und vor diesem beben! Man hat in der angeblich so lichtfreundlichen Gegenwart verlernt, zu den Sternen aufzublicken und begnügt sich mit den Fünklein im Staube, Gold genannt; nur zu dem effektvolleren Himmelslicht, dem Blitze, zuckt das Auge noch schaudernd auf. Warum schaudernd? Warum nicht anbetend? — Wenn Gott durch das finstere Gewölke seinen Leuchtspan niederhält, thut er es denn, um die Menschen zu erschrecken? Nein, sondern um sie zu suchen.

Digitized by Google

Wilhelm Weber.

Eine Lebensskizze

von

Heinrich Weber in Braunschweig.

Wilhelm Weber's Jugendjahre 1804—1825.

Die Familie Weber stammt aus einem kleinen Dorfe Thüringens, Gröben, in der Nähe des Fleckens Teuchern zwischen Weißenfels und Zeitz gelegen; daselbst besaß der Großvater Wilhelm Weber's ein Gut, dessen Besitz nach damaliger Sitte auf den ältesten Sohn Michael, den Vater Weber's, hätte übergehen sollen. Der letztere zeigte jedoch schon in jungen Jahren wenig Geschick und Neigung zur Landwirtschaft. „Aus Michael wird nie ein tüchtiger Landwirt werden, der kann höchstens studieren," hatte sein Vater gesagt, er legte der Neigung seines Sohnes, sich der Theologie zu widmen, wenn auch nicht ohne Widerstreben, ein weiteres Hindernis nicht in den Weg. So finden wir Michael Weber im Jahre 1784, 30 Jahre alt, bereits als Professor der Theologie an der Universität Wittenberg. Gründliche Gelehrsamkeit, strenge Rechtlichkeit und feine Umgangsformen, das sind die Eigenschaften, welche A. M. Meyner in seiner Geschichte der Stadt Wittenberg, Dessau 1854, S. 147, von ihm besonders hervorhebt. Michael Weber[1]) stand in seiner religiösen Auffassung ganz und voll auf dem Boden der Offenbarung und hat diesen Standpunkt bis an sein Lebensende (1832) gegenüber dem sich damals breit machenden Rationalismus nachhaltig vertreten. Es konnte nicht fehlen, daß sein ernstes, tief religiöses und dabei doch heiteres Gemüt einen mächtigen Einfluß auf seine Kinder ausübte, das hat sich auch an Wilhelm Weber gezeigt, der, zwar dem kirchlich-dogmatischen Standpunkt abhold, der Religion nicht fremd gegenüber stand und immer ein Feind des Materialismus war. Michael war ein großer Lateiner, neben zahlreichen theologischen Schriften finden sich von ihm eine große Zahl von Kirchenliedern in lateinisches Versmaß übersetzt, sowie auch Briefe und Distichen in lateinischer Sprache an seine Kinder. Aus seiner ersten Ehe mit Christiane, Friederike Wilhelmine geb. Lippold, welche als eine feine und zart angelegte Frau geschildert wird, entsprossen zwölf Kinder, von denen jedoch außer Wilhelm nur vier, drei Söhne und eine Tochter, ein höheres Alter erreichten.[2]) Nach deren Tode verheiratete

[1]) C. F. Fritzsche, Narratio de Michaele Webero primo nuper Halensi theologo, Halis Saxonum MDCCCXXXIV.

[2]) Gustav Weber geb. zu Wittenberg am 7. Februar 1790, Pastor in Rackith bei Wittenberg, lebte später emeritiert in Niemegk bei Bitterfeld, starb in Klein-Wittenberg am 11. November 1852. — Ernst Heinrich, geb. zu Wittenberg am 24. Juni 1795, von 1806 bis 1811 auf der Fürstenschule zu Meißen, studierte in Wittenberg 1811 bis 1813, ferner in Leipzig 1813 bis 1815 und wurde 1815 Dr. med. in Schmiedeberg zu der Zeit, als die Universität nach Wittenbergs Belagerung dorthin verlegt war. 1817 habilitierte er sich als Privatdozent in Leipzig. Infolge einer Berufung an die neugegründete Universität Bonn wurde er 1819 außerordentlicher Professor in Leipzig und bald darauf 1820, nach dem Tode Rosenmüller's,

Digitized by Google

er sich zum zweitenmale mit Eleonore Friederike Henriette geb. Pallas, welche, ohne eigene Kinder zu haben, den zum Teil noch unerwachsenen Kindern erster Ehe eine getreue Mutter war und ihren Ehegatten bis zu seinem Tode, am 1. August 1833, treulich verpflegte. Michael soll eine „Donnerstimme" besessen und sich zu öffentlichem Auftreten sehr geeignet haben. So bekleidete derselbe bei der 300jährigen Jubelfeier der Universität Wittenberg im Jahre 1802 und desgleichen im Jahre 1807 beim Friedensfest am 2. Juli [1]) das Amt des Rector magnificus. Nach Vereinigung der beiden Universitäten Halle und Wittenberg siedelte Michael Weber nach Halle über und verwaltete dort sein Amt als Professor theologiae bis zu seinem Tode mit strenger Gewissenhaftigkeit.

Am 24. Oktober 1804 wurde Wilhelm Eduard Weber geboren. Seine Eltern wohnten damals in der „goldnen Kugel", Schloßstraße Nr. 5 (jetzt Nr. 15) bei dem Besitzer des Hauses Prof. Dr. Langguth, einem Altersgenossen Michaels, zur Miete.[2]) Durch schon längeres Zusammenwohnen — denn auch der zehn Jahre ältere Bruder Ernst Heinrich war in demselben Hause geboren — waren beide Familien innig befreundet. Aus den ersten Jugendjahren Wilhelms ist nur wenig bekannt. Wahrscheinlich verlebte er dieselben in Gemeinschaft mit seinem um 2 Jahre jüngeren Bruder Eduard unter sorgsamer Pflege seiner Mutter in friedlicher Häuslichkeit. Zweifellos aber wirkten die Beziehungen zwischen den Familien Weber, Langguth und Chladni, der in den Jahren 1801 bis 1813 in dem Langguth'schen Hause Wohnung hatte, nicht bloß auf den Lebenslauf von Wilhelm, sondern auch auf denjenigen seiner Brüder bestimmend ein. Langguth, von 1782 bis 1784 Dr. med. und Prof. extr. der Medizin, von da ab ordentlicher Professor der Naturgeschichte († am 9. Febr. 1814 zu Wittenberg) „besaß eine naturhistorische, ökonomische, physikalische und medizinische Sammlung, dieses Privatkabinet war teils wegen der zahlreichen Prachtstücke und außerordentlichen Seltenheiten, teils wegen seiner Brauchbarkeit für den Unterricht ausgezeichnet.[3]) Chladni, Dr. phil. u. jur. ohne amtliche Stellung, meist in Kemberg bei Wittenberg lebend (1756 bis 1827), war mit Langguth schon von Jugend an — beide waren Wittenberger Professorensöhne — eng befreundet.[4])

daselbst ordentlicher Professor der Anatomie, übernahm sodann nach Kühn's Tode zugleich die Professur der Physiologie. Beide Professuren behielt derselbe bis 1870 bei, wo für die Physiologie eine besondere Professur, verbunden mit einem Institute, gegründet wurde. Die Professur der Anatomie teilte er später mit seinem jüngeren Bruder Eduard. Bald nach dessen Tode legte er auch dieses von ihm 55 Jahr hindurch verwaltete Amt, kurz vor seiner letzten Krankheit, nieder. Er starb am 26. Januar 1878. — Eduard Friedrich, geb. am 10. März 1806 zu Wittenberg, absolvierte das Pädagogium der Francke'schen Stiftungen in Halle, war zuerst Dr. med. in Naumburg, dann 1833 Professor der Anatomie in Leipzig, starb am 18. Mai 1871. — Lina Weber, geb. am 6. April 1802, blieb unverheiratet, starb am 1. Juli 1881 in Halle a. d. S.

[1]) Meyner, Geschichte der Stadt Wittenberg, Dessau 1845, S. 147 und 148, und C. F. Fritzsche, narratio etc.

[2]) Nach einer Mitteilung des Herrn Oberbürgermeister Dr. Schild zu Wittenberg in der Göttinger Zeitung am 13. August 1891, Nr. 8634.

[3]) Meyner a. a. O., S. 43.

[4]) Bernhardt, Dr. Ernst Chladni, der Akustiker, Wittenberg 1856, S. 39.

Digitized by Google

Wie konnte es unter solchen Verhältnissen anders kommen, als daß für die Knaben die naturwissenschaftliche Richtung die bleibende wurde, zumal auch der Umstand nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein mag, daß bereits der älteste Bruder Gustav dem Vater gefolgt war und Theologie studiert hatte, während ein zweiter, leider früh verstorbener Bruder Fritz sich dem Militärstande gewidmet hatte. Dem Einfluß Chladni's, der bis zu seinem Lebensende in brieflichem Verkehr mit den Gebrüdern Weber blieb, ist es auch zuzuschreiben, daß sich später E. H. u. W. Weber gemeinsam mit der Wellenlehre beschäftigten und daß die Akustik das Arbeitsfeld bildet, auf dem Wilhelm Weber seine physikalische Laufbahn begann.

Das traute Familienleben sollte nicht von allzu langer Dauer sein. Der schreckliche Rückzug des Napoleon'schen Heeres aus Rußland hatte sich vollzogen, der Kampf an der Katzbach (26. August 1813) war durch Blücher, die Schlachten bei Groß-Beeren und Dennewitz am 23. August und 6. September durch Bernadotte, Bülow und Tauentzien gewonnen worden, und überall regte es sich, um die Franzosen aus den von ihnen besetzten festen Punkten zu vertreiben. Auch die Festung Wittenberg besaß eine französische Besatzung, und Bülow zog im September 1813 heran, um die Stadt von den Franzosen zu befreien. Die Franzosen verweigerten die Übergabe, und ein entsetzliches Bombardement war die Antwort. Bernhardt[1]) schreibt darüber: „Es war am Abend des 27. Sept. 1813, als die Preußen unter Bülow das zweite entsetzliche Bombardement auf unsere unglückliche Stadt richteten, bei welchem aus 10 Batterien, die von der rothen Mark über die Belziger- und Bruchstraße bis an die Elbe hin vertheilt waren, und aus 24 Geschützen großen Kalibers gefeuert wurde. Bei dieser furchtbaren Beschießung ging der Thurm der Schloßkirche in Flammen auf, außerdem hatte es im Hintergebäude des Schlosses gebrannt, dann in der Post und das Feuer hatte sich von hier aus über das Dörffel'sche Haus Nr. 3, über das Meiner'sche Haus Nr. 4 und das Langguth'sche Haus (jetzt Voigt's Erben Nr. 15) verbreitet. Hierbei haben mehrere Familien, und darunter wurde ausdrücklich die des Professor Weber genannt, nichts als das nackte Leben gerettet.“[2])

Infolge des Unglücks in jener Septembernacht zog Professor Weber, wie viele andre Professoren, aus der belagerten Festung hinweg zunächst nach dem nahe gelegenen Schmiedeberg, wo er bis Michaelis 1814 wohnen blieb, um dann nach vollständiger Aufhebung der Universität seinen Wohnsitz in Halle zu nehmen.[3])

In Halle besuchte Wilhelm das Pädagogium der Francke'schen Stiftungen und trieb daselbst mit Eifer das Studium der alten Sprachen. Welches Interesse er damals den klassischen Schriftstellern entgegenbrachte, zeigt ein noch vor-

[1]) Bernhardt, Wittenberg vor 50 Jahren, Wittenberg 1863, S. 33. — Meyner a. a. O., S. 69. und 70, und Oberbürgermeister Dr. Schild, Göttinger Zeitung von 13. August 1891.

[2]) Das Langguth'sche Haus, die goldene Kugel, brannte damals nicht völlig nieder, sondern konnte durch größere Reparatur wieder wohnlich hergestellt werden. Dasselbe steht jetzt noch und ist mit einer Gedächtnistafel geziert worden.

[3]) Meyner a. a. O., S. 68.

Digitized by Google

handenes Verzeichnis von lateinischen und griechischen Schriftstellern, die er sich von dem ersparten Taschengeld anschaffte, weit über das Maß, welches die Schule verlangte. Noch als Schüler wurde er zu Versuchen über Wellenbewegung von seinem älteren Bruder Ernst Heinrich, welcher bereits Professor in Leipzig war, zugezogen, deren Resultate dann die später gemeinschaftlich herausgegebene Wellenlehre [1]) bildet. Um diese gemeinschaftlichen Untersuchungen ungestört durchführen zu können, hatte Ernst es durchgesetzt, daß Wilhelm auf längere Zeit vom Schulbesuch gänzlich dispensiert wurde. Die Brüder, schon an sich durch trauliche Familienbande eng verknüpft, wurden durch Teilung gemeinsamer Interessen so innig mit einander verbunden, daß sie sich einander gelobten, im ferneren Leben „wie auch die Schicksalswege ausfallen sollten", stets treu zusammen zu halten. Wohl selten hat die Landstraße zwischen Leipzig und Halle eifrige Wanderer so oft von einer Stadt zur andern wandern sehen als zu der Zeit, wo Wilhelm und Eduard in Halle und Ernst in Leipzig wohnten. Die Entfernung von etwa 8 Stunden kam dabei gar nicht in Betracht. In diese Zeit, Ostern 1821, fällt auch wohl die erste größere Reise, welche Wilhelm in Begleitung seines Bruders Ernst nach den böhmischen Bädern unternahm, über welche er mannigfache Aufzeichnungen gemacht hat.

Ostern 1822 absolvierte Wilhelm die Schule und ließ sich in Halle als stud. math. immatrikulieren. Welche Dozenten ihn damals besonders anzogen, läßt sich nicht mehr feststellen, doch ist anzunehmen, daß er durch J. F. Pfaff seine mathematische, durch J. H. Chr. Schweigger seine physikalische Ausbildung erhielt. Während der Studienzeit machte Wilhelm wiederholt kleinere und größere Fußreisen, gleich im Sommer 1822 eine dreimonatliche Reise nach der Schweiz und Oberitalien gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst. In späteren Semestern nahm er an dem von Schweigger geleiteten physikalischen Seminar thätigen Anteil, und die Vorliebe, welche er für die Akustik hegte, veranlaßte ihn, in dem Schweigger'schen Jahrbuch für Chemie und Physik Bd. 14, S. 385, Auszüge aus Savart'schen Schriften über die Theorie des Schalles und Klanges zu veröffentlichen. Während dessen hatten die gemeinschaftlichen Untersuchungen über Wellenbewegungen ihren Abschluß gefunden und konnten im Jahre 1825 unter dem Titel „Wellenlehre auf Experimente gegründet ꝛc." im Druck erscheinen. Dies Werk machte ihn zuerst in der wissenschaftlichen Welt bekannt, und die Anerkennung, welche dasselbe von allen Seiten fand, trug nicht wenig dazu bei, ihn zur Fortsetzung des einmal betretenen Weges experimenteller Forschung anzutreiben. Das Werk hatten die beiden Herausgeber ihrem alten Freund Chladni gewidmet. „Mein sehr geehrter Freund", schreibt Chladni als Antwort auf die Übersendung an Wilhelm, Kemberg, den 20. August 1825, „für diese so gütige Dedication der von Ihnen und Ihrem Herrn Bruder in Leipzig gemeinschaftlich gearbeiteten Wellenlehre sage ich Ihnen recht herzlichen Dank, ich rechne es mir um desto mehr zur Ehre, da es ein wirklich klassisches Werk ist, worin das, was bei dieser Art Bewegung vorgeht, deutlicher und zusammenhängender dar-

[1]) Die Wellenlehre auf Experimente gegründet u. s. w. Leipzig 1825.

Digitized by Google

gestellt ist, als es vorher von irgend Jemand geschehn war, und welches auch so viele ganz neue Beiträge zu unsern Kenntnissen der Sache enthält. Die dabei befolgte Weise, blos die unmittelbaren Resultate der Beobachtungen und Erfahrungen auf die einfachste Art vorzutragen, hat übrigens für die wahre Naturforschung weit mehr Werth als eine ganze Menge von blos idealischen Gespinnsten, wo öfter die selbst geschaffne Natur gar wenig mit der wirklich vorhandnen übereinstimmt." Nicht bloß von gelehrten Seiten liefen anerkennende Schreiben ein, sondern auch von seiten der Regierung. „Das ausgezeichnete Verdienst, — schreibt der damalige preußische Kultusminister von Altenstein in einem Schreiben vom 14. März 1826 — „welches Sie sich in Gemeinschaft mit Ihrem Herrn Bruder um die Förderung der Wissenschaft durch Ihre gehaltreiche Schrift erworben haben, erkenne ich in seinem ganzen Umfange an. — — — Kann ich Ihnen hierbei zu ferneren Untersuchungen durch Gewährung äußerer Mittel einige Erleichterung schaffen, so dürfen Sie auf meine Bereitwilligkeit rechnen und ersuche ich Sie, mich von Ihren deßfallsigen Wünschen in nähere Kenntniß zu setzen." Der Minister fügte diesem Schreiben zugleich das Urteil eines nicht mit Namen genannten „ausgezeichneten Physikers" bei, welchem er das Buch zur Begutachtung zugesandt hatte.

Dieser glänzende Erfolg seiner Erstlings-Schrift[1]) hatte für Wilhelm Weber die günstigsten Folgen. Nicht nur gewährte ihm das Ministerium von da an bis zu seiner Übersiedelung nach Göttingen in höchst anzuerkennender Weise reiche Mittel zur Anschaffung von Apparaten und Instrumenten, welche er zu seinen Untersuchungen nötig hatte, sondern besserte auch seine finanzielle Lage auf durch Remunerationen, sogar noch bevor derselbe Dozent an der Universität geworden war. Das gleiche Wohlwollen zeigte sich später nach Erlangung einer außerordentlichen Professur durch wiederholte Gehaltszulagen.

Weitere Studienjahre 1825—1831.

Nach der am 26. August 1826 erfolgten Doktor-Promotion auf Grund der Dissertation „Theoriam efficaciae laminarum maxime mobilium arcteque tubas aërem sonantem etc. continens", fühlte Weber, daß Halle ihm zu seiner weiteren Ausbildung nicht das bieten konnte, was ihm wünschenswert erschien. Deshalb hatte er den dringenden Wunsch, auf ein Jahr nach Göttingen zu gehen, um dort unter dem Einflusse des berühmten Mathematikers Gauß sich in Mathematik und exakter Naturforschung weiter auszubilden und sodann auf ein Jahr Aufenthalt in Paris zu nehmen, wo damals die mathematisch-physikalische Disziplin glänzend vertreten war. Das ausnehmend freundliche Entgegenkommen des preußischen Kultusministeriums gab ihm den Mut, für diesen Zweck bei demselben um pekuniäre Unterstützung einzukommen, allein in einem Schreiben vom 29. April 1826 wurde jede Unterstützung abgeschlagen. „Auch hält das Ministerium aus

[1]) Wilhelm Weber's Werke, herausgegeben von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Verlage von Julius Springer in Berlin, sind jetzt in Bearbeitung. Von dem 6 Bände umfassenden Werk werden der erste und zweite Band in diesem Herbst erscheinen.

Digitized by Google

mehreren Gründen für räthlich" schreibt der Kultusminister, „daß Sie sich zuvörderst während einiger Zeit als Privatdozent bei der philosophischen Fakultät der dortigen Universität versuchen und erst später eine wissenschaftliche Reise nach Paris unternehmen. Um sich bei der Fortsetzung Ihrer hydraulischen und damit zusammenhängenden Untersuchungen des Rathes und der Unterstützung des Hofraths Gauß bedienen zu können, scheint der von Ihnen beabsichtigte einjährige Aufenthalt in Göttingen nicht dringend nöthig, theils durch Briefwechsel, theils durch während der Ferien zu unternehmende und nötigenfalls zu wiederholende Reise nach Göttingen werden Sie den Zweck gleichfalls und auf eine weniger kostspielige Weise erreichen können." So mußte denn Weber sich bescheiden, er wandte sich wiederum der Akustik zu, wie einige kleinere Aufsätze in dem Schweigger'schen Jahrbuch zeigen, an welche sich dann 1827 seine Habilitationsschrift „Leges oscilliationis oriundae etc." anschloß. Bemerkenswert ist, daß ihm zu dieser Arbeit unter andern auch Joh. Tobias Mayer gratuliert, nicht ahnend, daß Weber vier Jahre später seine Stellung in Göttingen einnehmen würde. Die Privatdozentenschaft war jedoch von kurzer Dauer. Schon im Herbst des folgenden Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, nachdem er kurz vorher im Juli die erste auswärtige Ehrenbezeichnung erhalten hatte durch die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied de l'académie royale des sciences de Turin. Im September besuchte Weber die in Berlin tagende Naturforscher-Versammlung, auf welcher er seine erste Bekanntschaft mit den dortigen Professoren und Dozenten anknüpfte. Er selbst hielt bei dieser Gelegenheit einen mit Beifall aufgenommenen Vortrag über die Kompensation der Orgelpfeifen in bezug auf die Stärke der Töne, Pogg. Ann. Bd. 14, 1828, durch welchen er die Aufmerksamkeit von Alexander von Humboldt und von Gauß, welche der Versammlung beiwohnten, auf sich zog.

Der Wunsch, außerhalb Halles seine Studien fortzusetzen, ließ Weber keine Ruhe. Fast unmittelbar nach der Naturforscher-Versammlung trat er (am 17. Oktober 1828) eine Reise nach Berlin zu längerem Aufenthalt an, welche einen entscheidenden Einfluß auf seinen ganzen zukünftigen Lebenslauf haben sollte. Eine Fülle geistiger Anregungen strömte auf einmal auf ihn ein, nicht nur durch den intimen Verkehr mit einer größeren Anzahl nahezu gleichaltriger Fachgenossen, wie Dirichlet, Dove, Magnus, Wöhler und auch älterer, meist schon länger in Amt und Würden stehender Persönlichkeiten wie Mitscherlich, Heinrich und Gustav Rose, Poggendorff, Enke, Seebeck, Steiner, Weiß, Ehrenberg, Ermann, Crelle und andern, sondern auch dadurch, daß sich ihm Alexander und selbst Wilhelm von Humboldt's Haus erschloß. Welches Interesse A. von Humboldt an dem aufstrebenden jungen Gelehrten nahm, geht am besten aus einer Notiz hervor, welche Weber sich damals gemacht hat. Am 12. November schreibt er: „Humboldt (Alexander) hatte mich um 12 Uhr zu sich bestellt. Er gab mir den Rath bei der messenden Physik zu bleiben und will die Anschaffung eines Wägeapparates, Meßapparates und Monochordes befördern. Er schickt mich deßhalb zu Schulze (Dr. J. Schulze, bei dem Cultusministerium angestellt) und will mit ihm selbst

Digitized by Google

sprechen und, wenn's nöthig ist, an den Minister schreiben. Er empfiehlt mir eine Reise nach Hamburg und will mich dort Schumacher empfehlen. Er gab mir ferner den Rath Dirichlet's Vorlesungen über Fouriers Wärmelehre zu hören und ladet mich zum folgenden Tag 8 Uhr ein, mit ihm seinen Bruder Wilhelm zu besuchen. Nach Humboldt's Aussage habe ich einige Hoffnung, wenn in Göttingen eine Stelle frei werden sollte, dahin berufen zu werden." Über den Besuch am folgenden Tage schreibt Weber ferner: „Gegen 8 Uhr Abend's ging ich zu Humboldt, der mir zwei neue Bände der Philosophical Transactions vorlegte, wo Barlow Objective für Ferngläser mit Flüssigkeit benutzt hat, um die Änderung der Strahlenbrechung dieser Flüssigkeit zu untersuchen. Wir fuhren in einem Wagen ohne Rücksitz, holten einen Engländer ab, so daß wir drei auf dem einen Sitz der Kutsche wie Häringe geschichtet waren und fuhren zum Minister Wilhelm v. Humboldt, der selbst nicht zu Hause war, wohl aber Gemahlin und Tochter und zwei Gäste. Es wurde Thee getrunken, einige von den Gemälden, mit denen alle Zimmer erfüllt waren, besehen und viel französisch gesprochen aus Rücksicht gegen den Engländer. Darauf kam Wilhelm v. Humboldt, der viel älter als Alexander aussieht, deutlicher, bestimmter aber weniger fließend als Alexander spricht. Während des ganzen Abend hielt man den Hut in der Hand. Die Conversation war sehr leicht und ungenirt und betraf den Streit über die Aufstellung der größten Vase in Europa aus Granit in oder vor dem Museum, wie Cotta sich zum Besten der Wissenschaft brauchen lasse u. s. w. Um 10 Uhr gingen wir nach Hause." Ein andres Mal, am 3. Dezember, schreibt Weber, „ich hatte mit Dirichlet verabredet des Abend's bei Wilhelm v. Humboldt zusammen zu treffen. Wegen des eingetretenen Thauwetters kam Dirichlet nicht. Bei Wilhelm v. Humboldt wurde ein Brief über des Kronprinzen's Reise aus Italien vorgelesen und vom Kriegsschauplatze[1]) gesprochen. Alexander v. Humboldt kam mit Frau v. Cotta." Auch am dritten Orte kam Weber öfters mit Alexander v. Humboldt in Berührung. Weber verkehrte außer mit Dirichlet und Poggendorff besonders viel mit Mitscherlich. Obgleich Mitscherlich die ordentliche Professur für Chemie inne hatte, zeigte er doch großes Interesse für physikalische Forschungen. Er unterhielt in seinem Hause in Form von zwanglosen Abendgesellschaften, an denen A. v. Humboldt, die beiden Rose's, Dove, Karsten, Dirichlet, Wöhler, Ehrenberg, Poggendorff, Magnus und andre teil nahmen, einen regen wissenschaftlichen Verkehr. An solchen Abenden zeigte Mitscherlich neue Instrumente vor, oder es wurden neue Experimente wie z. B. Arago's Versuch über Rotationsmagnetismus, wiederholt und dieselben besprochen. Weber war ein für allemal jeden Dienstag Abend zu Mitscherlich eingeladen. Außerdem aber machten Weber und Mitscherlich gemeinsame Versuche in dessen Laboratorium über die Töne der chemischen Harmonika, zu welchem Zwecke Weber sich sein Monochord aus Halle senden ließ, ferner Versuche über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in verschiedenen Gasen u. s. w. In seinen Vorlesungen, welche Weber gleichfalls besuchte, hatte Mitscherlich eine zahlreiche

[1]) Wohl auf Griechenlands Freiheitskampf zu beziehen.

Digitized by Google

Zuhörerschaft. „Mitscherlich giebt sich sehr große Mühe mit seinen Vorlesungen", schreibt Weber in einer Notiz. „Er nahm die Hauptbestandtheile unserer Nährstoffe durch, Gummi, Kleber, Eiweiß, Zucker. Er spricht geläufig, aber leise. Seine Versuche sind vortrefflich vorbereitet und mit dem größten Wohlgefallen an den Naturerscheinungen lehrt er alle kleinen Kunstgriffe zur sicheren Hervorbringung derselben kennen. Aus der Einrichtung seiner Apparate kann man viel Nutzen ziehn."

Der Rath A. v. Humboldt's, die Vorlesung Dirichlet's zu besuchen, war nicht vergeblich gewesen. Aus einem eifrigen Zuhörer wurde Weber bald ein intimer Freund, und nicht wenig hat diese Freundschaft später 1855 zu dem Entschlusse Dirichlet's beigetragen, Berlin mit Göttingen zu vertauschen.[1]) „Sein Vortrag", schreibt Weber am 21. November, „ist nicht ganz frei von aller Verlegenheit. Er ist auch nicht so gut vorbereitet wie Scherk's Vortrag, aber doch sehr lehrreich, weil Dirichlet die Pointen des höheren Calculs sehr gut in's Licht zu setzen weiß.[2]) Steiner und Dr. Scheibler hören mit." An die Vorlesungen, welche dreimal in der Woche von 12 bis 1 Uhr abgehalten wurden, schloß sich gewöhnlich ein Spaziergang an, an welchem Dirichlet vielfach Teil nahm, und nachmittags war es schließlich üblich geworden, in das Café „Dirichlet" zu gehen. „Einer von uns ladet allemal nach dem Collegium die Übrigen ohne Weiteres zu Dirichlet zum Caffe ein, wo wir uns um 2 oder 3 Uhr einfinden und sehr vergnügt bis 6 Uhr verweilen." Steiner war damals (von 1825 bis 1863) Lehrer der Mathematik an der Gewerbeschule, also Kollege von Wöhler. „Steiner, der die vortrefflichen geometrischen Arbeiten in Crelle's Journal geliefert hat" — schreibt Weber — „ist offenbar von Geburt ein Schwabe[3]), mit vielem komischen Talent. Er verkleinerte ein bischen den großen Ohm und erzählte seine Fata mit der Cilinie."

Durch die gewonnenen Freunde wurde Weber wieder in speziellere Kreise eingeführt. Dirichlet lud ihn zu der mathematischen Gesellschaft im englischen Hause, Poggendorff zu der Humanitätsgesellschaft ein, wo Leopold von Buch Vortrag hielt u. s. w. Aber ungeachtet dieses lebhaften Verkehrs mit jüngeren Leuten blieb Weber immer noch Zeit übrig, gesellig und wissenschaftlich mit älteren wissenschaftlichen Autoritäten zu verkehren, wie mit dem Mineralogen Weiß, den

[1]) Gustav Peter Lejeune Dirichlet, geboren den 13. Februar 1805 in Düren bei Aachen, Sohn des dortigen commissionaire de poste (Düren war damals französisch), ging nach Besuch des Gymnasiums in Köln nach Paris, um dort zu studieren, nahm 1823 bei dem General Foy eine Hauslehrerstelle an, siedelte aber später, wahrscheinlich auf Veranlassung A. v. Humboldt's, nach Preußen über. 1827 wird er Doktor in Bonn und sodann in Breslau gegen Remuneration angestellt. Nachdem er 1828 Professor rc. geworden, erhielt er zugleich einen Ruf an die Kriegsschule in Berlin, dem er Folge leistete. Er behielt jedoch seine Stellung in Breslau bei bis 1831, wo er Professor rc. an der Universität in Berlin wurde. 1839 erhielt er eine ordentliche Professur. 1855 ging er als Nachfolger von Gauß nach Göttingen, woselbst er 1859 starb.

[2]) Diese Bemerkung bezieht sich auf das erste Dozentenjahr Dirichlet's. Später konnten seine Vorträge als Muster für mathematische Vorträge gelten, wie der Verfasser das Glück hatte aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

[3]) In Wahrheit ist Steiner von Geburt bekanntlich ein Schweizer.

Digitized by Google

beiden Roses, Ehrenberg, Schaffrinsky, mit dem Akademiker Seebeck. Letzterer erzählte ihm bei einem Gespräch über die Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen einen interessanten Ausspruch von Gauß, den derselbe gegen Pfaff geäußert hätte, er (Gauß) habe gerade, wenn er sich in einem Zustand befinde, wo er an allem Erfolg zu verzweifeln glaube, viele der besten Ideen gehabt. Weber benutzte auch die Gelegenheit, die mechanische Werkstätte von Pistor, wo er Schieck kennen lernte, die Gebrüder Müller, den Chronometermacher Tiede und große Etablissements wie die Eisengießerei, die Gasanstalt u. s. w. aufzusuchen. Auch Schleiermacher wollte Weber predigen hören, doch war derselbe verhindert den Gottesdienst abzuhalten.

Am 22. Januar 1829 abends 7 Uhr verließ Wilhelm Weber, reich mit Erfahrungen und Eindrücken erfüllt, und mit Empfehlungsbriefen von A. v. Humboldt, Enke, Ermann und Poggendorff wohl ausgerüstet, Berlin, um Repsold und Schumacher in Hamburg und Altona aufzusuchen. Er selbst beschreibt die kalte, langweilige, ungemütliche Fahrt, zu welcher damals die Post 38 Stunden in Anspruch nahm. Sie wurde ihm aber wesentlich erleichtert durch das (wohl verabredete) Zusammentreffen mit Rosenberger, Professor der Mathematik und Astronomie in Halle, welcher, über Magdeburg kommend, in Klötze mit ihm zusammentraf, um mit ihm gemeinschaftlich Hamburg und Altona einen Besuch abzustatten. Schumacher nahm die beiden jungen Hallenser Kollegen sehr freundlich auf und zeigte ihnen eingehend seine Einrichtungen und Instrumente, und ebenso wurden beide durch Repsold selbst in alle Einzelheiten und Spezialitäten der schon damals berühmten Werkstätte eingeführt. Wie lange der Hamburger Aufenthalt dauerte, läßt sich nicht mehr feststellen, wahrscheinlich reisten die beiden Kollegen von dort gemeinschaftlich nach Halle zurück.

Weber blieb von da an bis zu seiner Berufung nach Göttingen in Halle. Er scheint zwar die Absicht gehabt zu haben, das Sommersemester 1829 wiederum in Berlin zuzubringen, die Erlaubnis dazu hatte ihm das Kultusministerium bereits am 14. März erteilt. Der Plan kam aber offenbar nicht zur Ausführung, da alle offizielle Schreiben aus Halle sowohl wie aus Berlin an seine Adresse in Halle gerichtet sind. Weber widmet sich nun ganz speziell seinen Vorlesungen und Untersuchungen, zu denen, wie schon früher erwähnt, das Ministerium in der bereitwilligsten Weise die Mittel gewährte, auch mit den Berliner Freunden blieb er in Verkehr, namentlich mit Poggendorff, aus dessen Briefen vom 30. Januar und März 1830 deutlich hervorgeht, daß Weber in Berlin nicht vergessen war. „Schicke doch, um deine Angelegenheit zu fördern, deine letzten Abhandlungen an Humboldt; Leopold von Buch ist ein eifriger Leser deiner Abhandlungen und hat dich in einer Societät sehr herausgestrichen.“ Auch war Poggendorff von Humboldt beauftragt, Weber zu veranlassen, ein Resümee seiner bisherigen Arbeiten in französischer Sprache zu senden, da er dasselbe Arago zuschicken wolle.[1]) Umgekehrt sendete ihm A. von Humboldt durch Enke eine Abhand-

[1]) Humboldt hat auch mehrmals direkt an Weber geschrieben, doch sind diese Schriftstücke wahrscheinlich von Weber als Autographen verschenkt worden.

Digitized by Google

lung Poisson's. Durch solche Aufforderungen ermuntert, schickte Weber seine Abhandlungen auch an Gauß. In einem Briefe vom 2. April 1830, wohl dem ersten schriftlichen Gedankenaustausch, antwortete Gauß: „Wohlgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr Professor, Ihr gütiges Schreiben nebst Ihren schätzbaren akustischen Abhandlungen erhielt ich zu einer Zeit, wo die Überhäufung mit Geschäften mich nöthigte, letztere einstweilen bei Seite zu legen, und mir ihre Lectüre auf eine etwas freiere Zeit vorzubehalten. Gegenwärtig sind wenigstens die Ferien, oder in Beziehung auf mich richtiger, ist die Zeit der Ferien — eingetreten. Ich habe Ihre Aufsätze zur Hand genommen; allein wie lebhaft mich auch die Originalität Ihrer Arbeiten interessirt hat, bin ich doch bald gewahr geworden, daß sie zu einer gründlichen Beurtheilung des reichhaltigen Inhalts durchaus eine nachhaltigere Beschäftigung erfordern und verdienen, als mir gegenwärtig vergönnt ist, ihnen widmen zu können. Ich darf es daher nicht länger verschieben, Ihnen für die gewogentliche Mittheilung meinen ergebensten Dank und zugleich meine Freude zu bezeugen, daß Sie sich diesen interessanten Untersuchungen mit eben soviel Eifer als Erfolg widmen.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Akustik zu denjenigen Theilen der mathematischen Physik gehört, wo noch die allerglänzendsten Fortschritte zu machen sind. In der That handelt es sich dabei blos um räumliche und Zeit-Relationen, und der Gegenstand sollte also ganz der Mathematik unterwürfig gemacht werden können; und doch wie wenig, äußerst wenig wissen wir noch! Bei den dem Anscheine nach gemeinsten Dingen wissen wir noch gar nicht einmal, wie wir sie angreifen sollen. Alle unsere bisherigen Untersuchungen beschränken sich erstens auf die Geschwindigkeit der Fortpflanzung und zweitens auf die Dicke der Schallwellen, von dem Verhältniß dieser beiden Größen hängt die Höhe der Töne ab. Aber das Unterscheidende, Eigenthümliche der Töne, was in einzelnen Fällen durch das Wort timbre bezeichnet wird, aber am wunderbarsten in den sogenannten artikulirten Tönen sich äußert, dies ist, in sofern mathematisch klare Einsicht gefordert wird, bis jetzt eine völlige terra incognita. Es scheint, daß dies nur von der Gestalt der Schallwellen abhängen kann. Welch ein unermeßliches Feld liegt hier noch vor uns. Ich bin überzeugt, daß der menschliche Geist es einst öffnen und hier dieselbe Klarheit schaffen wird, die optischen Wissenschaften gegeben ist. Man sollte selbst glauben, daß für den, welcher lebendigen Eifer, mathematische Kraft, Anstelligkeit zu Versuchen, und hinreichende Muße vereinigte, es so gar schwer nicht werden könnte, in diese Dunkelheit Licht zu bringen. Es handelt sich nur darum zu lehren, welches die specifischen Unterschiede für verschiedene Töne sind, nicht im schallgebenden Körper und nicht im Ohr, sondern in dem elastischen Medium zwischen beiden. In Beziehung auf den Schall gebenden Körper ist für diesen Gegenstand durch von Kempelen's geniales Werk [1]) schon sehr viel vorgearbeitet, daß man sich wundern muß, daß wir seitdem (seit vierzig Jahren) noch nicht weiter gekommen sind.

[1]) Wolfgang von Kempelen, Mechanismus der menschlichen Sprache, nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine, Wien 1791.

Digitized by Google

Herzlich wünsche ich, daß es Ihnen vorbehalten sein möge, hierin eine neue Bahn zu brechen. Unter der Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung empfehle mich Ihrem freundlichen Andenken. Göttingen, den 20. April 1830. Ganz ergebenst C. F. Gauß."

Am 30. November 1830 starb Tobias Mayer, ordentlicher Professor für Physik an der Universität Göttingen. Nach dem Ausspruche A. von Humboldt's lag es für Weber nahe, seine Gedanken nach Göttingen zu richten. Er schrieb daher an Gauß, um zu erfahren, was in dieser Angelegenheit zu thun sei. Gauß schreibt darüber: „Hochgeehrter Freund, daß ich auf Ihr freundliches Schreiben bisher nicht geantwortet habe, wird Sie bei den öffentlichen Vorgängen in unsrer Stadt wohl eben nicht gewundert haben, ich hätte also zu meiner Entschuldigung wohl kaum nöthig hinzu zu fügen, daß neben diesen Vorgängen meine eigne Thätigkeit noch durch schweres häusliches Leid getrübt und meine Thätigkeit mehrfach gestört ist. Länger aber darf ich doch auf Ihren Brief nicht schweigen. Ich glaube Ihnen mehrfach gezeigt zu haben, wie ich, seitdem ich das Vergnügen hatte Ihre persönliche Bekanntschaft in B. zu machen, mich wie durch Ihre von von mir aufrichtig geschätzte Talente, so durch Ihre Persönlichkeit zu Ihnen hingezogen gefühlt habe." — — — Gauß schreibt sodann, daß er Weber's Berufung unterstützen würde, sobald er Gelegenheit dazu habe, und daß er nichts Unwürdiges darin finden würde, wenn Weber versuchte die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich zu lenken. „Der gewöhnliche Weltlauf ist es leider allerdings, daß das bescheidne Verdienst über seichte Vielschreiberei übersehen wird und letztere sich vor erstere vordrängt. Ob und in wie fern so etwas in dem vorliegenden Fall denkbar ist, weiß ich nicht. — — — Ihren ferneren freundlichen Gesinnungen empfehle ich mich mit aufrichtiger Ergebenheit. C. F. Gauß.

Göttingen, den 27. Jan. 1831.

Es ist wohl anzunehmen, daß Gauß später seitens der Hannoverschen Regierung in der Berufungsangelegenheit befragt wurde, jedenfalls erhielt Weber am 29. April 1831 durch den Geheimen Kabinetsrat Hoppenstedt die Berufung als ordentlicher Professor an die Universität Göttingen, welche derselbe dann am 14. Mai definitiv annahm, obgleich ihm der Wunsch, in der Sozietät einen Platz zu erhalten, vorläufig nicht erfüllt werden konnte, „weil bereits zwei Mathematiker, Thibaut und Gauß, und nur ein Philologe und ein Orientalist in derselben vertreten waren." Am 5. Juli 1831 gratulierte Gauß zu der Berufung: „Mit lebhafter Freude habe ich in Ihrem Schreiben die Bestätigung gefunden, daß Sie die an Sie ergangene Vocation angenommen haben. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück dazu, aber ich wünsche zugleich Göttingen Glück und mir selbst, denn ich rechne darauf, daß der wissenschaftliche und freundschaftliche Verkehr mit Ihnen eine wesentliche Verschönerung meines Lebens sein wird. Wo ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, bitte ich Sie, auf meine vollste Bereitwilligkeit zu rechnen." Gauß fügt dann noch hinzu, daß er keinen Zweifel hege, daß Weber baldigst in der Societät Aufnahme finden würde.

Digitized by Google

Bei dem innigen Verhältnis, welches zwischen Wilhelm Weber und seinen Brüdern Ernst Heinrich und Eduard bestand, in welchem jede Lebenslage und jede wissenschaftliche Untersuchung den Gegenstand eingehenden Gedankenaustausches bildete, war der Entschluß Wilhelms, nach Göttingen überzusiedeln, von entscheidender Bedeutung. Wie tief von beiden Seiten die räumliche Trennung empfunden wurde, davon geben viele Briefe Zeugnis, aus denen nur einige Stellen hier angeführt werden mögen. So schreibt Wilhelm kurz nach seiner Übersiedelung nach Göttingen an seinen Bruder Ernst Heinrich: „Eine Wiederholung unseres von jeher festgehaltenen Versprechens, unsere Interessen nie von einander zu scheiden, sondern uns stets, wie wir auch geschieden werden möchten, als eine Familie zu betrachten, brauche ich bei der gegenwärtigen Gefahr[1]) nur auszusprechen, wenn es dir einige Beruhigung gewähren kann. Bis jetzt hast du nur von deiner Seite das Versprechen in Erfüllung bringen können. Es bietet sich jetzt nun zum ersten Male die Gelegenheit dar, deinem Beispiele zu folgen. Und da auch Eduard bald nun auf den Punkt kommen wird, ein Gleiches zu thun, so glaube ich, daß unser Bund uns gegenseitig eine vollkommene Sicherheit gewähren wird. Ich bin bereit, lieber Ernst, auch in der größten Entfernung Alles anzuwenden, damit wir auch noch von jetzt an recht viel in Verbindung treten." Es blieb nicht bloß bei der Absicht. An Stelle der Landstraße zwischen Halle und Leipzig trat diejenige zwischen Leipzig — Halle — Sangershausen — Nordhausen — Heiligenstadt — Göttingen. Teils trafen die Brüder an einem vorher verabredeten Orte zusammen, teils durchwanderten sie — denn die Eisenbahn fehlte damals noch — die Strecke in der einen oder andern Richtung, freilich, so oft wie früher konnten solche Besuche nicht mehr stattfinden. „Die Vollendung des Hildebrandt, von dem ich nur noch drei Bogen auszuarbeiten habe und der nach Ablauf der Messe erscheinen muß, und auch die Decanats-Geschäfte", schreibt Ernst Heinrich an Wilhelm im April 1832, „erlauben es jetzt durchaus nicht, daß ich nach Göttingen komme. Dafür aber habe ich mir vorgenommen, in Zukunft, wo ich von solchen Geschäften frei sein werde, die Ferien zu benutzen, um mit Dir längere Zeit gemeinschaftlich zuzubringen. Wenn Du dann auch so eingerichtet bist, daß Du zuweilen hierher kommen kannst, so werden wir unsere gegenseitige Trennung nicht mehr so unangenehm empfinden. Während der Zwischenräume arbeiten wir einzeln und bereiten vor, während der Ferien tauschen wir aus und verabreden neue Untersuchungen."

Weber hatte die Verpflichtung übernommen, im Wintersemester 1831 mit seinen Vorlesungen in Göttingen zu beginnen. Die Abrechnung der ihm seitens der preußischen Regierung zur Anschaffung von Instrumenten überwiesenen Geldmittel und die offizielle Abgabe derselben hatte ihn längere Zeit in Anspruch genommen. Nachdem er für seine Effekten zollfreie Einfuhr in Hannover ausgewirkt und diese mittelst Frachtwagen vorausgesandt hatte, machte er sich im Sep-

[1]) Ernst Heinrich war nicht unbedenklich erkrankt.

Digitized by Google

tember nach Göttingen auf, indem er seine Übersiedlung zu einer Fußreise über Weimar, Erfurt, Mühlhausen benutzte. Ein kleines Reise-Abenteuer dabei erzählte Weber selbst mit vielem Vergnügen. Er war glücklich in Weimar angelangt und beschloß, am Abend das Theater zu besuchen. Zufälligerweise aber hatte er einen Tag getroffen, an dem eine größere Zahl Jenenser Studenten die Räume des Theaters ausfüllten, und so kam es, daß neben ihm ein Korpsstudent von echtem Schrot und Korn Platz nahm, der nicht verfehlte, mit seinem Nachbar ein Gespräch anzuknüpfen. „Na", sagte er, auf den schmächtigen und unscheinbar aussehenden, neuernannten Göttinger Professor selbstbewußt herabsehend, den er für einen Weimarschen Gymnasiasten hielt, „du wirst wohl auch bald die Universität besuchen." Ob Weber seinen Nachbar aufgeklärt oder ihn bei seiner Meinung belassen hat, muß dahingestellt bleiben.

Man darf sich über die Bemerkung des Jenenser Korpsburschen nicht allzusehr wundern, denn in der That machte Wilhelm Weber, wie ein Augenzeuge versichert, als junger Mann, wenn er zwischen seinen zwei stattlicheren Brüdern einherging, den Eindruck des Schwächlichsten und im Äußern Unscheinbarsten unter ihnen, sodaß damals wohl niemand hätte ahnen können, daß er beide überleben und ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen würde.

So war Wilhelm Weber an einem wichtigen Wendepunkte seines Lebenslaufes angelangt, welcher den Anfang einer neuen Periode seines wissenschaftlichen Verkehrs und seiner wissenschaftlichen Forschungen bildet.

Erste Göttinger Periode 1831—1837.

Das Erste, womit Weber nach seiner Ankunft in Göttingen sich beschäftigte, betraf die Einrichtung des physikalischen Kabinets[1]), auch beschäftigten ihn die neu übernommenen Experimental-Vorlesungen, und im Zusammenhange stand damit die Absicht, das Handbuch für Physik von Tobias Mayer neu herauszugeben, wozu er von buchhändlerischer Seite aufgefordert wurde. Hierzu ist es jedoch nicht gekommen. Gleich von Anfang trat Weber in wissenschaftlichen Verkehr mit Gauß, welcher sich trotz der Altersdifferenz von 27 Jahren zugleich zu einer wahrhaften Freundschaft umgestaltete. Einzelne von Gauß's Hand geschriebene Zettel, die sich im Nachlaß vorgefunden haben, laden Weber zum Mittagessen ein, meist mit dem Nachsatz „wir sind ganz allein, von Herzen Ihr C. F. Gauß." Umgekehrt ist auch Gauß nicht selten Gast bei Weber. In einem Briefe an Ernst Heinrich vom 2. Juni 1832 beklagt sich sogar die Schwester Weber's, welche ihm in den ersten Jahren seines Göttinger Aufenthaltes die Wirtschaft führte, über die häufigen und zum Teil unvorbereiteten Einladungen, welche Wilhelm machte. „Wilhelm kann Gauß jeden Tag so lange er will genießen. Gauß lebt sehr ein-

[1]) Das damalige physikalische Kabinet lag demjenigen, welches jetzt noch in Göttingen besteht, schräg gegenüber. In demselben Gebäude befand sich das naturhistorische Museum. Bei dem in den letzten Jahren ausgeführten Neubau der Bibliothek wurde das alte Haus abgerissen und an seiner Stelle ein Flügel der Bibliothek erbaut. In dem jetzt bestehenden physikalischen Kabinet ist Weber erst nach seiner Rückberufung im Jahre 1849 thätig gewesen.

Digitized by Google

sam, und Wilhelm ist zu jeder Stunde willkommen. Gauß ist ein so gesellig gebildeter Mann, daß er in meiner Gegenwart nie von gelehrten Dingen spricht und verlangt, daß ich dabei sein soll; er hat mit uns von 12 bis 5 Uhr von allerlei Sachen gesprochen. Neulich bat Wilhelm den Hofrat Gauß drei Tage hintereinander zum Mittag (seine Töchter sind verreist)." Es konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben, daß das große Interesse, welches Gauß damals den magnetischen Erscheinungen, speziell dem Erdmagnetismus entgegenbrachte, sich auf seinen jungen Freund übertrug. Die erste Frucht jener magnetischen Beschäftigungen von Gauß bildet die berühmte Abhandlung: Intensitas vis magneticae ad mensuram absolutam revocata, welche Gauß am 15. Dezember 1832 in der Sitzung der Königlichen Societät zum Vortrag brachte.[1])

Von jener Zeit an war Weber ganz für magnetische Untersuchungen gewonnen, welche er teils selbständig auf dem physikalischen Kabinet, teils mit Gauß gemeinschaftlich ausführte. Bei diesen Arbeiten über denselben Gegenstand mochte die räumliche Entfernung zwischen Sternwarte und physikalischem Kabinet (etwa $^1/_4$ Stunde zu gehen) zu manchen Unzuträglichkeiten führen, zumal gewisse Untersuchungen über die Änderung der magnetischen Deklination es wünschenswert erscheinen ließen, gleichzeitig an den in der Sternwarte und in dem Kabinet aufgestellten Instrumenten zu beobachten, was häufige Uhrvergleichungen erforderlich machte. Kleine, auf magnetische Beobachtungen bezügliche Notizen von Gauß zeigen, daß öfters Boten zwischen den beiden Instituten hin und her wanderten. Aus dem Wunsche, diesen Unzuträglichkeiten Abhilfe zu schaffen, ging im Jahre 1833 die erste größere Telegraphenanlage hervor, bei welcher galvanische Ströme die Zeichen übermittelten. In einem von Gauß erstatteten Bericht in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 9. August 1834 Stück 128 S. 1265 über das kurz zuvor neu erbaute magnetische Observatorium in Göttingen sagt Gauß, nachdem er über die Einrichtung des Observatoriums und über die in demselben angestellten Beobachtungen näheres mitgeteilt hat: „Wir können hierbei eine mit den Einrichtungen in genauer Verbindung stehende großartige und bisher in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt lassen, die wir unserm Professor Weber verdanken. Dieser hatte bereits im vorigen Jahr von dem physikalischen Cabinet aus über die Häuser der Stadt hin bis zur Sternwarte eine doppelte Drahtverbindung geführt, welche gegenwärtig von der Sternwarte bis zum magnetischen Observatorium fortgesetzt ist. Dadurch bildet sich eine große galvanische Kette, worin der galvanische Strom die an beiden Endpunkten befindlichen Multiplikatoren mitgerechnet eine Drahtlänge von fast neuntausend Fuß zu durchlaufen hat. — — — Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit man durch den Commutator die Richtung des Stromes und die davon abhängige Bewegung der Nadel beherrscht, hatte schon im vorigen Jahre Versuche einer Anwendung zu telegraphischen Signalisierungen veranlaßt, die auch mit ganzen Wörtern und kleinen Phrasen

[1]) Göttingische gelehrte Anzeigen vom Jahre 1832 Stück 205 S. 2041 und Stück 206 S. 2049.

Digitized by Google

auf das vollkommenste gelangen. Es leidet keinen Zweifel, daß es möglich sein würde, auf ähnliche Weise eine unmittelbare telegraphische Verbindung zwischen zwei, eine beträchtliche Anzahl von Meilen von einander entfernten Örtern einzurichten. Allein es kann natürlich hier nicht der Ort sein, Ideen über diesen Gegenstand weiter zu entwickeln."

Von einer Erfindung der elektromagnetischen Telegraphie durch Gauß und Weber im eigentlichen Sinne kann man nicht sprechen, da die Wirkungen des galvanischen Stromes (Örstedt 1819, Arago 1820), auf denen sie beruht, die Vorrichtungen diese Wirkungen zu verstärken (Schweigger's Multiplikator 1820), die Methode dieselben sichtbar und einer genauen Beobachtung zugänglich zu machen (Poggendorff's Spiegeleinrichtung 1826) im Jahre 1833 bereits bekannt waren. Auch sind schon vor Gauß und Weber mehrfach Vorschläge, auf die elektromagnetischen Wirkungen des galvanischen Stromes eine Telegraphie zu gründen (Ampère, Barlow, Green, Triboaillet, Fechner, Schilling von Cannstadt) gemacht, ja sogar Versuche in kleinerem Maßstabe angestellt worden. Allein bei den Versuchen, welche man angestellt hatte, durchlief der Strom verhältnismäßig nur kurze Strecken, und man hegte damals allgemein die Ansicht, daß der galvanische Strom, wenn er längere Strecken zu durchlaufen hätte, in seiner Kraft so abgeschwächt werde, daß seine Wirkungen alsdann für den genannten Zweck nicht ausreichten. Nur einzelne, namentlich Fechner [1]), vertraten die Ansicht, daß auch auf große Entfernungen eine elektromagnetische Telegraphie möglich sei. Aber es blieb bei dieser Ansicht, sie wurde nicht thatsächlich durch den Versuch bewahrheitet. Von Barlow wird mitgeteilt, daß er Versuche mit einem Drahte von 200 Fuß Länge angestellt habe, aber dabei zu einem negativen Resultate gelangt sei.

Unbestritten gebührt Gauß und Weber das große Verdienst, zuerst wirklich eine telegraphische Verbindung auf größere Entfernung und zwar mit nur zwei Drähten hergestellt und hierdurch den thatsächlichen Beweis gebracht zu haben, daß der galvanische Strom auch für große Strecken zur Telegraphie benutzt werden kann. Da erst im Laufe der Zeit, als man begann, die Aufmerksamkeit der Geschichte der Telegraphie zuzuwenden, die ersten telegraphischen Versuche zu allgemeinerer Kenntnis gekommen sind, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Gauß und Weber ihre Einrichtungen trafen, ohne von den vor ihnen angestellten Versuchen Kenntnis zu haben.[2])

Insbesondere ist es Weber gewesen, welcher sich die Herstellung der telegraphischen Verbindung der beiden Institute, Sternwarte und physikalisches Kabinet, angelegen sein ließ. Die folgenden Schreiben des Göttinger Stadtmagistrats beziehen sich auf die Erlaubnis, welche ihm gegeben wurde, die beiden Telegraphendrähte über die Dächer der Stadt nach dem Johannisturm und von da nach der Sternwarte zu führen.

[1]) Fechner, Lehrbuch des Galvanismus und der Elektrochemie. Leipzig 1829, S. 269.

[2]) Eine ausführliche Geschichte der Telegraphie findet sich in Zetzsche, Handbuch der elektrischen Telegraphie Bd. I. Julius Springer. Berlin 1877.

Digitized by Google

Euer Wohlgeboren sind durch das gefällige an den Magistrats-Director Ebell gerichtete, von diesem aber an den Magistrat abgegebene Schreiben vom 15/16. huj. einer bereits beabsichtigten Umfrage über den Zweck der auf dem Johannis-Thurme ohne unser Vorwissen gemachten Vorrichtungen zuvorgekommen. Wenn gleich wir nun jeder Zeit gern bereit sind zur Einrichtung und Förderung wissenschaftlicher Institute nach Kräften die Hand zu bieten, so müssen wir uns für den vorliegenden Fall jedoch Pflichten halber dennoch eine gefällige Erläuterung über die nachfolgenden Punkte erbitten. 1) Sind die gemachten Vorkehrungen nur als eine Probe zu betrachten, oder sollen sie bleibend werden? 2) Wird es deßhalb erforderlich werden einzelnen Personen (und welchen?) jeder Zeit den Zugang zu dem Thurm zu gestatten? 3) Werden die jetzt gezogenen Linien durch Drähte ergänzt werden und von welchem Metall werden solche sein? 4) Ist es erforderlich, daß die schon jetzt beseitigten Jalousien vor den Thurmöffnungen auch für die Folge hin wegfallen und die fraglichen Luken offen bleiben müssen?

Indem wir uns darüber eine baldgefällige Benachrichtigung erbitten, bemerken wir hinsichtlich des letzten Punktes schon im Voraus, daß der Thurm zu sehr der Einwirkung des Wetters ausgesetzt ist, als daß wir ohne zu großen Nachtheil für die inneren Bauwerke das Offenbleiben der Dachluken gestatten könnten.

Wir benutzen übrigens diese Gelegenheit Euren Wohlgeboren die Versicherung unserer vollkommensten Hochachtung zu ertheilen.

Göttingen, den 18. April 1833.

Der Stadtmagistrat der Stadt Göttingen

Sr. Wohlgeboren gez. G. Ebell.

dem Herrn Professor Weber hierselbst.

Unter den von Euren Wohlgeboren uns gegebenen Erläuterungen lassen wir die auf dem Johannis-Thurme gemachten Vorrichtungen zu magnetisch-galvanischen Beobachtungen bis auf Weiteres gern geschehen, so wie wir auch nichts dabei zu erinnern finden, daß Eure Wohlgeboren behuf dieser Beobachtungen Sich mit einem Gehülfen dann und wann auf dem Thurm aufhalten.

Unter der Versicherung unserer vollkommensten Hochachtung

Göttingen, den 6. Mai 1833.

Der Stadtmagistrat der Stadt Göttingen

G. Ebell.

Um in bezug auf die Vorgeschichte des Göttinger Telegraphen möglichst vollständig zu sein, mögen hier auch die Aktenstücke mitgeteilt werden, welche offenbar von kompetenter Seite in der Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 248 1887 veröffentlicht worden sind, aus denen hervorgeht, daß Weber, um seine Einrichtungen treffen zu können, mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

Digitized by Google

Aktenstücke zur Vorgeschichte der Erfindung des elektrischen Telegraphen von Gauß und Weber.

I. Schreiben des Hannoverischen Universitäts-Curatoriums.

„Der Professor Weber zu Göttingen hat uns vorgetragen, daß der zur Anstellung der optischen[1]) Versuche im unteren Stockwerk des academischen Musei angewiesene Raum sehr beschränkt sey und des erforderlichen Lichts entbehre, mithin für sehr wünschenswerth zu halten sey, daß zu jenem Zwecke noch ein Zimmer in demselben Gebäude, z. B. eins von den Zimmern wo die Flüggesche Bilder-Sammlung bisher gestanden, ihm eingeräumt werde. Wir wünschen nun vor weiterer Entschließung den gutachtlichen Bericht des academischen Musei darüber zu erhalten, ob und in welchem Maaße es den Umständen nach thunlich sein würde, für die optischen Versuche noch ein Zimmer in dem Gebäude des acad. Musei anzuweisen. Hannover, den 10. Februar 1832. Königliches Großbritannisch-Hannoversches Universitäts-Curatorium. Arnswaldt. An das academische Museum zu Göttingen."

II. Blumenbachs Antwort. Eigenhändige Kladde.

„An Ks Hohes Universitäts Curatorium. Bericht des OMR. Bl.[2]) v. 27. Febr. 32 in Betreff der zum naturhistorischen Theil des acad. Musei behörigen Zimmer. Gleich nach Empfang des von Ew. Exc. unter dem 10. d. M. ans acad. Museum erlassenen verehrlichen Rescripts wegen eines vom Prof. Weber geäußerten Wunsches, daß ihm im mittleren Stockwerk des Mus. ein Zimmer zur Anstellung seiner optischen Versuche eingeräumt werden möchte, habe ich sogleich mit den Mitaufsehern des Mus. HR. H.,[3]) HR. O.[4]) und dem Assistenten Dr. H.[5]) Rücksprache genommen, worauf der letztgenannte mir den hierbei in Abschrift anliegenden Aufsatz zugestellt, welchem die beiden genannten Mitaufseher so wie ich in Bezug auf die vorgeschlagenen und auch von dem deshalb befragten Landbauinspector Praël vollkommen passend befundenen Vorplätze unbedingt beipflichte."

III. (Eigenhändiger) Bericht des Dr. Herbst.

„1) Für die Flügge'schen Bilder sind keine abgesonderten Zimmer angewiesen gewesen, sondern dieselben waren bisher in 2 Zimmern an Plätzen, welche weniger benutzt werden konnten, hier und da, neben einander und vor einander aufgestellt. 2) In den Zimmern, worin die genannten Bilder sich befinden, war von jeher ein beträchlicher Theil der ichthyologischen, sowie auch Beiträge zur osteologischen und phytologischen Sammlung aufgestellt, und hat in der letzten Zeit, wegen der Beschränkung des übrigen Raums, auch noch ein Theil der höchst

[1]) Dieser Ausdruck ist wegen mangelhafter Kenntnis der Sache einige Male anstatt „elektrisch" gebraucht.
[2]) Obermedicinalrat Blumenbach.
[3]) Hofrat Hausmann.
[4]) Hofrat Ostander.
[5]) Dr. Herbst.

Digitized by Google

schätzbaren Sammlung von Petrefacten hinzugefügt werden müssen. 3) Viele der nach und nach dem Acad. Mus. einverleibten Gegenstände sind in den übrigen Zimmern zu sehr gehäuft und sind daselbst nur bis zur Anschaffung der nothwendigen Schränke und Repositorien aufgestellt worden. 4) Das eine der beiden Zimmer wurde bisher außerdem bei den für das Acad. Mus. anzustellenden Untersuchungen und Arbeiten benutzt. 5) Durch die Absonderung eines der beiden Zimmer würde die Communication zwischen dem mittleren und oberen Stockwerk des Acad. Mus. gestört werden, so wie auch Fremden der Besuch des ganzen Mus. erschwert würde. 6) Dagegen würde vielleicht ein vor jenen beiden Zimmern befindlicher, ziemlich geräumiger, sehr heller, bedielter Vorplatz im mittleren Stockwerk des A. M., so wie ein gleich beschaffener Raum im oberen Stockwerk zur Anstellung physikalischer Versuche Raum und Licht hinlänglich darbieten."

IV. Eigenhändige Vota.

„In Beziehung auf die Anlage habe ich das Local des Museums in Augenschein und Überlegung genommen und pflichte den Bemerkungen des Herrn Dr. Herbst vollkommen bey. Gött. d. 15. Febr. 32. ganz gehorsamst Hausmann."

„Das Museum würde einen seiner schönsten Räume verlieren, wenn der von Hn. Prof. Weber bezeichnete, Saal davon getrennt würde, und da der 16 Fuß lange und 12 Fuß breite Vorplatz mit 2 Fenstern zu physikalischen Experimenten sich wohl eignen möchte, stimme ich dem Herrn Dr. Herbst und Hofr. Hausmann vollkommen bey. d. 20. Febr. 1830 (sic). ganz gehorsamst Osiander."

V. Schreiben des Universitäts-Curatoriums.

„Copia dem academischen Museo in Göttingen. Mit Bezugnahme auf Unser Rescript vom 10ten vorigen Monats eröffnen Wir dem Professor Weber, daß zur Anstellung der optischen Versuche ihm zwar ein Zimmer im academischen Museo nicht überwiesen werden kann, da keins von den in diesem Gebäude befindlichen Zimmern für jetzt zu entbehren ist. Dagegen kann ein, im mittleren Stockwerk des Musei befindlicher Vorplatz, welcher ziemlich geräumig, sehr hell und bedielt sein soll, — so wie ein ebenso beschaffener Raum im oberen Stockwerke, von dem Professor Weber zur Anstellung optischer Versuche inskünftige benutzt werden und überlassen Wir daher demselben, hiervon den Umständen nach Gebrauch zu machen. Das academische Museum haben Wir hiervon durch abschriftliche Mittheilung dieses Rescripts in Kenntniß gesetzt." Hannover, den 6ten März 1832. Königliches Großbritannisch Hannoversches Universitäts-Curatorium. An den Professor Weber in Göttingen.

An die vorstehenden Aktenstücke, welche der Einsender vor mehreren Jahren aus einem Paket für wertlos gehaltener Schriften rettete und der Universitätsbibliothek einverleibte, wurde derselbe erinnert durch einen Aufsatz in der Beilage zu dieser Zeitung vom 12. August d. Js., betitelt: „Die Vorgeschichte der Einführung des elektrischen Telegraphen in England," veranlaßt durch die Feier der fünfzigsten Wiederkehr dieser Einführung (25. Juli 1837) auf einer längeren Strecke der Nordwestbahn in London mit der Gauß-Weber'schen Zeichengebung.

Digitized by Google

Blumenbach, Hausmann und Osiander hatten keine Ahnung davon, daß es sich um eine Sache, um eine Erfindung handelte, welche jetzt die Welt regiert, sie scheinen wenig Entgegenkommen bewiesen zu haben, indem sie den Bericht ihrem Assistenten Dr. Herbst übertrugen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, eine gänzlich ablehnende Antwort zu geben, und dem ältesten der jetzt lebenden Mitglieder der Universität Göttingen, dem Prof. Dr. Herbst, gebührt der Dank dafür, jene glückliche Wendung gefunden zu haben, denn Weber war nach seiner großen Bescheidenheit mit jenem notdürftigen Vorplatze zufrieden. Wo derselbe lag, möchten nur noch wenige wissen, und um Irrtümern entgegenzutreten, wie sie jetzt schon verbreitet sind, möge hier eine kurze Beschreibung folgen, wo und wie die Anlage gemacht wurde. Man sagt gewöhnlich „im physikalischen Kabinet", und an dem jetzigen physikalischen Kabinet ist auch eine Marmortafel angebracht mit der Inschrift: „Erster elektrischer Telegraph Weber-Gauß 1833." Allein dieses Haus war damals von dem Justizkanzleidirektor v. Werthoff bewohnt und noch später unter dessen Namen in der Stadt bekannt; das ältere, sehr beschränkte physikalische Kabinet, worin Tobias Mayer und Weber in seinen ersten Jahren arbeiteten und ihre Vorlesungen hielten, befand sich an der nördlichen Hälfte des unteren Stockwerks des im Jahre 1881 zum Zwecke der Erweiterung der Bibliothek abgebrochenen naturhistorischen Museums, an der nordwestlichen Ecke der jetzigen Bibliothek, wo die neue Mauer den zur Zeit noch unbebauten Raum einschließt und worin, nachdem für Weber das jetzige physikalische Kabinet eingerichtet war, Hausmann die mineralogische Sammlung unterbrachte. Im oberen Stockwerk des Museums wurde nun in dem Treppenaufgange der oben erwähnte Vorplatz, wo die jetzt in der Aula befindlichen Gemälde der alten Göttinger Professoren hingen, ausfindig gemacht und für die elektrischen Versuche notdürftig hergestellt. Von hier ging der Leitungsdraht über die (alte) Bibliothek an den Johannis-Kirchtum und auf der andern Seite hinunter nach der Universitäts-Apotheke, dann über die Dächer und Straßen bis an die äußerste südöstliche Ecke des Walles am Geismar-Thore, wo er an einer in einem Baume aufgerichteten Stange befestigt war, und er senkte sich von da nach dem zu diesem Zwecke vor der Sternwarte erbauten kleinen Häuschen, an welchem nicht der kleinste Nagel von Eisen, sondern alles, was zur Befestigung dient, und selbst der Hausschlüssel von Kupfer ist. Man hatte anfangs befürchtet, daß die in der nahen Kaserne zu mehreren Hunderten liegenden Gewehre eine Anziehungskraft ausüben könnten, dies war indes nicht der Fall, und indem Gauß in diesem Häuschen und Weber am andern Ende im Museum operierte, wurden die Versuche angestellt, bis der glänzendste Erfolg erzielt und eine der wichtigsten Erfindungen dieses Jahrhunderts gemacht war.

Die Marmortafel an dem neuen physikalischen Kabinet bezeichnet also eigentlich nicht die richtige Stelle, da diese aber über der kleinen Thür auf dem unbebauten Raume der Bibliothek, so zu sagen, in der Luft schwebt, so mag die Tafel zum Andenken bleiben, wo sie ist, zumal nachdem der anfangs von hier über die Straße nach der Ecke des Benfey'schen Hauses geführte Leitungsdraht,

Digitized by Google

welcher eine falsche Vorstellung geben mußte, wieder entfernt ist. Manche werden sich noch daran erinnern, wie nach vielen Jahren der alte Leitungsdraht bei einem starken Gewitter vom Blitze in fußlangen Stücken heruntergeschleudert wurde; und daß ein solches glühendes Stück auf der Johannisstraße der Frau des Prof. Grisebach durch ihr Kleid fuhr, ist keine Fabel, wie man jetzt hier und da äußern hört.

Göttingen. . . d . . d.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Welt des Hörens.

Von

Kornel Lichtenberg.

Von den verschiedenen Sinnesorganen, wodurch der Mensch mit der materiellen Welt außer sich in Verbindung gesetzt wird, gewährt wohl keines einen interessanteren Gegenstand für die Betrachtung als das Ohr. Dieses Organ gehört zu den wunderbarsten und kompliziertesten Teilen des menschlichen Körpers und zeichnet sich durch seine Eigentümlichkeiten in einem hohen Grade vor andern aus. Es ist in seinem vollkommen normalen Zustande das Hauptorgan der menschlichen Bildung und vorzugsweise zum Dienste des höheren psychischen Lebens bestimmt. Fast in jedem Augenblicke erhalten wir Beweise von seiner hohen Wichtigkeit und seinem außerordentlichen Nutzen.

Durch das Ohr wird der geistige Verkehr zwischen den Menschen vermittelt; durch dasselbe werden wir erst befähigt, die Grenzlinie, welche die Menschennatur von der bloß tierischen scheidet, zu überschreiten und einen naturgemäßen Gebrauch von den in uns wohnenden Kräften zu machen, ferner in das Räderwerk des geselligen Vereins selbständig einzugreifen und überhaupt das zu werden, was wir unserer Natur nach werden können und unserer Bestimmung nach werden sollen; ihm verdanken wir schließlich die Annehmlichkeiten, welche die Harmonie und Melodie der Töne uns genießen läßt.

Was man im gewöhnlichen Leben unter Ohr versteht, faßt nur die von jedem äußerlich sichtbaren Teile in sich. Die Anatomie versteht darunter ganz etwas Andres. Thatsächlich wird das Ohr in drei Teile geteilt: in das äußere Ohr, welches die Muschel, den äußeren Gehörgang und das Trommelfell enthält; in das mittlere Ohr, welches aus der Trommelhöhle, aus den Gehörknöchelchen, dem Warzenfortsatz und aus der Eustachischen Röhre besteht; und drittens in das innere Ohr, welches das Labyrinth in sich faßt mit dem aus dem Gehirn entspringenden Gehörnerven. Diese sehr oberflächliche Einteilung läßt zahlreiche solche anatomische Details ganz beiseite, die wohl zur Entstehung des normalen Hörens wichtig sind, die wir jedoch vorläufig leicht entbehren können.

Digitized by Google

Jetzt sehen wir uns den Hörprozeß etwas näher an und definieren wir denselben nur so im allgemeinen.

Die dem Gehörnerven mittelst eines wundervoll schönen Mechanismus mitgeteilte Bewegung wird Schall genannt. Diese Bewegung wird gewöhnlich durch Schwingungen der Luft vermittelt. Ein Schlag von einem tönenden Körper geht auf die denselben umgebende Atmosphäre über, entfernt sich mittelst Schwingungswellen von demselben nach allen freien Richtungen, wie sich die Oberfläche des Wassers kräuselt, nachdem ein Stein in dasselbe geworfen wurde. Stellen wir uns vor, daß das Wasser die Atmosphäre repräsentiert, den Stein als die Schallquelle des tönenden Körpers, das Kräuseln auf der Oberfläche des Wassers als die Schallwellen in der Luft und das Ufer des Wassers als Ohr, d. h. als den Punkt, der die Schallwellen auffängt. Die Wahrnehmung dieser Bewegungen der Luft durchs Ohr wird Hören genannt.

Nachdem wir nun die Bewegungen der Luft als Schallwelle definiert haben, verfolgen wir eine derselben von ihrer Quelle bis zum Ohre und dem Gehirn, wo wir sie als Schall wiedererkennen. Daraus werden wir erfahren, was Hören bedeutet. Wenn eine Schallwelle die Seite des Kopfes erreicht, wird ein Teil derselben von der Ohrmuschel okkupiert und etwas gesammelt in den äußeren Gehörgang bis zum Trommelfell geleitet, welches dadurch nach innen und außen in Bewegung gebracht wird. Das Trommelfell übergiebt diese Bewegung dem Hammer, dieser den andern Gehörknöchelchen, so daß die ganze Kette der Gehörknochen in pendelartige Schwingungen gerät. Die kleine Fußplatte des Steigbügels spielt natürlich mit und macht im ovalen Fenster Exkursionen nach innen und außen, welche dann, da das Fenster in den Vorhof mündet, der Labyrinthflüssigkeit mitgeteilt werden. Dieses Fluidum übermittelt dann die Impulse der Schallwellen den Weichgebilden des Labyrinths, wo der Gehörnerv liegt, und die Aufnahme dieser Bewegungen in dem Labyrinthwasser durch die Endausbreitungen der Gehörnerven und als letzte Station durch das Gehirn bringt jene Empfindung hervor, welche das Hören genannt wird.

Nach diesen allgemeinen physikalischen und akustischen Betrachtungen dürfen wir uns jetzt zur näheren Erörterung der Einwirkung des Schalles auf das ihm angehörige Organ, das Verhalten der einzelnen Teile desselben dabei und der Aufnahme und Wahrnehmung des zugeführten Sinneseindruckes selbst wenden.

Alle Sinnesorgane sind so konstruiert, daß das ihnen angehörige Objekt in sie einzudringen und einen Eindruck auf sie zu machen vermag. So auch das Gehörorgan. Seine äußeren Gebilde stellen den einleitenden Apparat dar und sind bestimmt, den Schall zu empfangen und nach innen fortzupflanzen. Die ganze Stellung und Bildung des äußeren Ohres ist nichts weniger als zufällig, sondern sie zeigt unleugbar, daß dasselbe die Schallwellen nicht bloß überhaupt, wie durch ein Hörrohr, sondern so auffangen soll, daß sie sich von verschiedenen Punkten her, wie auf einen Punkt, zu konzentrieren vermögen.

Die Ohrmuschel wirkt bei den meisten Säugetieren als Schallfänger, sie ist bei denselben mit gut entwickelter Muskulatur versehen, infolge dessen sehr be-

Digitized by Google

weglich, wie z. B. beim Pferde, bei der Kuh und beim Kaninchen. Bei diesen Tieren bewegt sich die Muschel nach vorn und hinten, welcher Umstand sie befähigt, die Schallwelle von vorne und hinten aufzufangen, was grasfressende Tiere charakterisiert, die von den fleischfressenden verfolgt werden. Die Funktion der Muschel ist daher bei den ersteren eine sie beschützende, die das Tier geeignet macht, vor seinen Feinden stets auf der Hut zu sein. Die Muschel der fleischfressenden Tiere dagegen ist von Natur aus mehr nach vorn als nach hinten zugespitzt und wird auch leichter in der ersten Lage erhalten, was sie vorzugsweise dazu befähigt, ihre Beute sicherer zu entdecken. Bei den im Wasser lebenden Säugetieren ist die Muschel sehr klein, doch kann sie fest und knapp nach innen gezogen werden, um das Wasser während des Schwimmens vom Ohre abzuhalten.

Die Tiere haben daher den Vorzug, ihre Ohrmuschel willkürlich nach derjenigen Gegend richten zu können, von welcher die Schallwellen herkommen. Sie sind, wie gesagt, zu diesem Zwecke mit ansehnlichen Muskeln begabt. Bei manchen Tieren ist diese Beweglichkeit und Richtungsfähigkeit der Muschel so merkwürdig, daß man mit vieler Wahrscheinlichkeit aus dem Baue und der Richtung derselben auf ihren verschiedenen Charakter und ihre Lebensweise schließen kann. So steht das Ohr bei starken und reißenden Tieren gerade aufrecht; die furchtsamen lassen die Ohren hängen. Der Hase und das Kaninchen, zur Flucht geschaffene Tiere, legen die Ohren hinten an den Kopf, um das Geräusch ihrer Verfolger leichter zu hören; der Löwe hingegen und die Katze, welche von der Jagd leben, haben sie vorwärts gerichtet, damit sie schon nach dem Schalle ihren Raub verfolgen können; Wiesel und Iltis, welche dem Fraß auf dem Boden nachjagen, haben horizontale und vorwärts gerichtete Ohren; der Uhu, welcher von der Höhe auf seine Beute herabschießt, vor- und abwärts gebogene, und so haben alle Tiere nach Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse verschieden eingerichtete Ohrmuscheln. Die Gestalt der Ohrmuschel und deren Stellung zu dem Kopfe d. h. der Winkel, unter welchem sie mit diesem verbunden ist, hat daher für die Aufnahme und Fortpflanzung des Schalles einen nicht ganz unwichtigen Einfluß.

Bei den Menschen jedoch ist die Muschel unbeweglich; obgleich kein lenkbarer Schallfänger, ist sie nicht ohne Nutzen, da sie durch ihre flache, seichte, trompetenförmige Gestalt als Schallsammler oder Schallverstärker der auf sie fallenden Töne wirkt, die sonst für das menschliche Ohr verloren gingen. Nach einigen Physiologen soll die menschliche Muschel auch auf die qualitative Wahrnehmung der Töne nicht ohne Bedeutung sein.

Der äußere Gehörgang ist der nächste Empfänger der Schallwellen, er repräsentiert das Rohr der Trompete, deren Mündung die Ohrmuschel ist. Allgemein einverstanden ist man damit, daß sein Zweck darin besteht, die von der Muschel gegen seine Öffnung verschlagenen Schallwellen aufzunehmen, fortzuleiten und zu verstärken. Außer dieser Funktion ist der Gehörgang befähigt, den Überfluß an Ohrenschmalz zu entfernen, damit keine Verstopfung desselben entsteht. Die Drüsen nämlich, welche das Schmalz absondern, liegen nahe an der Öffnung

Digitized by Google

des äußeren Ganges. Von diesem Punkte nach innen steigt der Kanal am Boden des Ganges mild nach oben, die Form desselben stellt zwei doppelt abgestützte Kegel dar und zwar so, daß die beiden Kegel sich an den abgeschnittenen Spitzen begegnen. Dieser Umstand verengt die Mitte des Ganges, während er einerseits nach außen und andererseits nach innen bis zum Trommelfell sich erweitert. Von der Mitte gerechnet neigt daher der äußere Gehörgang nach außen und nach innen. Wenn daher das abgesonderte Ohrenschmalz sich selbst überlassen bleibt, wird es natürlich so lange nach außen rollen, bis es die Mündung des Kanals erreicht hat, und es wird nie die Mitte, d. h. den engsten Teil des Ganges, passieren, wenn es künstlich durch Entfernungsversuche nicht nach innen getrieben wird. Ein andrer, ebenfalls sehr wichtiger Grund, warum das Ohrenschmalz eher nach außen als nach innen sich bewegt, ist der, daß die Haut des äußeren Gehörganges nach außen wächst und die Neigung hat, Schmutz und Schmalz mit sich nach außen zu tragen. Leider wird diese zweckmäßige Anordnung der Natur sehr häufig dadurch gestört, daß man das Ohr durch unnütze Versuche zu viel wäscht und reinigt und das Gegentheil von der eigentlichen Absicht erreicht.

Das Trommelfell bildet eine Scheidewand zwischen der äußeren und mittleren Abteilung des Ohres und hat als solche vor allem die Bestimmung, die hinter ihr gelegenen zarten und empfindlichen Teile zu beschützen und zu bewahren. Ohne das Trommelfell würde die dahinter gelegene Trommelhöhle nebst ihrem Zubehör dem Eindringen von Staub, Sand, Wasser und Insekten, oder der Einwirkung von kalter und scharfer Luft und andern Schädlichkeiten unterworfen sein, und es würde so dieser wichtige und empfindliche Teil sehr leicht gestört und das Gehör allmählich geschwächt oder völlig aufgehoben werden. Ein intaktes Trommelfell schützt daher thatsächlich die tieferen inneren Teile des Ohres. Daher ist es nicht klug, zu erschrecken, wenn ein fremder Körper ins Ohr gerät. Man verbindet irrtümlicher Weise damit die Idee, daß der Gegenstand, vorwärts dringend, ins Gehirn kommen kann. Nichts ist unmöglicher als das, denn das Trommelfell ist am Ende des äußeren Ganges hermetisch aufgespannt und läßt die Möglichkeit eines solchen Unglücks gar nicht zu. Ist das Trommelfell jedoch verletzt, so kann wohl ein fremder Körper bis zum Mittelohr dringen, doch nie bis zum Gehirn, weil dasselbe durch eine feste Knochenwand von der Trommelhöhle getrennt ist.

Außer dem gewiß unleugbaren Nutzen des Trommelfells, als Schutzorgan thätig zu sein, hat es den noch ernsteren Beruf, die bis zu ihm gelangten Schallwellen zu sammeln, den Tonimpuls der Kette der Gehörknöchelchen zu übergeben, den Hammer und mit ihm die andern kleinen Hörknochen in geeigneter Position zu erhalten, damit sie ihre pendelartigen Schwingungen leicht ausführen sollen. Wenn nämlich das Trommelfell zu weit nach innen oder außen gepreßt wird, können die kleinen Hörknöchelchen im Interesse eines guten Gehörs nicht zweckmäßig schwingen, und die Schallwellen werden daher dem inneren Ohre nicht gehörig übermittelt; denn ist das Trommelfell zu sehr nach innen gedrückt, dann

Digitized by Google

sind die Gehörknöchelchen so fest auf einander gepreßt, daß sie in ihrer freien Bewegung stark behindert sind; ist anderseits das Trommelfell mehr als erlaubt nach außen getrieben, so zieht es den Hammer mit sich und lockert dadurch seine Verbindung mit dem Amboß. Mit der Unterbrechung der Kette entstehen ebenfalls ungünstige Schallleitungsbedingungen, und in beiden Fällen ist das Gleichgewicht des Schall-Leitungsapparates wesentlich gestört.

Unmittelbar hinter dem Trommelfell befindet sich eine unregelmäßige Höhle, welche nach oben und hinten durch eine ziemlich weite Öffnung mit den Zellen des Warzenfortsatzes und nach unten und vorn durch die Eustachische Röhre mit dem hinteren Teil des Mundes in Verbindung steht. Sie enthält in sich einen künstlich zusammengefügten Apparat von kleinen Knöchelchen, die eine bewegliche Kette vom Trommelfell bis zum Labyrinth bilden und so den letzten Empfänger des Schalls der äußeren Partie des Gehörorgans mit der inneren verbinden. Die Höhle wird, wie schon erwähnt, das Mittelohr oder die Trommelhöhle genannt. Sie ist die Luftkammer, das Luftreservoir des Ohres. Man wird die Funktion dieser Höhle am besten begreifen, wenn man sie mit einer Trommel vergleicht, an der eine Öffnung angebracht ist. In beiden Fällen sehen wir eine Membran über ein hohles Gehäuse ausgespannt, zu welchem die Luft freien Zutritt haben muß, damit die Membran zweckmäßig schwingen kann. Bei der gewöhnlichen Trommel tritt die Luft frei aus und ein mittelst eines kleinen Loches auf der Seite des Instrumentes und im menschlichen Ohre durch die Eustachische Ohrtrompete. Die Funktion der Trommelhöhle besteht daher in der Fortleitung des Schalles durch die Luft zum Labyrinthe, wobei dieselbe von den Gehörknöchelchen um so geschickter unterstützt werden, als sie kein ununterbrochenes Ganzes, sondern eine Verbindung von Hebeln bilden, in welchen durch die leiseste Bewegung des einen vermittelst der beiden ihnen angehörigen Muskeln zugleich die übrigen mitbewegt werden.

Die offene Verbindung, welche die Trommelhöhle durch die Eustachische Röhre mit der Mund- und Nasenhöhle und folglich auch mit der äußeren Luft hat, ist stets ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Physiologen gewesen. Daß sie nicht als absolut indifferenter Kanal anzusehen sei, sondern einen wichtigen Einfluß auf den Gehörakt habe, lehren eine Menge krankhafter Zustände, von denen dieser Teil ergriffen wird. Nach der beinahe einstimmigen Meinung der Anatomen und Physiologen besteht die Hauptverrichtung dieser Röhre darin, die Luft der Trommelhöhle mit der äußeren in Verbindung zu bringen. Ein jeder Schlingakt zieht nämlich die vordere Wand der Eustachischen Röhre von der hinteren ab und öffnet den Kanal; natürlich dringt Luft in die Trommelhöhle, wodurch ein konstanter zweiseitiger Druck auf das Trommelfell von außen und vom Eustachischen Kanal unterhalten wird. Wäre dem nicht so, würde die Luft in der Trommelhöhle bald verbraucht sein, und die Luft von außen würde das Trommelfell so tief und fest nach innen pressen, daß der ganze Leitungsapparat in seinen Vibrationen gestört wäre. Dieser Fall tritt ein, wenn die Röhre durch irgend welche Ursache zeitweilig sich schließt, was gewöhnlich Schwerhörigkeit in

Digitized by Google

verschiedenem Grade zur Folge hat. So sehen wir bei Kindern, wie ein plötzlicher Tubaverschluß und der dadurch entstandene Mangel zweckmäßiger Ventilation der Trommelhöhle Ohrenschmerzen und Schwerhörigkeit verursacht durch den gesteigerten Druck des Trommelfells nach innen. Die Tuba dient auch als Ableitungsröhre für die im Innern der Trommelhöhle abgesonderte Feuchtigkeit; auch tritt sie als Sicherheitsventil in den Fällen ein, wo das Trommelfell plötzlich durch Druck, Schlag oder Explosion nach innen getrieben wird; indem die Luft hinter dem Trommelfell in die Tuba oder sogar in den Rachen gedrängt wird, kann das Trommelfell genügend ausweichen und vor Zerreißen geschützt werden.

Die Vorteile der engen Beziehungen des Mittelohres mit den Zellen des Warzenfortsatzes werden wir durch die Betrachtung einiger der Physiologie angehörigen Thatsachen am ehesten würdigen. Es ist nämlich über jeden Zweifel erhaben, daß Schallwellen den größten Effekt hervorbringen, wenn das Mittelohr folgende drei Bedingungen erfüllt:

1. Die Eustachische Röhre muß im Ruhezustande geschlossen sein;
2. sie muß sich jedoch im Interesse der Ventilation leicht öffnen, was bei jedem Schlingakt geschieht;
3. das Mittelohr muß mit geräumigen, unregelmäßigen Höhlen in Verbindung stehen, wie es die Zellen des Warzenfortsatzes sind.

Dieser letzte Umstand tritt namentlich bei der Perzeption tiefer Töne in Wirksamkeit, weil dadurch die Trommelhöhle an Raum und Kapazität wesentlich gewinnt. Die Schönheit dieser Anordnung tritt erst dann hervor, wenn man erwägt, daß eine große Trommelhöhle mit regelmäßigen Kontouren und Formen für ein zweckmäßiges Hören der Resonanz und des Echos halber ganz unnütz wäre. Darum ist die Verbindung der Trommelhöhle mit dem schwammigen, zelligen Zitzenfortsatz für ein genaues Hören sehr notwendig.

Wir kommen nun zur innersten und dem Gehirn zunächst liegenden Abteilung des Gehörorgans, zum Labyrinth, welches das eigentliche Organ des Gehörsinnes ist, soweit sich in ihm der Sinnesnerv ausbreitet. Die übrigen Teile, welche wir bisher betrachtet haben, scheinen nichts Andres zu bewirken, als den verdichteten Schall dem Labyrinthe auf verschiedenen Wegen zuzuführen und seinen Eindruck auf den Gehörnerv zu verstärken, wohin der Schall mittelst verschiedener häutiger und flüssiger Medien gelangt. Über die Art und Weise der Überpflanzung der Schallwellen auf den Gehörnerv und der Aufnahme des Eindrucks von demselben wissen wir gegenwärtig nichts ganz Genaues, und die kleinen Zweifel, welche sich für eine bestimmte physiologische Deutung der einzelnen Teile im mittleren Ohre noch immer vorfinden, mehren sich hier noch zahlreicher. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft reduziert sich alles, was man weiß, auf die Annahme, daß das Labyrinth lediglich eine zu gunsten einer intensiveren Einwirkung des Sinnesobjektes berechnete Gestalt und Organisation habe und diese Wirkungen im Innern seines Gebäudes durch vielerlei Krümmungen und Windungen erziele; daß der Gehörnerv, dessen peripheres Ende in dem Laby-

Digitized by Google

rinth sich in ein schwimmendes Geflecht entfaltet, nicht den Schall oder die schwingenden Bewegungen der äußeren Luft selbst, sondern nur das Tönen des eigenen Körpers durch die Schwingungen von Knochen, Häuten, Luft und Wasser perzipiert.

Da das Labyrinth aus mehreren Abteilungen besteht, die einen von einander ganz verschiedenen Bau zeigen, und der Gehörnerv sich nicht in eine einfache und gleichförmig ausgebreitete Pulpe auflöst, die wie etwa die Netzhaut des Auges in einer einzigen Ebene liegt, sondern sich in mehrere, untereinander geflechtartig verbundene oder vereinigte Teile spaltet, so kam man auf den Gedanken, daß der Hauptsitz des Gehörs bald in dieser, bald in jener der drei Abteilungen des Labyrinths sein müsse. Worin besteht also die Verrichtung der verschiedenen anatomischen Details des inneren Ohres und der in demselben ausgebreiteten Zweige der Gehörnerven? — Diese Frage ist vorläufig noch keineswegs entschieden und sie wird sich auch wohl schwerlich mit verläßlicher Sicherheit beantworten lassen, da dieser innere mikroskopische, so unendlich zarte Teil den Versuchen wenn auch nicht völlig entzogen ist, doch unendliche Schwierigkeiten entgegenstellt. Versuchen wir das bisher allgemein Acceptierte verständlich zusammen zu fassen. Wenn wir die Physiologie des inneren Ohres besprechen, müssen wir daran erinnern, daß wir es eigentlich mit dem Mechanismus einer mit Wasser gefüllten Höhle zu thun haben, in welcher mit losen Verbindungen die häutigen Teile des Labyrinths herumschwimmen.

Der allgemeine Mechanismus dieser Ohrenteile wird vielleicht leichter verstanden, wenn wir das Labyrinth mit einem auf der Seite liegenden, dicht mit Wasser gefüllten Fäßchen vergleichen. Auf der gegen uns gekehrten Seite des Fäßchens sehen wir ein ovales, hermetisch durch einen ledernen Fleck verschloffenes Loch, und wenn wir das linke Ohr als den Ausgangspunkt unsrer Prüfung annehmen, sehen wir zu unsrer Rechten eine runde Öffnung, ebenfalls durch einen Fleck hermetisch verschlossen. Diese mit Flüssigkeit gefüllte Schachtel ist nun im stande, einem gewissen Drucke an zwei Stellen leicht auszuweichen, und zwar so, daß, wenn die eine Stelle nach innen gepreßt wird, die andre dementsprechend die Richtung nach außen nehmen würde. Dasselbe sehen wir beim runden und ovalen Fenster des Labyrinths. Der durch die Platte des Steigbügels ausgeübte Druck nach innen wird der Labyrinthflüssigkeit mitgeteilt, welche indessen in Schwingungen geraten würde, wenn es dem flüssigen Inhalte des inneren Ohres nicht möglich wäre zurückzuströmen mit Hilfe jenes Teiles der nachgiebigen Grenzen des Labyrinths, welchen wir schon früher als rundes Fenster angesprochen haben. Durch diese Anordnung wird es daher klar, daß die Funktion des inneren Ohres von gewissen Bewegungen der dasselbe füllenden Flüssigkeit abhängt. Ob dieselben einfach Pendel-, oder eine Serie von Wellenbewegungen sind, ist noch nicht festgestellt. Was nun die Mission der einzelnen Teile des inneren Ohres anbelangt, nahm man bisher an, daß wir Geräusche mittelst des Vorhofes hören, während musikalische Töne durch die delikaten Nervenstrukturen der Schnecke vermittelt werden. Diese bisher allgemein gültige Theorie wurde

indessen durch derselben widersprechende, interessante klinische und experimentelle Erfahrungen erschüttert, indem man beobachtet hat, daß auch solche ohrenkranke Menschen musikalische Töne perzipieren, bei denen die Schnecke durch eitrige Krankheiten gänzlich zerstört oder entfernt war.

Das Gehör selbst wird mittelst vibrierender Härchen oder ganz eigentümlicher Zellen, die mit den Endausläufen der Nervenzweige des inneren Ohres in Verbindung sind, effektuiert. Diese Annahme ist auf Beobachtungen basiert, die man bei gewissen Meertierchen mit durchscheinendem Körper gemacht hat. Mikroskopische Untersuchungen dieser Tierchen haben nicht allein ganz besondere, mit steifen Härchen besetzte Zellen ergeben, die mit nervenartigen Gebilden des inneren Ohres in Verbindung waren und welche Zellen mit den Hörhärchen des menschlichen Labyrinths große Ähnlichkeit hatten, sondern es ist auch ohne Zweifel konstatiert worden, daß diese steifen Zellen bald auf diesen, bald auf jenen musikalischen Ton in Vibration geraten. Man kann daher mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese steifen Zellen die empfindlichsten Teile des inneren Ohres sind, von denen jede oder mehrere zugleich mit der Fähigkeit begabt sind, auf verschiedene Töne, die in unser Ohr fallen, zu antworten. Diese Zellen sind speziell in der Schnecke sehr zahlreich vorhanden, deren ganzes Arrangement die Stütze und den Schutz dieser wundervoll minutiösen Gebilde zu begünstigen scheint. Die Verrichtung der halbzirkel- oder halbmondförmigen Kanäle ist auch noch nicht ganz klar. Man nimmt indessen nicht ohne gute Gründe an, daß diese Kanäle in intimen Beziehungen zur Stellung des Kopfes und des Körpers stehen und daß ihnen sozusagen der Gleichgewichtssinn, oder die Fähigkeit, unsern Körper aufrecht zu tragen, innewohnt. Denn wenn diese Kanäle bei Vögeln und Tieren künstlich zerstört werden, sind dieselben nicht mehr im stande, beim Flug oder Gang die Bewegungen des Körpers zu kontrollieren; es entstehen ohne Verlust des Bewußtseins ganz eigentümliche Schwankungen. Wenn daher beim Menschen mit gewissen positiven Symptomen einer Ohrenkrankheit diese Störungen des Gleichgewichts in Form von Wanken, Schwanken und Fallen auftreten ohne, oder mitunter auch mit Verlust des Bewußtseins, so verlegt man in solchen Fällen den Sitz der Krankheit in die halbzirkelförmigen Kanäle.

Durch das Eindringen des Schalles in das Ohr bis zu dem Gehörnerven wird noch keine Gehörempfindung hervorgebracht. Dazu gehört noch eine nähere Bestimmung der vitalen Thätigkeit im Gehörnerven und eine Aufnahme dieser Bestimmung in das Bewußtsein. Jeder Schall erregt auf eine seiner Eigentümlichkeit entsprechende Weise den Nerv da, wo er mit ihm, durch Vermittelung der andern Teile des inneren Ohres, zunächst in Berührung kommt, und von hier aus die andern Fasern desselben. Diese Erregung, welche der Stärke und Beschaffenheit des Schalles entspricht, pflanzt sich vom peripheren Ende des Gehörnerven bis zu seinem Ursprunge im Gehirn fort und stellt hier unter den eigentümlichen Verhältnissen, unter welchen sie entstanden ist, das Schallbild

Digitized by Google

dar. Das Qualitative und Quantitative des Schalles wird hier nicht mehr getrennt aufgefaßt, sondern, zu einem vollständigen Objekt vereinigt und zusammengehalten, in das Bewußtsein aufgenommen. Diese Verknüpfung aller sinnlichen Merkmale zur Einheit giebt nun die Gehörvorstellung. Ohne Bewußtsein ist daher kein Hören, mithin ohne entsprechende Hirnthätigkeit keine mindestens praktische Erregung der peripheren, d. h. im Labyrinth sich befindenden Geflechte der Hörnerven möglich. Der Schall kann daher ins Ohr eindringen, ohne eine Vorstellung zu veranlassen, wenn die Hirnthätigkeit in dem Moment nicht auf die Bildung sinnlicher Vorstellungen gerichtet ist. Wer in abstraktes Denken vertieft ist, entzieht seine Denkthätigkeit den sinnlichen Eindrücken, weil er ihrer ganz für seinen Gegenstand bedarf. Der Schall dringt zwar in die stets offenen Ohren, erregt den Gehörnerven, ohne daß aber die Empfindung davon zur Vorstellung ausgebildet wird. So ließen seine mathematischen Berechnungen den Archimedes die Erstürmung von Syrakus überhören. Daß aber in diesen Fällen der Schall als Reiz auf den Gehörnerven wirkt und von diesem empfunden wird, geht daraus hervor, daß, wenn sich die Aufmerksamkeit des Denkenden bald nach vorübergegangener sinnlicher Einwirkung zur Empfindung wendet, noch eine Vorstellung gebildet werden kann. So in Nachdenken vertieft, überhören wir und beachten nicht im ersten Augenblick, was jemand zu uns sagt; sobald aber das Nachdenken unterbrochen und beendet wird, taucht das Gesagte in der Erinnerung der sinnlichen Empfindung, obgleich noch unbestimmt, auf. Anfangs weiß man nur, daß man etwas gehört hat; man richtet nun die Aufmerksamkeit hinterher nach dem Eindrucke auf die Empfindung, findet die Klänge wieder, bildet die Worte, versteht das Gesagte und giebt dem Fragenden die verspätete Antwort. Am erregbarsten und empfänglichsten ist das Ohr, wenn wir unsre ganze Aufmerksamkeit auf das Sinnesorgan, auf dessen Wirkungsart und auf die Verhältnisse des Gegenstandes richten. Die Seele, wenn man sich so ausdrücken darf, tritt hier gleichsam in die Ohren, und die gesteigerte Erregung giebt sich durch die vermehrte Spannung in demselben und in der eigentümlichen Miene des Horchens zu erkennen. Die Bestätigung davon findet man in den alltäglichsten Beispielen. Das erste beste giebt uns derjenige, welcher ein Gespräch zwischen zwei Personen behorcht. Ganz willkürlich wendet er seine volle Aufmerksamkeit auf das Gehörorgan, so daß er, wie man zu sagen pflegt, ganz Ohr ist. Durch diesen Einfluß der Willensthätigkeit spornt er gleichsam die Empfänglichkeit des Gehörorgans auf einen so hohen Grad, daß er mit den, obgleich schwächeren Schwingungen der Luft, welche die leisen Stimmen der Sprechenden bewirken, dennoch in lebhaftere Wechselwirkung treten muß. Hieraus geht zugleich hervor, daß die Sinne der in der endlichen Entfaltung und Ausbreitung der Gehörnerven obwaltenden Erregungen genau dem Grade der auf die Ohren durch willkürliche Aufmerksamkeit determinierten Spannung der Gehirnthätigkeit entspricht. Dadurch wird es auch erklärlich, daß die Hörfähigkeit durch Übung ebenso sehr in ihrer Energie und Empfänglichkeit gesteigert, wie sie durch Mangel an Aufmerksamkeit und Übung abgestumpft und geschwächt wird. Von Wilden, Nomadenvölkern und

Digitized by Google

solchen Menschen, die stets in der freien Natur leben, weiß man, daß sie ein besonders scharfes Gehör haben und durch dasselbe Wahrnehmungen in einer Entfernung machen, wie es der kultivierte Mensch nicht vermag. Die höhere Vollkommenheit des Ohres bei großen Musikern beruht daher nicht nur auf individueller feinerer Konstruktion des Ohres, sondern auch darauf, daß sie durch bewußte Übung virtuos in der Perzeption des Schalles werden und im stande sind, noch solche Unterschiede in Melodie und Harmonie anzugeben, die andre gar nicht wahrzunehmen vermögen.

Die Fähigkeit, durch das Gehör den äußeren Ort der physischen Ursache des Schalls zu erkennen, ist dem Menschen nicht ursprünglich gegeben, sondern durch die Erfahrung erworben. Junge, unerfahrene Kinder wissen über die Richtung des Schalls ganz und gar nicht zu urteilen, und sie brauchen ziemlich lange Zeit, bis sie dieses Vermögen zu einiger Vollkommenheit bringen. Selbst Erwachsenen ist es mitunter nicht so leicht, die Richtung des Schalls genau anzugeben. Ebenso unsicher können wir die Entfernung des Schalls abschätzen. Wir beurteilen sie zunächst nach der verschiedenen Stärke des Eindrucks, welchen der Schall auf das Ohr macht. Je weiter derselbe von dem Hörenden entsteht, um so mehr verliert er an Intensität, und um so schwächer wird der Eindruck auf das Ohr. Indessen ist auch dieser Grund wegen vielfacher Nebenbedingungen keinen festen Gesetzen unterworfen, und es kommen ebenfalls sehr viele Täuschungen vor. Nur bei Tönen, die uns schon aus langer Erfahrung bekannt sind oder nach ihrer Verwandtschaft mit ähnlichen Tönen, ist uns die Bestimmung der Entfernung möglich. So kann die menschliche Stimme, z. B. beim Reden, besonders bei bekannten Personen, mit großer Genauigkeit bestimmt werden. Absichtliche Verstärkung oder Schwächung der Stimme erzeugt die Vorstellung einer größeren oder geringeren Entfernung der redenden Person. Hierauf beruht die Kunst der Bauchredner. Diejenigen, welche diese kleine Gaukelei ausüben hörten, werden an sich selbst am besten erfahren haben, wie weit jene die Täuschung in dieser Hinsicht treiben konnten. Soll der Schall ferner zu einer genauen Wahrnehmung kommen, so muß er auch eine angemessene Intensität besitzen. Diese hängt, abgesehen von der Empfindlichkeit des Gehörorgans, von der Größe des Stoßes ab, welche diejenigen Teile des fortpflanzenden Körpers, die das Ohr treffen, auf dasselbe ausüben, und wächst mit diesem Stoße Daraus ergiebt sich, daß die Stärke des Schalls durch die Natur des fortpflanzenden Mittels und endlich auch noch durch die Lage des Hörenden gegen den schallenden Körper bestimmt wird. Zu schwacher und in der Ferne sich verlierender Schall gleitet über unser Ohr weg, ohne es hinlänglich zu reizen; zu starker hingegen betäubt es, und es fehlt nicht an Beispielen, wo das Gehör durch zu starkes Getöse heftig angegriffen oder wohl gar vernichtet worden ist, z. B. beim starken Schießen, beim Schlagen auf klingende Metalle u. s. w. Man kann jedoch auf den lebhaftesten Schall eine geringe und auf den schwächsten eine angestrengte Aufmerksamkeit verwenden und dadurch den Eindruck bald vermindern, bald vermehren. Wenn ein Feldherr im Getöse der Schlacht die Nachrichten

Digitized by Google

anhört, welche ihm seine Adjutanten bringen, so hört er kaum den Donner der Geschütze und das Krachen der kleineren Gewehre, wovon die Erde rings um ihn weit und breit erzittert; allein unterstützt durch seine willkürlich gespannte Aufmerksamkeit vernimmt er sehr deutlich die Stimme eines jeden einzelnen Menschen. Schall ist das natürliche Erregungsmittel des Gehörs, und soll er zweckmäßig einwirken, so muß er einen mittleren, dem Zustande der Erregbarkeit des Ohres angemessenen Grad von Intensität besitzen, und diesem muß das Ohr abwechselnd bloßgestellt oder entzogen werden.

Denn alle Schalleindrücke setzen, um gehörig perzipiert zu werden, eine bestimmte Dauer und folglich merkliche Intervalle voraus. Folgen zwei oder mehrere Töne unmittelbar hintereinander, sodaß das Ohr keine Pause zu unterscheiden vermag, so fließen sie ineinander zusammen und werden als einziger Eindruck wahrgenommen. So unterscheidet das Ohr nur einen einzigen Hammerschlag, wenn die Schläge rasch hintereinander geführt werden, und bekannt ist es, daß, wenn man eine Rede verstehen will, ein deutlicher Zwischenraum die Laute trennen muß. Indessen kommt auch hier ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit mit ins Spiel. Besitzen wir nicht das Vermögen, die Töne schnell aufzufassen und zu ordnen, so wird die Wahrnehmung undeutlich und verwirrt, beinahe in der Weise, wie wenn zwei Personen uns zu gleicher Zeit etwas Verschiedenes in die Ohren sagen. Wir empfinden zwar die verschiedenen Eindrücke, allein die Laute verschmelzen größtenteils zu einem unbestimmten Geräusch. Zu einer prompten Gehörwahrnehmung gehört ferner, daß wir alle die verschiedenen Schattierungen, welche die Höhe und Tiefe der Töne schallender Körper ausmachen, genau unterscheiden. Gewöhnliche Ohren sind dieser Feinheiten unfähig. Es giebt Individuen, die das Vermögen, Töne zu unterscheiden, beinahe gänzlich entbehren und nichts desto weniger ein scharfes Gehör und ein vollkommen richtiges Urteil über sonstige Differenzen des Schalls haben.

Leichter als die Gradunterschiede von Höhe und Tiefe der Töne zu unterscheiden, ist es das zu empfinden, was den Schall als Klang charakterisiert. Jeder wird sogleich einen großen Unterschied zwischen einer Flöte, einer Violine oder einem andern Instrumente bemerken, obgleich dieselben gleich hoch und stark angegeben werden. Diese spezifische Differenz läßt uns der Schall oder Ton nicht an und für sich empfinden, sondern wir lernen dieselbe, da sie vom Stoffe und den räumlichen Verhältnissen des schallenden Körpers abhängt, erst kennen, nachdem wir uns durch das Gesicht und Gefühl eine Vorstellung von diesen erworben haben. Den Klang können wir daher bloß nach bekannten tönenden Körpern oder nach den Ähnlichkeiten andeuten. Neben einer besonderen Stimmung des Nervensystems sind es vielleicht weniger die übrigen Eigentümlichkeiten des Schalls als gerade der Klang, welcher bei verschiedenen Menschen bald angenehme, bald unangenehme Gefühle erregt. So geraten manche Personen in Entzücken, wenn sie den Donner rollen hören, während andre von Angst und Schrecken ergriffen werden. Viele empfinden bei Saiteninstrumenten, andre wieder bei Blas- oder Schlaginstrumenten ein hohes Gefühl von Lust oder Unlust. Der

Digitized by Google

Nordamerikaner jauchzt, wenn seine Trommel rasselt oder seine Pfeife schwirrt, und der Bergschotte gerät in Entzücken, wenn seine geliebte Bockspfeife dudelt. Man weiß endlich, daß früher in Holland und Frankreich das Blasen auf der Schalmei, deren sich die Alpenbewohner bedienen, auf das schärfste verboten war, weil der Ton derselben die daselbst in Sold gestandenen Schweizer zu lebhaft an ihr Vaterland erinnerte, sodaß sie Heimweh bekamen und mitunter daran zu Grunde gingen.

Die Güte des Gehörs beruht daher nach den vorstehenden Erörterungen auf dem Vermögen, alle wesentlichen Differenzen des Schalls zu unterscheiden und wahrzunehmen. Dazu gehört nichts als ein bestimmter Grad von Entwickelung der Gehörorgane und eine bestimmte Erregbarkeit derselben. Ist mit diesem Besitze die Anlage vereinigt, die verschiedenen Eindrücke der Melodie, der Akkorde mit ihren Konsonanzen und Dissonanzen und der Harmonie lebhaft zu empfinden, so haben wir ein musikalisches Gehör. Obgleich dieses sehr verschieden ausgebildet ist, so scheint die Anlage dazu nirgends ganz zu fehlen. Die Konsonanzen und Dissonanzen müssen zu unsrer inneren Natur in einem bestimmten Verhältnisse stehen, da sie auf alle Menschen gleich wirken und Dissonanzen von jedem unangenehm gefunden werden, obgleich manches Ohr so wenig musikalisch ist, daß es keinen Unterschied sehr lebhaft empfindet. Es ist viel leichter, Geschmack an Melodien zu finden als an Harmonien, weil jene aus einer Reihe einfacher Töne bestehen, während bei diesen eine Zusammensetzung verschiedener Töne zugleich das Ohr trifft. Daher sind Naturvölker Liebhaber von Melodien, die kultivierten hingegen ziehen Harmonien vor. Der höhere Sinn für Tonkunst geht demnach weit mehr Menschen, auch unter den gebildeten Ständen, die sich Musikfreunde nennen, ab, als man gewöhnlich glaubt, denn diese Begabung ist an verschiedene, nur selten entwickelte Bedingungen des Ohres geknüpft, und die meisten Menschen sind nur aus Mode und nur deshalb geneigt in das Lob einer musikalischen Komposition von wirklicher Gediegenheit und Tiefe einzustimmen, weil sie hören, daß andre oder wahrhafte Kenner solche preisen, und um den Verdacht nicht zu erregen, zu den Profanen im Reiche der Töne zu gehören. Die Verschiedenheiten des Gehörsinns in seiner Empfänglichkeit für die Macht der Töne sind so groß, daß es wirklich Menschen giebt, die in der Musik nichts als Töne hören, eine gemütliche Tarokpartie den herrlichsten Tonwerken von Beethoven, Mozart, Bach, Liszt, Wagner oder Schubert vorziehen und von ihnen keine deutliche Empfindung mehr haben, sobald sie verklungen sind. Der verschiedene Wechsel und die mannigfaltigen Nüancen der Töne sind ihnen gleichgültig, und selbst bei der kürzesten und leichtesten Musik empfinden sie Langeweile, wenn sie derselben besondere Aufmerksamkeit widmen sollen. Auf der Mitte dieser Stufenleiter der musikalischen Empfänglichkeit befinden sich die meisten Menschen. Sie erheben sich noch zu einiger Höhe, wenn sie die Musik aus Neigung oder durch Verhältnisse gedrängt selbst kultivieren und wenigstens ein Instrument mit einiger Fertigkeit spielen. Die höchsten Stufen aber werden immer nur von den Wenigen erklommen, welche die Kunst sich selbst zu ihren Günstlingen erkor.

Digitized by Google

Die Fähigkeit des Hörens steht endlich noch in einem bestimmten Verhältnisse zur Entwickelung des Gehörorgans und tritt nach Maßgabe dieser Vollkommenheit hervor. Unmittelbar nach der Geburt befinden sich die den Gehörsinn vermittelnden Organe noch keineswegs in dem Zustande ihrer völligen Fertigkeit, diese geht nur allmählich und langsam von statten. Das das Gehörorgan in sich enthaltende Schläfenbein ist mit den übrigen Knochen des Schädels noch nicht gehörig verbunden, sondern durch lockere Zwischensubstanz und Häute von ihnen getrennt. Die in der Höhle des Felsenbeins ausgesprochenen Bildungen sind nur unvollkommen entwickelt und stellen sich keineswegs in ihrer eigentümlichen späteren Gediegenheit dar. Das knöcherne Labyrinth liegt noch ziemlich bloß und unbedeckt von harter Knochensubstanz des Felsenbeins da, und das häutige innere Ohr besitzt noch ziemlich dicke Wände und ist nicht mit einer hellen, dünnen Flüssigkeit, sondern mit einer rötlichen, filzigen Masse erfüllt. Die verhältnismäßig kleine, mit einer dicken Schleimhaut austapezierte Trommelhöhle enthält häufig noch Schleim in sich, der erst später nach längerer Atmung in der Luft entleert wird. Die Zellen des Warzenfortsatzes sind noch nicht vorhanden. Das Trommelfell hat keine zur Aufnahme des Schalls passende Stellung. Der Gehörgang schließlich besteht bloß aus Haut und Knorpel, ist sehr eng und überdies noch mit weißlicher Materie ausgefüllt und verstopft. Angesichts dieser unvollständigen Ausbildung des Gehörorgans und des schlummernden Zustandes aller höheren Geistesthätigkeiten kann auch bei dem neugeborenen Kinde von einem vollkommenen und deutlichen Hören nicht die Rede sein. Es behorcht zwar sanfte und leise Töne, doch machen nur starke Geräusche Eindruck auf dasselbe, und namentlich sind es die hohen und durchdringenden Töne, an welchen es Gefallen findet und auf die es merkt. Einen klaren und deutlichen Eindruck von den feineren Schattierungen des Schalls, der Stärke, Höhe und Tiefe und des Klanges erhält es ohne Zweifel noch nicht. Zur Erkenntnis des Ortes, der Richtung und Entfernung des Schalls mangelt es dem Kinde an der dazu nötigen Entwickelung der Gehirnfunktion, und diese erhält es nur allmählich durch Erfahrung und Übung. Merkwürdig bleibt es, daß das Hören die Aufmerksamkeit der Kinder nicht in dem Grade beschäftigt wie die übrigen Sinnesverrichtungen. Diese Erscheinung hat höchst wahrscheinlich darin ihren Grund, daß dem Kinde nicht soviel Gelegenheit geboten wird, den Gehörsinn in Anspruch zu nehmen, als die übrigen Sinne und dann, und zwar hauptsächlich, weil die Gehöreindrücke zu flüchtiger Natur sind und die Schallbilder zu rasch vorübergehen. Das Ohr, als Organ für die zeitlichen Verhältnisse, giebt uns die Objekte nicht als nebeneinander weilende Gegenstände, sondern als fortschreitende Handlung in der Zeit zu erkennen. Das Kind hat daher oft nicht Zeit genug, das Gehörobjekt ebenso aufmerksam zu untersuchen, in seine Teile zu zerlegen und diese wieder zu einem Ganzen verbunden ins Bewußtsein aufzunehmen und in eine einzige Vorstellung zusammenzufassen, wie die räumlichen Gegenstände des Gesichts und Getastes, obzwar auch hier noch eine bestimmte Dauer erforderlich ist, um sie in ihrer Eigentümlichkeit und ihrem deutlichen Gepräge zu befestigen.

Digitized by Google

Über die Art und Weise, wie sich das Gehör entwickelt und selbständig wird, wissen wir nichts Bestimmtes, weil das Kind in den ersten Jahren sich darüber nicht äußern kann und alles darauf Bezughabende später aus dem Gedächtnisse verschwindet. Die erste große Übung im Hören für das Kind ist die Entwickelung des Sprachvermögens, indem es auf die gesprochenen Laute horcht und sie nachzubilden und selbstthätig zu erneuern sucht. In dem Maße, als sich der Ideenkreis des Kindes sowie der Bereich seiner Mittel, sich verständlich zu machen, erweitert, die Empfindungen lebhafter werden, das Gedächtnis sich umfassender zeigt, die Aufmerksamkeit mehrere Richtungen erhält, das Auffassen schneller und leichter vor sich geht und das Urteil sicherer wird, gewinnt auch der Gehörsinn an Vollkommenheit und Feinheit. Die größte Herrschaft über den Gehörsinn jedoch erlangt der Mensch erst dann, wenn auch das Organ seine volle Ausbildung erlangt hat, und durch fortschreitende Übung und Bildung kann derselbe auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht werden.

Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Eine unleugbare Verwandtschaft besteht zwischen dem Schreiben Ranke's und einer aus wenig späterer Zeit, nämlich vom 17. September 1850 herrührenden Aufzeichnung Leopold von Gerlach's, ohne daß ich jedoch behaupten möchte, daß diesem das erstere vorgelegen habe. Bei Leopold von Gerlach liest man: „Daß im Mai Preußen sich mit den deutschen Fürsten, die seiner Hilfe bedurften und sich ihm anschließen wollten, verbinden mußte, ist klar, und es konnte wohl niemand etwas dawider haben, der irgend über die Lage der Dinge nachgedacht hatte und sie kannte. Ebenso war es notwendig, daß dieses Bündnis formuliert und auf die inneren Angelegenheiten scharf und bestimmt bezogen werden mußte. So weit war dasselbe auch durch den § 11 der Bundes-Verfassung völlig gerechtfertigt[1]); es war ein Bündnis im Bunde, das denselben Zweck wie der Bund verfolgte.[2]) Nicht so der sogenannte Reichsverfassungs-Entwurf vom 28. Mai; er stand einmal auf revolutionärem Boden, indem er

[1]) Auf diesen Paragraph der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 wird in dem Statut des Bündnisses vom 26. Mai (Artikel 1) ausdrücklich Bezug genommen.

[2]) In dem Schreiben Ranke's heißt es: „Ich kann nicht sehen, daß der Bundestag und der Bundesstaat ganz unvereinbar wären. — — — Der Zweck des deutschen Bundes ist die Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit; der Zweck des Bundesstaates ist kein andrer." (S. 615.)

Digitized by Google

sich eingestandenermaßen der Paulskirchen-Verfassung anschloß;[1]) man kann nicht einmal sagen, daß er im Prinzip derselben widersprach, was so oft angeführt worden ist. Der Entwurf ging von dem Fürsten aus, die Annahme aber sollte auch wie in der Paulskirche vom Volke erfolgen.[2]) Außerdem aber war er entschieden propagandistisch und hatte die Absicht, den Bund aufzuheben und sich an seine Stelle zu setzen. Der Ausdruck Reich, die Berechnung auf ganz Deutschland, bewies dies hinlänglich und die Behauptung Österreichs und Bayerns, daß dieser bundeswidrig sei, war dadurch völlig gerechtfertigt.[3]) Preußen kam durch diese Verfassung in einen unglückseligen Gegensatz zu Österreich und den Fürsten, die sich nunmehr zu ihm wandten. Man kam von einem bedenklichen Schritt zum andern. Die größeren deutschen Mächte fielen ab und wurden unsre Feinde. — — — Die Abfälle vermehrten sich. Man konnte sich nicht entschließen, den propagandistischen Charakter der Verfassung aufzugeben. — — — Diese Politik hat Se. Majestät mit Ihren Ihnen im väterlichen Testamente empfohlenen Freunden Österreich und Rußland entzweit, Deutschland zerrissen, die mächtigen deutschen Fürsten zu Gegnern Preußens gemacht, Preußen in seiner deutschen Politik gebunden, — — — seine Macht nicht vermehrt,[4]) — — — den König mit seinen treusten Anhängern auseinandergebracht, die konservative Partei, die anfing sich zu vereinigen, gespalten und solide Restaurations-Maßregeln im Innern gehindert." Die Übereinstimmung tritt in einer Reihe von Momenten hervor, z. B. in betreff der Vereinbarkeit des Bundes mit dem Bundesstaat, der Identität ihrer Zwecke, des Anstoßes, welchen Österreich an der Bezeichnung „Reichsverfassung" gerechtfertigterweise nehme, der zwischen der Frankfurter Verfassung und dem von Preußen vorgelegten Verfassungsentwurf bestehenden Verwandtschaft, des Abfalls der deutschen Fürsten, der für Preußen auch in Beziehung auf die auswärtigen Mächte nachteiligen Lage, der Rücksichtnahme

[1]) Bei Ranke: „wenn man den preußischen Entwurf durchliest, so fühlt man doch allenthalben den Geist der Paulskirche darüber schweben und brüten." — Des Ausdrucks, die Unionsverfassung stände auf revolutionärem Boden, bediente sich der Minister Manteuffel im Gespräch mit Leopold von Gerlach. (Denkwürdigkeiten I, S. 522 — 19. August 1850.)

[2]) An einer früheren Stelle bemerkt Gerlach, daß in dem Gespräch mit ihm der Entwurf von Radowitz nur in dem einen Punkt gerechtfertigt worden sei, daß derselbe einen andern Ursprung habe als die Frankfurter Verfassung (Denkwürdigkeiten S. 323 — 9. Juni 1849; vergl. S. 327 — 25. Mai 1849). Der König bezeichnete einmal die Maiverfassung als eine Wiedergeburt von oben, weil an die Stelle der Volkssouveränetät die Obrigkeit von oben gesetzt worden sei (a. a. O. S. 517 — 7. August 1850).

[3]) Bei Ranke (S. 613): „Daß Preußen seinen Entwurf als den der Reichsverfassung bezeichnete, in der von diesem abgesehen wurde, beleidigte diese Macht und gab ihr ein Recht." — Der russische Gesandte in Berlin, Baron Meyendorff, sagte am 25. März 1850 zu Leopold von Gerlach, Schwarzenberg erkläre in bestimmter Weise, jedweden propagandistischen Versuch von Erfurt aus wie einen casus belli zu betrachten; die stete Wiederholung des Wortes: Reich wäre genügend, um Österreich auf das Äußerste aufzubringen. (Denkwürdigkeiten S. 452).

[4]) Ranke (S. 613): „vergeblich schmeichelte man sich, dadurch mächtiger zu werden. Das ist ein Irrtum, in den mehrere ausgezeichnete preußische Staatsbeamte gefallen sind. In der That haben die Sympathien mit der Paulskirche nichts als Verlust und Verlegenheit herbeigeführt."

Digitized by Google

auf die konservativen Interessen. Auch an einer andern, ein halbes Jahr früher von Leopold von Gerlach aufgezeichneten Stelle, an der er, wie Ranke,[1]) an Preußens günstige Position im Frühjahr 1849 erinnert und seine Ansicht darüber darlegt, was damals hätte geschehen sollen und zu thun unterlassen ist, nähert sich die Auffassung der im Schreiben ausgesprochenen.

„Welch' ein Moment für seine Macht", sagt Gerlach, „hat Preußen im Mai 1849 vorübergehen lassen. Eine ganz gewöhnliche Allianz mit den deutschen Fürsten und Mächten, von denen es Baden, Bayern, Sachsen, Hamburg, Anhalt reelle Dienste geleistet, hätte die reellsten Folgen gehabt. In diese Verträge konnte man Garantien für die sogenannte Freiheit und Einheit Deutschlands aufnehmen."[2]) Bei der Übereinstimmung erkennt man aber doch sehr wesentliche Differenzen zwischen den Ausführungen Leopold von Gerlach's und Ranke's. Wenn der letztere die Verfassung zwar an das Bündnis angeschlossen und dadurch diesem gewissermaßen subordiniert wissen wollte, sie doch aber immerhin als ein selbständiges und unentbehrliches konstitutives Element betrachtete, so vermeidet Leopold von Gerlach die Erwähnung der Verfassung als solcher; was als dahin gehörig angesehen werden kann, erscheint in der Form einzelner Festsetzungen innerhalb des Bundesvertrages und als ein fast accidentieller Bestand desselben. Damit hängt es zusammen, daß bei Leopold von Gerlach von einem Bundesparlament, das Ranke doch mit einer bestimmten Befugnis ausstattet, wenigstens nicht klar und ausdrücklich die Rede ist; er spricht zwar einmal von dem Unionsconstitutionalismus, aber nur unter dem Gesichtspunkt einer dadurch auszuübenden Repression. Die preußische Verfassung, wie sie damals formuliert und durch die Eidesleistung des Königs[3]) zum Staatsgrundgesetz erhoben worden war, sah Ranke, wenn gleich er sie fernerer Modifikationen für bedürftig hielt, im wesentlichen doch als fertiggestellt an; die Beseitigung ihrer noch vorhandenen Mängel erwartete er von der Zeit; in dem zu relativem Abschluß gekommenem verfassungsmäßigen Zustand lag für ihn eine Bedingung und ein Motiv des Eingreifens Preußens in die deutsche Frage; es sollte dadurch in den Stand kommen, „in seinen äußeren Verhältnissen eine seiner inneren Verfassung gleichartige Haltung anzunehmen". Leopold von Gerlach hingegen war der Überzeugung, daß die Verfassung nicht gehalten werden könne;[4]) und spricht zugleich sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß man „durch die schlechte deutsche Politik" gehindert werde, sich auf die eigenen inneren Verhältnisse einzulassen, mit einer „in Wahrheit restaurierenden Politik", in Bezug auf welche er sehr weitgreifende Absichten gefaßt hatte, zu beginnen; es hat bisweilen den Anschein, als ob ihm an Gemeindeordnung,

[1]) S. 612.

[2]) S. 436. — 27. Februar 1850.

[3]) Diese ist auf Veranlassung des Ministeriums und ganz besonders des Grafen Brandenburg unter Widerstreben der Königin, der militärischen Umgebung des Königs und des Zivilkabinets durch Radowitz bewirkt worden.

[4]) „Es ist kein Zweifel, daß die Gutgesinnten hier im Lande die Ursache sein werden, daß die Konstitution vom 5. Dezember nicht gehalten werden wird." (Denkwürdigkeiten I., S. 499 — 6. Juli 1850).

Digitized by Google

Kreis- und Provinzialständen, Organisation der Gewerbe mehr gelegen ist, als an Preußens Stellung in Deutschland und an dieses selbst.[1]) Indes verlor er dabei die deutschen Angelegenheiten keineswegs aus dem Gesichtskreis. Und bemerkenswert ist es, daß er alsbald nach Begründung der Unionspolitik den Ausgang, zu dem diese führen würde, im allgemeinen zutreffend vorausgesehen hat; nur daß er einen rascheren Verlauf, als er erfolgte, annahm. Indem er sich zu Anfang Juli 1849, zur Zeit, als eine zahlreiche Versammlung ehemaliger Mitglieder des Frankfurter Parlaments in Gotha die berufene Erklärung zu gunsten der Verfassung vom 28. Mai abgegeben und ihre Bereitwilligkeit, die in deren Sinn auf Einigung Deutschlands zielende Intention der preußischen Regierung zu unterstützen ausgesprochen hatte; als Bayern noch über seinen Beitritt zum Maibündnis unterhandelte, die Frage vorlegte, was „das Ende dieser Dinge" sein werde, beantwortete er sie dahin: „Österreich wird uns gewähren lassen, bis es in Ungarn und Italien Luft bekommt. — Möglicherweise kann Ungarn in vier Wochen soweit besiegt sein, daß eine kaiserliche Armee, stärker als die unsrige in Deutschland auftreten kann. Dann veranlaßt Österreich den Zusammentritt des Bundestages — — —; die deutschen Fürsten lassen uns einer nach dem andern im Stich . ."[2]) Und um Mitte September schrieb er an Radowitz, daß der Dreikönigbund, bei dem damals noch Hannover und Sachsen, wenn gleich widerwillig, ausharrten, „mit einer Blamage" gegenüber den Großmächten, namentlich Österreich, endigen würde.[3])

Joseph von Radowitz, der Urheber und Leiter der Unionspolitik, von deren Unrichtigkeit er weder durch mündliche und private Auslassungen, noch durch litterarische oder von der Rednerbühne ausgehende öffentliche Polemik, noch durch den Mißerfolg, zu dem sie schließlich führte, jemals überzeugt worden ist, hat sich über dieselbe in eingehender Weise vernehmen lassen, besonders in dem zweiten Bande seiner Vermischten Schriften und in einigen der Neuen Gespräche. Man würde jedoch irren, wollte man annehmen, daß er über die von ihm selbst gehegten Absichten, die Direktion, welche er in entscheidenden Momenten den öffentlichen Angelegenheiten zu geben dachte, seine politischen Antipathien und Sympathien mit historischer Treue berichte. Dazu war er zu sehr durch Rücksichten auf die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart, nicht am wenigsten auch durch sein Verhältnis zum König gebunden;[4]) er geht darauf aus, die Politik des preußischen Kabinets während eines längeren Zeitraums als eine einheitliche und konsequente, was sie keineswegs war, erscheinen zu lassen und dieselbe unter bestimmten Gesichtspunkten zu rechtfertigen; über die Differenzen, die zwischen ihr und seinen eigenen Intentionen, die er aber durchzusetzen nicht vermochte, vorhanden waren, hüllt

[1]) Denkwürdigkeiten I., S. 507 — 15. Juli 1850.

[2]) S. 339 — 3. Juli 1849.

[3]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 366 — 18. September 1849.

[4]) Vergl. sein Schreiben an Bunsen vom 23. Juni 1851 in Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe Bd. III., S. 188.

Digitized by Google

er sich, wenn man die letzte Phase ausnimmt, mit großer Selbstverleugnung in Stillschweigen. Man erfährt nicht, daß er die Unterzeichnung der von allen den Unionsbestrebungen günstig gesinnten Politikern als für diese höchst nachteilig angesehenen, von den Gegnern mit großer Genugthuung begrüßten Übereinkunft vom 30. September 1849[1]) durch den preußischen Gesandten in Wien in scharfen Ausdrücken getadelt und damals geäußert hat, derselbe verdiene deswegen abberufen zu werden;[2]) man errät dies umsoweniger, als Radowitz, durch seine offizielle Stellung dazu veranlaßt oder genötigt, eben diese Konvention öffentlich verteidigt hat, wenn man freilich aus seinen eigenen Worten erkennt, daß er es mit Selbstüberwindung that.[3]) Er motiviert in einer Art, durch welche es den Anschein gewinnt, als sei er von den vorgebrachten Gründen völlig überzeugt, die Behandlung des Erfurter Parlaments seitens der preußischen Regierung und läßt nicht im entferntesten durchblicken, daß er mit derselben ganz und gar nicht einverstanden war; er erwähnt nichts von seinen Vorschlägen und Bemühungen, die Union abzuschließen und die Unionsregierung zu organisieren.[4]) Doch dies verfolge ich nicht weiter. Hier kommt es mehr darauf an, in den von Radowitz ausgesprochenen Ansichten einige Momente prinzipieller Natur nach ihrer Beziehung zu dem Ranke'schen Schreiben hervorzuheben.

Gegen den Vorwurf, daß bei der Maiverfassung die Frankfurter zu Grunde gelegt sei, macht Radowitz, indem er zugleich die in konservativer Tendenz vorgenommenen und als Verbesserungen betrachteten Modifikationen angiebt, drei Gründe geltend: — von einer großen Zahl deutscher Regierungen war die Erklärung der Annahme des erblichen preußischen Kaisertums und der Frankfurter Verfassung erfolgt; man durfte ihnen den Anschluß nicht erschweren; — Preußen hatte, indem es einige Festsetzungen beanstandete, damit andre als zulässig und geeignet erscheinen lassen; — es blieb überhaupt unter den obwaltenden Umständen wünschenswert sich in keine umfassenden und ins Einzelne gehenden Beratungen über neue Formen und Modalitäten zu verlieren, sondern die Verfassungsvorlage in kürzester Frist festzustellen und das Weitere der Revision durch den Reichstag vorzubehalten.[5]) Eine zweite Differenz liegt darin, daß Ranke, wie wir gesehen haben, abweichend von dem Verfahren von Radowitz, den Nachdruck auf das Bündnis gelegt und dieses selbst auf das Gemeinschaftliche der Interessen begründet wissen wollte. Was er darunter dem Charakter und Umfang nach verstand, bestimmt er nicht näher; aber man kann kaum zweifeln, — Stellen, die sich anderwärts, namentlich in der Denkschrift von Ende März 1849 finden, gewähren hierfür einen genügenden Anhalt, daß er darin einmal einschloß, was Leopold von Gerlach

[1]) Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit; I., S. 509 ff., S. 518.

[2]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 168 — 6. Oktober 1849.

[3]) Radowitz's Rede in der zweiten Kammer der preußischen Stände am 24. Oktober 1849, — in den Vermischten Schriften II, ff., S. 421.

[4]) Darüber sind besonders die Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 429, 462 ff. — 9. Februar und 24. April 1850 nachzulesen.

[5]) Vermischte Schriften II., S. 144 ff.

Digitized by Google

in einem noch vor den im Mai 1849 zu Berlin abgehaltenen Konferenzen in einem an den Grafen Brandenburg gerichteten Schreiben [1]) als die „wahrhaft nationalen Institutionen bezeichnete: „den gemeinsamen Zollverein, die gemeinsame Kriegsverfassung und andres", das ist was außerdem in den Bereich der materiellen Wohlfart und Sicherheit fällt; und sodann, was Gerlach um vieles später im Gespräch mit Radowitz vorbrachte: Wahlgesetz, Preßgesetz, Vereinsgesetz, behufs der Repression popularer Bestrebungen.[2]) In bezug auf das Erstere bemerkt Radowitz, daß „Vereinbarungen auf den Gebieten des Handels, der Zölle, der Militäreinrichtungen, der Stromschiffahrt und ähnliches zwar für das materielle Wohl von höchster Wichtigkeit sein können, für die politische Gemeinschaft aber an und für sich gar keinen Wert haben; sie seien keineswegs als eine notwendige Übergangsstufe zu einer wahrhaft politischen Einigung zu betrachten.[3]) Gegen das Zweite, wonach der Schutz der fürstlichen Gewalt als der vornehmste Zweck erschien, wandte Radowitz ein, daß man so zwar die Fürsten gewinnen, aber die ganze Nation gegen sich haben würde.[4]) Auf diese aber war sein Unternehmen berechnet; und ihre Teilnahme vor allem dachte er für dasselbe in Anspruch zu nehmen. An den fremden Höfen galt auch noch später als das Prinzip der Radowitz'schen Politik „durch die Völker wichtige Zwecke gegen die Regierungen durchzusetzen."[5]) Von diesem Standpunkt aus mußte eine „Annäherung an revolutionäre Elemente" in Betracht kommen. Ranke, der davon spricht, „will nicht in Abrede stellen, daß" eine solche Preußen „eine größere Stellung in der Welt hätte verschaffen können", aber nur dann, wenn „die Verbindung resolut, energisch und zur rechten Zeit geschah". Aus den Auslassungen von Radowitz ersieht man, daß er diesen Weg, den er für denjenigen hielt, der am meisten Aussicht bot, zum Ziele zu führen, und den Zeitpunkt, in welchem derselbe einzuschlagen war, mit Umsicht erwogen hat. Alles beruhte auf einem schnellen und energischen Vorgehen Preußens im Frühjahr und Sommer 1849. Radowitz führt aus, daß Österreich damals, da weder Ungarn völlig unterworfen, noch Italien vollkommen beruhigt war, außer stande gewesen sei, in Deutschland einzuschreiten; und daß unter diesen Umständen kein deutscher Fürst gewagt haben würde, den Beitritt zum Maibündnis zu verweigern; er drückt sich über den zu erwartenden Erfolg des Verfahrens, das er bis ins einzelne erörtert, mit viel größerer Zuversicht und Sicherheit aus als Ranke; wenn für diesen „kein Zweifel" ist, „daß man sich damit zugleich der größten Gefahr aussetzte", so konnte nach Radowitz kein Zweifel darüber obwalten, daß Preußen über die Kräfte verfügte, um den Widerspruch, der in Österreich und den Mittelstaaten seinen Sitz hatte, so lange diese in Bedrängnis und von ihren eigenen Unterthanen bedroht waren,

[1]) Vom 10. Mai 1849 — Denkwürdigkeiten I., S. 322.
[2]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 499 — 6. Juli 1850.
[3]) Vermischte Schriften II., S. 166.
[4]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 499 — 6. Juli 1850.
[5]) Rochow, der damalige preußische Bundestagsgesandte an Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten I., S. 648 — 4. Juli 1851.

Digitized by Google

in unfehlbarem Siege zu brechen.[1]) Zur Erklärung dafür, daß man nicht dieser Erwägung gemäß gehandelt habe, führt Radowitz zwar auch einen realpolitischen Grund an, der, in der damaligen Lage nicht ohne Belang, übrigens, historisch genommen, nur von bedingter Gültigkeit ist und von ihm in viel zu allgemeiner Fassung ausgesprochen wird, nämlich den, daß die Obrigkeit nicht in andren Ländern erschüttert werden könne, ohne die eigne zu untergraben.[2]) Das mochte Ranke, wenn er das Unternehmen als gefahrvoll bezeichnete, mit im Sinne haben; von Radowitz wird es doch aber nur kurz und obenhin berührt. Das Hauptgewicht legt er, — und darin prägt sich das Charakteristische seiner Anschauung aus, — nicht auf die rein politischen Bedingungen, sondern auf die „Gebote, die, wenn auch im einzelnen verwandt, doch einer ganz andern Ordnung der Begriffe angehören;[3]) es sind ethisch-religiöse Motive, auf die er sich bezieht. „Die Krone Preußens", sagt er, „hielt sich durch eine höhere Pflicht gebunden, in ihrem Streben zur Einigung der Nation nicht die Revolution zum Bundesgenossen zu berufen; dieses Gebot wurde das schlechthin oberste; ihm mußte jede andre Rücksicht weichen;" sie wollte „keinerlei Verbindung mit den revolutionären Kräften der Gegenwart, weder mit denen des Auslandes, noch mit deren Sinnesgenossen in den deutschen Staaten; und zwar bei den letzteren in keiner der beiden Formen, weder durch unmittelbaren Aufruf an die erregten Massen, noch durch solche Alternative, die, den Regierungen gestellt, notwendig zur Schilderhebung ihrer inneren Feinde führen müsse; sie wollte nicht in den deutschen Staaten, deren Regierungen dem Einigungswerke widerstrebten, den Aufruhr entzünden, sie „nicht Geschicken aussetzen, deren näherer oder entfernterer Ausgang unschwer vorauszusehen war;" sie wollte eben so wenig „den Kampf Österreichs um Sein oder Nichtsein steigern; nicht die Rebellion in dessen Lande durch die Aussicht auf auswärtige Unterstützung nähren."[4]) Durch sittliche Rücksichten wurde demnach die preußische Regierung abgehalten, „die wirksamsten Mittel in Anwendung zu bringen;" es sollte weder eine direkte, noch indirekte Nötigung stattfinden; aus der eignen Erkenntnis und ihrer freien Entschließung sollte der Wille der Regierungen hervorgehen, sich dem Wege Preußens in der deutschen Sache anzuschließen."

Wohl wird nun berichtet, daß Radowitz im Juni 1849 Österreich alles Unglück in Ungarn gewünscht habe[5]); und ganz gewiß ist, daß er zu Anfang August (— es geschah wohl schon etwas früher —) auf die Berufung des Reichstages drang,[6]) was zu dem entworfenen Plane passen würde und einen Bestand

[1]) Vermischte Schriften II., S. 181 ff. Neue Gespräche (8.) II., S. 28 ff.

[2]) Neue Gespräche II., S. 20

[3]) Vermischte Schriften II., S. 117.

[4]) Neue Gespräche (8) II., S. 33.

[5]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 337 — 18. Juni 1849.

[6]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 350 — 7. August 1849 und dessen Schreiben an Brandenburg vom 8. August. — Daß zu dieser Zeit die Berufung des Reichstages von der preußischen Regierung in ernstliche Erwägung gezogen worden ist, steht außer Zweifel.

Digitized by Google

desselben ausmacht. Dadurch wird zwar das Verlangen und Bestreben, die Gunst der Umstände zur Erreichung der gefaßten Absicht nicht ganz unbenutzt vorübergehen zu lassen, bezeugt, aber weder das Eine noch das Andre ist auch nur ein erster Schritt wirklicher Annäherung an revolutionäre Elemente; und wenn einerseits die Ausführlichkeit, mit welcher Radowitz von einer solchen im Sinne einer Förderung seines Unternehmens spricht, dagegen Zweifel zu erwecken geeignet ist, daß er davon völlig abgesehen habe, so setzt er doch anderseits in der Verwerfung eben dieses Mittels oder, wie er sich ausdrückt, darin, daß er nicht, wie sie, alle Mittel zu dem Zweck, in dem er mit ihnen übereinstimmte, für erlaubt gehalten habe, seine Differenz von der Partei der sogenannten Gothaer[1]). Dem durchaus entsprechend erkennt Radowitz dem Satze, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, für das politische Wirken keine bindende Kraft zu, sondern führt vielmehr in eingehender Erörterung aus, daß die Auswahl derselben durch verschiedene Rücksichten beschränkt werde, zunächst durch die vernünftige Erwägung der mit deren Anwendung verbundenen Gefahr, dann durch das natürliche Gewissen, vor allem aber als den am meisten entscheidenden und wichtigsten Faktor: durch das christliche Gebot. Dem steht entgegen das von ihm als heidnisch-römisch bezeichnete Prinzip, das er in folgender Weise formuliert: „der Staat ist das absolut Höchste; wer den Zweck will, muß die Mittel billigen; und diese Mittel sind stets gerechtfertigt, insofern sie auf jenes höchste Ziel gerichtet sind". Von eben diesem Prinzip, das er verwirft, sagt er nun zugleich, daß es die größten politischen Helden der Neuzeit: Richelieu, Peter I., Friedrich II., Napoleon geleitet, getragen und zum Siege geführt habe[2]); er verurteilt somit die Handlungsweise derer, denen die bedeutendsten geschichtlichen Erfolge zu Teil geworden sind, grundsätzlich und nicht etwa in Beziehung auf Einzelheiten. Das eigentümliche Wesen der politischen Anschauung von Radowitz liegt in ihrer engen, unmittelbaren und allgemeinen Relation zu Religion und Ethik, ihrem idealistisch-theoretischen Charakter überhaupt, ihrem Transcendentalismus. Wenn daraus eine ihr gleichsam immanente Schwierigkeit und Schranke für praktische Wirksamkeit, das Ergreifen des Moments und der Gelegenheit, für die Anpassung an die Umstände entsprang, so empfing sie doch eben daher auch ihren vornehmsten positiven Antrieb und ihre von aller äußeren Bedingtheit unabhängige innere Wahrheit. Radowitz hatte schon vor dem Jahre 1848 nicht nur die Erkenntnis gewonnen, sondern es war ihm zur festen Überzeugung geworden, daß in dem Nationalitätsgefühl während unsrer Zeit „eine neue unermeßliche Kraft" herangewachsen sei; die Forderung nach den Äußerungen eines nationalen Lebens schien ihm unabweislich und zugleich, so lange sie ihr nicht entwunden sei, als „eine gefährliche Waffe in den Händen der Revolutionspartei."[3]) In ihm war der Gedanke lebendig,

[1]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I. S. 524. — 28. August 1850. — Radowitz, Neue Gespräche (8) II. S. 12.

[2]) Vermischte Schriften II. S. 125 ff. Neue Gespräche (6), I. S. 209.

[3]) Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche (8), S. 155.

Digitized by Google

daß die politisch einheitliche Gestaltung Deutschlands und Italiens in der Epoche liege, daß das sich entwickelnde Nationalitätsgefühl in dem einen und dem andern Lande unaufhaltsam dahin dränge. In dieser Richtung der Zeit glaubte er den Willen Gottes zu sehen, dem man folgen müsse.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur und Bedeutung des Sprichworts.[2])

Von
G. Stickel.

Es war ein glücklicher Gedanke jener sieben Weisen Griechenlands und andrer geistig über die Menge hervorragender Männer des Altertums, die Ausbeute langer Beobachtungen und tiefen Forschens in möglichst wenige Worte zusammengedrängt, als einen kurzen Denkspruch den Zeitgenossen und Nachkommen zu übergeben. Die vielen Lehren, wie sie das Leben jedem und dem Verständigsten am meisten, giebt, waren hierdurch aus ihrer Vereinzelung und Zerstreutheit in einige einfache, gehaltvolle Sätze, gleichwie in feste Brennpunkte gesammelt; entfalteten sich von hier aus leicht wieder vor dem sie aufnehmenden und genauer erwägenden Geiste nach ihrem innern Reichtum und ihrer Anwendung auf das Leben; und waren hierdurch zugleich auf eine leichte, aber sichere Weise unsterblich gemacht.

[1]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I. S. 500, — 8. Juli 1850.

[2]) Anmerkung der Redaktion: Nachstehendes Schreiben des Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. Stickel wird für viele Leser, welche den folgenden Essay desselben lesen, von Interesse sein:

Hochgeehrter Herr,

In der Beilage übersende ich das Manuskript eines Vortrags, welchen ich im J. 1833 am Großherzogl. Hofe in Weimar an einem der sogenannten litterarischen Abende gehalten habe. Diese Vorträge wurden dadurch veranlaßt, daß die Frau Großfürstin Marie Paulowna mit der verwittweten Großherzogin allwöchentlich einmal bei Goethe waren, der die neuesten Erscheinungen in Litteratur und Kunst vor den hohen Frauen aufgelegt hatte und mit Erläuterungen begleitete. Nach seinem Tode mochten die Damen solches nicht missen, und so wurden, gewöhnlich alle 14 Tage, bei Hofe jene Unterhaltungen eingerichtet, in welchen die Litteraturfreunde aus Weimar und eine Auswahl jenaischer Collegen Vorträge hielten oder als Gäste anwesend waren. Es war ein enger Kreis von Herren, dazu nur die Oberhofmeisterin und ein Hoffräulein. Ich bin vom J. 1833 bis 1853 öfterer Gast oder Vortragender gewesen.

Der beiliegende Vortrag war mein erster, den ich dort gehalten habe. Es würde mir erwünscht seyn, daß er in derselben Form in der Deutschen Revue abgedruckt würde, wie er gehalten worden ist; man kann daraus ersehen, was in jenem Kreis geboten und mit Lob aufgenommen wurde.

In vorzüglicher Hochachtung beharrend

Jena, d. 13. Mai 1892. Dr. G. Stickel.

Digitized by Google

Denn die Völker lieben es, besonders in gewissen Stadien ihrer Entwickelung in solcher Form Unterricht zu empfangen von der Hand greiser Väter, und wir sehen sie überall, wo nur die Geschichte Licht auf Nationen in der Zeit ihrer Bildung fallen läßt, um Lehrer der Weisheit sitzen, die ihnen die Erfahrungen ihres Lebens und der verflossenen Jahrhunderte in kurzen Sprüchen mitteilen. Geschrieben wurde noch wenig oder nichts, das Gedächtnis aber war treuer, und so prägten sich diese, mit Liebe aufgenommen, tief in die Seele ein; der Vater überlieferte sie dem Sohne, der Sohn dem Enkel, sie waren bald nicht mehr ausschließliches Eigentum der Familie, liefen im Stamme von Mund zu Munde, ein ganzes Volk bewahrte sie als seinen Besitz, bis der bleibende Buchstabe sie endlich für alle Zeiten unvertilgbar machte.

Zwar sind dennoch viele, und gerade wohl die ältesten, teils vor, teils noch nach der schriftlichen Auffassung untergegangen, — denn die Völker selbst und zahllose Schriften wurden vernichtet, — aber es sind uns doch Reste genug aus so ganz verschiedenen Zeiten und weit entlegenen Ländern geblieben, daß wir die allgemeine Freude der jugendlichen Menschheit daran hinlänglich zu erkennen vermögen. Von den Indiern und Chinesen hat Europa in den jüngsten Tagen ganze Sammlungen solcher Sprüche überkommen; von den rauhen Skythen bewahrte Herodot wenigstens eine Probe auf, unter den Griechen lehrten in ihnen Bias und Cleobul, Solon, Theognis, Phocylides, und vor allen waren hier die goldenen Sprüche des Pythagoras berühmt; die nordischen Völker endlich ehrten in dem höchsten ihrer Helden, in Odin, zugleich den Urheber oder wenigstens Inhaber vieler solcher Stimmen der Weisheit.

Der Name für sie war bei den Griechen: Gnome, Apophthegma, Aphorismos; die Römer nannten sie Sentenzen. Bei letzteren beschäftigten sich die ausgezeichnetsten Männer in der höchsten Blüte der Republik damit, die Claudier, die Metelle, die Scipionen, Cato übten sich darin, Julius Cäsar veranstaltete selbst eine Sammlung davon, und lange nach deren Tode riefen sich noch Volk und Senat wechselsweise die Maximen der Klugheit und Ehre in ihren Sentenzen einander zu. Beispiele genug, die sich leicht durch andre hochgestellter Männer mit frommen Wahlsprüchen bis in die letzten Jahrhunderte herab vermehren ließen, falls es dessen noch für die Überzeugung bedürfte, daß auch nach zurückgelegter Jugend, in den Jahren männlicher Reife, die Völker eine Hinneigung zu dergleichen Spruchweisheit bewahren, und daß die Lust daran fest und tief gewurzelt sei in des Menschen Brust.

Solche Sentenzen sind aber noch einigermaßen verschieden von dem eigentlichen Sprichwort; weniger nach ihrer Schätzung beim Volke, — denn diese wird beiden gewöhnlich in gleichem Grade zuteil, — als ihrer Verbreitung und besonders ihrer Veranlassung, ihrem Umfange und ihrer Verständlichkeit nach.

Viele, an sich trefflich gedachte Gnomen sind niemals wirkliche Sprichwörter geworden; sie blieben in der höheren Region, wo sie entstanden, als scharfe, aber tote Reflexionen, wurden nur zwischen einzelnen Weisen gegeneinander umgetauscht, traten nie recht in das Leben herein und konnten nicht in die niedern,

Digitized by Google

weiteren Kreise des Volkes herabdringen. Das Sprichwort dagegen hat seine eigentümlichste Natur in dem lebendigen, raschen, ununterbrochenen Umlauf durch alle Stände und Generationen der Gesellschaft, und ob es auch gleich endlich veralten, absterben, untergehen kann, so hat es doch einmal wirklich gelebt, ist von der großen Menge anerkannt worden und hat auf deren Meinung und Gesittung gewirkt.

Die Gnome ist immer das Resultat bedachtsamer, ausdauernder Überlegung, viele Erfahrungen müssen an dem Beobachter vorübergezogen sein und immer wieder seiner ruhigen Prüfung dieselbe Wahrheit nach allen Beziehungen hin als richtig bewährt haben, ehe er sie als allgemein geltende Lehre von den einzelnen Fällen abzuziehen und mit voller Gesetzeskraft hinzustellen wagt. Das Sprichwort dagegen geht wohl noch öfter, als es von den Weisen herab in die Nation kommt, von dem Volke selbst aus; alle Stände sind zu seiner Fertigung geschickt, der Bauer, der Gewerksmann, der Hirt, der Jäger, wer irgend die Fähigkeit hat, in einem einzelnen Beispiele die Anwendung einer umfassenderen Regel zu erkennen, in einem alltäglichen Vorkommnis einen tieferen Sinn zu bemerken, wer mehrere weit voneinander abstehende Erscheinungen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte überraschend zu verbinden, oder andre scheinbar ähnliche in ihrer Verschiedenheit zu fassen, — wer, sage ich, solche Bedeutsamkeiten, Vergleichungen, Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten schnell aufzufinden und mit einem kurzen, treffenden Schlagwort zu bezeichnen vermag, der wird, oft ohne es selbst zu wollen, Urheber eines Sprichworts, welches sich unter denen, die es frappierte, leicht in Umlauf setzt und dann lange unvergeßlich erhält.

Das Sprichwort wird also gewöhnlich nicht gemacht, sondern es springt plötzlich, ganz fertig, wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus, als sinniger Einfall aus der Seele hervor; seine Entstehung ist gemeiniglich nicht die Sache tiefen, ernsten Denkens und Suchens, sondern ein glücklicher, hellerer Blick des Geistes, eine gelegentliche, schnell vorübereilende Bemerkung in einer guten Stunde, es ist Eingebung des Genius, ein wahres Wetterleuchten des Verstandes oder der Empfindung. — Jene inhaltsschwere Gnome des weisen Solon „Erkenne dich selbst!" war das letzte Glied einer langen Kette von Beobachtungen und Meditationen über des Menschen äußeres Thun und innere Natur; das alte deutsche Sprichwort dagegen: „Eine Ziege zu hüten macht mehr Mühe als zehn Kühe", hat zwar auch einen guten Sinn, aber es hat dem Hirten, welcher es ausgehen ließ, kein langes Sinnen gekostet; die Schwierigkeit, mit welcher er, der Hirt, den leichtfertigen Burschen von Sohn in Ordnung hält, gegenüber der bequemen Lenksamkeit bedächtiger, untergebener Männer, brachte ihm schnell das leichtfüßige, bergkletternde Ziegenvolk mit dem Gegensatz des gemächlich schreitenden Hornviehs ins Gedächtnis, und so war flugs in naivem, derbem Ausdruck des Hirten eine sprichwörtliche Parallele gegeben.

Doch es darf, unerachtet der Spaltung zwischen der Sentenz oder Gnomie und dem Sprichwort, welche hier rücksichtlich ihres Gebrauchs im Leben und der Veranlassung zum Erfinden versucht wurde, auch nicht unbemerkt bleiben, daß

Digitized by Google

die Anfertigung beider, bis zu ihren ersten Anfängen oder Entstehungspunkten im Innern des Menschen verfolgt, endlich auf einer und derselben Kraft oder Thätigkeit des Geistes beruht.

Dieselbe Fähigkeit der Abstraktion, vermöge welcher wir bei dem Anblick einer Rose von der roten, weißen, gelben Farbe und andern Besonderheiten des Exemplars absehen und uns zu dem allgemeinen Bild oder dem Schema der Rose erheben, oder umgekehrt auch unter das allgemeine Modell der Blume alle einzelnen Klassen und Arten, denen die Merkmale der Blume gemeinsam sind, unterordnen und subsummieren, dieselbe Kraft der Abstraktion und Subsumtion erzeugt den Spruch und die Sentenz.

Denn während die äußere Sinnenwelt einzelne Vorfälle und Erscheinungen im bunten Wechsel am Menschen vorüberführt, entdeckt der denkende Geist, bald schneller, bald langsamer sich selbst abziehend von dem, was jeder einzelne Fall eigentümliches hat, an diesem Falle die Spur, das Beispiel, die Veranschaulichung eines höheren, weiter geltenden Gesetzes, und indem er sich dessen mit dem Aussprechen eines bestimmten Satzes bewußt wird, hat er eine Sentenz und, wenn es glückt, ein Sprichwort gewonnen, das nach der größeren oder geringeren Anzahl der Ereignisse, denen es entnommen wurde, mehr oder weniger Wahrheit enthalten, eine beschränktere oder ausgedehntere Anwendung erlauben wird.

Sentenz und Sprichwort sind demnach auch Erzeugnisse derselben geistigen Thätigkeit, welche den Völkern Gesetze schrieb, sie sind dem Gesetze selbst sehr nahe verwandt, oder vielmehr die Uranfänge aller Gesetzgebung und somit zweifelsohne in Zeiten, wann Völker aus dem Zustande der Wildheit zur Sitte und Ordnung übergehen, recht wirksame Hilfsmittel für das Gestalten familienartiger und staatsmäßiger Verhältnisse gewesen; woraus es sich denn natürlich erklären mag, daß die ältesten Gesetze, von denen wir wissen, z. B. jene zehn Gebote, auf Mosis' steinernen Tafeln am Sinai geschrieben, in ihrer ursprünglichen Form ganz den Charakter der kurzen Gnome an sich tragen. Die wenigen sententiösen Worte prägten sich leicht dem Gedächtnis ein, und so konnten die Gebote für das Thun und Lassen roheren Völkern nicht zweckmäßiger als gerade in dieser Gestalt gegeben werden.

Sollte ich also das Verhältnis dieser drei so engverwandten und in einander eingreifenden Spruchgattungen, des eigentlichen Sprichworts, der Gnome und des Gesetzes durch ein äußeres Bild veranschaulichen, so würde ich drei konzentrische Kreise ziehen, deren erster, von allen der weiteste, die Sprichwörter, wie sie vom ganzen Volke gefertigt werden und im Volke verbreitet sind, deren zweiter, innerhalb jenes weitesten beschriebene, die Gnome, wie sie die Weisen ausdenken, und deren dritter, der engste, von jenen beiden umschlossene, das bürgerliche Gesetz, wie es die Gesetzgeber aufstellen, versinnlichte, und ich würde glauben, hiermit zugleich den Entwickelungsgang bezeichnet zu haben, nach welchem die Vernunft der Völker von dem ersten Erwachen der Reflexion und von einzelnen Beobachtungen sich zu der Erkenntnis einer allgemein geltenden Regel allmählich erhebt und heranbildet. — Das Sprichwort bemerkt oft ziemlich

Digitized by Google

vereinzelte Erscheinungen, dergleichen der ungebildetste Verstand beachtet, es nimmt bloße Anspielungen auf gewisse Ereignisse, Vergleichungen, scherzhafte Einfälle, Impromptus und Bonmots auf, und trägt nicht selten noch die Spur der besonderen Veranlassung an sich, ohne deren Kenntnis es andern unverständlich und rätselhaft bleiben wird. — Die Gnome hat schon viele Fälle zu Rate gezogen, sie verfolgt das innere Spiel menschlicher Leidenschaften und legt die verborgenen Triebfedern menschlicher Thaten bloß, fordert somit auch schon eine größere Beobachtungsgabe. — Das Gesetz endlich, welches das äußerliche Verhalten regelt und gewisse Normen oder Grenzmarken für die Kraftäußerung des einzelnen auf seine Umgebung unter Androhung von Strafen festsetzt, erlaubt gar keine Ausnahme mehr, es will unbeschränkt herrschen, alles im weitesten Umfang muß sich ihm unterordnen, es ist das Letzte und Höchste, wozu sich die menschliche Reflexion zu erheben vermag.

Hiermit ist es nun auch ausgesprochen, wie wichtig und interessant dergleichen Apophthegmen und Sittensprüche jedem sein müssen, der sich irgend für den Bildungsgang der Menschheit und für Angelegenheiten des Geistes interessieren kann. Ihren Inhalt machen gewöhnlich Bemerkungen aus, die auf irgend eine Weise das Herz des Verfassers getroffen haben, über den Lauf der Welt, über gewisse Eigenschaften des Menschen, der Tiere, selbst der Pflanzen und alles dessen, was in das Reich der Erfahrungen fällt; sie sind meist Stimmen des Gefühls von Recht und Unrecht, Regungen des Gewissens, Ausbrüche des Beifalls oder Abscheues, in denen zuletzt immer eine Lehre, eine Ermunterung oder eine Warnung, ein Lob oder Tadel, ein Spott der Thorheit oder ein Preis des Verstandes versteckt liegt, und die gewiß nie etwas sagen, was nicht aus dem Leben geschöpft und darum nicht wieder für das Leben lehrreich und brauchbar wäre.

Aphorismen waren die ersten Behältnisse der Völkerweisheit und sind es noch; sie waren die Erstlinge ihrer Beobachtungskraft und des erwachten Nachdenkens, ihres Witzes und Scharfsinnes, sie waren die frühesten Vorläufer wissenschaftlicher Kenntnisse, erste Keime und Monaden der Philosophie, und dienten auch noch einige Zeit nach der empfangenen Bildung zur Niederlage der sich immer mehr sammelnden Welt- und Menschenkenntnis; sie bezeichnen also eine bestimmte Epoche oder einen Durchgangspunkt, den das heranreifende Menschengeschlecht nach seinen verschiedenen Völkern zwar in verschiedenen Stadien passiert, immer jedoch in so frühen Zeiten, daß uns nur wenige Nachrichten darüber zuzukommen pflegen.

Könnten wir nun gegen diese frühesten Lebensäußerungen des menschlichen Geistes im großen, bei ganzen Nationen, gleichgültig bleiben und die Spuren vernachlässigen von jenem höheren, geheimnisvollen Walten und Weben in der Menschheit, welches wir zwar nie ganz ergründen, aber doch ewig zu suchen gedrungen werden, da wir schon bei unsern zarten Kindern mit so viel Liebe und Aufmerksamkeit den ersten Regungen der einzelnen Seelen lauschen?

Digitized by Google

In den Sprüchen spiegelt sich treu und klar der Lebenskreis der Völker bis zu den entgegengesetzten Enden seiner geselligen Zustände ab; in ihnen werden vom Glanz des Thrones an bis in das Haus des Bürgers und in das ärmliche Zelt des heimatlosen, unstet die Wüste durchwandernden Beduinen, Sitten, Szenen, Situationen an uns vorüber geführt; alle die Neigungen, Wünsche, Freuden und Leiden, wie sie das Herz unter jeglicher Zone des Himmels ausredet oder auch in sich vergräbt, finden hier ihre natürliche Sprache; Trost und Ermunterung, Lehre und Weisheit wird hier in reicher Fülle geboten; — und wir sollten nicht willig unser Ohr und Gemüt dahin neigen, wo die Erfahrung in kurzen, geflügelten Sentenzen gleichsam schützende Genien für die Stunde des Kummers oder der Versuchung rüstet?

Endlich gewährt aber auch die Beschäftigung mit solchen Sprüchen ein eigentümliches Vergnügen durch die Mannigfaltigkeit und Anmut ihrer Formen und Einkleidungen. Ursprünglich ist zwar ein echter Denk- und Sittenspruch nur ein ganz einfacher, kurzer, klarer Satz; er soll eine unleugbare Wahrheit für den weisen Gebrauch des Lebens geben und sagt darum eigentlich nichts versteckt, sondern trifft durch seine innere Kraft und die energische Präzision im Worte den Verstand oder das Herz; — aber da die Entstehung vorzüglich in die Jugendzeit der Völker fällt, wo Phantasie und Poesie, heitere Laune und feuriger Effekt die Seelen erfüllen, so wird auch die Gnome leicht davon angehaucht; gern wird ein Gleichnis in sie geschlungen, ein Bild aus dem großen Gemäldesaale der Natur ihr eingewebt, oder der zu Grunde liegende Gedanke so lange gedreht, bis er eine feine Spitze, eine witzige oder rätselhafte Wendung erhalten hat, wozu dann öfters noch Kontraste und Antithesen, Reime, Wortspiele und Anklänge jeglicher Art, als dem Ohre ergötzlicher Schmuck, hinzutreten.

Dabei hängt aber viel von der eigentümlichen Beschaffenheit der Völker ab; Klima, Nahrung, Lebensart, deren Einfluß die geistige Kultur stets unterliegt, leihen jeder Nation auch in ihren Rätseln, Witzen und Sittensprüchen ihre eigene Weise. Dem einen Völkerstamme giebt sein sanfter Himmel leichtes Blut und leichte Scherze; den andern macht die Lebensart verschlossen, mehr in sich gekehrt, und er holt in solcher Stimmung seine Sprüche tief hervor; der dritte muß sich stets durch List und Schlauheit helfen, und seine Rätsel werden klug und fein verschlungen, wie in seinem Munde jeder Einfall schalkhaft; hier neckt man platt, grob und unbeholfen, dort launig und beißend; hier verwickelt man die Knoten der Gedanken fest, dort läßt man sie lose hängen; man möchte sagen, es drücke sich die geistige Physiognomie und der besondere Charakter der Nation kaum irgendwo treuer und lebendiger als in ihren Sprüchen ab, und Herder wünscht mit Recht, „daß wir von mehreren sinnlichen Völkern, statt Beschreibungen über den Geist derselben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinnes in Sprüchwörtern, Scherzen und Rätseln hätten; wir hätten, spricht er, damit die eigensten Gänge ihres Geistes; denn jeder alte Völkerstamm, den ich kenne, hat in der Auffindung solcher Ähnlichkeiten bei seinen Lieblingsgegenständen und Lieblingsideen ganz seine eigene Weise. Wir haben sie aber bei wenigen,

Digitized by Google

weil gerade diese Dinge zum Heiligtum jeder einzelnen Sprache gehören, und oft so schwer zu verstehen, als unübersetzbar sind."

Diese Bemerkungen mögen genügen, um den Standpunkt im allgemeinen zu bezeichnen, von welchem aus ich die folgenden einzelnen Proben arabischer Sprüche betrachtet sehen möchte.

* * *

Unter allen Völkern, von denen wir wissen, haben die Bewohner des Morgenlandes, und unter diesen wieder vorzugsweise die Hebräer und Araber am meisten solche kurze, geflügelte Sprüche geliebt und angefertigt, die bald durch Scharfsinn und bald durch Tiefsinn in angenehme Verlegenheit setzen, die hier durch Witz und Laune gefallen und dort in Wortspiele und Scherze unerwartete Weisheit legen.

Die Fabel, die Sentenz, das Sprichwort, das Rätsel, alle diese Dichtungsarten, die im Grunde eins sind, haben im Oriente, jener großen Wiege des Menschengeschlechts und der drei geläutertsten Regionen, ihr Vaterland; die ganze Poesie hat dort eine Art gnomologischen Fabelgewandes, das von unsrer periodischen Gedankentracht weit abweicht. Jene Völker lebten länger und leben zum Teil auch jetzt noch mehr im Zustande der Natur; das Hirtengeschäft, wozu die Beschaffenheit des Landes einladet, erhält ihnen einen kindlichen, mit Tieren und Pflanzen umgänglichen Sinn, — daher Bäume und Tiere oft in ihren Erzählungen reden und handeln, — und die Muse, welche das glückliche Nichtsthun dem Schäfer gewährt, läßt ihrem von Natur regsamen und geweckten Geiste Raum zu Reflexionen über ihre Umgebung, veranlaßt ein Erheben zu dem Übersinnlichen und eine Neigung zu fein ausgesonnenen Gedankenspielen.

Solche Kräfte entarten aber leicht unter äußeren Einwirkungen. Das Ausschweifen nach einem Extrem hin einerseits, anderseits eine mehr harmonische Entwickelung jener gemeinsamen Anlage erzeugte unter ihnen wieder absonderliche Kulturkreise und sehr verschiedene Weisen, sich in der Arbeit des Denkens und Spekulierens zu benehmen.

Jene Religion des Fo, welche bei den Chinesen Eingang fand und als Grund und Zweck aller Dinge das Nichts und den leeren Raum setzt, deren Ideal ein Wesen in beständiger Ruhe ist, das nichts thut, nichts empfindet, nichts wünscht, nichts denkt, eine Religion, die eine Vernichtung aller Seelenkräfte und eine Aufhebung aller Leibesbewegungen erzielt, ist das letzte, wohin sich die menschliche Abstraktion verirren kann.

Dagegen zeigt die Mystik der Perser nach ihrer Vollendung im Sufismus das höchste Überwogen des Gefühls, eine Maßlosigkeit und ein Schwelgen der Phantasie, ein begeistertes, erhitztes Träumen des Gemüts, ein sich Verzehren in visionenartigem Anschauen des Göttlichen, welches alle Aufmerksamkeit vom wirklichen Leben abzieht und den trunkenen, getäuschten Seher endlich erschöpft, entnervt, entmentscht in die nüchterne Wirklichkeit zurückwirft.

Von beiden, jener inhaltsleeren Abstraktion und dieser schrankenlosen Gefühlsträumerei, hielten sich die Hebräer und Araber gleich weit entfernt. Mit Ruhe

Digitized by Google

und Klarheit beobachtete ihr Auge die Erscheinungen der äußeren und inneren Welt; immer von der Erfahrung ausgehend und wieder auf die Anwendung des Lebens bezüglich, war ihre Weisheit ganz praktisch; nie, so lange sie von fremdem Einfluß frei blieb, in ein philosophisches System geschlossen, populär durch und durch, entweder in dichterischen Dialogen, wie im Buche Hiob, weiter ausgeführt, oder in kurze einzelne Sentenzen gefaßt, die dann in Sammlungen zu köstlichen Perlenschnüren an einander gereiht wurden.

Aus dem hebräischen Altertum sind zwei dergleichen schätzbare Sammlungen unter dem Namen der Sprichwörter Salomonis und des Jesus Sirach auf uns gekommen; auch die Bergpredigt unsres Herrn gehört dahin; und außerdem finden sich im Alten Testament noch manche zerstreute Spuren einer solchen Liebe zu witzigen und rätselhaften Sprüchen, daß man sich selbst bei Festen und Freudenmahlen damit vergnügte. Schon Simson gab zu seinem Hochzeitsfest den dreißig Gästen ein Rätsel auf, dessen durch die Braut verratene Lösung er mit dreißig Feierkleidern büßte; zu Salomo aber, dem höchsten Ideal der praktischen Lebensweisheit, berühmt durch das ganze, auch neuere Morgenland, der dreitausend Sprüche bei passender Gelegenheit zur Anwendung in Bereitschaft hatte, selbst die Sprache der Vögel verstand und die seltsamsten Wundergeheimnisse kannte, zu ihm kam aus dem fernen Arabien die Königin von Saba gezogen, um einen Kampf in Erfindung und Lösung rätselhafter Einfälle zu wagen und dem überlegenen hebräischen Weisen seinen Sieg mit Spezereien und großen Kostbarkeiten zu bezahlen.

Charakteristisch ist es übrigens für die uns erhaltenen hebräischen Gnomen, daß sie ganz auf dem religiösen Geist des Monotheismus beruhen.

Bei weitem aber die größte Menge sinnvoller Sprüche prägten unter allen bekannten Nationen die freien Söhne der Wüste, die nie unterjochten Araber aus, ein unvermischter Volksstamm, in patriarchalischer Einfalt und unverdorbener Naturkraft sich auslebend, der seinen reichbegabten, scharf beobachtenden, glühenden Geist in starken lyrischen Ergüssen, kindlich-naiven Märchen und Fabeln, oder auch in zugespitzten Sentenzen entwickelte. Sie nennen die Fabel und den Spruch mit demselben Wort: Matsal (hebr. Masohal), das heißt eigentlich Gleichnis, weil der Spruch gewöhnlich ein solches enthielt, dann aber nach ihrer eigenen Erklärung: ein kurzer Satz ausgebreiteten Gebrauchs, der etwas Andres bedeutet, als er lautet. Es ist bei ihnen Zeichen von Verstand und Bildung, bei passender Gelegenheit eine Sentenz in die Unterhaltung einzuflechten, und, wie bei den Spartanern, gab es nicht leicht einen Mann unter ihnen, der nicht einen witzigen Einfall im Moment mit einem noch scharfsinnigeren und feineren erwidern konnte; ja sie erhoben die Sprichwörterkunde zu einer eigenen Wissenschaft (Ilm Amtsal), über deren Wert sich Maidani, ein berühmter Sammler von mehr als sechstausend arabischen Sprichwörtern und Sentenzen, also erklärt:

„Die Kunde der Sprüche schmückt mit ihren Schönheiten alle Kreise der Gesellschaft und ziert die Bewohner der Städte und der Wüste. Sie verleiht dem Innern Glanz und versüßt durch ihre Anspielungen die Worte des

Digitized by Google

Predigers und Lehrers. Und wie sollte sie dies nicht, da selbst das Wort Gottes, der Koran, damit durchwebt ist; da die Reden des Propheten damit ausgestattet sind, da die vortrefflichsten Gelehrten, welche den Weg der geheimnisvollen Lehrweise einschlugen, dieselbe zur Freundin erkoren haben? — Nur wenige kennen die Feinheiten und verborgenen Schätze dieser Wissenschaft, besonders jetzt, da der Unternehmungsgeist erstorben ist, und die Wissenschaften ihrem Untergange nahe sind. In vorigen Zeiten durchwachten Wißbegierige viele Nächte, um die Denksprüche aufzusuchen, man setzte sich den Gefahren langer Reisen aus, um dieselben zu lernen. Sie sammelten das Zerstreute, sie reihten das Aufbewahrte aneinander und spendeten diese Schätze in ihrem Unterrichte aus. Gott wolle sich ihrer dafür erbarmen!"

Soviel Liebe und Achtung vor der Spruchpoesie wird einesteils den wahrhaft ungeheuern Vorrat von Sentenzen und andernteils die hohe Ausbildung derselben bei den Arabern nach allen möglichen Genres erklären. Von der Fabel, welche am Schluß die Nutzanwendung des einzelnen Falles giebt, und von der einfachsten Gnome an bis zu dem verwickeltsten, raffiniertesten und spitzigsten Witzwort ist jede Nüance durch zahlreiche Beispiele repräsentiert. Freilich giebt es darunter nicht wenige so ganz volkstümliche und örtliche, auf unbekannte Vorfälle in irgend einem Beduinenstamme, auf seltsame Gebräuche, auf die Natur gewisser Pflanzen und Tiere, besonders des Kamels, dunkel anspielende, daß wir sie ohne die Erklärungen und Kommentare eingeborener, arabischer Gelehrten entweder mißverstehen oder gar nicht entziffern können.

Dieser Art sind z. B. folgende drei von einem Manne herrührende Sprichwörter: Ist's Saad oder Saïd? was man einem Ankommenden zuruft; das zweite: Erzählen nimmt gefangen; und das dritte: Das Schwert läuft dem Recht voraus. Alle drei wurden durch folgenden Vorfall veranlaßt.

Ein Vater sandte zwei Söhne aus, — Saad hieß der eine, der andre Saïd, — ein verlorenes Kamel zu suchen. Saad kehrte heim, Saïd aber nicht. Vor der Rückkehr fragte der Vater immer, so oft er in der Ferne jemand kommen sah: Ist's Saad oder Saïd? und dies wurde zum Sprichwort. — Einige Zeit nachher, im Monat Haram, traf derselbe Vater draußen auf dem Wege einen Mann und ging mit ihm; an einer gewissen Stelle sagte der Mann zum Vater: Hier habe ich einen Jüngling getroffen und ihn erschlagen, auch dies Schwert ihm abgenommen. Auf ihm war der Name des Saïd geschrieben. Der Vater ließ es sich zeigen, erkannte es, sprach: Erzählen nimmt gefangen! und tötete den Mann. Auch dieses wurde zum Sprichwort. — Als man ihn dann tadelte, im Monat Haram, in welchem Blutvergießen verpönt ist, getötet zu haben, sprach er: das Schwert läuft dem Recht voraus! und auch dies dritte wurde zum Sprichwort.

Diesen ähnliche laufen sehr viele fortwährend unter den Arabern um, und es ist jüngst von dem trefflichen Reisenden Burckhardt eine beachtenswerte Sammlung neuerer im hiesigen Kontor erschienen. Solche ganz lokale Sprüche

Digitized by Google

können sich natürlich nur in einem nach außen abgeschlossenen, in sich hineinlebenden Volke halten, bei andern Nationen aber, abgesehen von den wenigen Gelehrten, welche sie der Wissenschaft halber beachten, nie Anklang oder Aufnahme finden. (Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Zoologie.

Tiefseeforschungen.

Wenn man unser Jahrhundert gern das Zeitalter der Naturwissenschaften nennt, wenn man mit Stolz auf die unermeßlich bedeutenden Fortschritte in allen Zweigen derselben blickt, so denkt man dabei in der Regel weniger an die Erweiterung unsrer allgemeinen Naturkenntnis als vielmehr an die praktischen Erfolge jener Fortschritte, an die Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Maschinen u. dergl., oder an den ungeheuren Einfluß, welchen die Chemie auf das praktische Leben, auf die Heilkunst und Landwirtschaft ausübt. Aber auch für die gesamte Erkenntnis des Menschen und seiner Weltanschauung sind die Errungenschaften der Neuzeit großartig zu nennen, indem gar manches Dunkel gelichtet ist, das uns früher umgab, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß noch vieles zu thun ist. Doch der nimmer rastende Menschengeist gönnt sich keine Ruhe; immer tiefer sucht er in die Geheimnisse der Natur einzudringen. So haben wir denn auch nach dieser Hinsicht gewiß noch interessante Enthüllungen zu gewärtigen. Unermüdlich wendet der Mensch seinen Blick in das Innere der Erde, oder zum Himmel, oder aber er versenkt ihn in die Tiefe des Meeres, trotz Schiller's:

„Der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen."

In der Tiefe des Meeres namentlich liegt noch ein weites, teilweise unerforschtes Gebiet, dem sich die Gegenwart mit Vorliebe zuwendet; denn unter den mancherlei Zielen, welche sich die Naturforschung der Jetztzeit gesteckt hat, nimmt die Erforschung des Meeres, insbesondere der Tiefsee und deren Lebewelt, eine keineswegs untergeordnete Stellung ein, und es sind bereits, trotz der mancherlei Schwierigkeiten, welche sich einer derartigen Arbeit naturgemäß entgegenstellen müssen, erfreuliche Ergebnisse zu verzeichnen. Allein das Meer gleicht einem Buche, in welchem auf jeder Seite neue Geheimnisse zu enträtseln sind. So weiß man jetzt bereits, daß die Angaben von Kapitän Denham und Leutnant Parker, die in einer Tiefe von 13 000 bis 17 000 m im atlantischen Ozean noch keinen Grund gefunden haben wollten, mit der Wirklichkeit sich nicht decken.

Digitized by Google

Bei ihren Peilungen hat jedenfalls eine starke Ablenkung der Lotleine stattgefunden. Die größte bis jetzt gemessene Tiefe befindet sich — wenn wir von der etwas zweifelhaften Angabe Ringgold's absehen, der im Indischen Ozean eine Tiefe von 10 488 m gelotet haben will — im Stillen Ozean, wo in allerjüngster Zeit der amerikanische Admiral Belknap behufs Legung des Kabels zwischen Amerika und Japan Tiefen von 8500 m gepeilt hat. Nach seinem Bericht an die japanisch-amerikanische Gesellschaft zieht sich parallel der japanischen Küste ein Thal mit Senkungen bis zur genannten Tiefe. Dabei fällt hier der Boden so schnell ab, daß bereits 1000 Seemeilen von der Küste 6268 m gepeilt wurden, während weiter nach Amerika zu sich auf dem Meeresgrunde ein Höhenzug erhebt, dessen Gipfel nur 3250 m unter dem Meeresspiegel liegt, welche Unebenheiten der Kabellegung besondere Schwierigkeiten bereiten. Ähnliche Tiefen lotete man daselbst in den Jahren 1873—1876 von den Schiffen „Challenger", „Gazelle" und „Tuscorora" aus, und zwar solche von 7224, 7950, 8491, 8513 m, wogegen man an der Südspitze von Kamtschatka sogar eine Tiefe von 8856 m antraf. Zwischen den Sandwichs- und Samoainseln fand man Tiefen von 6306 m, unterhalb Alaska von 6700 m, zwischen Havana und den Bermudasinseln mit 6163 m, nordöstlich von Portorico mit 6761 und 7086 m, oberhalb der Insel Trinidad mit 6006 m. Andre erhebliche Tiefenbezirke, die 6000 bis 8300 m hinabreichen, befinden sich z. B. im nördlichen Atlantischen Ozean (8300 m), im Indischen Ozean (5700 m), westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges, nördlich von St. Thomas und in der Nähe der Küste von Brasilien. Im Mittelländischen Meere bezeichnete man bis vor kurzem den Meeresteil zwischen Sizilien, Sardinien und der afrikanischen Küste als die tiefste Stelle, wo Lotungen die Maximaltiefe von 3228 m ergeben haben. Bei den vor anderthalb Jahren von dem italienischen Fregatten-Kapitän Magnaghi im Mittelmeer vorgenommenen Tiefmessungen wurde jedoch zwischen den Inseln Malta und Kandia eine Maximaltiefe von 4131 m aufgefunden und im vorigen Sommer von dem Kommandanten des Schiffes „Pola", Linienschiffs-Kapitän Mörth, zwischen den Inseln Kerigo und Kandia eine solche von 4400 m gelotet. Demnach beträgt der Abstand zwischen der Spitze des höchsten Berges auf dem Kontinent, des Mount Everest oder Gaurisankar im Hymalaja, dessen Höhe bekanntlich 8800 m ergiebt, und dem tiefsten bis jetzt gemessenen Punkte des Meeresbodens mithin 17656 m, wenn wir die Tiefe bei Kamtschatka zu Grunde legen, bei Zugrundelegung der Angabe Ringgold's, der im indischen Ozean 10 488 m gepeilt zu haben meint, sogar 19 288 m, mithin im ersteren Fall etwas über $2^1/_3$, im letzteren über $2^1/_2$ deutsche Meilen.

Dabei hat man sich den Grund des Meeres keineswegs auf große Entfernungen hin als von gleichmäßiger Tiefe zu denken; denn auch hier befinden sich, wie auf dem Kontinente, ausgedehnte Ebenen, Hochplateaus, ungeheure Gebirge und tiefe Schluchten neben einander. An unsern norddeutschen Küsten freilich verläuft der Meeresgrund so allmählich und regelmäßig, daß man auf den meisten Stellen an der Wassertiefe erkennen kann, wie weit man sich vom

Digitized by Google

Lande befindet. In andern Meeren aber ist der Boden unregelmäßig gestaltet; nicht selten dacht er sich nicht allmählich ab, sondern zeigt Höcker und Unebenheiten, gefährliche Klippen und Bänke dicht neben großen Tiefen; er ist einem unterseeischen Gebirgslande vergleichbar, welches Höhen und Tiefen und Schluchten unvermittelt durch geneigte Abhänge neben einander stellt. Einen solchen Grund findet man namentlich in der Nähe felsiger und vulkanischer Küsten. Vor allem aber sind es diejenigen Gegenden des Meeresgrundes, welche die kleinen Korallen-Baumeister zum Schauplatze ihrer interessanten, aber für die Schiffer in hohem Grade gefährlichen Thätigkeit auserlesen haben. In den rechten Korallenmeeren kann der Schiffer oft mit dem gewöhnlichen Lot von hundert Faden vergeblich Grund suchen, und wenige Minuten später kann das Schiff schon hoch auf einem Riff sitzen. — Aber auch der Atlantische Ozean, die mit Wasser ausgefüllte Thalsenkung zwischen den beiden großen Erhebungen, welche wir mit dem Namen alte und neue Welt bezeichnen, ist durch eine Reihe von Höhenzügen unterbrochen, deren man siebzehn zählt, die mithin unterseeische Bergzüge darstellen, an welchen jedoch keine steilen Abstürze vorhanden sind, wie man früher vermutete. — Treten solche Gebirge bis über die Oberfläche des Meeres hinaus, so nennen wir sie bekanntlich Inseln. So sind z. B. die Azoren eigentlich nur die Spitzen eines aus neun Hauptkuppen bestehenden Meergebirges; ganz ebenso die kanarischen Inseln, und wenn man sich unter diesen den Pik von Teneriffa etwa herausgehoben und nach Osten in der Richtung des Kap Nun versetzt denkt, so würde das Atlasgebirge einen Bergkoloß aufzuweisen haben, gegen den der Mount Everest des Hymalaja klein erscheinen dürfte.

Wenn somit die Gestaltung des Meeresgrundes von derjenigen der Erdoberfläche nicht wesentlich abweicht, so herrschen dort unten doch eigentümliche physikalische Verhältnisse. Vor allem ist daselbst die Temperatur sehr niedrig. Messungen haben ergeben, daß das Wasser auf dem Meeresgrunde im Durchschnitt eine Temperatur von nur + 1 bis 2 Grad Celsius besitzt. So wurde z. B. von einer Expedition auf dem „Investigator" im indischen Ozean am 3. November 1890 in einer Tiefe von 3755 m eine Wasser-Temperatur von + 1,7 Grad Celsius gemessen, während in der Nähe der Faröer-Inseln in einer Tiefe von 1000 m eine solche von — 1 Grad Celsius festgestellt wurde. Diese Temperatur bleibt sich im wesentlichen gleich, da die Jahreszeiten keinen Einfluß darauf ausüben.

In der Tiefe des Meeres ist es aber nicht bloß recht kalt, sondern auch finster. Die oberen Wasserschichten absorbieren die eindringenden Lichtstrahlen so gut wie vollständig, und schon bei 40 m Tiefe herrscht tiefe Finsternis. Das Wasser nimmt die Gestalt einer mächtigen, dichten Masse an, fast ohne jede Bewegung, selbst wenn über die Oberfläche desselben her der Sturm braust und tosende Wogen mit Riesenkräften jedes Gebild aus Menschenhand zu zerstören drohen. Es ist nachgewiesen, daß schon bei 30 m Tiefe nichts von einem Sturm zu merken ist, sondern die Wasser fast unbeweglich verharren, indem der Druck der bewegten Wogen nicht mehr hinreicht, um in solcher Tiefe größere Schwankungen

Digitized by Google

der Wassermassen hervorzurufen. Daher ist es nicht zutreffend, wenn es heißt: Das Meer sei bis in die größte Tiefe aufgeregt gewesen.

Da man nun ziemlich allgemein an dem Satze: „Licht ist Leben!“ festhielt, so galt diese Dunkelheit in den Tiefen des Meeres den älteren Naturforschern als Hauptgrund für ihre Annahme, daß den Meerestiefen auch jedes organische Leben fehle. Das „Atmen im rosigen Licht“ schien ihnen eine unerläßliche Bedingung für die Erhaltung etwa vorhandenen Lebens zu sein. Dazu kam noch der gewaltige Druck, welchen die aufeinander geschichteten Wassermengen offenbar erzeugen müssen. An der Oberfläche des Meeres hat ein Geschöpf nur den äußeren Luftdruck auszuhalten, der für den Menschen auf 30 000 bis 40 000 Pfund angenommen wird. Dringt es aber in eine Tiefe von 10 m, so kommt zu dem Gewicht der betreffenden Luftsäule auch noch dasjenige der Wassersäule hinzu, welches gleichfalls eine Atmosphäre beträgt. Auf diese Weise wird der Druck in einer Tiefe von 10 m verdoppelt, von 20 m verdreifacht u. s. w. Mithin würde in einer Meerestiefe von 4000 m der Druck der Stärke von 400 Atmosphären, für den Menschen mithin 12 bis 16 Millionen Pfund betragen. — Wie überaus gewaltig aber die Wirkung eines derartigen Druckes ist, veranschaulicht folgendes Experiment. Der Chemiker Dr. Buchmann, welcher die für die Tiefsee-Erforschung hochwichtige Expedition auf dem „Challenger“ mitmachte, nahm eine mit Luft gefüllte, an beiden Enden zugeschmolzene, starke Glasröhre, wickelte sie in Flanell und steckte sie dann in eine angepaßte Kupferhülse. Diese ließ er behutsam bis zu 4000 m in die Meerestiefe und zog sie alsbald wieder ebenso vorsichtig herauf. Die Besichtigung ergab, daß die Kupferhülse vollständig zusammengedrückt und die Glasröhre zu Pulver zermalmt war.

Trotz alledem hat sich herausgestellt, daß weder die allgemeine Dunkelheit in den unteren Wasserschichten des Meeres, noch der gewaltige Druck der Entwickelung pelagischen Lebens, sowie dem Fortbestehen einer Tiefseefauna hinderlich ist. Man weiß jetzt, daß die Voraussetzungen der alten Naturforscher falsch sind, daß man ebenso gut wie auf Erhebungen von 8000 m und mehr über dem Erdboden auch in gleicher Tiefe unter dem Meeresspiegel noch organisches Leben antrifft, daß es mit der Verödung der Meerestiefen folglich nichts sei. Man darf vielmehr gerade das Gegenteil annehmen, man darf behaupten, daß das Meer mindestens ebenso bevölkert ist als die Erdoberfläche. Werden doch z. B. nach möglichst genauer Schätzung im Durchschnitt jährlich 10 000 Millionen Heringe und etwa 600 Millionen Kabeljaus und Schellfische gefangen, welche nach den Untersuchungen des Professor Dr. Heincke höchstens 2 Prozent der im Meere lebenden Gesamtmasse dieser Fische ausmachen. Und was für eine ungeheure Menge kleiner Individuen gehören dazu, um diese gewaltigen Heere zu nähren? Wies doch Professor Möbius in dem Magen eines einzigen Ostseeherings die Panzer von 60 000 kleinen Krustentierchen (Temora longicornis) nach! Was mögen demnach die Walfische und andre große Tiere der Ozeane verzehren! Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß die Zahl der mit dem bloßen Auge wahrnehmbaren Tiere fast unschätzbar ist, die Menge der mikroskopischen aber unfaßbar

Digitized by Google

erscheint. Denn selbst der Schlamm oder Schleim des Meeresgrundes löst sich unter dem Mikroskop in winzige lebende Organismen auf, welche man Protisten nennt und die von den Anhängern Darwin's für nicht mehr und nicht weniger als den gemeinsamen Stammbaum aller Organismen, den sogenannten Urschleim gehalten werden. — Aber auch die Pflanzenwelt ist in großem Maßstabe und in erheblicher Menge vorhanden. Von Humboldt sah beispielsweise eine Alge aus dem Meere fischen, die eine Länge von 5000 m hatte, während man riesige Seetange beobachtet hat, welche jedes sonstige vegetabilische Maß überschreiten, wie z. B. jener Macrocystis pyrifera, dessen Stamm freilich nur fingerdick ist, aber sich bis zur Länge von 500 m verzweigt. Seine weitverbreiteten Äste tragen lange, schmale Blätter mit Luftblasen an der Basis, welche zum Tragen dienen. So bildet ein einziges derartiges Exemplar einen kleinen unterirdischen Wald, in welchem ähnlich unsern Wäldern eine ganze Tierwelt lebt und webt.

Anfangs neigten auch die Naturforscher dieses Jahrhunderts der Ansicht der Alten zu, indem auch sie annahmen, daß das „pelagische Leben" mit der zunehmenden Tiefe immer mehr schwinde und schließlich ganz aufhöre. Der Erste, der gründliche Untersuchungen über die Gesetze der vertikalen Verbreitung der Seetiere anbahnte, war der englische Naturforscher Edward Forbes; ihm folgten Lowèn, Thorell, Nordenskjöld, Sars und Johannes Müller. Forbes hatte sich als Arbeitsfeld das ägäische Meer gewählt und stellte als Resultat seiner dreizehn Monate währenden Untersuchungen fest, daß bei den Wasserzonen, ähnlich wie bei den Höhenzonen, sich Reihen von eigenartigen Bewohnern nachweisen lassen. Am reichlichsten traf er organisches Leben bis zu 60 m Tiefe an, von da ab machte sich ihm eine rasche Abnahme desselben bemerkbar. Daher hielt sich Forbes zu dem Schlusse berechtigt, daß bei etwa 500 m Tiefe alles organische Leben aufhöre. Ähnlich folgerten die übrigen Forscher um die Mitte dieses Jahrhunderts, namentlich auch Johannes Müller (Berlin), welcher zuerst planmäßig die „pelagische Fischerei" mittelst des „feinen Netzes", des „Taunetzes" — d. i. kegelförmigen Sackes aus Müller-Gaze oder feinem Seidenmull, das wie bei einem Schmetterlingsnetze an einem Metallring, für Tiefseefischerei aber an einem Tau befestigt wurde — betrieb. Jährlich zog er mit einigen seiner Schüler nach Helgoland oder Triest, um von hier aus seine Fischereizüge zu unternehmen und seine Jünger in die Methode der Untersuchung des auf diese Weise gewonnenen „pelagischen Auftriebes" („Plankton") einzuführen. Hierin folgten ihm bald mehrere andre Forscher wie Krohn, Leuckart, Karl Vogt, und besonders drei Würzburger Naturforscher, Kölliker, Gegenbauer und Heinrich Müller, sowie nicht minder Huxley. Besonders reiche Schätze brachten die drei Würzburger Professoren mit, welche im Jahre 1852 die Meerenge von Messina zu ihrem Forschungsgebiet erkoren hatten. Infolge dieser Forschungen wurde von den Zoologen fast allgemein angenommen, „daß eine aus vielen charakteristischen Formen zusammengesetzte pelagische Fauna vorhanden sei, die sich wesentlich von der Tierwelt des Ufers, der littoralen Fauna, unterscheide." Sie sollte sich aus teils passiv treibenden, teils aktiv schwimmenden Tieren zusammensetzen, die sich stets auf der Ober-

Digitized by Google

fläche des Meeres aufhalten und diese entweder niemals verlassen, oder nur zeitweise in gewisse Tiefen hinabgehen. Als solche pelagische Tiere wurden betrachtet die Radiolarien, Peridinen, Noctiluken, Medusen, Siphonophoren, Ktenophoren, Sagitten, Pteropoden, Heteropoden, ein großer Teil der Crustaceen, die Larven der Echinodermen, viele Würmer u. s. w., mithin alle möglichen niederen Tiere.

Diese herrschende Ansicht über die Fauna des Meeres erhielt in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts einen gewaltigen Stoß durch Auffindung jenes denkwürdigen Kabelstückes, das man vom Grunde des Mittelmeeres in einer Tiefe von 1200 Klafter heraufholte, und das mit Korallen, Schwämmen und Würmern besetzt war. Hieraus schloß man, daß in der angegebenen Tiefe diese Tiere vorkommen müssen, sonst hätten sie nicht auf das abgerissene Ende des Kabels gelangen können. Eine Bestätigung fand diese Annahme durch die Resultate der „Challenger-Expedition", welche durch die Bemühungen der englischen Zoologen Carpenter und Thomson ins Leben gerufen wurde. Diese Expedition dauerte von 1873 bis 1876 und steht in der Geschichte der Tiefseeforschung groß da. An Bord des „Challenger" befand sich ein Laboratorium, Vorratsräume, alle möglichen Fangwerkzeuge, z. B. Tauneţe, d. s. feine Neţe an langen Tauen, und eine wissenschaftliche Bibliothek. So stellte das Schiff eine schwimmende zoologische Station dar, deren Ergebnis auf manche schwierige Punkte bezeichneter Forschung Licht wirft. Die beiden Führer Thomson und Dr. Murray beschränkten sich nicht auf ihre Hauptaufgabe, die allseitige physikalische und biologische Erforschung der Ozeantiefen, sondern sie untersuchten mit gleicher Sorgfalt und Ausdauer auch die Verhältnisse des organischen Lebens an der Oberfläche, wie in den verschiedenen Tiefenzonen des Meeres. Als das bedeutsamste allgemeine Resultat stellte Murray schon 1876 den Satz auf: „Überall haben wir ein reiches organisches Leben angetroffen, an der Oberfläche des Ozeans sowohl, wie auch unterhalb derselben. Wenn lebende Wesen an der Oberfläche spärlich sind, wird das Tauneţ in der Regel zahlreiche Formen unterhalb derselben liefern, in einer Tiefe bis zu 1000 Faden und mehr. Wir haben nirgends eine unfruchtbare, von organischem Leben entblößte Region angetroffen." Gleichzeitig wurde festgestellt, namentlich bei der Fahrt durch den nördlichen Stillen Ozean an Japan vorbei nach den Sandwich-Inseln (1875), daß die pelagischen Organismen in den verschiedenen Zonen des Ozeans verschiedenen Arten angehören. Hierbei wurden viele schwimmende Organismen entdeckt, die man bisher niemals, weder an der Oberfläche, noch in geringen Tiefen des Ozeans, gefangen hatte, und zwar unter sich verschieden, je nachdem man in 500, 1000 oder 2000 Faden Tiefe fischte. — Das stärkste Kontingent zur Tiefseefauna stellen nach diesen Forschungen die Sterntiere (Seesterne, Seeigel, Seewalzen) und die Stachelhäuter, außerdem fand man Würmer, Mollusken, Fische, Krebse u. s. w. u. s. w., namentlich aber viele charakteristische Formen der Radiolarien (Rädertierchen), je nach den verschiedenen Tiefseezonen. Die reiche Auswahl dieser letztgenannten kleinen Lebewesen der Ozeane hat besonders Professor Häckel in Jena ein volles Jahrzehnt beschäftigt, wobei er zur Überzeugung gelangte, daß die von Dr. Murray

Digitized by Google

angegebenen Unterschiede der pelagischen Fauna in den verschiedenen Tiefenzonen der Meere noch bedeutender sind, als genannter Forscher annahm. Auf Grund dieser Resultate unterscheidet Häckel:[1]) 1. pelagische, an der Oberfläche des ruhigen Meeres schwebende; 2. zonarische, in bestimmten Zonen der Meerestiefen bis über 6000 m hinabschwebende; und 3. profunde, unmittelbar über dem Boden des Meeres schwebende Tiere.

An verschiedenen dieser die Tiefsee belebenden Tiere, z. B. an den Sterntieren und Stachelhäutern, konnte auch nachgewiesen werden, wie es ihnen möglich ist, den gewaltigen Druck der Wassermengen zu ertragen, indem bei ihnen ein eigentümliches Wassergefäßsystem wahrgenommen wurde, mittelst dessen sie im stande sind, den ungeheuren Druck des Wassers von oben her durch einen Gegendruck aufzuheben. Ähnliche Einrichtungen sind bei den Mollusken und Würmern zu beobachten. — Bei den Fischen, die in großen Tiefen leben, dient die Schwimmblase dazu, den Wasserdruck zu überwinden. Bekanntlich sind diese mit Luft gefüllten Blasen hydrostatische Organe, welche mit Hilfe der Rumpfmuskeln zusammengepreßt und auch wieder ausgedehnt werden können, so daß der Fisch im erstern Falle schwerer, im zweiten spezifisch leichter wird. Von der Form und der Größe der Schwimmblase ist es daher abhängig, in welcher Tiefenzone der Fisch seinen Aufenthalt zu nehmen hat; wollte er z. B. höher hinauf steigen, so würde der Druck in der Schwimmblase wegen geringeren Gegendrucks die Blase sprengen und seinen Tod herbeiführen, was thatsächlich bei verschiedenen Fischen geschieht. So dürfte es bekannt sein, daß die meisten Schellfische mit zersprengter Schwimmblase von der Angel genommen werden, und selbst einige Knochenfische von der Gruppe der Sternobsychiden in Stücke zerreißen, wenn man sie über die Oberfläche des Meeres bringt.

Aber auch für die Dunkelheit in den tieferen Wasserschichten hat die Challenger-Expedition schlagende Beweise geliefert, indem von ihr Tiefseetiere zu Tage gefördert wurden, an denen infolge Nichtgebrauchs eine Verkümmerung der Sehorgane nachgewiesen werden konnte. So sind in den mexikanischen Ozeanen Fische mit mangelhaften Augen gefunden worden, während der Ipnos Murrayi, ein im Atlantischen Ozean in einer Tiefe von 4000 m lebender Fisch, völlig blind ist. Auch hat man Krebse in der Tiefsee entdeckt, von welchen dasselbe zu berichten ist. Die Gattung Willemoësia hat nicht nur die Augen wegen mangelnden Gebrauchs eingebüßt, sondern selbst die Augenstiele, dagegen lassen die langen Taster dieser Crustaceen vermuten, daß in Ermangelung des Augenlichts ihr Tastsinn besonders hoch entwickelt ist. — Doch nicht alle Tiefseetiere ermangeln des Augenlichts; es giebt vielmehr im finstern Meere auch Tiergattungen mit sehr großen Augen, z. B. einige Fische, woraus man den Schluß zog, daß es daselbst auch Lichtquellen geben muß. Hierher zählt vor allen der Cystosomo Neptuni, ein Krebs, welcher dem Atlantischen Ozean eigen ist und im

[1]) Plankton-Studien. Vergleichende Untersuchungen über die Bedeutung und Zusammensetzung der pelagischen Fauna und Flora. Von Ernst Häckel. Jena. Verlag von Gustav Fischer.

Digitized by Google

völligen Dunkel in 3000 m Tiefe lebt. Trotzdem hat das Tier derart entwickelte Augen, daß sie ein Drittel seiner gesamten Oberfläche einnehmen. Sollten sie ihm nur zur Zierde verliehen sein? Mit nichten! Es darf dieselben auch benutzen, denn auch für eine Beleuchtung dieser dunkeln Wassermassen ist Sorge getragen, wie die Challenger-Expedition nachzuweisen in der Lage war. Es gelang ihr nämlich, eine Ascidie von der Gattung Pyrosoma zu fangen, welche nicht nur die erhebliche Länge von $1\frac{1}{4}$ m hatte, sondern auch ein besonders helles Licht verbreitete, sodaß sie wie ein großer feuriger Zapfen aussah und noch greller zu leuchten begann, als der Chemiker des Challenger sie mit dem Finger berührte und sie strich. Diese Tierart ist aber nicht die einzige Lichtquelle der Meerestiefen. Es giebt daselbst vielmehr eine größere Menge, besonders Gattungen von kleinen Tieren, welche ebenfalls ein Leuchtvermögen besitzen, so daß es den mit Augen begabten Tieren der Tiefsee ermöglicht wird, einesteils ihre Beute zu erspähen, anderenteils aber den Feinden auszuweichen.

Die Ergebnisse der Challenger-Expedition, wodurch die alte Auffassung betreffs der Tiefseefauna über den Haufen geworfen wurde, blieben jedoch nicht unangefochten, indem die von Murray aufgestellte Behauptung von Alexander Agassiz für nicht zutreffend hingestellt wurde. — Dieser Forscher stellte vielmehr auf Grund der während der Blake-Expedition im Jahre 1878 ausgeführten Experimente den Satz auf, daß der größte Teil des Ozeans gar kein organisches Leben enthalte, und daß die pelagischen Tiere nicht tiefer als 100 Faden hinabreichen. Zur Begründung führte er aus, daß die von den „Challengerforschern" benutzten, an langen Tauen befestigten, offenen, feinen Netze keinen absolut sicheren Schluß zuließen, da bei dem Hinablassen wie bei dem Heraufziehen Tiere aus den verschiedensten Tiefen-Zonen des Meeres zufällig hineingelangen. Dieser Einwand konnte nur dadurch widerlegt werden, daß man ein neues Netz konstruierte, das, geschlossen in eine bestimmte Tiefe hinabgelassen, erst dort sich öffnete und auch dort wieder geschlossen werden konnte. Ein solches „Schließnetz" verdanken wir dem Kommandanten der königlich italienischen Kriegskorvette „Vettor Pisani", G. Palumbo. Dieses Schließnetz wandte der Schiffsleutnant Gaetano Chiercha bei seiner dreijährigen Erdumsegelung auf dem genannten Schiffe mit großem Erfolge bis 4000 m Tiefe an, so daß er eine Sammlung von pelagischen Tieren schuf, die nächst derjenigen der Challenger-Expedition zu den wichtigsten für die Erforschung der Tiefseebewohner gehört, und im allgemeinen die Ergebnisse der letzteren bestätigt. An diesem Netz brachte der Professor Chun in Breslau einige Verbesserungen an und erforschte mit diesem verbesserten Schließnetz die Tiefen im Golfe von Neapel, wobei er zu folgenden Schlüssen gelangte: 1. die untersuchten Teile des Mittelmeeres zeigen sowohl an der Oberfläche wie in allen Tiefen bis zu 1400 m ein reiches pelagisches Tierleben. 2. Pelagische Tiere, die während des Winters und Frühlings an der Oberfläche erscheinen, suchen mit Beginn des Sommers die Tiefen auf. 3. In größeren Tiefen kommen pelagische Tiere vor, die bisher an der Oberfläche selten oder nie beobachtet wurden. 4. Eine Anzahl pelagischer

Digitized by Google

Tiere verbleibt auch während des Sommers an der Oberfläche und steigt nie in die Tiefe. Diese seine Ansichten fand er auf einer Reise, die er im Winter 1887/88 nach den Kanarischen Inseln unternommen hatte, im Atlantischen Ozean bestätigt.

Mit diesen neuen Untersuchungen wurden mithin die Einwendungen von Agassiz widerlegt. Es bestätigte sich, daß in allen Tiefen organisches Leben anzutreffen sei.

Dasselbe Ergebnis lieferte die jüngste Tiefseeforschung, welche vor einem Jahre vom „Investigator" im indischen Ozean ausgeführt wurde. Die Reichhaltigkeit des dortigen Fanges bietet nicht minder hohes Interesse als diejenige der bereits erwähnten Expeditionen. Die Ausbeute enthielt z. B. drei Arten von Kieselschwämmen und zahlreiche abgelöste Nadeln von Hyalonema, eine große lachsfarbene See-Anemone mit hellrotenTentakeln, ein verstümmeltes Exemplar der Brisinga-artigen Freyella benthophila, eine schöne, neue Art von Hyphalaster, eine kleine, wahrscheinlich neue Art von Marsipaster mit weit geöffneten Brusttaschen, die voll Eier waren, zwei Arten von Ophiuriden, drei Arten Holothurien, mit Einschluß von Echinosoma, zahlreiche Exemplare einer langgestielten Ascidie. Ferner fing man zwei Exemplare einer sehr großen Art von Amphipoda, eine blinde Garnele oder Krabbe, drei Spezies von Macruren-Crustaceen, ein kleines Scalpellum, einen kleinen Lamellibranchier und eine Anzahl leerer Annelideen-Röhren, von denen einige aus Foraminiferen-Schalen aufgebaut waren, während andre aus seidenartigen Kieselfasern bestanden.

Neue Gesichtspunkte brachte der Professor Dr. Viktor Hensen in Kiel, bekanntlich Leiter der vor $2^1/_2$ Jahren stattgehabten „Plankton-Expedition", in die pelagische Biologie, die jedoch von Professor Häckel in seinen „Plankton-Studien" angefochten werden. Acceptiert wird von letzterem der Ausdruck „Plankton", den Hensen für die bis dahin angewandte Bezeichnung „Auftrieb" oder „pelagischer Mulder" gesetzt hat. Allein gegen die Art und Weise, welche Hensen bei der Bestimmung des Planktons einschlägt, zieht er zu Felde. Er macht darauf aufmerksam, daß die wichtigsten allgemeinen Resultate der Hensenschen Expedition über die Zusammensetzung und Verbreitung des Plankton im Ozean allen bisherigen Angaben zuwiderlaufen, daß Hensen ferner eine Anzahl irrtümlicher Schlüsse auf Grund von nicht genügenden Erfahrungen gezogen, und daß schließlich die Methode, die Hensen anwendet, unpraktisch sei und die daraus gezogenen Schlüsse kein richtiges Licht auf die Probleme der pelagischen Biologie werfen. Hensen dagegen hofft durch seine Methode, welche in der Bestimmung des Planktons [1]) besteht, die Frage vom „Stoffwechsel des Meeres" und die „Urnahrung" seiner Bewohner zu lösen. Mag die Entscheidung ausfallen, wie sie wolle, so steht schon jetzt fest — und auch Häckel stimmt dem bei — daß

[1]) Durch die Zählungen der Plankton-Individuen, die Hensen in einem kleinen Teil der Ostsee längere Zeit hindurch ausgeführt hat, glaubt er die Überzeugung gewonnen zu haben, daß die Gesamtproduktion der Ostsee an organischer Substanz nur etwas nachsteht der Graserzeugung einer ebenso großen Wiesenfläche.

Digitized by Google

die in außerordentlicher Weise durch die deutsche Reichsregierung (der Kaiser spendete 70000 Mark) und durch die Berliner Akademie der Wissenschaften (sie gab aus den Ersparnissen der Humboldtstiftung 24600 Mark), sowie von andern unterstützte und mit 105600 Mark ins Leben gerufene Expedition auf viele einschlägige Fragen Aufschluß geben und manches Neue bringen wird; denn während der Fahrt, die mit dem Dampfer „National" unternommen wurde, machte man nicht weniger denn 400 Fänge, 140 Züge mit dem Plankton-Netze und 260 Fänge mit andern (Tiefsee-) Netzen. Daß dieselben eine reiche Sammlung von pelagischen Organismen zu Tage fördern mußten, liegt auf der Hand, und es steht außer Zweifel, daß die sorgfältige Bearbeitung derselben, welche noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird, nicht nur unsre Kenntnisse im allgemeinen vielfach bereichern, sondern uns auch in der speziellen Erkenntnis des organischen Lebens und der Wichtigkeit desselben für die Gestaltung der Erde fördern wird. Dies letztere wird vielleicht einleuchten, wenn wir noch des geologisch-alten Charakters gedenken, den die Tiefseetiere zeigen. In verschiedenen derselben hat man Vertreter längst „ausgestorbener Gattungen", Lebensformen einer längst entschwundenen Zeit erkannt, wie z. B. in Crinoiden oder Haarsternen die uralten Vertreter der Sterntiere, die bereits in der Juraperiode zu erlöschen scheinen. Von solchen Haarsternen wurden 1878 aus 3000 m Tiefe zwanzig Exemplare lebend heraufgezogen, nachdem schon 1864 der jüngere Sars den Wurzelhaarstern (Rhizocrinus Loffotensis), der seine nächsten Verwandten nur in der Kreidezeit hat, in den amerikanischen Meeren entdeckt hatte. Später wurden noch viele neue Formen derartiger Tiere, z. B. von Pentacrinus, in den Meerestiefen nachgewiesen, welche unausgesetzt ihre Überreste auf dem Meeresboden ablagern und auf diese Weise submarine Bänke und Berge aufführen. So haben sie nicht nur in vorhistorischer Zeit ganze Gebirgsschichten mit ihren Leichen oder Panzern gebildet, sondern nehmen auch heute noch Teil an der Umgestaltung unsrer Erdrinde.

Hamburg. Otto Lehmann.

Erdkunde.

Eine vergessene deutsche Kolonie in Venezuela.

— „In Caracas bleiben Sie, bis wir einen Ausflug nach der deutschen Kolonie Tovar arrangiert haben", so schrieb mir, als ich ihn um Rat wegen meiner botanischen Wanderungen in Venezuela bat, Dr. Ernst, Professor an der Universität Caracas, wo er deutsche Wissenschaft trotz aller äußeren Schwierigkeiten unermüdlich vertritt. Ich ging auf diesen Vorschlag sehr gern ein, nicht nur wegen der Moose und Farne, welche ich in den feuchten Bergwäldern um Tovar zu finden hoffte, sondern auch wegen der Menschen. Die Frage deutscher Kolonisation und Akklimatisation in den Tropenländern ist ja gerade jetzt eine so viel erörterte, daß es mir auch deshalb von Wert schien, selbst zu sehen, was aus dem vor nahezu einem halben Jahrhundert gemachten

Digitized by Google

Versuch, deutsche Landleute in Venezuela einzubürgern, denn eigentlich geworden sei. Haben sie ihre Eigenart wohl besser festgehalten als die Nachkommen deutscher Kaufleute und Handwerker in den Städten, die, wenn sie im Lande bleiben, meist nur zu bald in der einheimischen Bevölkerung aufgehen? Freilich, viel Erfreuliches schien auch die „colonia Tovar“ nicht gerade zu versprechen.

In dem neuesten Werke über Venezuela[1]) wird (auf Grund von Mitteilungen von A. Jahn) berichtet, die Colonia Tovar sei eine frühere deutsche Ansiedelung; eine Anzahl von hierhergebrachten südwestdeutschen Familien habe anfangs glückliche Fortschritte in der Kultur des Landes gemacht, sei dann aber in den Bürgerkriegen der sechziger und siebziger Jahre zu Grunde gegangen, „die Kolonie wurde größtenteils zerstört, die Bewohner zerstreut, heute leben nur noch wenige in der alten Heimstätte,“ — was der Wirklichkeit ebensowenig entspricht als die Angabe, der Weg von der Landeshauptstadt Caracas nach der Kolonie sei „sehr gut“. Wenigstens gilt dies nur für die erste Strecke desselben, in den Bergen ist der Reitweg selbst nach venezuelanischem Maßstabe schlecht genug. Sehen wir uns indes, ehe wir den heutigen Zustand der Kolonie schildern, zunächst etwas die Geschichte derselben an.

Daß der Fortschritt Venezuelas vor allem eine ausgiebige Vermehrung der für das große Land sehr dünnen Bevölkerung voraussetze, wurde von den leitenden Persönlichkeiten der Republik früh schon erkannt. „Nichts natürlicher, nichts gerechter, als unser unkultiviertes und unbenutztes Land einer arbeitsamen Bevölkerung anzubieten, welche es in lachende Felder, in Dörfer, in Zentren der Thätigkeit und des Fleißes umwandeln wird, die unserm Lande zu ungeheurem Vorteil gereichen werden“,[2]) dies das Programm! Es wurde 1840 eine Einwanderungskommission eingesetzt, und die Regierung unterstützte die Einwanderung auch finanziell; damals wie jetzt wanderten viele Kanarier,[3]) dann auch Italiener (die man jetzt namentlich in den Cordillerenstädten viel findet), Spanier u. a. ein. Uns interessiert hier indes nur die deutsche Einwanderung. Dieselbe ist verknüpft mit dem Namen des berühmten Geographen und Kartographen Venezuelas, dem des Obersten Codazzi. Er wurde von dem Minister des Innern Anjel Quintero 1840 aufgefordert, sein Gutachten über die passendsten Orte zur Anlegung von Kolonien abzugeben, wozu er ohne Zweifel die geeignetste Persönlichkeit war. Nach Beratung mit Boussingault und A. von Humboldt reichte er eine Denkschrift ein, welche sich durch Sachkenntnis und weiten Blick

---

[1]) Venezuela von Dr. W. Sievers. Hamburg 1888, S. 278.

[2]) El liceo venezolano, numero estraordinario febrero de 1842.

[3]) Dieselben scheinen nicht immer von bester Beschaffenheit gewesen zu sein. In der Codazzi'schen Denkschrift (s. u.) heißt es, es handle sich hier nicht darum, einige hundert elende Kanarier einzuführen, die dem Spekulanten 12 Pesos kosten und ihm 40 einbringen, „jenen Menschen-Spekulanten liege wenig daran, ob die Leute sittsam, gesund und arbeitslustig sind, und ob sie an Bord der Schiffe gut ernährt werden . . . so daß der arme Bauer gewöhnlich sich in Gesellschaft von faulem, lasterhaftem Gesindel findet, das gewöhnt ist, von Thür zu Thür betteln zu gehen“.

Digitized by Google

auszeichnet.[1]) Als geeignetste Örtlichkeit zur Anlegung von Kolonien bezeichnete er das Küstengebirge, dessen kühles Höhenklima dem Europäer zusage und die Kultur von Kartoffeln, Hülsenfrüchten ꝛc. gestatte. Außerdem sei die Nähe der See für die Ausfuhr günstig, und die Nähe größerer Städte (z. B. Carácas, Valencia, Puerto Cabello) erleichtere den Handel. Seine Blicke wendeten sich nach Deutschland. Denn dort findet sich, wie es in der erwähnten Zeitschrift bezeichnend genug heißt, „ein nüchternes, fleißiges und sparsames Volk von friedlichen Gewohnheiten und wenig ausgeprägter Nationalität (. . . de hábitos pazificos, de una nacionalidad poco definida), sodaß die Beziehungen dieser Kolonisten mit ihrem Heimatland ihrem Adoptivvaterland keine Gefahr bringen werden."

Wäre Codazzi's Plan ausgeführt worden, so beständen heute in dem Küstengebirge zwischen Carácas und Puerto Cabello eine Reihe deutscher Kolonien, durch gute Wege unter sich und mit der See verbunden, mit einer Einwohnerschaft von etwa 30 000 Deutschen. Ausgeführt worden ist eine Kolonie, nämlich eben Tovar. Nicht 30 000, sondern 300 Deutsche leben jetzt — 50 Jahre nach dem Beginn der Kolonisation, dort.

Tovar sollte die Musterkolonie sein. Sie sollte zeigen, ob die Küstengebirge Venezuelas für europäische Einwanderung geeignet sind oder nicht. Ihren Namen hat sie von Martin Tovar, welcher Codazzi zur Anlegung der Kolonie 2 □ Meilen (Leguas) Land übergab; gewiß ein patriotisches Geschenk, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß das weglose Waldland so gut wie keinen Verkaufswert hatte. Codazzi erhielt von der Regierung einen beträchtlichen Vorschuß zur Anlegung der Kolonie, es ist mir nicht bekannt, ob derselbe je zurückgezahlt wurde. Die Kolonisten, welche unter der Führung von Alexander Benitz die Kolonie Tovar begründen sollten, stammten aus Südwest-Deutschland, zumeist aus der Umgegend von Freiburg, dem Kaiserstuhl und dem südlichen Schwarzwald. Die Überfahrt derselben schien für das Unternehmen von keiner guten Vorbedeutung. Feuer auf dem Schiffe, die Pocken, dann in Venezuela als Empfang die Quarantäne an einem ungesunden Küstenplatz und unzureichende Vorbereitungen in Tovar selbst führten zu großer Mutlosigkeit. Namentlich aber erregte eine Bestimmung den Unwillen einer Anzahl Kolonisten.[2]) Dieselben waren genötigt, drei Tage in der Woche für Codazzi gegen Tagelohn zu arbeiten. Codazzi scheint sich von dem Ertrage des Weizenbaues im Küstengebirge viel versprochen zu haben, und suchte sich in den Kolonisten Arbeitskräfte zu sichern. Das stimmte wenig zu der pomphaften Ankündigung, die Kolonisten sollten in ihrer neuen Lage alle Vorteile, ja noch größere als in ihrer früheren finden, so daß sie sagen könnten, „wir schliefen im Lande der Tyrannei und sind

[1]) Vgl. die obengenannte Zeitschrift, der Bericht findet sich auch in dem offiziellen Mem. del Int. de 1842 Docum. No. 10 (zitiert bei Wappäus, die Republiken von Südamerika I, S. 243 (1843).

[2]) Dies, wie eine Anzahl andrer Angaben nach mündlichen Mitteilungen eines alten Kolonisten.

Digitized by Google

auf dem Boden der Freiheit erwacht" („nos dormimos en la tierra del despotismo y hemos despertado en el suelo de la libertad"). Es kam zu Unruhen, eine Anzahl Kolonisten erklärten, „sie wollten keine weißen Sklaven sein", und begaben sich ohne Weg durch den Wald nach Caracas. Unterwegs begegneten sie Codazzi, der die Unzufriedenen in La Victoria einsperren ließ. Indes wurden sie bald wieder frei gelassen, und da der Weizenbau sich als unvorteilhaft herausstellte, so erkaltete Codazzi's Interesse an der ganzen Sache, zumal er 1845 zum Gouverneur einer entfernten Provinz ernannt wurde. Er starb nach wechselvollen Schicksalen im Jahre 1859.

Tovar überwand indessen die ersten Schwierigkeiten, erschien doch sogar in der abgelegenen Ansiedelung eine Zeitlang eine Zeitschrift, spanisch und deutsch — letzteres allerdings von zweifelhafter Güte. Vor mir liegen 5 Nummern des „Boletin de la Colonia Tovar"[1]) (Zeitschrift von der Kolonie Tovar, gedruckt von Alfred Thiberge) 1843—1845. Das Bild, welches hier vom Zustand der Kolonie entrollt wird, ist ein sehr rosiges. „Hülsenfrüchte könnten nicht schöner und schneller reifen, der Weizen, der in dieser Höhe in vier Monaten muß geerntet werden können, ist gegenwärtig drei Fuß hoch, hat große Ähren — die Gerste ist vier Fuß hoch und alle hat Ähren." Ebenso wird über den Anbau von Hafer, Mais, Bohnen, Kartoffeln, Hanf („es wurde Hanf heimgethan von fünf Fuß lang"), Flachs ꝛc. günstiges berichtet, sogar Wein wurde gepflanzt, und von venezuelanischen Kulturpflanzen Names, Ocumos, Apios und Camburos. Die Kolonisten, welche am 8. April 1843 angekommen waren, gaben sich der Hoffnung hin, Wein, Weizenmehl und Bier[2]) als Ausfuhrartikel zu bauen und mit ihren Kartoffeln und Gemüsen „die Thäler von Aragua zu versehen und den Markt von Caracas zu verstärkern" (sic!). Leider sind diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen. Für den Weinbau ist das Klima der Bergregion viel zu feucht, und die Bierbrauerei ist auch seit lange verschwunden. Auch sonst wird in Venezuela kein Wein gebaut, die meisten Weinstöcke, welche große, außerordentlich süße Trauben liefern, habe ich in der heißen Küstenstadt Cumaná gesehen; so lange das billige Gemisch von Zuckerwasser und Alkohol, welches jetzt überall in den Pulperinen (das halbe Glas gewöhnlich zu einem Medio = 20 Pfennig) verkauft wird, als „Wein" Anklang findet, dürfte sich der Weinbau in Venezuela — selbst wenn er in größerem Maßstab möglich sein sollte — nicht sehr lohnen.

Aber auch mit den Kartoffeln haben die Kolonisten trübe Erfahrungen gemacht. In dem feuchten Berglande findet die Kartoffelkrankheit einen ebenso günstigen Boden wie bei uns in nassen Sommern. Der Anbau von Kaffee lohnt besser, wie später noch kurz dargelegt werden soll. Außer dem Landbau waren in der Kolonie aber auch Handwerke vertreten, mit Stolz erwähnt der Bericht: „selbst ein Krippenmacher beschäftigte sich mit seinem Handwerke", ein Barbier ist da, überdies besitzt die Kolonie einen ausgezeichneten jungen Arzt, Chirurgen

[1]) Ich verdanke dieselben Herrn Prof. Dr. Ernst in Caracas.

[2]) Das von Europa eingeführte Bier ist in Venezuela sehr teuer, die halbe Flasche kostet meist 2½—3 Realen (= 1 Mark bis 1 Mark 20 Pfennig.)

und Geburtshelfer zugleich, auch besitzt sie zwei der ersten Graveurs von Paris." Diese dicht beim Urwald gewiß besonders nützlichen Arbeiter sind ebenso verschwunden wie der Arzt, der Barbier, der Krippenmacher und der Weinstock, auch das Niveau der Gelehrsamkeit ist bedeutend gesunken. Denn damals traf man Leute, „die lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch, französisch, englisch, italienisch und spanisch sprachen." Nicht als ob die Mehrzahl aus solchen Polyglotten bestanden hätte, aber es befand sich unter denselben — man möchte fast sagen selbstverständlich — ein ehemaliger schwäbischer Theologe namens Teufel, der als Lehrer fungierte. Auf seine Rechnung kommen wohl die ersten drei der oben genannten fremden Sprachen. Er starb später im Spital in Caracas. Er war nicht der einzige der Theologie untreu gewordene Ansiedler. Später lebte jahrelang in Tovar ein als Sammler bekannter norddeutscher Naturforscher Moritz, dessen Spuren wir unten noch begegnen werden. Er legte eine Art botanischen Gartens an und besaß offenbar einen anregenden Einfluß auf die Kolonisten, der sich in der Gründung eines Gesangvereins ꝛc. zeigte. Sein Garten, der sogar ein Glashaus besaß, ist zu einer Kaffeepflanzung umgewandelt. Doch stehen darin noch zwei große Magnolien und eine Camelie, und zerstreut in der Kolonie australische Pflanzen, Fuchsien u. a. Noch leben einige seiner alten Freunde, welche das Andenken des Mannes, der in diesem einsamen Erdenwinkel ein anspruchloses Dasein führte, hochhalten. Daß er gegen das Ende seines Lebens dem aguardiente de caña (Zuckerrohrbranntwein) mehr zusprach, als gut war, wird man bedauern, aber entschuldbar finden, nicht nur weil der Fall bei lange in geistiger Isolierung in den Tropen lebenden Europäern leider kein ganz seltener ist, sondern auch deshalb, weil Moritz ebenso wie andre Bewohner der Kolonie in den Revolutionskriegen viel zu leiden hatte. Entmutigung aber führt leicht zu jenem trügerischen Sorgenbrecher. Zu bedauern ist, daß über seine zahlreichen Reisen in Venezuela nichts — wenigstens so weit mir bekannt — veröffentlicht ist. So viele Reisebeschreibungen es giebt, so wenig entsprechen doch die meisten der Wirklichkeit, die meisten glauben sich zu einem chronischen gelinden Paroxysmus verpflichtet, der dem Leser natürlich ein unrichtiges, aber vielleicht „interessanteres" Bild liefert.

Die Verbindung der Kolonie Tovar mit der Außenwelt findet heutzutage einerseits nach La Victoria, einer Landstadt im Thal des Rio Tuy, anderseits nach Caracas statt. Etwa alle vierzehn Tage kommt ein Kolonist mit Butter herunter. Unter seiner Führung ritt ich an einem schönen Septembertage nach der Kolonie hinauf. Der Weg geht anfangs im Thale des Rio Guaire auf guter Landstraße. Hohe Säulenkaktusse und Agaven zeigen die Trockenheit der Gegend an. Bald aber hört die Straße auf, und der schmale Weg scheint die Aufgabe lösen zu wollen, in kürzester Zeit möglichst oft den Fluß zu kreuzen, was nach starken Regengüssen keineswegs sehr angenehm ist. Den Botaniker tröstet die üppiger werdende Vegetation, namentlich die mannshohen, im Ufergebüsch wachsenden Schachtelhalme (Equisetum maximum), die mehr als ihre kümmerlicheren europäischen Genossen an die riesigen Verwandten der Steinkohlenzeit erinnern, und die zahl-

Digitized by Google

reichen, die Bäume oft dicht bedeckenden scheinbaren Schmarotzerpflanzen (Epiphyten) aus den verschiedensten Familien, namentlich Farne, Tillandsien und Kakteen. Wir übernachteten, in die landesübliche, außen blaue, innen rote Wolldecke (cobija) gehüllt, vor einer Venta (kleiner Kaufladen, in dem auch Essen zu haben ist).

Je höher der Reitweg steigt (von Fahren ist keine Rede), desto schlechter wird er. Namentlich im feuchten Walde besteht er nur aus einer Reihenfolge tiefer Löcher, und noch unangenehmer sind die Abhänge, deren roter, lehmiger Boden bei Regenwetter außerordentlich schlüpfrig wird, so daß wir auf dem Rückwege oft befürchteten, die mit Gepäck beladenen Esel in die steile Schlucht hinunterrollen zu sehen, was nicht gerade selten vorkommen soll. (In den Kordilleren passierte es mir später, daß das Lastmaultier beim Aufstieg auf den Paramo Cristallina, auf dem glatten Wege sich überschlug, glücklicherweise ohne sich und dem Gepäck Schaden zu thun, sogar die photographische Camera war ganz geblieben.) Man hat auf dem Wege teilweise schöne Blicke in die Berge. Leider ist der Wald vielfach verwüstet und an seine Stelle Grasland getreten. An einigen Stellen aber kommt man doch noch durch richtigen Urwald, dessen Bäume dicht mit Moosen, Orchideen und namentlich den eigenartigen Bromeliaceen bewachsen sind. Ein Besserwerden des Weges kündigte die Nähe der Kolonie an. Sie liegt an den Quellen des Rio Tuy, etwa 1800 m über der See. Ihre Lage sei mit Codazzi's eigenen Worten geschildert.

„Ein kreisförmiges Thal von etwa anderthalb Leguas Durchmesser, nach Osten durch eine enge und tiefe Schlucht offen, eingeschlossen von einer überall gleich hohen Gebirgskette . . . . ist das Quellgebiet des Rio Tuy. Die Bergabhänge bilden geneigte Ebenen, die stufenweise sanft gegen die Thalsohle abfallen."

Die Kolonie besteht nicht aus einer kompakten Häusermasse wie die meisten deutschen Dörfer, die Wohnungen sind vielmehr weit zerstreut, jeder wohnt auf seinem Lande, nur in der Nähe der Kirche (welche die Kolonisten kürzlich aus eigenen Mitteln neu erbaut haben) stehen die Häuser etwas dichter gedrängt. Fremde finden Unterkunft in der „pulperia"; auf kulinarische Genüsse und besonderen Komfort darf man sich freilich nicht gefaßt machen, aber die Leute geben für billigen Preis das Beste, was sie haben, und freuen sich, einen Deutschen zu sehen.

Die Kolonie ist keineswegs, wie es in dem oben erwähnten Werke heißt, größtenteils zerstört. Zwar sind nicht wenige Kolonisten weggezogen, und das Haus des ehemaligen Direktors fast verödet, aber die gebliebenen erfreuen sich eines kräftigen Nachwuchses blondhaariger Kinder, und heute sind in der Kolonie wohl ebensoviel Einwohner als in der ersten Zeit, nämlich etwa 300. Von den aus der alten Heimat erwachsen Herübergekommenen leben, so weit ich ermitteln konnte, etwa noch vier Männer und sechs Frauen. Sie sprechen noch immer von Deutschland als „Daheim", obwohl sie kaum mehr persönliche Beziehungen dort haben, Verwandte und Bekannte sind ja in der langen Zeit fast alle gestorben. Und sie haben vor allem nicht nur ihre deutsche Sprache, sondern auch ihren heimischen

Digitized by Google

Dialekt bewahrt. Unter sich sprechen die Kolonisten nur deutsch. Auch die aus andern Teilen Deutschlands Zugezogenen passen sich dem allemannischen Dialekte an. Mit den „Kreolen" haben die Einwanderer keine besonderen Sympathien, was man ihnen nach den trüben Erfahrungen der Kriegsjahre wohl kaum verargen kann. „Des ful Volk — Schnaps gesoffa und in der Welt herumgebürschtelt wie a wilde Sau", so charakterisierte die „Großmutter", eine prächtige alte Frau, ihre welschen Nachbarn. In der Schule wird nur spanisch unterrichtet, aber die Integrität der Kolonie wird namentlich dadurch gewahrt, daß keine Kreolen sich in derselben ansiedeln dürfen, ein Kolonist, der eine Kreolin heiratet, hat die Kolonie zu verlassen. Ohne diese Bestimmung würde die Kolonie längst als solche verschwunden sein. Zudem trägt ihre Abgeschiedenheit dazu bei, sie in ihrer Eigenart zu erhalten.

Es geht den Kolonisten nicht schlecht. Es ist freilich Tovar kein Ort, um Reichtümer zu erwerben, und die Lebensführung ist sicher keine breitere als die mäßig begüterter Bauern im südlichen Schwarzwald. Aber die Leute haben ihr Auskommen ohne viel Sorgen. Das Klima ist gesund[1]), Rheumatismen sind wohl, wie in dem feuchten Bergklima nicht zu verwundern ist, die verbreitetsten Übel. Da jedes neue Ehepaar von dem noch übrigen Gemeindeland zugewiesen erhält, so können die Kolonisten früh heiraten. Ihre Kinder taufen sie, da der nächste Priester weit weg wohnt, selbst, ein Arzt kommt jetzt wohl kaum je in die Kolonie herauf. Auch von Vergnügungen ist nicht viel die Rede. Sonntags kommen die Kolonisten vielfach zur Pulperie (Schenke), um dort Gesellschaft zu treffen und Schnaps zu trinken und zu spielen, an einzelnen Festtagen wird auch getanzt. Sonst lebt ziemlich jeder für sich. Die Männer haben zur Abwechselung die Jagd, die ziemlich ergiebig zu sein scheint. Es giebt noch Jaguars („Tiger") in der Nähe, die nicht selten dem Viehbestand Schaden zufügen, „das ist a Faullenzer, schtatt daß er jagt, frißt er Küh'".

Direkte Steuern giebt es in Venezuela nicht, und für Heizung braucht der Kolonist nicht zu sorgen, so daß die Kleidung auch wohl die Hauptausgabe bildet. Die Männer tragen gewöhnlich „Cobija-Röcke", die — ebenso wie die oben erwähnten Decken — außen blau und innen rot, einigermaßen an Uniformröcke erinnern. Die Obrigkeit vertritt einer der Kolonisten als „inspector general".

Die Häuser sind recht bescheiden und bergen, der Landessitte entsprechend, nur äußerst wenig Mobiliar, ebenso ist hier wie im übrigen Venezuela das Schwein Haustier im ausgedehntesten Sinne, was nicht gerade zum Zustand idealer Reinlichkeit führt. Außer den Schweinen halten die Kolonisten namentlich Esel, die als Last- und Reittiere fast unentbehrlich sind, Maultiere und Pferde sind nur wenig vorhanden. Wird ein Esel alt und dienstunfähig, so wird er in

[1]) Leider scheint, wenn mich nicht — wie ich hoffe — der Augenschein getäuscht hat, auch ein Fall von Aussatz, an dessen ansteckende Natur man in Venezuela auf dem Lande vielfach noch nicht glaubt, in die Kolonie eingeschleppt zu sein. Die arme alte Frau, die ich meine, sprach die Hoffnung aus, „der liebe Gott werde sie bald zu sich herauf ins Kühle nehmen."

Digitized by Google

die Savanne hinausgejagt, wo er bald zu Grunde geht. Daß die Viehzucht auch durch Buttergewinnung einigen Ertrag abwirft, wurde schon oben erwähnt.

Die Hoffnungen, daß in der Kolonie europäische und zahlreiche einheimische Nutzpflanzen üppig gedeihen würden, haben sich nur zum geringen Teil erfüllt. Der Boden ist, wie vielfach auch sonst im tropischen Südamerika, keineswegs ein reicher, wie man nach dem üppigen Waldbestand, den er ursprünglich trägt, annehmen könnte[1]). Ist der Wald abgeholzt, so wird der abschüssige Boden durch die häufigen Regen bald ausgelaugt und durch die Kultur rasch erschöpft. So findet man denn in der Kolonie weite Strecken Landes, das nach Niederschlagen des Waldes ursprünglich bebaut war, jetzt aber von Adlerfarn überwuchert ist, ganz ähnlich wie man das in Corsika sehen kann.[2])

Kartoffeln werden kaum mehr gepflanzt, die Hauptfrucht ist jetzt der Kaffee, der auch dem übrigen Venezuela in den letzten Jahren so reiche Einnahmen gebracht hat. Die Kaffeepflanzungen, welche hier oben keine Schattenbäume brauchen,[3]) sehen nicht gerade sehr üppig aus. Doch konnte ich auf denselben nirgends Anzeichen der Pilzkrankheit finden, welche namentlich in Ceylon so große Verheerungen angerichtet hat; viele Plantagen, die ich dort vor sechs Jahren zu sehen Gelegenheit hatte, sahen jämmerlich aus, die Blätter abgefallen und die Kaffeebäumchen größtenteils abgestorben. Seither sind in Ceylon bekanntlich nicht wenige Kaffeepflanzungen zur Theekultur verwendet worden. Ohne Zweifel könnte Thee, der weniger anspruchsvoll ist als Kaffee, auch in Venezuela und so auch in Tovar mit Gewinn gebaut werden. Aber seit Jahrzehnten ist in Venezuela keine neue Kulturpflanze eingeführt worden. Besteht doch nicht einmal ein botanischer oder ein Nutzpflanzen-Garten, welcher Anbauversuche machen und Samen und Pflanzen verteilen könnte. Wenn die Kaffeepreise einmal sinken, dürfte ein empfindlicher Rückschlag eintreten, und dann werden notgedrungen vielleicht auch Versuche mit Nutzpflanzen gemacht werden.

Von Obst habe ich, abgesehen von den überall wuchernden Erdbeeren — in der Kolonie nur Pfirsichbäume gesehen, deren Früchte aber denen der europäischen nicht gleichkamen. Eine wichtige Rolle spielt neben den Bohnen, denen man, von den Hotels der Städte abgesehen, in Venezuela nirgends entrinnen kann, der Mais, aus welchem auch das Brot hergestellt wird. Er hat, wie auch andre Pflanzen — hier vom Schneckenfraß zu leiden. Dazu kommen noch die Knollen der Ocumos (Colocasia esculenta, eine Aroidee) und einige andre weniger wichtige Gewächse. — Von den großartigen Vorschlägen, welche zur Gründung der Kolonie führten, ist demnach wenig verwirklicht worden. Die Kolonie, welche

[1]) Dies verbreitete Vorurteil hat auch Codazzi geteilt, „y la bondad de esos terrenos la demuestran los inmunerables árboles que los pueblan de un grosor poco comun."

[2]) Manche Kolonisten haben sich außerhalb des Kolonielandes Waldparzellen gekauft oder gemietet, die sie abholzen und zu canuka's (Pflanzungen) benützen. Von Tovar gegen die Küste hin befindet sich dichter, unbewohnter Urwald.

[3]) Im Tiefland haben die Kaffeepflanzungen bekanntlich solche Schattenbäume, welche die Kaffeebäumchen vor zu starker Besonnung schützen. In dem nebelreichen Bergland ist das nicht nötig.

Digitized by Google

den Anfang einer ganzen Reihe bilden sollte, ist die einzige geblieben und ist nicht gewachsen. Eine Weiterentwickelung der Kolonie wäre nur denkbar, wenn sie bessere Wege, vor allem einen fahrbaren Weg nach Carácas erhielte, und mit etwas Kapital würden sich wohl noch manche Verbesserungen einrichten lassen; aber die Bodenbeschaffenheit giebt, selbst wenn die politischen Verhältnisse ruhig bleiben — wie lange dies der Fall ist, kann man ja in einer südamerikanischen Republik bekanntlich nie wissen[1]) — kaum Hoffnung auf eine glänzende Zukunft der Kolonie. „Nu sin mer amal in dem Loch, nu müsse mer auch d'rin bleibe," und so übel ist schließlich das „Loch" im venezuelanischen Küstengebirge nicht, wenigstens für bescheidene Ansprüche; und erfreulich ist jedenfalls, daß dieser Versuch deutscher Kolonisation nicht ganz gescheitert ist, wie so mancher andre im tropischen Südamerika. Daß er, nachdem die anfängliche Förderung von seiten der Behörden bald aufhörte, keinen großen Maßstab annahm, ist nicht zu verwundern. Aber er zeigt jedenfalls, daß die von Codazzi aufgestellte Frage, „si las serranias de Venezuela son ò no suscepcibles de recibir colonos europeos" zu bejahen ist.

Mögen diese Zeilen denn daran erinnern, daß an den Quellen des Rio Tuy ein Häuflein in der alten Heimat verschollener Deutscher lebt, die deutsche Eigenart sich trotzdem erhalten haben und deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Auch für ihr Adoptivvaterland sind sie ein Gewinn gewesen und hätten das viel mehr sein können, wenn das letztere sich mehr um sie gekümmert hätte. Wer es mit Venezuela gut meint, wird nur wünschen können, daß es noch mehr solche ruhige, friedliche und arbeitsame Kolonisten hätte.

In der Wissenschaft erinnern eine Orchidee (Masdevallia tovarensis) und ein Farn (Polypodium tovarense) daran, daß Tovar auch deutsche Naturforscher beherbergt hat.

München. K. Goebel.

Aus der russischen Memoirenlitteratur.

Von

Johannes Eckardt.

IV.

Aus der Regierungszeit Alexander I. wären unter den neuerdings veröffentlichten Memoiren die des Fürsten A. A. Schachowskoi erwähnenswert, der über „vierzig Jahre als Dramaturg in leidenschaftlichen Tönen geredet hatte" und sich späterhin, bei Abfassung seiner Erinnerungen, als 60jähriger Greis immer noch nicht daran zu gewöhnen verstand, in schlichten Worten zu erzählen und ohne Umschweife auf den eigentlichen Kern seiner Berichte — die französische Invasion von 1812 loszugehen. Nichtsdestoweniger sind seine Mitteilungen nicht wertlos, bisweilen sogar äußerst charakteristisch, wenn er z. B. sagt: „In Moskau begegnete ich dem Grafen Rostopschin, der mit großer Selbstzufriedenheit über jene wahrhafte Heldenthat (die Verbrennung

[1]) Seitdem diese Zeilen niedergeschrieben sind, ist Venezuela wieder in politische Kämpfe verwickelt, die auch die Kolonie ganz empfindlich schädigen dürften.

Digitized by Google

Moskaus) redete, deren Urheberschaft er einige Jahre später in Paris in seiner Brochüre ableugnete. Mit gleicher Selbstzufriedenheit las er mir den Entwurf eines Schreibens an den Feldmarschall vor und machte mich auf das Wortspiel aufmerksam: er (der Feldmarschall) beunruhige ganz Rußland durch seine Ruhe!"

Die Memoiren des Grafen Rostopschin (1763—1826) sind nach dem französischen Original in der „Rußkaja Starina" veröffentlicht worden, wo sie 80 Seiten umfassen; seine eigentliche „Heldenthat", die Verbrennung Moskaus, ist jedoch ebensowenig klar gestellt worden wie der eigentümlich komplizierte Charakter dieses vielgerühmten Zeitgenossen Alexander's I., der, wie bereits erwähnt, späterhin jede Beteiligung an dem Brande Moskau's in Abrede stellte. („La vérité sur l'incendie de Moscou", Paris 1823). Nachdem er schon zu Zeiten Kaiser Pauls eine hervorragende Stellung eingenommen hatte, wurde er nach dem Ausbruch des Krieges als Kriegsgouverneur und späterhin als Oberkommandierender nach Moskau gesandt, woselbst er anfangs dem alten Feldmarschall Gudowitsch unterstellt blieb. Sein Urteil über die damalige Moskauer Gesellschaft ist ebenso scharf und vernichtend, wie die Charakteristik seines greisen Vorgesetzten und der höchsten Würdenträger jener Epoche überhaupt.

„Die allgemeine Aufregung versuchte jeder in sich zu ersticken und durch alberne Prahlereien jeden vernünftigen Gedanken niederzuhalten. Unzufriedene Feiglinge beschuldigten den Kaiser, Rußland seinem sicheren Verderben entgegen zu führen, weil er es nicht vermied, einen dritten Krieg gegen den Feind zu führen, der ihn bereits zweimal besiegt hatte. Ich vernahm die sonderbarsten Aussprüche, einige Herren gingen in ihrer Aufregung so weit, daß sie die Tugenden Kaiser Pauls bis in den Himmel erhoben und bedauerten, daß er nicht mehr regiere. Der Feldmarschall Gudowisch ergriff seinerseits keine Maßregeln und glaubte die Gesellschaft dadurch zu beruhigen, daß er behauptete, Napoleons Armee innerhalb eines Monats zu vernichten, wenn der Kaiser ihm den Oberbefehl übertragen wolle. Übrigens war dieser sonst ein Ehrenmann, der nur deshalb Feldmarschall geworden war, weil er sein ganzes Leben dem Dienste widmete, ohne im geringsten den Ruf eines bedeutenden Militärs zu besitzen. Er war ungebildet, von durchaus beschränkten Fähigkeiten, äußerst stolz auf seinen Rang, dabei stand er unter dem Einfluß seines Bruders und seines Arztes — zweier schamlosen Schufte, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren."

Die übrigen Vorgesetzten Rostopschin's, Minister und Würdenträger, kommen noch weit schlimmer davon wie der greise Feldmarschall, und erst seine Unterbeamten! Da heißt es z. B. vom Vizegouverneur, er sei „stumpf geworden durch den Mißbrauch spirituöser Getränke," der Kommandant sei zwar ein vortrefflicher, ehrlicher Mann, „aber nur bis 6 Uhr abends brauchbar," der Garnisonschef ein nichtssagender Mensch, mit welchem Rostopschin beständige Reibereien wegen seiner „Räubereien" hatte; der Erzbischof Augustin endlich wird als bedeutender Redner und Weltmann geschildert, der jeder wahren Frömmigkeit entbehrte und außerdem zahllose Nichten besaß, die ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit frei besuchten u. dergl. m.

Von sich selbst behauptet dagegen der Graf, im Verlauf von zwei Tagen in der Stadt populär geworden zu sein, nachdem er vor allen wunderthätigen Heiligenbildern Gebete abhalten ließ, die Gunst aller alten Klatschbasen und Heuchler erwarb, Särge als Aushängeschilder der Sargmacher verbot und die Affichen entfernen ließ, welche unpassender Weise an Kirchenmauern geklebt worden waren. „Zwei Morgen genügten", fährt er fort, „um den Bewohnern Moskaus Sand in die Augen zu streuen und sie davon zu überzeugen, ich sei allgegenwärtig und unermüdlich."

Der barbarische Luxus der Moskauer Aristokratie, ein Überrest aus dem Regime Katharinas II., erregte mit Recht das Erstaunen Rostopschin's, nur bemerkte der scharfe Beobachter bald, wie neben wahrhaft orientalischer Üppigkeit oft bettelhafte Armut sich fühlbar machte. „So besuchte ich z. B. Paläste, welche zum Teil in reichstem Schmuck prangten, während in den hinteren Gemächern die notwendigsten Möbel fehlten und trotz der riesigen Säle und zahlreichen Gastgemächer für den Besitzer und seine Gemahlin keine Zimmer da waren. Die Masse der Bedienten entsprach durchaus nicht den Mitteln des Herrn, die ersteren mit ihren Weibern

Digitized by Google

und Kindern bildeten ganze Kolonien. Nach dem Tode des Grafen Alexei Orloff erwies es sich, daß 370 Bediente seinen Palast bewohnten, die teilweise prächtig gekleidet waren, während andre in zerrissenen Fetzen umhergingen. Einer rechnete auf den andern, und niemand that seine Pflicht, so daß man herzlich schlecht bedient wurde. Die einzige Arbeit, die pünktlich geleistet wurde, war — zu trinken, zu essen und zu schlafen. Alle diese Faullenzer lebten wie Soldaten, die ein Schiff überfüllen, und die Folge dieser Anhäufung von Menschen war natürlich die größte Unsittlichkeit, wie sie in Gefängnissen, Waisenhäusern oder Kneipen herrscht."

Rostopschin weist auf eine gewisse Abneigung hin, welche die Nachfolger Peters I. gegen Moskau empfanden, wenngleich diese Krönungs-Residenz ein besonderes Prestige, besonders in den Augen des frondierenden Adels bewahrt hat. Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts veränderte sich die Physiognomie der Stadt mit dem Verschwinden der Pauins Orloffs, Scheremetjeffs und andrer grand seigneurs der Epoche Katharina's II., deren im Grunde ziemlich harmloses Frondieren die gütige Monarchin zu dulden Veranlassung hatte. Die Porträts aus der Moskauer Gesellschaft von 1812 tragen bereits ein andres Gepräge, so schildert Rostopschin einen General mit einem historischen Namen, der gemeinsam mit der Gattin eines Schauspielers ein öffentliches Badehaus hielt und seine Zahlungen mit gefälschten Napoleonischen Assignaten zu machen suchte. Sein Haus war gleichzeitig der Sammelpunkt junger Lebemänner, die hier Geld liehen und in Karten verspielten, bis ich dieser Wirtschaft einen Riegel vorschob" . . . . . Ein andrer ist „ein großer Schwätzer, dabei ein gesinnungsloser Speichellecker, der vor der Macht auf allen Vieren kriecht," ein dritter wird als „Prahler und Frondeur von feiger, niedriger Gesinnung." ein vierter als Mann ohne jegliche Erziehung und Ignorant geschildert, so daß es begreiflich ist, wenn Rostopschin schließlich hinzufügt: „Ich genierte mich diesen Herren gegenüber auch nicht, ich wußte, daß ich keine Veranlassung zu Klagen geben würde, und rechnete auf drei Faktoren in meiner Umgebung, nämlich auf ihren Stolz, ihre Dummheit und Niederträchtigkeit!"

Ferner erzählt er von dem Besuche Kaiser Alexanders I. in Moskau, der ihn durch seine Ruhe und seine gute Laune in Erstaunen setzte; der Graf selbst scheint hingegen von der im Volke herrschenden Aufregung angesteckt zu sein. „In allen Dörfern zog die gesamte Bevölkerung, geführt von ihren Priestern mit wallenden Kirchenfahnen und brennenden Kerzen, dem Monarchen entgegen. Diese Prozessionen erinnerten an Beerdigungen, die Herzen waren bedrückt, die Seelen betrübt, die Gemüter erregt." Rostopschin selbst überwand jedoch bald diese Gefühle und ließ vor dem Eingang zum Adelssaale Dreigespanne mit Polizeibegleitung für diejenigen „Martinisten" unter dem Adel aufstellen, welche den Kaiser nach der Stärke der Armee, nach den Verteidigungsmitteln des Reiches u. dergl. zu fragen die Absicht hatten — eine äußerst sonderbare Illustration der patriotischen Erregung! Diese brach besonders unter der Kaufmannschaft aus, als ihr das kaiserliche Manifest verlesen wurde. „Das war ein in seiner Art einziges Schauspiel," ruft Rostopschin aus, „dieser Ausbruch des Patriotismus, weil der Russe hier frei seinen Gefühlen Ausdruck verlieh und vergaß, daß er selbst ein Sklave war, als man ihm mit Ketten drohte, die ein fremder Eroberer ihm anlegen wollte, er zog den Tod der Schande vor" u. s. w. — Auch hier verfehlt übrigens der Verfasser nicht, auf die Kehrseite der Medaille hinzuweisen, indem er fortfährt: — — — „Auch der Adel brachte größere Opfer, als der Monarch zu fordern wagte. Statt jeden fünfundzwanzigsten war er bereit, jeden zehnten Mann zu bewaffnen; der erste Edelmann, welcher diesen Vorschlag machte, war ein äußerst schlauer Herr, der sich selbst dadurch keineswegs in Unkosten stürzte, da er im Moskauer Gouvernement keine Güter besaß. Der zweite, der diese Proposition energisch unterstützte, wurde sonst bei Hofe nicht gern gesehen und hatte mir seine Stimme angeboten, wenn ich ihm dagegen eine Einladung zur kaiserlichen Tafel verschaffte — derartige Beweggründe dienen dazu, eine Versammlung zu unbedachten Entschlüssen fortzureißen! Die Zeitungsschreiber, Biographen und Verfasser historischer Romane preisen dann einen solchen Mann, erheben seine That zum Himmel, während er vielleicht längst bereut, dieses Wort ausgesprochen, diese vielgerühmte That angeregt zu haben!"

Digitized by Google

Über die „Martinisten und Illuminaten“ weiß Rostopschin vielerlei zu berichten, was deutlich genug beweist, wie unklar und zum Teil unsinnig seine Vorstellungen über diese Vertreter liberaler Ideen zu Anfang unsres Jahrhunderts waren. Nachdem die „Moskowskija Wjedomosti“ und andre pseudo-patriotische Journale die Liberalenhetze begonnen und in Mode gebracht haben, nachdem die reformfreundlichen Zeitgenossen Alexander II. einer nach dem andern verlästert und in den Staub hinabgezogen wurden, müssen wir verstehen, warum Rostopschin alles Übel seiner Tage den Martinisten zur Last legt. Der Freimaurer Nowikow, den Katharina II. ziemlich unmotivierter Weise ins Gefängnis sperren ließ, Weißhaupt, der Begründer des Illuminaten-Ordens, endlich der Moskauer Professor Schwartz sind nach der Auffassung des Grafen die Stifter einer liberalen staatsgefährlichen Sekte, deren Treiben er bis in den Beschlüssen des Moskauer Senates zu spüren glaubt. Seine Mitteilungen hierüber klingen so abenteuerlich, daß wir einige Zeilen daraus anführen wollen: — — — „Die drei Senatoren Lopuchin, Kunitsch und Kutusow hatten ihren besonderen Plan und gedachten dem Moskauer Senat die Prärogative der höchsten Gewalt zuzueignen; diese drei Martinisten gedachten nämlich ihre Kollegen dazu zu bewegen, daß sie in Moskau blieben, um dem römischen Senat beim Einzuge der Gallier es gleich zu thun, eigentlich aber um Napoleon gegenüber eine Rolle zu spielen und sich seinen Zwecken unterzuordnen (!!!) Unglücklicherweise hatte der sogenannte dirigiererde Senat in der Phantasie des Volkes eine große Bedeutung, obgleich er in Wahrheit gar keinen Einfluß besitzt, sondern aus schlechten Generalen und aus Leuten besteht, die nicht wissen, was sie mit sich beginnen sollen.“ Rostopschin griff nun zu einer Maßregel, die ihm notwendig erschien, die aber damals wie jetzt als unerlaubte Überschreitung seiner Kompetenzen gelten mußte: „Während einer Beratung der Senatoren brachte ihnen einer meiner Adjutanten eine Botschaft, in welcher ich im Namen des Kaisers ihnen vorschrieb, die Sitzung aufzuheben und sich sofort in irgend eine Kreisstadt zurückzuziehen. Ihnen blieb nichts übrig als zu gehorchen, da ihnen nur die Wahl zwischen Gehorsam und offener Empörung blieb.“ Diese sonderbaren Mitteilungen machen den Eindruck unbegründeter Prahlereien, um so mehr, da Rostopschin allen Ernstes versichert, durch diese Maßregel das Vaterland von einer großen Gefahr befreit zu haben, „beraubte ich doch auf diese Weise Napoleon einer furchtbaren Waffe (?), welche in seinen Händen die Energie der andern Regierungsorgane hätte lähmen können; hätten die Martinistischen Senatoren mir Ungehorsam entgegengesetzt, so war ich gewillt, sie unter strenger Wache nach Petersburg zu schicken ꝛc.“

Wer denkt hier nicht an Don Quichotte und seinen kampfesmutigen Ritt gegen die Flügel der Windmühle, die ihm gefährliche Riesen zu sein schienen!

Die Beziehungen zwischen dem Oberbefehlshaber der Armee Kutusow und dem Oberkommandeur von Moskau Rostopschin scheinen keine guten gewesen zu sein, ja sogar Mißtrauen und Hohn zu Tage gefördert zu haben. Wie soll man es sonst verstehen, wenn Kutusow, mit der Arriere-Garde hinter Moskau zurückweichend, diesem einen „guten Tag“ wünschte (das sollte wohl ein Sarkasmus sein, fügt Rostopschin hinzu) und ausrief: „Ich kann Sie versichern, daß ich Moskau nicht räume, ohne eine Schlacht zu liefern!“ „Was sollte ich hierauf erwidern, ich schwieg daher, um auf diesen Unsinn nicht mit einer Dummheit zu antworten.“ —

V.

Die Memoiren der Gräfin A. D. Bludow behandeln gleichfalls die Zeit Alexanders I. und sind besonders interessant durch die Beziehungen der Gräfin zu bedeutenden Schriftstellern und Dichtern Rußlands; da dieselben aber bereits im Jahre 1870 erschienen und jetzt im Russki Archiw gleichsam in zweiter Auflage veröffentlicht werden, gehen wir zu den Erinnerungen Rostislawow's über, der, selbst dem geistlichen Stande angehörig, äußerst charakteristische Einzelheiten aus dem Leben dieses Standes und einer kleinen russischen Stadt zu Anfang dieses Jahrhunderts zu berichten weiß.

Die Schilderungen des armen Priestersohnes führen uns weder in die hohen Kreise der vorerwähnten Hof- und Staatsbeamten, noch auf das Gebiet historisch wichtiger Ereignisse

Digitized by Google

ihre Bedeutung ist höchstens eine kulturgeschichtliche, indem die traurige Lage der Geistlichkeit, das geistestödte Leben einer Kreisstadt vor achtzig Jahren lebenswahr aber trostlos an uns vorüberzieht. Rostislawow erhielt seine Erziehung in einer Exarchialschule zu Kassimow (Gouvernment Rjäsan) unter den ärmlichsten Verhältnissen; die sogenannten Schülerquartiere müssen von bettelhafter Armut gewesen sein, denn er zahlte nach jetziger Münze drei Rubel jährliche Miete und nährte sich, gleich seinen Mitschülern, von den Vorräten an Mehl, Graupen u. dergl., welche ihre Eltern ihnen vom Lande einschickten. Die Hauswirtin lieferte ihrerseits die notwendigen Gemüse, Salz ꝛc., mußte die Speisen bereiten und natürlich darauf bedacht sein, möglichst viel Kinder in die enge Stube einzupferchen, die sie mit ihnen teilte. Außer einem Tisch bildeten Holzbänke das dürftige Mobiliar des Zimmers, für die Nacht aber reichte die Zahl der letzteren nicht aus, sodaß zwei Knaben abwechselnd auf dem Fußboden ihr hartes Lager, aus einer Filzdecke und einem Kissen bestehend, aufschlagen mußten. Menschen, die unter solchen Verhältnissen aufwuchsen, mußten selbstverständlich der elementarsten Ausübung der Reinlichkeit ebenso ermangeln, wie sie niemals feine Manieren sich anzueignen im stande waren. Errangen sie sich durch eisernen Fleiß und bewunderungswürdige Energie späterhin eine Stellung in der Gesellschaft, so konnten sie sich doch nie gänzlich von dem groben Ton, der demokratisch-materiellen Denkart losmachen, die sie in ihrer schweren Jugend angenommen hatten.

Rostislawow berichtet weniger aus dem eigenartigen Schulleben der „Bursa“ (Eparchialschule), als dem westeuropäischen Leser vielleicht lieb wäre, um so ausführlicher geht er aber auf die Schilderung der Kleinstadt Kassimow ein, deren Sitten noch vielfach den anachronistischen Stempel des XVII. Jahrhunderts zu tragen scheinen. Er betont besonders, Kassimow sei keine „Herrenstadt“ gewesen, da nur wenige Edelleute daselbst ihren Wohnsitz hatten und es vorzogen, auf ihren Landgütern zu residieren, die „gelehrte Klasse“ war gleichfalls schwach vertreten und bestand einzig aus den Lehrern der Kreisschule und der „Bursa“, deren Bildungsgrad keineswegs ein hoher war. An der Spitze der Beamten stand der Stadtgouverneur (Gorodnitschi), wie ihn Gogol in seinem „Revisor“ verewigt hat, ferner der Kreisrichter, der Landpolizeimeister (Ispravnik) und der Rentmeister.

„Die Geistlichkeit lebte ganz für sich, ja verkehrte kaum unter einander; vielleicht war es die Armut, welche sie zwang sich einzuschränken . . . außerdem aber die kleinliche Selbstsucht und der Neid, wie ihn das Leben der Kleinstadt entwickelte.“ Eine große Rolle spielte hierbei die Stimme, da der tiefste Baß sich einer ganz besonderen Wertschätzung erfreute und die Kirchensänger beständig um die Palme rangen. In diesem Wettkampf war es die Kaufmannschaft, die eigentliche Aristokratie Kassimow's, welche Ausschlag gebend urteilte. „Besonders J. O. Aljäuschikow, ein ehemaliger Branntweinpächter und reich gewordener Kaufmann, galt für die wichtigste Persönlichkeit. Sein Haus war ein Herrensitz von prachtvoller Einrichtung, in welches sich alle drängten, um die Brosamen aufzulesen, die von der Tafel des siebenfachen Millionärs abfielen.“

Die meisten Einwohner Kassimows lebten nach alter Art und wollten nichts von den neuen Ideen, den Prinzipien der Revolution von 1789 wissen; sie aßen und schliefen viel, besuchten fleißig die Kirchen und gediehen vortrefflich, so daß ich nie wieder an einem Orte eine solche Anzahl von Dickbäuchen beisammen gesehen habe wie unter den Bürgern und Kaufleuten unsrer Stadt. Nie vergesse ich den Eindruck, welchen eine alte Liniendroschke auf mich machte, zu deren beiden Seiten riesige Sonnenschirme angebracht waren und auf deren Sitzbänken die mächtigen Gestalten eines Kaufmanns und seiner Gemahlin thronten, die beide ein Gewicht von 10 Pud repräsentierten. Ein schwerfälliges, feistes Pferd, welches stets im Schritt ging, zog die Last und war zu keiner schnelleren Gangart zu bewegen. Auch in der Kleidung trug die Einwohnerschaft ihren konservativen Geschmack zur Schau, selbst die reichsten Frauen waren stolz auf ihre mit Perlen ausgenähten „Kokoschniki“, auf ihre Jacken aus Goldstoff, auf ihre Kopftücher, und verschmähten die Moden der Neuzeit, die hohen Coiffüren, Hüte, Hauben und gebauschten Kleider.

Digitized by Google

Aber die Bedeutung der wohlhabenden Kaufmannschaft war nichts im Vergleich zu der Rolle, welche das in Kassimow stehende Kavallerie-Regiment spielte, dieses war lorbeerbedeckt aus dem Feldzuge zurückgekehrt und spielte im Vaterlande die Rolle der Eroberer fort. Die Offiziere wollten nichts mit der Gesellschaft Kassimows gemein haben, sie schoben sogar in der Kirche den Gorodnitschi und Aljäntschikow beiseite und bildeten überall eine besondere Gruppe im Vordergrunde. Die für den Unterhalt der Soldaten und Pferde bestimmten Gelder behielten der Oberst und die Rittmeister für sich, ihre Husaren mußten zusehen, wie sie sich von ihren Quartiergebern das Essen und die Fourage mit Gewalt erzwangen. Anfangs waren die Bürger hierzu gern bereit und glaubten, sie seien zu dieser Dienstleistung verpflichtet; als sie jedoch erfuhren, daß die Regierung besondere Fouragegelder gewähre, verlangten sie Bezahlung, und es begann ein förmlicher Krieg zwischen ihnen und den Soldaten. Diese Prügeleien veranlaßten strenge Maßregeln seitens der Militärverwaltung, und schließlich erschoß sich sogar ein Oberst selbst, wie es hieß, aus Furcht, degradiert zu werden. Die Bürger waren auch in andrer Beziehung kriegerisch gesinnt, öffentliche Faustkämpfe zwischen Fuhrleuten, Arbeitern und Tataren standen in hohem Ansehen und lockten ein großes Publikum heran, das mit Geld, Getränken und Geschenken seitens reicher Kaufleute zu erneuter Tapferkeit angefeuert wurde. Der bis zur Kathedrale zurückgedrängt wurde, galt für den verlierenden Teil, Beulen auf der Stirn, blaue Flecken unter den Augen und eingeschlagene Nasen waren die Trophäen. Die Prügelstrafe stand in gutem Ansehen, und die öffentliche Anwendung der Knute für Verbrecher versammelte sämtliche Honoratioren wie zu einem beliebten Schauspiel."

— —

Bei dieser flüchtigen Durchsicht der russischen Memoirenlitteratur der letzten Jahre ziehen die verschiedensten Gesellschaftsschichten, große und kleine Ereignisse in schnellem Wechsel an uns vorüber, fast alles, was hier angeführt wurde, spricht dafür, daß die Geschichtsschreibung allmählich beginnt, sich von der offiziellen Wiedergabe des Geschehenen, von den bisher maßgebenden offiziellen Gesichtspunkten der Kanzleien loszumachen. Die Geschichte der Gesellschaft der Sitten, der Kultur erscheint als unentbehrliche Ergänzung der politischen Ereignisse, die ohne dieselbe zu einer leblosen, trockenen Aufzählung von Jahreszahlen und Namen herabsinken müßte. Wie gesagt, erst neuerdings mehren sich die Veröffentlichungen dieser Art, und vieles wird uns in der Vergangenheit klarer und vollständiger erscheinen, wenn dergleichen Publikationen von Memoiren längst Verstorbener den Weg in die Öffentlichkeit finden. In der Familienchronik so manches unsrer heimischen Geschlechter ruhen gewiß noch Schätze, welche gleich den oben angeführten russischen Memoiren ein helles Licht auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, die Franzosenzeit und die Epoche der Kaiser Nikolai I., Alexan der I. und II. in ihrer Einwirkung auf das Kulturleben der Ostseeprovinzen zu werfen geeignet wären. Wie wir aus den Erinnerungen Rostislawow's sehen, haben selbst die harmlosen Bilder aus dem Leben einer Kreisstadt ihr kulturgeschichtliches Interesse, sei es auch nur um uns daran zu erinnern, daß wir noch gar nicht so weit dem patriarchalischen, groben Zeitalter entwachsen sind, dessen Rückkehr durchaus nicht so wünschenswert wäre, wie manche sentimentale Romantiker es hinstellen möchten.

Anderseits können wir uns bei der Durchsicht dieser Erinnerungen aus dem Ende des XVIII. und dem Beginn des XIX. Jahrhunderts eines gewissen Erstaunens darüber nicht erwehren, wie langsam, ja unmerklich die großen Veränderungen aus dem Zentrum der Intelligenz, den Residenzen, ihren Weg in die Provinz finden, wo das Leben sich noch lange in den alten Geleisen fortbewegte. Selbst unter dem Adel finden wir zu Anfang des Jahrhunderts nur einen schwachen Widerhall der großen, geistigen Bewegung, die ganz Europa erschütterte; die Geistlichkeit hielt sich ganz abseits und bildete unter dem Einfluß skolastischer Prinzipien eine streng gegliederte Kaste, die Kaufmannschaft hielt fest an der alten Tradition, versank in den Genüssen materiellen Wohllebens und hatte nur wenig Beziehungen zu der großen Masse des Volkes, dessen unklare Instinkte sich im Laufe der Jahrhunderte langsam abklärten und erst unter der Regierung Kaiser Alexanders II., des Zar-Befreiers, Berücksichtigung fanden.

Digitized by Google

Bringt die Zukunft einst Aufzeichnungen unsrer Zeitgenossen an die Öffentlichkeit, so wird die Vergleichung derselben mit den oben erwähnten Memoirenwerken die Möglichkeit gewähren, festzustellen, wie tief die Reformen des verewigten Herrschers in das Leben des russischen Volks in allen seinen Ständen eingegriffen und in wie weit sie das Leben der Provinz umgestaltet haben.

Litterarische Berichte.

Das deutsche Offizierstum und die Zeitströmungen. Den Kameraden gewidmet von Paul von Schmidt, Generalmajor z. D. Berlin 1892. Verlag der Siebelschen Buchhandlung (Aug. Kuhn, Major a. D. und Ferd. Weygold).

Die Verderblichkeit mancher neueren Zeitströmungen und die aus ihr entspringende Gefahr für unser sittliches und gesellschaftliches Leben wird, wie es scheint, in immer weiteren Kreisen erkannt und infolgedessen durch Wort und Schrift bekämpft. Den bösen Einfluß dieser gefährlichen modernen Anschauung von dem auf seine Ehre mit Recht so stolzen Offizierstande abzuwehren, ist der Zweck der vorliegenden, aus warmem Herzen und mit gewandter Feder geschriebenen Broschüre. Nach einer Erörterung über die Entwickelung des Begriffes „Standesehre" im preußischen Offizierstande und nach einer höchst anziehenden Untersuchung über die Bedeutung des Wortes „anständige Leute" in den verschiedenen Volkskreisen und zu verschiedenen Zeiten stellt der Verfasser, der mit dem unbedingten Gehorsam gegen Gott und König die begeisterte Hochachtung vor dem Soldatenstande, aber auch die Achtung vor jedem rechtschaffenen Manne aus dem Volke verbindet, für den Offizierstand eine Reihe von Mahnungen und Betrachtungen auf, die für sein ehrenhaftes Verhalten maßgebend sein sollen. Wir müssen fast in allen Punkten dem Verfasser unbedingt zustimmen, sehen aber einen weiteren Wert dieses höchst durchdachten und meisterhaft geschriebenen Buches darin, daß nicht bloß der Offizier, sondern auch mancher andre Stand seine Pflichten und sein richtiges Verhalten modernen Anschauungen gegenüber daraus lernen kann; das Buch ist also auch noch vielen andern Kreisen sehr zu empfehlen. C. S.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey, Gymnasialoberlehrer, und Hugo Hoffmann, Gymnasiallehrer, Gütersloh 1891. Druck und Verlag von E. Bertelsmann.

Nach den neuen Lehrplänen für unsre höheren Schulen ist als allgemeines Lehrziel für den lateinischen und griechischen Unterricht „Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller" in den Vordergrund gerückt. Bei der nicht unwesentlich verminderten Stundenzahl für Latein und Griechisch wird noch mehr als bisher häuslicher Fleiß von den Schülern angewandt werden müssen, wenn das Lehrziel erreicht werden soll. Diesem Zweck nun soll die „Gymnasial-Bibliothek" dienen, und wir können sie nach Kenntnisnahme der uns übersandten Hefte als ganz zweckentsprechend zur Anschaffung zumal für die Schülerbibliothek nur empfehlen. Besonders angesprochen hat uns Troia und die Troas (erstes Heft) und Ithaka (elftes Heft), beides nach eigener Anschauung geschildert von Dr. Rudolf Menge, Professor an der lateinischen Hauptschule der Francke'schen Stiftungen in Halle a. S., das erstere mit 28 Abbildungen, 2 Karten und 1 Plane, das andre mit 3 Holzschnitten und 1 Karte ausgestattet. Wir sind fest überzeugt, daß, wie der Verfasser selbst, auch andre Lehrer die Erfahrung machen werden, daß mit Benutzung der genannten Hefte das Lesen der Ilias viel anziehender sein wird. Das 3. Heft der „Gymnasial-Bibliothek" enthält „die Entwickelung der Tragödie bei den Griechen" von Dr. O Weissenfels, Professor am Königlichen Französischen Gymnasium in Berlin. Auf einige Stellen möchten wir hier aufmerksam machen. S. 9 heißt es, daß die griechischen Schauspieler in Masken spielen mußten, welche nur für die Augensterne eine Oeffnung ließen. Des Mundlochs, zumal bei den Masken der Komödie, zu gedenken halten wir für sehr notwendig. Daß die Sprache des Aeschylus „bis zum Bombast großartig ist" (S. 20), dürfte mancher Schüler nicht verstehen; auch können wir keinen Grund finden zum „lächeln, wenn wir hören, daß die Athener den Sophokles nach der Aufführung der Antigone zum Strategen im samischen Kriege machten." (S. 26). Daß ein vortrefflicher Dichter auch ein guter Stratege sein kann, ist doch durchaus nichts Unerhörtes. — Eine sehr empfehlenswerte und ansprechend geschriebene Abhandlung zur Ergänzung der lateinischen Schullektüre bringt das vierte Heft: Der römische Triumph. Der Triumph im allgemeinen, der Triumphzug des Aemilius

Digitized by Google

Paullus, Germanikus, Titus. Von Dr. E. Pohlmeyer, Oberlehrer am Gymnasium zu Gütersloh, einem der Herausgeber der Gymnasial-Bibliothek, der wir besten Erfolg wünschen. L.

Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele. Von Dr. Leopold Schmidt, Professor der klassischen Philologie an der Universität Marburg. Marburg 1892. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Wie wohl zu erwarten war, ist die neuere Bestrebung für Schulreform nicht bei den Gymnasien und den ihm verwandten Schulen stehen geblieben, sondern hat sich auf die Universitäten gerichtet, um hier ebenfalls die etwa aufgefundenen Schäden zu heilen. Neben solchen Abänderungen, die mehr Aeußerlichkeiten betreffen, wie z. B. die Ferienordnung, hat man nun auch von mehreren Seiten die Methode des akademischen Unterrichts selbst der Kritik unterzogen und hierbei besonders die philologischen Universitätslehrer angegriffen. Gegen diese vor allem in einem Artikel der Kölnischen Zeitung aufgestellten Beschwerden wendet sich nun verteidigend der Verfasser der vorliegenden Broschüre, welcher in klarer und kurzer, aber doch erschöpfender Darstellung jene Angriffe als unberechtigt zurückweist. Mit Recht sagt derselbe, daß die so verkehrte Sucht junger Gymnasiallehrer, ihre auf der Universität erworbene gelehrte Bildung im praktischen Unterricht gleichsam abzuladen, eine Sucht, die für die Erfolge des Unterrichts gefährlich oder mindestens wertlos ist, nicht Schuld des Professors, sondern des pädagogisch ungebildeten oder verkehrt urteilenden Lehrers sei. Als ebenso unberechtigt weist er die Vorwürfe zurück, daß in den philologischen Vorlesungen meist solche Schriftsteller traktiert würden, welche im Schulunterricht nicht zur Durchnahme kämen, daß man zuviel Spezialstudien treibe und sich immer noch nicht des leidigen Konjekturenmachens enthalte, indem er durchaus richtig auf die für die wissenschaftliche Durchbildung der jungen Philologen notwendigen Studien und Methoden hinweist. Zwar angedeutet, aber doch zu wenig betont, ist unsres Erachtens hierbei der Gedanke, daß jene Beschwerden teilweise auch nur aus der heute leider so verbreiteten, immer nur nach dem unmittelbaren Nutzen fragenden Geistesrichtung herstammen. Sehr leicht ist der Verfasser über die sehr wichtige Examenfrage hinweggegangen, die wegen der manchem Professor eigenen Art des Fragens nach ganz minutiösen Dingen allerdings wohl einer Besserung bedarf; vortrefflich ist dagegen wieder sein Vorschlag, die Prüfung über die allgemeine Bildung in eine dem Staatsexamen länger vorhergehende Zeit zu verlegen und bei diesem selbst von jenen Fächern dann ganz abzusehen. Die kleine Broschüre dürfte manchem Dozenten und Studierenden von Interesse sein. C. S.

Daheim in Gott. Lieder von Hermann Köhler. Gotha 1892. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Es ist sehr fraglich, ob die empfehlenden Worte eines in seinem Fache als Autorität geltenden Mannes, einem in dasselbe Gebiet gehörigen Werke eines andern vorausgeschickt, notwendig und nützlich sind. Ist dieses letztere gut und des Beifalls wert, so ist jene Empfehlung nicht nur überflüssig, sondern kann leicht als eine captatio benevolentiae aufgefaßt werden, deren Eindruck kein wohlthuender ist; ist das Werk aber unbedeutend oder gar ganz schwach, so vermag eine noch so warme Befürwortung weder für den Verfasser noch für den Befürwortenden, am allerwenigsten für das Werk selbst Sympathie zu erwecken. So ist es auch hier: ständen die gewiß aufrichtig gemeinten Worte Sturm's statt am Anfang am Ende als eine dem aufmerksamen Leser vorgelegte Frage, was er zu diesen Gedichten sage, so würde dieser gewiß das durch das Vorwort gewissermaßen geforderte Lob ganz spontan und aus voller Ueberzeugung, also ganz unparteiisch spenden; denn dieses unbedingten Lobes sind Köhler's schöne Dichtungen würdig. Man kann ihnen wohl kaum einen größeren Beifall spenden als durch die Anerkennung, daß sie, was Form und Inhalt anbetrifft, an Karl Gerok's Palmzweige erinnern. Die Form ist bis auf ganz geringe und daher kaum zu betonende Ausnahmen meisterhaft, Reim und Versbau wohlgelungen, der Inhalt ist tief empfunden und daher auch von unmittelbarer Wirkung auf des Lesers Gemüt. Weniger als die andern Gedichte allgemein lyrischen Inhalts dürften unsres Erachtens die patriotischen Lieder den Anspruch auf Vollendung erheben, die besten sind entschieden die unter der Ueberschrift: „Aus Prüfungstagen" zusammengefaßten, die sämtlich erhaben und schön sind. Selbst wenn diese ganze Sammlung von Liedern weniger gut wäre, als sie es nach verschiedenen Seiten hin ist, wäre sie als ein gegen den widerwärtigen und immer noch nicht sich verlaufenden Strom der realistischen Tageslitteratur schwimmender Versuch der Poesie mit Beifall aufzunehmen; ihr hoher poetischer und sittlicher Wert aber fordert unbedingt eine ihnen vollauf gebührende Würdigung und Verbreitung. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau

Soeben erschien:

Gottschall, Rudolf von: Nationallitteratur.

Sechste stark vermehrte und verbesserte Auflage. In vier Bänden. 8. Preis geheftet 20 Mk., in 4 Leinwandbände gebunden 27 Mk. 20 Pf., in 4 Halbfranzbände gebunden 30 Mk.

Dieses einzig dastehende Werk unserer Litteratur gehört in jede Bibliothek neben das Konversationslexikon und die Weltgeschichte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hermann Walther, Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung,
BERLIN W., Kleiststrasse 16/17.

Deutsche Litteraturzeitung.

Begründet von **Prof. Dr. Max Roediger.**
Herausgegeben von **Dr. Paul Hinneberg.**
XIII. Jahrgang.
Preis vierteljährlich 7 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die **Deutsche Litteraturzeitung,** „*das vornehmste kritische Organ der deutschen Forscherwelt*", wie sie die wissenschaftliche Sonntagsbeilage zur *Vossischen Zeitung* vom 17. April 1892 nennt, ist *das einzige gelehrte Blatt* deutscher Zunge, das eine *kritische Ueberschau über die Fortschritte der Wissenschaft auf allen ihren Theilgebieten mit voller Namensnennung* ihrer Rezensenten gewährt. Sie sucht im Unterschied von den Fachzeitschriften allen denen ein Führer zu sein, welchen es Bedürfniss ist, nicht nur mit den Fortschritten ihres Faches, sondern auch mit der Entwickelung der übrigen Wissenschaften und mit den hervorragenden Leistungen der schönen Litteratur vertraut zu machen.

Die Deutsche Litteraturzeitung zählt zu ihren Mitarbeitern — die Zahl der Referenten beträgt über 700 — die *hervorragendsten Gelehrten der Gegenwart* im In- und Auslande.

In ihren Mittheilungen bringt die Deutsche Litteraturzeitung eine *Uebersicht über den Inhalt in- und ausländischer Zeitschriften*, wie sie in dieser *Reichhaltigkeit* sonst nirgends geboten wird; des Ferneren ständige Berichte über die Thätigkeit gelehrter Gesellschaften, Nachrichten über wissenschaftliche Entdeckungen und litterarische Unternehmungen und endlich Personalnotizen über die gesammte Gelehrtenwelt des In- nnd Auslandes.

Durch die Unterzeichnung aller Besprechungen mit dem *vollen Namen des Referenten* bietet die *Deutsche Litteraturzeitung* gegenüber anderen wissenschaftlichen Organen die sichere Gewähr einer unparteiischen nnd würdigen Kritik.

Probenummern der Deutschen Litteraturzeitung versendet kostenfrei die Verlagsbuchhandlnng in Berlin W., Kleiststr. 16/17.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Karl von Hase's Werke.

Bd. V. 1. Abteilung. **Heiligenbilder.**
Gr. 8. 362 S. geh. ℳ 6.—, fein geb. ℳ 7.50.
Inhalt des Bandes:
Franz von Assisi,
Caterina von Siena.

Hase's Heiligenbilder, nach Inhalt und Form als Meisterwerke gewürdigt, können den Kreisen höherer Bildung angelegentlich empfohlen werden.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen
an den
Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen
von
Karl Schellbach.

Geheftet. **Preis 60 Pf.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden,** bei **Magen-** und **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht,** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad,** über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Eduard Trewendt in Breslau

Soeben erschien

Roon, Graf von, Kriegsminister
Denkwürdigkeiten

2 Bände. 8. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile

Preis: geheftet 20 Mk., gbd. 22 Mk., Halbfranz gbd. 25 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart

Soeben erschien:

ETHIK.

Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens.

Von **Wilhelm Wundt.**

Zweite umgearbeitete Auflage.

gr. 8. geh. M. 15.—

Eduard Trewendt in Breslau

Afraja.

Ein nordischer Roman

Von

Theodor Rügge.

Dritte Auflage.

8. 532 Seiten. Schön gebunden **Preis 4 Mk.**

Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Sie wollen bei Bestellung darauf achten, daß Sie die Trewendt'sche Original-Ausgabe erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Textheste bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

SEP 17 1892

Siebzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1892. September

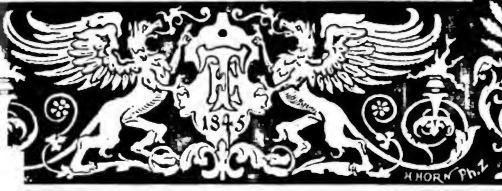
Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



liefern durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

September 1892.

Seite

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. VIII. 257

Oskar Linke: Ein Frauenkuß. Capriccio 269

Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Sein Briefwechsel in den Jahren 1870/1. VI. 283

J. Barthélemy-Saint Hilaire. Aristoteles und das neunzehnte Jahrhundert. 301

A. von Freydorf: Der Wiedererbauer der Wartburg. Erinnerungsblätter. 310

H. Weber: Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze. II. 324

G. Stickel: Die Natur und Bedeutung des Sprichworts. II. (Schluß). . 346

Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. XI. 356

Berichte aus allen Wissenschaften 367

Medizin: **Felix Buttersack:** Die Frauen in der Heilkunde

Zeitbeschwerden 272

Lady Paget: Tierquälereien.

Litterarische Berichte 377

Die Jugend Friedrich des Großen. Von Ernst Lavisse. — The Veto Power, its origin, development and function in the government of the Unitid states (1789—1889). — Aus dem Goethehause. Von Dr. Ferd. Heitmüller. — Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen. Von Eduard Reichenau. — Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaften alter und neuer Zeit. Von Friedrich Hottenroth. — Geschichte des Bischofs Otto I. von Bamberg. Von Dr. Georg Juritsch. — Schiller's Briefe. Von Fritz Jonas. — Les Neutres. Etude juridique et historique de droit maritime international par le Capitaine Godchot.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Hefte ist eine Beilage der **Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.** über **„R. Freiherr von Seydlitz, „Goldfliege“,** beigelegt.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
SEP 17 1892
LIBRARY.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

15./27. Dezember. Das deutsche Weihnachtsfest ist nicht gefeiert worden, aber alle höheren Offiziere der Garnison sind heute zu Tische eingeladen; tagtäglich werden viele Audienzen erteilt.

Der Fürst hat sich eifrig mit Plänen für die Umgestaltung der Armee beschäftigt. Für ihn, der im preußischen Heere groß geworden, liegt der Wunsch nahe, aus den ihm vertrauten Verhältnissen sich Hilfe für seine Reorganisation zu erbitten, und so hat er sich nach Berlin gewandt und sieht jetzt den Entscheidungen von dort entgegen.

Mit derselben Ungeduld hofft er auf Erledigung einer andern Frage, die ihn persönlich sehr nahe betrifft, und über die von allen Seiten in ihn gedrungen wird. In jedem Briefe aus Paris heißt es: Er müsse sich verheiraten, eine Familie gründen, dem Lande einen Erben geben! — Daß er seine Wahl ausschließlich oder hauptsächlich nach politischen Rücksichten treffen solle, hält man nicht für erforderlich, ja nicht einmal für wünschenswert, weil dadurch das Land in der einen oder andern Weise gebunden werden könnte; vielmehr rät man dem Fürsten, sich vor allem nach einer Gefährtin umzusehen, die seine ernste, schwere Mission verstehen und teilen könne! Aber die Wahl ist schwer, da er persönlich jetzt nicht das Land verlassen kann und alles in die Hände der Seinen legen muß.

16./28. Dezember. Heute wird die Abordnung der Kammer empfangen, welche die Antwort auf des Fürsten Thronrede überbringt; es heißt darin, daß die Kammer bereit sei, mit aller Kraft an dem großen Werke der Herstellung des finanziellen Gleichgewichtes mitzuarbeiten, denn „infolge des Mangels an Verantwortlichkeitsgefühl bei denen, welche über die Gelder zu wachen gehabt hätten, wären so große Übelstände eingerissen, wie man sie bisher nicht gekannt hätte."

Am Abend sieht der Fürst alle Minister, das Büreau und die Präsidenten der Kammer zum Diner bei sich.

Von Kaiser Napoleon trifft folgender eigenhändiger Brief ein, der aus Paris vom 18. Dezember 1866 datiert ist:

Digitized by Google

Mon cher Prince,

Je ne vous ai pas écrit plus tôt parce que je ne voulais pas accréditer le bruit qui s'était répandu l'année dernière et qui avait pour but de faire croire que votre résolution de vous rendre dans les principautés, était le résultat d'un plan concerté entre nous; mais aujourd'hui que vous avez été reconnu par la Porte, je suis bien aise de vous dire tout l'intérêt que je porte à votre courageuse entreprise. J'espère que vous parviendrez à faire regner l'ordre et la prospérité dans votre nouveau pays, et je serai toujours heureux d'y contribuer autant que cela dépend de moi.

Recevez la nouvelle assurance de ma sincère amitié. Napoléon.

In seiner Antwort unterbreitet Fürst Karl dem Kaiser die ganze Schwierigkeit der Lage:

Le parti panslaviste cherche par tous les moyens possibles à amener des complications en Orient. Déjà il a su influencer la Grèce; les Candiotes se sont soulevés et, forts du principe des nationalités qu'ils ne peuvent invoquer en vain, réclament l'assistance de l'Europe. Des agents parcourent, sous un nom grec, les populations chrétiennes, excitant partout les courages . . . Des émissaires cherchent à soulever la Moldavie, et il n'est pas jusqu' à notre chambre des députés qui ne soient prêts à nous susciter des embarras.

Si l'intérêt et les sympathies des Grandes Puissances occidentales nous font espérer que la question d'Orient se résoudra à notre profit, nous ne sommes pas encore prêts, il faut l'avouer, à tirer parti de la situation . . . . Nous devons donc tout attendre de l'appui de nos protecteurs ordinaires et particulièrement de l'amitié de V. M. Il me semble, Sire, qu'il serait bien désirable qu'une entente s'établit dès maintenant entre la France, l'Angleterre et la Prusse, au sujet des affaires d'Orient. Un accord intime entre ces trois puissances serait la plus sûre garantie de notre indépendance nationale . . .

18./30. Dezember. Der Senat überbringt die Ergebenheits-Adresse und drückt in ihr seine Bereitwilligkeit aus, alle Mittel zur Linderung der Hungersnot zu gewähren.

19./31. Dezember. Der Fürst empfängt wiederum den Fürsten Ypsilanti, welcher im Lande Propaganda für die Griechen macht; die von ihm ins Werk gesetzten Subskriptionen haben bereits bedeutende Ziffern erreicht.

Noch spät abends beruft Fürst Karl, um sich über die politische Lage zu besprechen, außer dem Minister-Präsidenten auch J. Bratianu zu sich. Joan Ghika ist der Kammer gegenüber unentschlossen; Bratianu hält angesichts der Möglichkeit, daß die orientalische Frage zum Frühjahr wiederum in ein akutes Stadium treten könne, die Lage des Landes mit dieser Kammer für zu gefährdet

Digitized by Google

und wünscht in der Regierung mehr Energie zu sehen; er zweifelt daran, daß das gegenwärtige Kabinet irgend etwas erreichen werde. Es klammere sich zu ängstlich an die konstitutionellen Formeln und könne schließlich dadurch die ganze Zukunft des Landes kompromittieren.

20. Dezember/1. Januar 1867. Infolge dieser Auffassung Bratianu's reicht J. Ghika seine Demission ein. So beginnt das Jahr 1867 mit einer für den Fürsten höchst unerquicklichen Ministerkrisis. Außerdem kommen schlechte Nachrichten aus der Moldau, und der diplomatische Agent in Paris, Balaceanu, der sich zu den Feiertagen nach Bukarest begeben hat, sieht die Lage in den schwärzesten Farben. — Frankreich ist verletzt wegen der Mission militaire, die jetzt schon seit einigen Jahren in Rumänien weilt, und die der Fürst durch preußische Instruktoren ersetzen möchte; der Hof zu Paris ruft dem Fürsten bei dieser Gelegenheit ins Gedächtnis zurück, daß Kaiser Napoleon seit 1856 der einzige Protektor der Donaufürstentümer gewesen sei; Preußen dagegen habe für den Fürsten vor seiner Anerkennung nichts gethan; überdies gehörten die Rumänen zur lateinischen Rasse und hätten sich deshalb in allem an die mächtige Schwester-Nation zu halten. — Leidenschaftlich anti-preußisch, wie die Strömung in Paris zu werden beginnt, verargt man dem Fürsten fast, daß er ein Deutscher und Hohenzollernprinz ist, und erinnert ihn daran, daß er französisches Blut in den Adern habe. Zwischen Preußen und Rußland sei ein Bündnis zu stande gekommen — die Folgen davon werde man im Orient spüren! Falls der Fürst preußische Instruktoren kommen lasse, werde die öffentliche Meinung in Frankreich den Verdacht hegen, daß dieselben in preußisch-russischem Sinne arbeiteten und anti-französische Tendenzen befolgten.

Auf diese Insinuationen erwidert der Fürst regelmäßig, daß er überhaupt keine andern als rein rumänische Interessen kenne und verfolge.

24. Dezember/5. Januar. Fürst Karl hat die Staatsmänner aller Parteigruppierungen gesprochen: Keiner fühlt sich mit dieser Kammer der Lage gewachsen. Um 12 Uhr kommt der Metropolit mit den heiligen Bildern ins Palais, um sie nach alter Tradition in Gegenwart des Herrschers zum Weihnachtstage neu einzusegnen.

1./13. Januar 1867. Die Ministerkrisis wurde durch ein Vetrauensvotum nach den Festtagen beigelegt; während derselben überbrachte eine Deputation des Senats die Akte, durch welche der Vater des Fürsten in Rumänien naturalisiert worden ist. Der Sylvesterabend wurde durch einen großen Ball bei Herrn und Frau Otetelesčanu, einem der ersten und gastfreiesten Häuser der Stadt, gefeiert. Der Fürst nahm an diesem Balle teil, nachdem er einem von allen Musikchören der Garnison ausgeführten Zapfenstreich beigewohnt hatte.

Die Neujahrsgratulation nimmt der Fürst im Thronsaale entgegen.

5./17. Januar. Da das Budget für 1867 noch nicht votiert worden ist, dekretiert der Fürst, daß, bis dies geschehen, nach dem Budget von 1866 weiter verwaltet werde.

Digitized by Google

6./18. Januar. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit wohnt der Fürst allen vom griechisch-orthodoxen Ritus vorgeschriebenen Feierlichkeiten bei, so auch der heutigen Wasserweihe: Alljährlich am 6./18. Januar wird unter Assistenz der Staatswürdenträger und der gesamten Garnison der Stadt die Dimbowitza, an welcher Bukarest liegt, geweiht. Der Metropolit hält am Ufer einen Gottesdienst und wirft ein goldenes Kreuz in den Fluß, der eigens hierzu auf kurze Strecke von seiner Eisdecke befreit wurde; sofort stürzt sich eine Anzahl Leute hinein, und wer das Glück hat, das Kreuz zu erhaschen und an die Oberfläche zu bringen, erhält eine Belohnung. Am Schlusse defilieren die Truppen vor dem Fürsten, welcher der Parade zu Pferde beiwohnt.

8./20. Januar. Der Fürst wohnt zum ersten Male einer rumänischen Trauung bei; Minister D. Sturdza verheiratet sich mit der ältesten Tochter des Justiz-Ministers Cantacusino. Während das junge Paar den Altar dreimal umwandelt, fällt vom Chor der Kirche herab auf alle Anwesenden ein wahrer Blumenregen; schön und poetisch ist auch die alte Sitte, daß die Neuvermählten aus demselben Becher trinken und von demselben Brote essen. — Zu Tisch empfängt der Fürst den italienischen Generalkonsul Graf Teccio, welcher vorher sein Beglaubigungsschreiben und einen höchst liebenswürdigen Brief des Königs Viktor Emanuel überreicht hat, worin letzterer dem Fürsten zu seiner Anerkennung Glück wünscht; auch vom Könige von Griechenland trifft heute ein langer, herzlicher Brief ein: König Georg betont die Übereinstimmung in den Aufgaben, welche ihm und dem Fürsten Karl zugefallen sind.

12./24. Januar. Der Fürst veranstaltet den ersten großen Ball im Palais; derselbe wird von mehr als 800 Personen besucht und verläuft glänzend; der Fürst eröffnet ihn und tanzt mit den Damen des diplomatischen Korps und den Ministerfrauen. — Vom Senate ist heute ein Mitglied abgeordnet worden, um dem Vater des Fürsten seine Naturalisationsakte zu überbringen.

13./25. Januar. Bratianu sagt dem Fürsten, der gestrige Ball habe einen schlechten Eindruck gemacht wegen der in einem großen Teile des Landes herrschenden Hungersnot. Die Handeltreibenden der Residenz aber, deren Verdienst großenteils vom Hofe abhängt, hatten natürlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit der Ball stattfand, auch die Gesellschaft hat sich über ihn gefreut; der Fürst erfährt nun wiederum, daß er es nie allen recht machen kann, und daß die Partei, welche nicht an der Regierung ist, sich das Recht nimmt, alles, was geschieht, zu tadeln! Er findet gerade heute in einem Briefe seines Vaters die Worte: „Mustereremplare von Menschen sind einmal nicht zu finden, und deshalb muß man im Individuum die schlechten Eigenschaften und die guten in Kauf nehmen, wenn letztere nur überwiegend sind." Weiter schreibt Fürst Karl Anton:

„Weihnachten war ein trauriges und dennoch schönes Fest diesmal. Zwei theure Häupter fehlten, Du und Anton, nur mit dem Unterschiede, daß wir um Dich nicht zu weinen brauchen, wenngleich Du schwerlich einmal wieder an unserm flimmernden Weihnachtsbaum stehen wirst. Dein schönes

Digitized by Google

Geschenk, die Aquarelle Deiner Reise mit ihren prachtvollen Landschaftsbildern, hat mich sehr gefreut.

„Übermorgen reise ich nach Berlin ab zum 60jährigen Dienstjubiläum des Königs.

„So viel ich von hier aus beurtheilen kann, scheint mir politisch geboten zu sein, daß Rumänien nichts zu den Verwickelungen der Türkei beitrage, die ohnedies schon genugsam gehetzt und gejagt ist. So lange Deine eigene Staatsbildung nicht hinlänglich befestigt ist, so lange wünsche ich Vertagung der sogenannten orientalischen Frage."

Außerdem teilt er seinem Sohne mit, daß der Graf von Flandern sich um die Hand seiner Schwester, der Prinzeß Marie, bewerbe, daß die Verhandlungen aber noch nicht abgeschlossen seien, er möge daher noch nichts über die Sache verlauten lassen.

14./26. Januar. Die in Paris abgeschlossene Anleihe wird endlich durch das Votum der Kammer gutgeheißen und perfekt.

15./27. Januar. Die General-Konsuln Englands und Preußens, Green und Saint Pierre, überreichen ihre Beglaubigungsschreiben.

Balaceanu kehrt über Athen nach Paris zurück. In Athen soll er dem Könige einen Brief des Fürsten einhändigen, außerdem das Terrain sondieren für die Schließung eines Bundes der christlichen Staaten an der unteren Donau und auf der Balkanhalbinsel.

Ähnliche Instruktionen und ein Brief an den Fürsten von Montenegro, mit der Weisung nach Cettinje zu reisen, werden dem rumänischen Agenten in Belgrad, J. A. Cantacusino, zugestellt. — Die Nachrichten aus Kreta erzählen noch immer von unausgesetzten Kämpfen.

Der Fürst begiebt sich wiederum nach der Moldau, seinem Versprechen gemäß, daß Jassy seine zweite Residenz sein solle. Heute fährt er zunächst bis Plojeschti. Morgen gedenkt er bis Ajud zu kommen, die dritte Nacht aber in Roman zu bleiben, so daß er erst am 18./30. in der moldauschen Hauptstadt eintreffen wird.

Die Fahrt bietet in dieser Jahreszeit nicht die Reize der letzten Reise. Das Wetter ist furchtbar, die Wege bodenlos, und die Spuren der Hungersnot überall jammervoll erkennbar. Der Fürst giebt aus seiner schon sehr in Anspruch genommenen Privatschatulle den Distrikten je sieben, acht bis zehntausend Franken zur Hilfe für die so schwer Betroffenen.

18./30. Januar. Fürst Karl legt die ganze Reise im offenen Wagen zurück, trotz Kälte und Wind; er geht rücksichtslos mit seiner Gesundheit um, aber hält mehr aus als irgend einer seiner Begleiter. — Zwischen Tirgu Frumos und Jassy stürzt einer seiner Postillone vom Pferde und bricht das Bein; auf des Fürsten besorgte Nachfrage erklärt der stolze Rosselenker, der Beinbruch habe keine Bedeutung, nur müsse er geheilt sein, bis der Fürst auf der Rückkehr seine Dienste wieder gebrauche, denn zu ersetzen sei er nicht. Auf des Fürsten Be-

Digitized by Google

scheid, er kehre schon in vierzehn Tagen zurück, versichert der Postillon, so werde sein Bein bis dahin auch heil sein.

Der Empfang in Jassy ist wiederum außerordentlich herzlich. Der Fürst bewohnt auch diesmal das Mavrojenische Palais. — Defilee der Truppen, Tedeum in der Metropolie, alles wie im Sommer.

23. Januar/4. Februar. Der Fürst besucht die nach Jassy verlegte Militärschule und findet sie ganz verwahrlost: Mangel an allem Nötigen, sogar an Bekleidung und Schuhwerk. Er inspiziert darauf alles bis ins kleinste und sorgt für Abhilfe. Abends findet ein Ball statt von 350 Personen. — Durch einen Brief seines Vaters, der heute eintrifft, erfährt er manches Interessante über die alte Heimat. Fürst Karl Anton schreibt:

„Deine preußische Anerkennungs-Angelegenheit ist inzwischen erledigt worden. Bismarck's Brief an Dich wird Dich befriedigt haben. Die Verzögerung kam daher, daß die Mächte lange darüber verhandelt haben, ob die Anerkennung kollektiv oder von jeder Macht einzeln ausgesprochen werden solle. Nachdem übrigens Rußland selbstständig und einseitig vorangegangen war, hatte die Kollektiv-Anerkennung keinen Werth mehr, und man diskutirte bloß noch über die Nothwendigkeit der Identität der Noten. So kam die Verschleppung, bei welcher nirgends übler Wille zu Grunde lag . . .

„Der Kronprinz spricht mit größtem Interesse von Dir, überhaupt habe ich in Berlin nur Wohlwollen und Theilnahme für Dich gefunden, allein aktive Betheiligung ist bei einem so im Wachsthum begriffenen, tief bewegten Staatswesen nicht leicht zu erzielen. Alles arbeitet, kocht und siedet, um zu großer, neuer Entwicklung zu gelangen. Du kannst Dir gar keinen Begriff machen, wie Alles verändert ist, und wie namentlich die Haltung und der Geist der Armee nach den ungeheuren Erfolgen anders geworden sind . . .

„Meine Ernennung als Deputirter in Tirgoveste betrachtete ich als ein rührendes Beispiel von Dir gezollter Anhänglichkeit . . .

„Mir scheint die orientalische Frage noch nicht ganz reif zum Platzen zu sein. Gott gebe, daß es Dir gelingt, Dich möglichst lange aus dieser Frage herauszuhalten — soll Rumänien etwas dabei gewinnen, so wird durch die Macht der Verhältnisse ihm der gebührende Antheil schon selber zufallen — einen solchen Antheil aber durch voreilige Einmischung erkämpfen zu wollen, wäre vom Uebel. Laß nur Griechenland selber die Verlegenheiten ausbaden, die es sich bereiten wird — Deine Politik ist lediglich innere Entwickelung und Kräftigung Deines Staatswesens und gute Nachbarschaft mit den angrenzenden Staaten. So sehe ich wenigstens die Frage an. Die allgemeine europäische Spannung hat sich noch nicht vermindert, ist aber weniger für den Moment in Thatsachen als in einem allgemeinen Gefühl von Unsicherheit begründet."

24. Januar/5. Februar. Des Fürsten jüngster Bruder, Prinz Friedrich von Hohenzollern, trifft zum Besuch bei ihm ein. Die Freude des Wiedersehens ist

Digitized by Google

groß: das erste Mitglied seiner Familie, dem er seine neue Heimat zeigen kann, das ihm direkte Kunde von den Eltern bringt! Fürst Karl ist ihm einige Stunden entgegengefahren, und eine zahllose Begleitung hat sich ihm angeschlossen und bereitet dem jungen Prinzen einen großartigen Empfang. Da heute auch der Jahrestag der Union ist, ist die Stadt abends illuminiert.

25. Januar/6. Februar. Die Nachricht von der erfolgten Verlobung der Prinzessin Marie von Hohenzollern, Schwester des Fürsten Karl, mit dem Grafen von Flandern trifft ein. Fürst Karl verkündet sie beim Diner, welches er beim Metropoliten einnimmt, und findet allgemeine herzliche Teilnahme.

27. Januar/8. Februar. Der Fürst setzt seine Inspektionen täglich fort und exerziert mit den verschiedenen Truppenkörpern. — Die Gesellschaft der sehr eleganten Stadt ist froh und stolz, ihn als Mittelpunkt ihrer geselligen Freuden zu haben. Heute findet eine glänzende Theatervorstellung der Damen zum Besten der Notleidenden statt. Die moldauischen Damen sind außerordentlich begabt und graziös, Französinnen in Sprache und Bildung, von sehr verbindlichen Formen und tadelloser Eleganz und Liebenswürdigkeit. Natürlich ist der junge Prinz entzückt über die Zuvorkommenheit, mit welcher man ihm entgegen tritt, und er bedauert, daß Fürst Karl schon am 28. Januar/9. Februar abreisen will.

9. Februar. Der Postillon von Tirgu Frumos ist wirklich zur Stelle, um seinen Fürsten zu fahren — der Beinbruch ist geheilt!

Die Nacht wird in Bacau zugebracht, morgen Buseu.

30. Januar/11. Februar. Ankunft in Plojeschti, wo ein großer Ball arrangiert ist, bei dem Nationaltänze aufgeführt werden und Zigeunerbanden eigentümliche Weisen spielen, was den jungen Bruder des Fürsten außerordentlich interessiert.

31. Januar/12. Februar. Ankunft in Bukarest mit allem üblichen Gepränge.

1./13. Februar. Die Königin von England schreibt dem Fürsten vom 26. Januar 1867 aus Osborne:

„Mein lieber Vetter,

„Ich kann unmöglich die formelle Antwort auf Ihren Brief abgehen lassen, ohne zugleich einige Zeilen an den Bruder meiner theuren, unvergeßlichen Nichte Stephanie und meines lieben Neffen Leopold zu richten.

„Es drängt mich zugleich, meine aufrichtige Gratulation zu der glücklichen Lösung der Schwierigkeiten mit dem Sultan, sowie meine wärmsten Wünsche für Ihr ferneres und dauerndes Glück und Wohlergehen darzubringen.

„Ich werde stets den wärmsten Antheil nehmen an Ihren glücklichen Erfolgen, und zweifle nicht, daß Sie den bisher befolgten Grundsätzen der Mäßigung und Klugheit auch ferner treu bleiben werden.

„Ich verbleibe stets Ihre freundschaftlich ergebene Cousine

Victoria Reg."

Da der französische Vertreter, Herr d'Avril, bei der Gratulationskour am 1. Januar das Wort Roumanie anstatt „Vereinigte Fürstentümer" gebraucht

Digitized by Google

hatte, hat der Fürst in Berlin sondieren lassen, ob die preußische Regierung nicht diesem Beispiele folgen wolle. Herr von Thiele meinte, daß die preußische Regierung sich in acht nehmen müsse, Fürst Karl gegenüber irgend etwas zu thun, was die andern Mächte als von verwandtschaftlichen Rücksichten eingegeben beargwöhnen könnten.

6./18. Februar. Der Fürst nimmt offiziell die Gratulationen zur Verlobung seiner Schwester entgegen.

Er gründet ein Zentral-Komitee mit Zweig-Vereinen in den Distrikten, um Maßregeln gegen die Hungersnot zu treffen, und stellt sich an die Spitze desselben.

7./19. Februar. Der preußische Generalkonsul St. Pierre giebt ein Diner zu Ehren des Prinzen Friedrich, zu welchem auch Fürst Karl seine Anwesenheit zusagt. (Er kann nicht ahnen, daß er durch die Ehre, welche er dem Generalkonsul erweist, diesem von Berlin den Verweis zuzieht: „der Fürst wäre kein Tafel-Aufsatz der Generalkonsuln!" — Als der Fürst dies erfährt, nimmt er die ganze Verantwortung auf sich und erklärt, er habe sich aus eigener Initiative angesagt).

Durch den französischen Generalkonsul wird dem Fürsten ein Ende Dezember geschriebener Brief der Fürstin Darinka von Montenegro, der Witwe des 1860 ermordeten Fürsten Danilo I., zugestellt, in welchem sie ihre Freude ausspricht über die Erfolge, welche ihr Volk gegen die Türken errungen: „Seit dem letzten Kriege (1862) hätte sich Montenegro nicht in so günstiger Lage befunden — die Türken hätten am 24. Dezember das Lager von Novo-Selo verlassen und am 25. das Blockhaus von Visoschitz geräumt; dazu würde im Frühling eine Grenzberichtigung vorgenommen werden, durch welche Montenegro freien Zugang zum Meere erhalten werde, auch hätte der Sultan dem Fürsten Nikolaus ein Dampfschiff geschenkt — wenn dasselbe auch zu groß für den See von Skutari und seine Unterhaltung zu kostspielig wäre, müßte man doch in diesem Geschenke einen Beweis der großherrlichen Gnade sehen." — Für die Griechen äußert die Fürstin lebhaftes Mitleid und fürchtet, daß die Bewegung ein schlechtes Ende nehmen würde, wenn der König nicht besser beraten würde. Die Rumänen dagegen gingen unter Fürst Karl, wenn alles, was man über ihn sage, wahr sei, einer schönen Zukunft entgegen: Ein aufgeklärter, intelligenter Herrscher, erfüllt von den besten Absichten, energisch genug, dieselben zu verwirklichen — das ließe für die armen Rumänen, die bisher so viel gelitten, die schönsten Hoffnungen hegen. —

8./20. Februar. Ball im Palais zu Ehren des Prinzen Friedrich.

Kriegsminister Haralamb giebt seine Entlassung und wird durch einen Moldauer, Oberst Gherghel, ersetzt, der aus dem preußischen Kadettenkorps hervorgegangen ist und in einem preußischen Pionier-Bataillon gedient hat. — Aus Konstantinopel und Athen treffen Berichte Balaceanu's ein. Am Goldenen Horn haben die Botschafter Frankreichs und Englands (Bourée und Lord Lyons) den Abgesandten Fürst Karls sehr warm aufgenommen, doch verhehlten sie ihm nicht, daß die innere Lage Rumäniens mit seinem energielosen Ministerium und seiner zügel-

Digitized by Google

losen Opposition kein angenehmes Schauspiel darbiete. Was die griechischen und serbischen Bestrebungen anbelangt, so verurteilte der französische Botschafter sie scharf: die Freundschaft Rußlands werde jenen Nationen teuer zu stehen kommen; vollends diejenigen Rumänen, die sich den panslawistischen Umtrieben anschlössen, könne man nur als Verräter bezeichnen. — Der englische Botschafter, der mit dem französischen ganz übereinstimmte, hielt noch an der Hoffnung fest, daß die Lösung der Orient-Frage aufgeschoben werden könne.

Die verschiedenen Gesandten in Konstantinopel bieten wie immer allen ihren Einfluß auf, um einander gegenseitig zu bekämpfen. Der Sultan aber mit der einen Hälfte seiner Regierung ist für einen Bruch mit Griechenland, die andre Hälfte, von Frankreich inspiriert, predigt Ausgleich und Mäßigung.

In Athen hat Trikupis Herrn Balaceanu sehr entgegenkommend empfangen und den von ihm überbrachten Vorschlag des Fürsten Karl, eine Verständigung für die gemeinsame Zukunft anzubahnen, wohlwollend aufgenommen: Die christlichen Balkanstaaten, das war der Hauptpunkt dieses Vorschlages, sollten fortan vor jeder fremden Großmacht, die angeblich zu ihren gunsten einzutreten geneigt sei, sorgfältig auf der Hut sein und vor allem darauf hinarbeiten, daß an Stelle der einzelnen, zersplitterten und deshalb nutzlosen Bewegungen, welche privater Initiative entsprangen, nunmehr die planmäßig geregelte Aktion der betreffenden Regierungen träte. Ein Bund der christlichen Balkanstaaten sei das beste Mittel, um deren nationale Bestrebungen zu fördern.

Über die Lage in Kreta lauten die Nachrichten sehr verschieden. Das diplomatische Korps in Athen, mit Ausnahme des russischen Gesandten, stellt den ganzen Aufstand als eine Erfindung der Griechen hin; der griechenfeindliche französische Gesandte, Graf Gobineau, behauptet sogar, daß die Kandioten die Türken liebten und die griechischen Freiwilligen dem Pascha auslieferten, sobald ihnen einer in die Hände fiele — Griechenland habe sich durch seine fruchtlosen Bemühungen nur geschadet!

Der rumänische Abgesandte dagegen hat einen ganz andern Eindruck in Griechenland empfangen: er erkennt die Opferfreudigkeit des gesamten Volkes für die unterjochten Brüder an und meint, daß ihm nur das organisatorische Talent und der politische bon sens fehle.

Der junge König, welchem Herr Balaceanu einen Brief des Fürsten Karl überbracht hat, erklärte, daß seine Stellung infolge der patriotischen Erregung seines Volkes sehr schwierig sei; die Kriegsströmung sei so stark, daß man ihn ohne Geld, ohne Heer, ohne Flotte oder Verbündete in den Kampf gegen die Türkei treiben wolle — er könne sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne daß Männer und Weiber ihm entgegenriefen: „Nach Konstantinopel!“ Es sei ein besonderes Unglück seines Volkes, daß es bisher immer durch Revolutionen etwas erreicht habe und darum meine, jede Empörung müsse goldene Früchte tragen.

Der Aufstand auf Kreta nimmt übrigens trotz der Maßregeln der türkischen Regierung seinen Fortgang: Server Effendi ist, um zu pazifizieren, mit einem

Digitized by Google

Erlaß des Sultans hingeschickt worden; dieser Erlaß, welcher die Kandioten auffordert, durch Delegierte in Konstantinopel ihre Klagen vorzubringen, stammt aus der Feder des französischen Botschafters, der auch für die Wahl Server Effendi's verantwortlich ist — eine Wahl, die bei dem schwachen, energielosen Charakter des Mannes nicht gerade günstig zu nennen ist. Die Aufständischen haben drei Korps gebildet, die durch kleine Schiffe regelmäßig aus Griechenland Munition und Nachschub an Mannschaften bekommen. Die türkischen Blokadeschiffe, welche jene am Landen verhindern und verfolgen sollen, haben meistenteils keine Kohlen und liegen vor Anker.

Die Griechen zählen bestimmt auf einen Aufstand in Thessalien und Epirus, und wenn sie auch wissen, daß Rußland sie nur aufstachelt, um sie nachher durch die Türken vernichten zu lassen und auf diese Weise indirekt das slawische Element im Orient zu stärken, so hoffen sie doch, daß Europa sich wie im Jahre 1821 schließlich begeistert ihrer annehmen wird. — Seine Armee hat Griechenland auf 30000 Mann erhöht.

Man behauptet übrigens in Konstantinopel, die Hand auf einen Bündnisvertrag zwischen Rumänien, Serbien, Montenegro und Griechenland gelegt zu haben, wonach diese Staaten sich verpflichtet hätten, zusammen ein Heer von 120 tausend Mann aufzubringen; mit diesen Streitkräften sollte dann der Versuch gemacht werden, die Türken aus Europa zu verjagen.

Über den Sultan zirkulieren Gerüchte, daß er in Anfällen von Geistesstörung allen Christen zu Leibe gehen will.

Den 12./24. Februar. Der griechische König übersendet dem Fürsten Karl den Erlöser-Orden. Zugleich trifft aus Berlin die Nachricht ein, daß der König von Preußen den Oberstleutnant von Krensky vom Generalstabe mit einem Briefe an Fürst Karl nach Bukarest senden werde, und aus Paris, daß die französische Politik in bezug auf den Orient eine andre Richtung einschlage und den absolut türkischen Standpunkt aufgebe, weil es auf demselben vollständig isoliert zu werden fürchte. — Kaiser Napoleon ist verletzt über Fürst Karls Plan, sich neben den französischen Offizieren auch preußische zu verschaffen. Der rumänische Agent in Paris schickt dringende Telegramme, man möge keine preußischen Instruktoren erbitten oder wenigstens ihr Kommen aufschieben, denn der Kaiser habe geäußert, er wolle nicht mit Preußen teilen. — Fürst Karl läßt erwidern, daß er keine preußische mission militaire, sondern nur einzelne Offiziere zu vorübergehendem Aufenthalt erbeten habe.

Rußland verhandelt augenblicklich in Paris über die orientalische Frage und erklärt, daß es nicht die Zertrümmerung des osmanischen Reiches, sondern nur die Emanzipation der Christen anstrebe, weil die letzteren für eine weitere Phase noch nicht reif seien. Rußland habe sich, so gut es konnte, mit den schweren Beschränkungen abgefunden, welche der Pariser Vertrag von 1856 seiner Schiffahrt im Schwarzen Meere auferlegte, und den abgetretenen Teil von Bessarabien würde es zwar gern wieder gewinnen, doch sei es auch in der Lage, hierfür günstigere Zeiten abzuwarten. Es müsse aber darauf bestehen, daß die christliche

Digitized by Google

Bevölkerung in der Türkei nach humanen Prinzipien regiert werde, und schlägt dementsprechend die Abtretung der Insel Kandia an Griechenland vor.

In Paris ist die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung der Prinzessin von Hohenzollern mit dem Grafen von Flandern nicht gleichgültig aufgenommen worden; da man erfahren hat, daß Königin Victoria an den Unterhandlungen Teil genommen hat, findet man in der Heirat ein Hindernis für die Absichten Frankreichs auf Belgien. Und Holland regt in Paris gerade die Luxemburger Frage an, über welche Frankreich schon nach dem Frieden von Nikolsburg verschiedentlich mit Preußen verhandelt hat.

15./27. Februar. Fürst Karl sendet seinen Minister des Äußern, Fürst G. Stirbey, nach Wien mit einem Briefe an den Kaiser, in welchem er diesem für den Beistand dankt, den seine Regierung ihm in der Anerkennungsfrage geliehen, und ihn um fernere Bethätigung seiner sympathischen Gesinnung bittet.

16./28. Februar. Das Budget ist immer noch nicht votiert.

Die Schwierigkeiten mit Frankreich wegen der mission militaire scheinen beigelegt.

21. Februar/5. März. Die Kammer stürzt das Ministerium Joan Ghika, und zwar durch Annahme des folgenden lakonischen Antrages: „Die Kammer möge dem Ministerium ein Mißtrauensvotum erteilen!" Dieser Antrag wird mit drei Stimmen Majorität angenommen, nachdem der Minister-Präsident erklärt hat, daß eigentlich schon seit Zusammentritt der Kammer eine latente Ministerkrisis bestanden habe, und er um möglichste Beschleunigung einer Entscheidung bitte. Er werde dem Fürsten nicht die Kammerauflösung vorschlagen oder anraten, sondern einfach von seinem Posten zurücktreten, da er das Vertrauen der Kammer nun einmal nicht habe.

Die Majorität setzt sich zusammen aus den Liberalen und dem Zentrum, die sich für diesen Fall verbündet haben, und die schwachen Verteidiger des Kabinets führten nur an, daß es besser wäre, dies Ministerium bliebe, damit es den finanziellen Ruin, den es durch Maßregeln wie die Oppenheim'sche Anleihe heraufbeschworen, nun auch ganz auskosten müßte!

Am Abend findet ein großer Ball im Palais statt; der Bruder des Fürsten beteiligt sich lebhaft am Tanze.

22. Februar/6. März. Der österreichische Generalkonsul, Baron Eder, übergiebt in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben. — Von Paris aus wird der Fürst verschiedentlich vor Gehässigkeiten gewarnt, die ihm österreichischerseits bereitet würden; die offiziellen Beziehungen sind aber außerordentlich freundliche.

Fürst Karl konsultiert den Kammer-Präsidenten Lascar Catargiu über die Krisis, bespricht sich auch mit Joan Bratianu, D. Ghika und Jepureanu. Die beiden letzteren bekämpfen ein Ministerium, welches der Linken entnommen ist.

26. Februar/7. März. Da der Fürst stets zu mehr liberalen Ansichten hinneigt, entschließt er sich zu einem Ministerium aus der Gruppe der Freisinnigen und beauftragt E. Golesku, den Bruder des Generals, das Präsidium zu über-

Digitized by Google

nehmen. Die patriotischste, altangesehene Familie Golesku hat bekanntlich seit 1848 im Verein mit Bratianu und C. A. Rosetti für die freiheitlichen Ideen mit allen Kräften gewirkt und denselben auch ihr Vermögen zum Opfer gebracht.

24. Februar/8. März. Der Fürst berät sich mit J. Bratianu, der ihm nach wie vor der sympathischste Staatsmann des Landes ist und dem er mehr Vertrauen schenkt als irgend einem andern, über die parlamentarische Lage. Bratianu ist der Ansicht, daß ein rein aus liberalen Elementen zusammengesetztes Ministerium vor dieser Kammer nicht bestehen könne; da aber das Budget votiert werden müsse und man dazu der Kammer absolut bedürfe, müßten auch gemäßigt konservative Elemente ins Kabinet berufen werden. Auch dem Auslande gegenüber würde ein sogenanntes rotes Ministerium eine schwere Stellung haben; überall würde man ihm mit Mißtrauen entgegentreten.

25. Februar/9. März. Die Minister-Krisis ist noch nicht beendet, die Beratungen dauern fort; auch der Ministerpräsident Joan Ghika, J. Bratianu, V. Boeresku und Costa Foru nehmen an ihnen Teil.

27. Februar/11. März. Da die Konservativen einem der Linken entnommenen Ministerium, selbst wenn es aus gemäßigten Elementen bestünde, ihre Unterstützung nicht geben wollen, beruft der Fürst C. Crezulesku zur Präsidentschaft. Derselbe ist ein gemäßigter Konservativer, aus einer der besten Bojarenfamilien, welcher Beziehungen zur Rechten hat, sich aber bisher von der militanten Politik fern gehalten hat. Crezulesku soll mit Bratianu, zu dem, wie gesagt, der Fürst sich persönlich hingezogen fühlt, ein Ministerium bilden.

Oberstleutnant Racovitza wird mit einem Gratulations-Briefe des Fürsten zum 22. März nach Berlin an den König von Preußen gesandt.

1./13. März. Das neue Ministerium, unter dem Vorsitze Konstantin Crezulesku's, kommt zu stande (die beiden Brüder Bratianu, Vasesku, ein Moldauer, Stefan Golesku und General Ghergel bilden dasselbe) und leistet im Thronsaale dem Fürsten den Eid. Darauf stellt es sich der Kammer vor, wo sein Programm gut aufgenommen wird. Streng dynastisch und konstitutionell, beabsichtigt es nicht viele neue Gesetzentwürfe, sondern strikte Anwendung der schon bestehenden Gesetze, absolute Neutralität, vor allem Tilgung der kontrahierten Schulden, um Kredit zu erlangen; der öffentliche Unterricht soll das Volk bilden, aber kein Beamtenproletariat schaffen; das Heer soll, ohne dem Staate zu große neue Lasten aufzuerlegen, doch seiner Bestimmung, das Territorium zu verteidigen, gewachsen sein.

Fürst G. Stirbey telegraphiert aus Wien, daß der türkische Botschafter dort ihm mitgeteilt habe, er wisse aus guter Quelle, daß Fürst Kusa von russischer Seite aufgefordert worden sei, nach Odessa zu gehen, um von da aus in der Moldau das separatistische Banner zu entfalten!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Frauenkuß.

Capriccio
von
Oskar Linke.

Wenige Stadien von Sparta entfernt, in der Nähe des schilfumsproßten Eurotas, auf frühlingsfrisch duftender Wiese lag ein Jüngling schlummernd hingestreckt. Die Augen waren geschlossen. Ein Zug von sanfter Schwärmerei umspielte das gebräunte Antlitz, während die halb geöffneten Lippen Lebenslust und Frohsinn atmeten. Die kleine, wohlgebildete Hand verriet dem Betrachter, daß sie schon manche rosige Wange gestreichelt, manche unmutig gekräuselte Stirn durch ihre stumme Überredungskunst wieder geglättet hatte.

Dieser goldlockige Jüngling mit der hohen Stirn schien keiner von den gewöhnlichen Sterblichen zu sein, wie sie die Olympischen zur Freude oder zum Ärger der wahrhaft himmelsbegnadeten Menschen auf Erden umherlaufen lassen.

Neben ihm lag ein verstaubter Reisehut und ein schlummerndes Saitenspiel. Weither vom jonischen Festlande war unser Wanderrhapsode gekommen, um teilzunehmen an den musischen Wettkämpfen in dem atheniſchen Odeion, das erst vor kurzem unter Perikles vollendet wurde. Die Musen und der Führer dieses himmlischen Reigens, Apollon, hatten sich dem jungen Künstler hold erwiesen, er errang unter den vielen Mitbewerbern den ersten Siegespreis.

Wie vor Zeiten der mythische Sänger Orpheus unternahm er darauf gleichsam einen Triumphzug durch den Peloponnesos. In Sparta lauschte man ihm, spendete Bewunderung und rauschenden Beifall, wenn er mit wohlklingender, halbsingender Stimme vom Tode Hektors oder von der Heimkehr des Odysseus berichtete. Man pflegte hier die ältere, strenge Liedweise eines Alkman als die allein mustergültige anzusehen; er aber schuf sich begeisterte Zuhörer auch für die leichter geschürzten Lieder einer Sappho oder für die vaterlandsliebende, kampfglühende Muse eines Alkaios, welcher nicht minder bezaubernd als seine lesbische Landesgenossin von Wein und Liebe, vom schönen Genusse des flüchtigen Lebens zu singen verstand.

In der Stadt Sparta hatte Kleonymos einen jungen Spartiaten aus vornehmem Geschlechte kennen gelernt; bereitwillig nahm er die Einladung des schon verheirateten Lakratidas an, ihn noch einmal auf seinem Gute in der Nähe der Landeshauptstadt zu besuchen.

Wenige Tage nach dieser schnell geschlossenen Bekanntschaft machte sich Kleonymos auf den Weg. Sorglos heiteren Sinnes, war er nimmer bedacht, zu einer bestimmten Stunde anzulangen, sondern getröstete sich als echte Poetenseele, die mehr plant, denn ausführt, wenn er nur überhaupt einmal sein Ziel erreichte: ist es nicht heute, so doch morgen oder auch übermorgen.

Digitized by Google

Und als er nach kurzer Wanderung zu der frühlingsfrisch duftenden Waldwiese gekommen war, umzauberte der lenzhelle Gesang eines Vögleins sein Gemüt dermaßen, daß er sich der Länge nach hinwarf unter die blau, gelb und rot blühenden Blumen, um all' das Schöne in sich aufzunehmen, das ihm die Götter auf Schritt und Tritt so sichtbar spendeten.

Bald aber, indessen das Vöglein noch immer weiter sang, wiegte ihn selber ein lieblicher Traumschlaf.

Lorbeerkränze sah er im Traume vor seinen Augen dahinfliegen; Zweige von Olivenbäumen türmten sich ihm zu schattenden Eingangspforten; eins und gleich hold ertönend wurden ihm in seinen Schlummerphantasien das Beifallsrauschen der Menge und der Gesang des klingenden Goldes.

Schließlich aber und vor allen tauchten vor seinem Geiste unzählige schöne Frauenaugen empor, zauberhaft bethörend und verlockend, braune, blaue, graue und schwarze, alle erfüllt von demselben aphrodisisch schimmernden Perlenglanze. Und zu einem schwebenden Reigen von Funkchen und Lichtern wurden diese Augen, aus deren Tiefe es heraufzuklingen schien, übermütig spöttisch und fragend:

O schöner Jüngling, sang' uns doch,
O schöner Jüngling, hasch' uns doch,
Kleonymos, wie, blöde?
Kein Mädchen glaubt ihm das
In Sparta und Athen,
So weit der Himmel Hellas' lacht!
Und du? Du glaubst es selber nicht!
Seht, wie er lächelt, wie er schon
Zum Kuß die Lippen lüstern spitzt,
O schöner Jüngling, sang' uns doch —
Haha!

Und die Hand im Traume ausstreckend, stieß er sich dieselbe an dem neben ihm schlummernden Saitenspiele. Er erwachte. Verschwunden war der schönen Augen verlockender Reigen; er hatte keinen dieser Sterne gefangen.

Kleonymos lächelte bedeutungsvoll; allein das Traumbild war zu schön, um es nicht noch einmal mit der Gunst des Morpheus zu versuchen.

Bald schlossen sich die Augen wieder, er träumte von neuem.

So lag er da wie ein schlummernder Endymion in dieser waldheimlichen Stille. Und wenn ihn auch keine Artemis wach küssen sollte, so ereignete sich für ihn etwas nicht minder Himmlisches und Wunderbares.

Eine kraftvoll, anmutig strahlende Schöne, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie schon eine verheiratete Frau war, die aber in ihrer jugendfrischen Blüte Kinder für die himmlische Hebe selber gehalten hätten, nahte sich zufällig dieser Stelle. Beim Suchen von Waldblumen, sich hier und dort niederbeugend, war sie in die Nähe des Schläfers gekommen, nur von dem Gedanken an den einen erfüllt, für welchen sie den Kranz bestimmt hatte. So geschah es, daß ihre Begleitung, zwei Sklavinnen, unten am Abhange in geringer Entfernung von ihr zurückblieben, mit derselben angenehmen Arbeit beschäftigt.

Digitized by Google

Hin und wieder ertönte durch die Stille ein lachendes Scherzwort, das jedoch den Schläfer nicht erweckte.

So war die Schöne zu dem Rastorte des Jünglings gelangt. Zufällig aufblickend, erschrak sie. Dann aber wendete sie sich um, legte den Zeigefinger der Rechten an den rosigen Mund und gab den Mägden Winke, leise behutsam näher zu kommen.

Neben ihr standen nun die beiden, echte Lakonerinnen in groben, kurzen Gewandungen, welche kaum bis zu den Knieen hinabreichten. Lange aber betrachtete die jugendliche Herrin den seltsamen Fremdling.

Und wie er so freundlich hold dalag, die Hände gleich einem Pfühl unter dem goldig leuchtenden Haupte, die Lippen halb geöffnet, so daß die „lachenden" Zähne sichtbar wurden, während das Himation die Brust nur halb umhüllte, da erfaßte plötzlich ihre kindlich wildfrohe Seele ein übermütiger, toller Gedanke.

Dem Aufblitzen dieses Gedankens folgte ebenso rasch die Ausführung desselben: sie beugte sich über den schlummernden Sänger und küßte ihm herzhaft die frischen Lippen.

Der Jonier schlug die noch traumestrunkenen Augen auf; in ihnen blieb wohl das schöne Nachbild eines himmlischen Kopfes mit leuchtenden Augen haften; doch als er den Traum ganz von sich geschüttelt hatte, wie die Olive im Windhauch ihre lieblichen Blüten, als er aufsprang und nach allen Seiten lebhaft erregt umherspähte, da waren die drei gleich scheuen Rehen längst in die Tiefe der dunklen Waldnacht hinabgeschwunden.

Kleonymos hätte auch dieses für ein Gaukelspiel seiner Träume gehalten; allein der eigene Mund und ein seltsam würziger, sein Antlitz unsichtbar umschwebender Blumenduft sagten ihm gleichsam, daß Traum und Leben noch immer ihre feste Grenzmauer haben. Und da er an das Treiben von Nymphen in Schluchten und Thälern und bei waldheimlichen Quellen nicht mehr recht glaubte, obwohl er nicht fern war dem arkadischen Berglande, wo nach den glaubwürdigsten Versicherungen der Hirtenknaben und -Mädchen der große Pan und die Nymphen noch immer mit ihrem Lachen die Höhen und Thäler erfüllen sollten, so wuchs seine Aufregung, seine Neugier über das ihm unerklärliche Wunder.

Reisehut und Saitenspiel aufraffend, machte er sich rüstig wieder auf den Weg; bald erreichte er das Landhaus des neu erworbenen Gastfreundes und Bewunderers.

Unterwegs aber, in seiner mühelos gestaltenden Seele, erblühte ihm schon ein Liebesidyll, wie es sich der Sänger von Chios nicht schöner hätte ersinnen und ausmalen können. Noch manchesmal schloß er im Gehen die Augen, und lebendig trat dann wieder vor seinen Geist ein sonnig heiteres, schier kindlich lächelndes Antlitz.

Hui, beim Apollon! Das war nur eine Steineiche! sagte er einmal heftig zurückprallend und die Augen wieder öffnend. Er rieb sich die Stirn und suchte die Mitte des schmalen, thalwärts niederführenden Waldwegs von neuem, indem er ausrief:

Digitized by Google

„Du schöne, geheimnisvolle Fremde mit den schönen, küssenswerten Lippen, ich werde dich suchen, ich werde dich finden, und sollt' ich wandern bis Thule! Nicht umsonst, nicht ungestraft sollst du die Glut eines Dichterherzens geschürt haben!"

Den schmalen Waldweg weiter niederschreitend, sah er bald vor sich ein umfangreiches Gehöft liegen. Beim Anblicke desselben glaubte er sich in die Zeiten seines göttlichen Meisters zurückversetzt: so blühte wohl auch der Landsitz jener Helden, die einst vom Peloponnesos und von den Inseln umher gegen Ilios ausgezogen waren; so wohnte wohl auch der greise Laertes, die Zurückkunft seines Sohnes, des Vieldulders Odysseus, erwartend.

Kleonymos betrat das Gehöft. Aus einem Stall gerade kam ihm der junge Lakratidas entgegen; mit Mühe hielt er einen gewaltigen, wolfsähnlichen Hund zurück, der durchaus an dem Fremdling entweder die Stärke seiner Beinmuskeln oder die Kraft der eigenen Zähne erproben wollte.

Herzlich begrüßten sich die beiden; einige Knechte, die bei einem Brunnen standen, schauten blöde drein: wie ein himmlisches Wesen erschien ihnen der schlanke Fremdling in seinem langwallenden Himation und mit dem Saitenspiel.

„Wie schön trifft es sich," rief Lakratidas erfreut aus, „daß du gerade jetzt gekommen bist. Schon sind drinnen einige Freunde beim Mahle versammelt mit ihren Frauen. Ich war eben hinaus und hierher in den Stall gegangen, um nach dem Befinden meines kranken Lieblingspferdes zu sehen.

Ja bei den Göttern!" seufzte er leiser, „wenn alle Spartaner wie ich dächten und lebten, Lakedaimon stünde nicht bloß da als erzstarrende Kriegerin, sondern auch als Schirmherrin und Pflegerin des Schönen wie heute drüben Athen. Einen großen lyrischen Sänger haben wir am Ende gehabt; und er war noch ein Ausländer aus euren Gegenden — doch wie lange ist das nicht schon her! Pindaros aber und die andern hinter ihm stehenden Sangesgenossen singen wohl dorisch, allein ihr Herz und Auge bleibt nach dem „veilchenbekränzten" Athen gerichtet. Jedoch es ziemt sich nicht für einen Spartaner, zu seufzen, wo er sich in das Unabänderliche fügen muß. Komm und folge mir und erfreue uns diesen Abend mit deiner göttlichen Kunst, du beneidenswerte, himmelsbegnadete Seele!"

Lakratidas führte ihn durch einen geräumigen, halb dunklen Gang zu einer mächtigen Halle.

Dem Jonier war zu Mute, als wandelte er in Zeiten und Räumen, wo Agamemnon noch lebte, wo die Phäakenfürstin Arete mit ihrer Tochter Nausikaa noch saß am Herde des Hauses, ehrwürdig und liebreizend anzuschauen.

Die anwesenden Männer und Frauen erhoben sich; vor ihnen allen ging das junge Weib des Lakratidas, Dione, dem Sänger entgegen.

Während der Spartaner den Anwesenden Stand und Namen seines jonischen Gastfreundes angab und auch erzählte, was er mit eigenen Ohren von dessen wundersamer Kunstfertigkeit vernommen, entzing ihm die Verwirrung, welche sich in diesem Augenblicke seines schönen Weibes sowie des Kleonymos bemächtigte.

Beide erkannten sich wieder.

Digitized by Google

Der harmlose Wanderer, welchem Dione in ihrem Leben nie wieder zu begegnen vermeinte, stand nun vor ihr, um als Gastfreund ihres Gatten zwei, drei Tage oder noch länger unter demselben Dache mit ihr zu verweilen.

Und seltsam! gar nicht mehr so liebenswürdig wollte ihr jetzt der Sänger erscheinen wie vordem unter freiem Himmel auf der blumigen Waldwiese. Seine Nähe wurde ihr mehr peinigend, beengend als angenehm.

Indessen jede Herzbeklemmung verging ihr allmählich bei dem stattfindenden Festmahle, während sie neben ihrem jugendlichen, geliebten Gatten aufrecht dasaß. Sorgloses Geplauder und heitere Scherze wechselten miteinander.

Der Jonier, der zum ersten Male dorischen Boden unter sich fühlte, erstaunte über das freie, ungezwungene und doch stets maßvoll vornehme Gebahren dieser meist noch jugendlichen Frauenschönheiten; wann die Männer redeten, legten auch sie ihr kluges Wörtlein mit hinein in die Wagschale und berichteten auch von den eigenen Mädchenjahren, wo sie wie die spartanischen Jünglinge geschwommen, geturnt hätten und mit einander um die Wette gelaufen.

Und sie ihrerseits lachten verwundert und schüttelten die Köpfe, als sie vernahmen, wie drüben auf jonischem Festlande, wo sich die Menschen um vieles freier und fortgeschrittener bedünkten, die Frauen gleich gefangenen Vögeln im Käfig gehalten und wenig geachtet würden.

Kleonymos gab seiner Freude offenen Ausdruck, hier gleichsam die Lebenszustände noch so vorzufinden, wie sie in der Odyssee zu lesen wären. Er hätte selber in manchen leichtbeflügelten Spottcholiamben von der Sandalenherrschaft der spartanischen Frauen gesungen, und nun — o wie beneidenswert erschienen ihm die Männer solcher Frauen.

Das Mahl war beendet. Wenn auch Kleonymos den Wein von Thasos, von Lesbos oder die Blume von Chios vermißte, so behagte ihm doch heute ausnahmsweise der etwas herbe, namenlose Landwein nicht minder. Den Grund dafür wußte er, der sonst in Trank und Speise wählerisch war wie ein Böotier, sich leicht zu erklären.

Dann aber, ohne erst dem Zwange vieler Schmeichelworte und Bitten zu folgen, begann der junge Jonier vor den ihm rasch liebgewordenen Menschen etwas von seinem Können vorzutragen.

Er versetzte diese in ihren Ansprüchen immerhin sehr bescheidenen Gemüter durch seine Vorträge gleichsam auf ein neues Gefilde der Seligen. Derartiges hatten sie noch niemals vernommen. Wohl kannten auch sie das Lied vom Odysseus; allein erst der Kunstfertigkeit des Rhapsoden gelang es, durch seiner Worte melodisch klingendes Auf- und Niederwogen in lebendig leuchtenden Farben eine vergangene Zeit in den Seelen der Anwesenden so licht zu gestalten, daß sie wähnten, der Schleier von Jahrhunderten könnte noch gar nicht zwischen ihnen und den großen Schatten liegen, sondern diese Herrlichen müßten alle noch leben.

Aber Kleonymos sprach und sang auch Verse, die er selber geschaffen hatte, mehr Eingebungen, welche ihm die Muse auf seinen Wanderfahrten spendete,

Digitized by Google

flüchtige Herzensergüsse, als wohlgefeilte, kunstvolle Strophengebäude jener Art, die wie die pindarischen Siegesgesänge stolzen Palästen gleichen.

Nicht ohne Absicht trug er eine Ode voll schwermütiger Stimmung vor, welche ihn, den lebensfrohen Hellenen und zumal den Jonier, nur selten ergriff, die aber trotzdem gleichsam den dunklen Untergrund all' seiner Lust am flüchtig schönen Dasein bildete; und wegen dieses elegischen Charakters gefiel das Gedicht den harmlos glücklichen Menschen besonders, denen, auf rasch vergängliche Augenblicke, unser Poet wie ein besonders heiliges Wesen erschien, Mitleid, Staunen, Liebe und Ehrfurcht erweckend.

Und wer war Kleonymos? Ein wandernder Rhapsode, ein Dichter, wie es deren zu hunderten gab, ein gaukelnder Schmetterling, dessen Tod kein Volk eine Thräne nachweint, morgen vergessen, als hätte er nie, niemals gelebt. Und er sang:

Wohl freu' ich mich des rosigen Ätherhauchs,
Der mich umfließt und heißere Glut entfacht,
Daß heut' ich wild und lustbegeistert
Stürz' in die Wirbel des Tagesstromes;

Und daß ich kampfmatt wieder am and'ren Tag
Das Herz erheb' am Schönen, das lichtbeseelt
In Tönen, Marmor oder Farben
Klingt und erschimmert, ein Höchstes deutend.

Doch Stunden nah'n, wo traurig und dumpf sich beugt
So wolkenschwer die Stirn, von des Todes Weh'n
Umspielt: so schön des Hades Stille,
Keinen erhebt sie! — Und ob er in sich

Auch trägt den ahnungsvollen, den schönen Trost,
Daß weiter lebt, was ewiges in ihm glüht:
Ach, nimmer sind's dieselben Augen,
Drinnen das Ewige weiter leuchtet!

„Und ein Mann aus jonischen Landen weiß nicht auch etwas von der Liebe zu singen?" fragte ihn eine der anwesenden jüngeren Frauen, indem sie ihm bei ihren Worten freundlich offen ins Antlitz schaute. Kleonymos sang ein Lied, dessen Inhalt er vor Jahren einmal schmerzlich durcherlebt hatte — doch wo war diese Regung geblieben, oder schien sie neu erwacht beim Anblick der Frau seines Gastfreundes?

Vor Jahren, ach vor Jahren dich liebend seh'n,
Und mehr denn willig unter der Hera Joch
Sich beugen, ha, da wär's derselbe
Wonnegedanke der Lust gewesen.

In and're Strömung, nimmer gewollt von mir,
Geriet das Fahrzeug unter der schwanken Hand,
Wenn auch die Nacht, die rings heranwogt,
Nimmer das innere Licht verdunkelt.

In stiller Wehmut denk' ich der alten Zeit.
Und doch und dennoch, liebliche Blüte du
Am Lebensfrühling, neidlos will ich
Sehen den einen, der — deiner unwert!

Heiterer erklang das folgende, das mehr den Männern behagte:

Rosig beflügelte Skolien schlummern
Tief mir im Herzen so viele beisammen,
Atmen so ruhig wie blühende Kinder
Stumm in den Armen des Morpheus.

Aber da naht sich im lärmenden Reigen
Bakchos, ihm folgt noch so süß Kytheraia,
Lassen sich nieder zum Mahl auf die Pfühle,
Sieh', und der himmlische Eros

Pocht an die Pforte des Herzens so schelmisch,
Hei, und vom Schlummer erwachen die kleinen,
Rosig beflügelten Lieder und jauchzen:
Bakchos! Io! Kytheraia! —

Kleonymos ruhte seinem Gastgeber gerade gegenüber, zu dessen Seite Dione aufrecht saß. Denn also begehrte er es, freundlich bittend in eigensinniger Künstlerlaune, und so hatte er gewissermaßen als Zielpunkt vor sich die schönen Augensterne des Weibes. Diese verdienten auch eine solche Bevorzugung. Sie waren von einem eigentümlich sanft leuchtenden Glanze; das waren keine Augen mehr, ein nichtssagender, leer gewordener Name, das waren „Lichter", die seelenvoll und kindlich hold aus dem Unschuldsköpfchen herausschimmerten. Diese Augen spendeten ihm all' das schöne und notwendige Feuer der Begeisterung, ohne daß es einer der Anwesenden bemerken konnte.

Zunächst war es der schönen Dione ein wenig unerträglich, daß der Fremdling unverwandt mit seinen strahlenden Augen zu ihr hinüberblickte; dennoch ertrug sie es. Da er aber durchaus nicht zum Estrich niederschaute, so oft sie seine starrenden Blicke aushielt, ergab sie sich bald heimlich lächelnd dem Gedanken, daß er in seiner „göttlichen Begeisterung" sie selber, das doch in seinen Augen bescheidene Erdengeschöpf, kaum bemerkte, daß es nur eitle Einbildung ihrerseits wäre, wenn sie meinte, von ihm angesehen zu werden: welch' Irrtum ihrer bescheidenen Gesinnungsweise! War er wirklich so erhaben? Welche Augen würde sie wohl machen, wenn sie hätte sehen müssen, wie ein Pindaros und andre gefeierte Dichtergrößen diesen bescheidenen Sangesbruder kaum eines Grußes gewürdigt!

Und wieder — konnte denn ein wohlgebildeter, freier Hellene so maßlos frech sein, in Gegenwart des Gatten auf sein Weib todeswürdige Blicke zu senden? Wer weiß, was er bei seinen Vorträgen schaute, sie gewiß nicht, sondern vielleicht all' die Gegenden und Gestalten, von denen er sprach mit seiner berückend schmeichelnden Stimme.

Digitized by Google

Des Nachdenkens wert erschien die gesungene Liebesode des jonischen Rhapsoden. Trotzdem sang er ihr diese zu fließend, wenn auch gefühlvoll, herunter, als daß sie das Lied für eine augenblickliche Eingebung der Muse hätte halten sollen. War dies aber in der That der Fall, dann mußte das Sinnen und Begehren des fremden Sängers ausnehmend kühn genannt werden.

So dachte sie hin und her, ohne mit ihren Erwägungen zu Ende, zur Klärung zu gelangen.

Bis spät in die Nacht hinein blieb noch die heitere Gesellschaft beisammen. Wenngleich mancher der Anwesenden sein Geschlecht bis zu dem Helden Herakles hinaufleitete, womit er vor seinen Stammesgenossen stolz zu prunken pflegte: in diesem Augenblicke, in Gegenwart eines götterbegnadeten Sängers — und das blieb Kleonymos, trotzdem ein attischer Komödiendichter wie Kratinos ihn sicherlich nur als einen lyrischen Anonymos verspottet hätte — da erschienen sich diese trefflichen, bescheidenen Landbewohner trotz ihrer Geburt klein und ärmlich: sie waren eben keine Barbaren, sondern empfanden als Hellenen . . .

Der schöne, hochgewachsene Fremdling aber mußte dem kunstbegeisterten Lakratidas versprechen, noch länger als zwei Tage unter seinem friedlichen Dache zu verweilen, was dieser mit größerer Freude annahm, als er sich merken ließ.

Die Gäste hatten sich schon verabschiedet. Die beiden Gatten, Lakratidas selber mit einer leuchtenden Fackel voran, geleiteten Kleonymos nach einem Gemache, das ihm zum Aufenthalt bestimmt war.

Nachdem sich die jugendliche Hausfrau noch einmal überzeugt hatte, daß die Mägde nichts versäumt, was zur Behaglichkeit des Gastfreundes dienen konnte, wünschte ihm das Ehepaar, auf der Schwelle stehend, einen göttergesegneten Schlummer.

Kleonymos stand allein in dem nur spärlich erleuchteten Gemache. Sein Antlitz glühte. Durch seine Glieder lief ein Rauschen und Zittern. Er warf sich aufs Lager; allein erst mit der heraufsteigenden Morgenröte fand er den erquickenden, „gliederlösenden" Schlummer.

Beim Frühmahl trafen die drei wieder zusammen.

Es entging der jungen Frau nicht, daß sich in dem Gebahren des Sängers schon eine gewisse Vertraulichkeit zeigte, die *sie* — noch nicht verdient hatte; seine verklärt glänzenden Augen schienen ihr mehr sagen zu wollen, als sie vermochten oder auch durften. Sie grollte schon im stillen; dennoch vermied sie fürs erste, von jener harmlos tollen Ausführung eines flüchtigen, ihr selber nun beinahe unbegreiflichen Einfalls ein Wort zu verlieren; sie hoffte, bald und gelegentlich ihrem Manne unter vier Augen ihr Waldabenteuer zu berichten, — wann der Gast wieder sich entfernt hätte.

Lakratidas fragte den Sänger, ob er sich vielleicht an einem kleinen, aufregenden Jagdvergnügen beteiligen wollte; seine Nachbarn vom gestrigen Abend würden binnen kurzer Zeit eintreffen; deren Frauen sowie seine eigene würden dem Jagdzuge beiwohnen.

Digitized by Google

„Du lächelst und bist am Ende darüber verwundert?“ sprach Lakratidas; „bei der lakedaimonischen Aphrodite, unsre Weiber sind stark wie die jonischen Männer, und ich hoffe, sie sind nicht minder anmutig und liebenswürdig als eure jonischen Schönen.“

„Bei der Kypris!“ rief Kleonymos begeistert aus, „das sind sie. Ja, ich gebe ihnen den Preis sogar vor allen Frauen in Hellas. Nicht Sage ist mehr, was ich von ihnen gehört habe.“

Dione schwieg und blickte zum Estrich nieder; kein Schmeichelwort des Dankes kam von ihren Lippen.

„Bedenke doch,“ entgegnete lachend der junge Spartiate, ohne die Teilnahmlosigkeit seines Weibes zu bemerken, „bedenke, daß auf unsrer Agora zu Sparta eine „kriegerische Aphrodite“ steht. So sind unsre Mädchen, so auch unsre Frauen.“

Man sieht, der junge Spartiate meinte es gut mit seinem Trachten nach attischer Feinheit und Liebenswürdigkeit; und doch empfand seine Frau, daß er des Guten zu viel that.

„Und in dieser Freiheit“ — wollte der Jonier fortfahren, als der junge Spartaner ihn unterbrach und mit feierlichem Ernste, fast würdevoll wie ein eleusinischer Priester sagte:

„Und in dieser Freiheit wurzelt ihre sittliche Größe. Roh, rauh, ungebildet mögen wir dem jonischen Stamme, zumal den Athenern erscheinen, die wir hier hinter den Bergen hausen,

„Das unter des Taygetos' Abhang wohnende Volk“,

wie der Sänger von Theben sagt. Doch ich glaube, daß wir ein wenig besser sind, daß wir zugleich ein wenig Mark haben, welches dafür sorgt, daß, so lange Sparta atmet, auch Hellas nie Barbarenhand erliegen kann. Unsern Frauen aber gebührt vor allen der Dank, welche unsre Kinder zu solchen Jünglingen, zu solchen Männern heranziehen!“

Und Frau Dione?

Sie kannte ihren Gatten, unterbrach das Gespräch, das ihrem natürlichen Sinne nicht recht zusagte, und verabschiedete sich mit dem Vorwande, sich zur Jagd bereit zu machen.

Lakratidas gab seinem Gaste die Freiheit, daheim zu bleiben, falls er es wünschte, und sich wie den Herrn der Besitzung anzusehen, wenn es ihm bei mangelnder Übung und Ausdauer etwa nicht behagen sollte, sich den Anstrengungen und Fährnissen eines dorischen Jagdzuges auszusetzen.

Und Kleonymos?

Er beschloß daheim zu bleiben. Er schützte Ermüdung vor, als Folgen des vorangegangenen Tages; in Wahrheit wollte er in der Einsamkeit seinen gefährlichen Träumen nachhangen, wie er am leichtesten in wenig auffallender Weise das Herz des schönen Weibes an sich fesseln könnte, gleich einem andern Paris aus sonniger Ferne in diese ländliche Stille gekommen. Denn es war für ihn so klar wie des Äthers Bläue, so durchsichtig wie der Grund eines Gebirgs-

Digitized by Google

bächleins, daß ihn Dione ebenso glühend lieben müßte, als er zu ihr von thörichter, sinnumnebelnder Leidenschaft entflammt war — wie hätte sie es sonst gewagt, ihn auf blumiger Waldwiese unter freiem Himmel in der Einsamkeit zu küssen?

Kleonymos besaß kein Fünkchen von Anlage zum dramatischen Dichter: er sah Menschen und Dinge stets in dem Zauberspiegel seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen, er war eben nur ein lyrischer Poet und Sänger.

Und diese undankbare, leicht entzündliche Künstlerseele hatte so gar keine Augen für die innig zarte Seelengemeinschaft der beiden jugendlichen Gatten, die sich freilich vor den Blicken der Menschen verbarg, wie es Sitte und Anstand erforderten.

Eine Stunde lang war Kleonymos schon sich selber überlassen; das Saitenspiel im Arme, im langwallenden Himation, mit seiner an den im Silenenzuge einherziehenden Dionysos gemahnenden Erscheinung kaum hinein passend in diese schier bäuerliche Umgebung: so schritt er einem parkähnlichen Plätzchen zu; auf einer Bank unter weitschattender Steineiche wollte er sich niederlassen, sich hier von Herzen auszusingen und zu schwelgen in den Vorahnungen himmlischer Erdenwonnen.

Als er näher hinzu kam, blieb er plötzlich wie zaubergebannt stehen: im duftfrischen Grün unfern der Bank bei einem plaudergeschwätzigen Quell zwischen blau und gelb blühenden Blumen saß die schöne Dione in anmutstrahlendem Reize; neben ihr ruhte der Länge nach hingestreckt Lakratidas, das Haupt auf die Hände gestützt, die Ellenbogen im Grase, mit den Augen zu ihr hinaufschauend: im Haare trug er einen längst welk gewordenen Waldblumenkranz.

Das Ehepaar erschrak nicht, als es den nahenden Gastfreund erblickte; ein freundlich bedeutungsvolles Lächeln zog über das Antlitz des Gatten beim Anschauen des hohen Joniers, dessen Erscheinung ihn unwillkürlich an den himmlischen Führer des Musenreigens erinnerte. Und wieder mußte er lächeln: hatte ihm doch soeben sein Weib in kindlicher Offenheit, voll schalkhafter Laune im Erzählen, vom Waldabenteuer des gestrigen Tages berichtet. Freundlich mit dem Finger drohte Lakratidas und küßte ihr die Stirn und die frischen Lippen. Als sie ihm ihren Argwohn wegen des Gastfreundes bekannte, ereiferte er sich zwar gegen eine solche ruchlose Undankbarkeit eines Künstlergemütes; im geheimen aber traute er der Klugheit seiner Frau und wünschte selber, den hochgeschätzten und liebgewordenen Fremdling um seiner selbst willen auf edle Weise wieder aus dem Hause zu haben. Hatten doch sogar die Himmlischen vor Zeiten die Gastfreundschaft bei irdischen Wesen mehr als einmal schnöde mißbraucht. Und beanspruchten nicht oft die Künstler, etwas den Göttern Ähnliches oder Verwandtes zu sein, mehr Rechte auf Entschuldigung zu haben als ihre Brüder, die sogenannten gewöhnlichen Sterblichen? Wiederum trieb ihn die Neugier, abzuwarten und zu sehen, ob der Argwohn seines Weibes auf festem Grunde ruhte. Das plötzliche Erschrecken aber des Sängers war sicherlich nur der unerwarteten Begegnung zuzuschreiben.

Digitized by Google

Lakratidas bat, ohne sich von dem wohligen Platze zu Füßen seines geliebten Weibes zu erheben, den Kleonymos, näher heranzutreten und ihnen einmal — sie wären ja für sich und allein — ein seeledurchflammendes Liebeslied des lesbischen Sängers und Kampfeshelden vorzutragen.

Entzückt, taumelbegeistert erschien Kleonymos von diesem geäußerten Wunsche. Und aufwärts ragend im Schattendunkel der mächtigen Steineiche, derart, daß gerade sein Antlitz von flutenden Sonnenlichtschimmern verklärt wurde, um die schlank aufblühenden Glieder das schneeweiß niederfallende Himation, das goldlockige Haar, leuchtend in üppiger Fülle und weichem Glanze, das Saitenspiel in der Linken, — so stand er da vor dem im tiefsten Schatten auf dem Boden sitzenden Weibe und dem ihr zu Füßen liegenden Gatten; so sang er, selber von der Gewalt des Eros dämonisch ergriffen, eine Liebesode des Alkaios. Und hinriß er durch die Macht seines von der eigenen Leidenschaft durchglühten Gesanges die beiden, und sie drückten sich öfter voll inniger Glut heimlich liebkosend die Hände; als aber der Jonier geendet hatte, sahen die beiden zu Boden ins duftige, blumenprangende Grün, jeder für sich, nachdenklich, sehr nachdenklich geworden.

Sodann erhoben sie sich und dankten ihm, wie es schien, voll warmer Rührung.

Wenige Stunden später befanden sich Lakratidas und Dione samt ihren Nachbarn und Nachbarinnen im nahen Gebirge, um der Spur eines aufgescheuchten Ebers zu folgen.

Kleonymos saß indessen auf dem Bänkchen unter der weitschattenden Steineiche, das Saitenspiel neben sich, das rechte Bein über das linke geschlagen, und las wieder und wieder von neuem ein Täfelchen, das folgende Botschaft enthielt:

„O Herr und schöner Fremdling! ich, eine schlichte Sklavin, habe gestern Abend deinen zaubergewaltigen Gesang mit angehört. Wie ein Gott bist du mir erschienen. Und ich mag es nicht erleben, daß dich Menschen kränken und verletzen sollten. Flieh heimlich auf der Stelle aus diesem Hause schnöder Undankbarkeit. Derjenige, welcher sich deinen Gastfreund nennt, hat wohl die liebeglühenden Blicke beachtet, die du während deiner Vorträge seinem Weibe zugeworfen hast. Erst vor weniger Zeit kam es zwischen beiden zu Zank und Hader. Er ist eifersüchtig. Es scheint, als ob auch du, goldlockiger Enkel Apollons, sein Weib schon irgendwo einmal gesehen hast. Lug ist sein Lächeln. Er haßt dich, wie der Maulwurf das Licht. Drum fliehe, willst du nicht seiner heimtückischen Grausamkeit erliegen; denn bedenke, daß du mit Spartanern zu thun hast. Von meiner Herrin Dione aber habe ich selber vernommen, aus ihrem eigenen Munde, ich rufe die Unterirdischen zu Zeugen an für die Wahrheit meiner Worte, daß sie wohl deine Kunstfertigkeit zu schätzen wüßte, daß du selber ihr jedoch zu weichlich, weibisch erschienest, daß sie eine heimliche, unwiderstehliche Abneigung gegen dich empfände. Drum flieh, Kleonymos, vermeide das dorische Kurzschwert und danke den Göttern, wenn du deine Heimat wieder begrüßest und deinen jonischen Himmel!"

Digitized by Google

So stand auf dem Täfelchen zu lesen. Und so sollte eine „schlichte" Magd geschrieben haben? Unmöglich. Gewiß ein guter Freund des Lakratidas, angestachelt von seiner scharfblickenden, neidischen Frau — Kleonymos lächelte dabei über seine eigene Schlauheit. — Hatte ihm Dione nicht auf der Waldwiese einen Kuß gegeben? Wer aber unter dem Lichte küßt denjenigen, gegen den er angeblich eine heimliche, unwiderstehliche Abneigung empfindet? Kleonymos lächelte wieder über die vermeintliche Folgerichtigkeit seiner Schlüsse und bewies damit nur, daß er zum leidenschaftslosen Beobachter fremder Menschenherzen keine Anlagen besaß.

Seine angeborene, leichtsinnige Sinnesart besiegte bald die Furcht vor den Schatten ihm drohender Gefahren. Er beschloß geruhig abzuwarten. Im stillen vertraute er auf sich und die Gunst der Himmlischen, die ihm bisher noch nie ihre Huld entzogen hatten.

Im ersten Augenblicke war er sogar gewillt, seinem Freunde offen das Täfelchen zu zeigen. Allein er besann sich wieder. Er mochte Dione nicht unnötige Verlegenheiten bereiten, wie er wähnte.

Kleonymos blieb, und seine thörichte Liebesleidenschaft zu dem schönen Weibe des Lakratidas stieg, wuchs um so mächtiger, als Dione fern war und seine heiß erregte Phantasie sich nur mit ihrem Nachbilde beschäftigen konnte.

Der Abend nahte. Wiederkehrten die Gäste, wieder auch Lakratidas und Dione. Beide begrüßten den Sänger aufs freundschaftlichste; wohl wußten sie die Verwunderung ihrer Herzen zu bergen, Kleonymos noch immer im Hause anzutreffen, trotz des Schreibens, das auf ihre Veranlassung durch eine treue, verschwiegene Sklavin ihm in die Hände gespielt worden war.

Der junge Spartiate hielt es nun für geraten, die Augen offen zu halten. Er zürnte dem jonischen Fremdling zwar nicht, denn er war zu gutmütig und milde gegen alle Schwächen edler Menschen geartet und war sich der Zuneigung seines Weibes sicher; aber in seinem Edelmut wollte er doch um jeden Preis demjenigen, für den er innige Hochachtung empfand, jegliche kränkende Demütigung ersparen. Da er aber den Gastfreund gebeten hatte, mehrere Tage bei ihm zu verweilen, und da jetzt die harmlose List mit dem Zustecken des Täfelchens mißglückt war, so fand Lakratidas nichts, wodurch er den Freund, ohne ihn zu beleidigen, wieder aus dem Hause entfernen konnte. „Wohlan," sprach er im stillen gutmütig besorgt und den glücklichen Ausgang der Fügung der Himmlischen überlassend, „wer weiß, auf welche Weise Kleonymos selber von seiner mehr als flüchtigen Krankheit gesunden wird. O Menschenwesen, von den Göttern so tausendfach herrlich begnadet, an Leib und Seele und Geist, wie leicht zerbrechlich sind doch die Stützen, auf denen du ruhst!"

Allein kühner in seinen verhüllenden Wünschen wurde der Jonier. Nichts aus den Gesängen Homers trug er diesen Abend zur Unterhaltung der Gäste vor, sondern er sang mit seiner hellklingenden Stimme eine Reihe von Liedern des Alkaios, Bakchylides, Simonides und der Sappho — sich selber, den Lyriker Kleonymos, vergaß er natürlich auch nicht.

Digitized by Google

Lakratidas, seine Freunde und deren Frauen schienen hingerissen, gerührt; einige vergossen sogar Thränen; da aber sprach Dione:

„O Kleonymos, uns wert und lieb gewordener Gastfreund aus fernem, jonischem Lande, schön mag sein und bezaubernd, was du uns gesungen hast. Ja, es ist schön und wirkt bezaubernd, aber nur für — Männer und unverheiratete Mädchen! Uns Frauen gefällt derartiges nur wenig noch oder nicht mehr, wir hören lieber von der ausharrenden Treue der Penelope oder vom Abschiede des Hektor von der Andromache und seinem kleinen Astyanax. Haben wir doch den einen, den einzigen gefunden, welcher uns alles geworden ist, was wir erhofften und träumten."

Ihr Gemahl hatte bei diesen Worten sein Haupt ein wenig nach hinten über gebeugt; und gerade so wie auf der blumigen Waldwiese neigte sich Dione nun hastig über das Antlitz des Gatten und küßte ihm den Mund; eine andre Glut als die an dem bedeutungsvollen Tage war es, von der sie jetzt beseelt wurde.

Nachdem sie rasch wieder das Antlitz von ihm gewendet hatte, lächelten beide bedeutungsvoll, während keiner der Anwesenden darin etwas Besonderes und Auffälliges fand.

Sowie sich aber die Nachbarn entfernt hatten und das Ehepaar mit dem jonischen Rhapsoden allein war, stand Dione plötzlich von ihrem Sessel auf und schritt gerade auf Kleonymos zu: sie küßte ihm in Gegenwart ihres Lakratidas zum zweiten und letzten Male den Mund. Rasch trat sie dann zurück. Liebreizend lächelnd und dennoch voll unaussprechlichen Reizes, begann sie zu reden:

„O Kleonymos, du hast heute ein seltsames Schreiben erhalten. Blicke nicht verwirrt zum Estrich nieder! Des Menschen schönstes Recht ist Verzeihen. Und wer es annimmt, braucht nicht immer zu erröten. So weh es mir und meinem Gatten that, so hofften wir doch, durch diese List dir meinen Anblick zu entziehen. So sollte jede Kränkung unmöglich werden, die du dir vielleicht durch eine kühne Unbesonnenheit zuziehen konntest. Wir sehen ein, daß der allgewaltige Eros die Herzen der Menschen blind macht. Ohne darüber zu forschen, weshalb dem so ist, halten wir uns an die Stimme in unserm Herzen, die uns noch stärker und mächtiger erscheint: und diese heißt die Stimme der Pflicht. Du zogst es vor zu bleiben, ohne unsern heimlichen, freundlich gemeinten, nur aus Mitleid mit dir ausgeführten Plan zu befolgen. Eros macht eben den Blinden noch blinder. Du hast vorher gesehen, wie ich meinen Ehegemahl küßte gerade so wie dich gestern auf der blumigen Waldwiese: mein guter Lakratidas weiß schon, wie soll ich es nennen, von meinem Anfall kindlich übermütiger Laune. Jetzt aber küßte ich dich in Gegenwart meines Gatten, um dich wieder an dich selbst und dein göttliches Herz zu erinnern, in welchem nicht bloß die Lust am Schönen wohnt, sondern auch als Kern des Schönen der Drang zum Guten und Wahren.

O nie zu vergessender Fremdling, nimm diesen Goldschmuck aus meiner Hand und diese goldene Kylix von seiten meines Mannes als Dank, als Gast-

Digitized by Google

geschenk und Erinnerungspfand! Nun laßt uns scheiden, scheiden für immer und in der Ferne uns gegenseitig die Achtung wahrer, unerschütterlicher Freundschaft bewahren. Wir selbst wollen dir noch auf der Stelle das Geleite bis zum nächsten Orte geben. Schön, mondhell und warm ist die Nacht."

Das war auch — lakonisch gesprochen!

Kleonymos erwachte wie aus schwerem Angsttraum. Lange schaute er zum Estriche des Gemaches nieder, als hätte er die Sprache verloren. Zum Bewußtsein kam ihm seine grenzenlose Undankbarkeit, sein strafwürdiger, unverzeihlicher Leichtsinn. Thränen entstürzten seinen Augen. Er sank in die Kniee und bat um Vergebung für seine schnöde Gesinnung.

„Die sei dir gewährt!" entgegneten beide gerührt. Lakratidas hob ihn auf, küßte ihn und sprach:

„Liebster Freund, in solchen Lagen und Fährlichkeiten bedarf es keiner jonischen Weisheit. Auch wir wissen von heimlichen Gewalten, die oft stärker sind als unser edelstes Wollen. Die Gelegenheit ist eine furchtbare Göttin. Danken wir den Himmlischen, daß wir sie von der Schwelle unsres Hauses verscheuchen konnten. Wir bleiben und scheiden als Freunde!"

Kleonymos entgegnete:

„Mir soll euer heiliges Bild wie ein Paar funkelnder Himmelssterne ewig vor Augen schweben. Lebe wohl, o Dione! Dieser Kuß, welcher niedriges in meinem Herzen erwecken sollte, hat jegliches Trübe darin erstickt und das wahrhaft Göttliche darin wieder erweckt. Dich aber, Freund, preise ich um einen solchen Schatz, den du fürs Leben dir errungen hast. Glücklich mögt Ihr ferner dahinleben, dereinst von lachender Enkelschaar umblüht, die ehrfurchtsvoll zu euren Stirnen hinansieht, darauf heilige Liebe glänzt. Wo und wann ich aber auch mein wandermüdes Haupt dereinst zur ewigen Ruhe niederbetten möge, beim letzten Aufblick meiner erlöschenden Augen soll euer Bild, so wie ihr jetzt vor mir steht, lebendig in meiner Seele auftauchen, und meine letzten Worte sollen sein: Dank euch, ihr Trefflichen, daß ihr in dem Freunde des Schönen auch die Sehnsucht nach dem Edlen, den Drang nach dem Wahren erweckt und bewahrt habt!" —

Und bald darauf schritten die drei hinaus in die schöne, warme und mondhelle Nacht.

Digitized by Google

Aus Eduard Lasker's Nachlaß.

Sein Briefwechsel aus den Jahren 1870/71.

(Fortsetzung.)

Oetker an Lasker.[1])

Kassel, 21./11. 70.

Dank und Gruß, lieber College! Ob ich aber Ihrem und meinem Wunsche entsprechen kann, ist mir so zweifelhaft, daß ich fast fürchte, ich werde überhaupt nicht gleich Theil nehmen können. Der oft angerathene Winteraufenthalt im Süden ist zwar vor der Hand wieder aufgegeben; allein der Ruf nach Norden und Nordosten hat für meine Lungen und Schleimhäute auch nichts Lockendes. Namentlich seit einigen Tagen, wo ich mir im Ständehause eine Erkältung geholt. Ob wohl Bayern auch kurzathmig ist, nicht blos kurzsichtig? Sollte ich in den nächsten Sitzungen nicht erscheinen, so haben Sie wohl die Güte, meine Entschuldigung nach allen Richtungen zu übernehmen.

Freundschaftlichst Der Ihrige Fr. O.

Lasker an Elben.

(Original, durch die Güte des Herrn Dr. Elben).

Berlin, den 22. November 1870.

Lieber Freund,

Haben Sie Dank für die beschleunigten Mittheilungen; ich habe Ihre Nachrichten erwartet und die letzte im voraus hier bestätigt gefunden. Nur wie es mit Bayern wirklich steht, habe ich bis zu dieser Stunde nicht erfahren können, und ich fürchte, daß mit Absicht zurückgehalten wird. Nach zweifacher Richtung bin ich besorgt, daß Bayern doch noch aus der Gemeinschaft wegbleiben, oder daß sein Beitritt mit zu vielen dem Bunde schädlichen Einräumungen erkauft werden könnte; diese Gefahr ist nicht ausgeschlossen. Die wahrscheinlich mit Absicht ausgestreuten Widersprüche machen mich besorgt. Die Württemberger, unsere nunmehr vereinten Brüder, sind sehr nahe betheiligt, wie wir uns in der Berathung des Verfassungsentwurfes entscheiden auch in Betreff Bayerns. Es ist äußerst wichtig, daß Sie Vertrauensmänner schicken; kommen Sie persönlich, wenn Sie irgend dazu im Stande sind. Ich besorge sehr, daß Hölder und mancher andere Freund wegen Ihrer Wahlbewegung ganz unabkömmlich sein möchte. Telegraphiren Sie mir, ob Sie Vertrauensmänner schicken, wen und wann.

Herzlichen Gruß Ihr Lasker.

[1]) Oetker, Friedrich, geboren am 9. April 1809 in Rehren in Kurhessen, gestorben in Berlin am 17. Februar 1881. Als hervorragend liberaler Publizist hatte er sich in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Neuen Hessischen Zeitung" bei dem Ministerium Hassenpflug mißliebig gemacht, so daß er, um sich dessen Verfolgungen zu entziehen, ins Ausland flüchten mußte. Seit 1867 war Oetker ununterbrochen Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses und später des Reichstags, wo er der nationalliberalen Partei angehörte.

Digitized by Google

Lasker an Delbrück.

Berlin, den 22. November 1870.

Hochgeehrter Herr Minister.

So wohl von Außen eingegangene Nachrichten, wie die Durchlesung des Verfassungsentwurfes würden mir eine Rücksprache höchst wünschenswerth machen. Da Sie aber vermuthlich sehr beschäftigt sind, so würde ich Ihnen danken, wenn Sie mir gefälligst mittheilen wollten, ob und wann ich Sie im Laufe des heutigen Tages auf nur kurze Zeit in Anspruch nehmen dürfte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Euerer Excellenz ergebener

Lasker.

Elben an Lasker.

Verehrter Freund!

Gestern Abend habe ich Ihr Telegramm, heute früh von Hölder Ihren Brief erhalten.

Jetzt Stuttgart verlassen, ist mir im Interesse der Sache rein unmöglich. Wenn ich auch im eigenen Wahlbezirk (Böblingen) wenig Mühe habe, da dieser durch und durch national gesinnt ist, so kann ich eben jetzt nicht wohl von der Redaktion abwesend sein. Tag für Tag kommen eben kitzliche Sachen, für welche man auf dem Platz sein muß.

Gottlob macht ja unser Württemberg keinen Anstand mehr. Wir kennen den ganzen Vertrag und finden, daß nichts Wesentliches verlangt ist. Posten und Telegraphen wären wohl besser in einheitlicher Verwaltung, doch ist dies kein Grund zu Schwierigkeiten. Möge also der Reichstag immer genehmigen! Sorgen wir hier für Wahlen, welche die württembergische Ratification verbürgen.

Wir kommen heute nach Tisch zusammen; da wird sich zeigen, ob Einer bereit ist, nach Berlin zu gehen; ich zweifle aber, weil Alle mit der Wahl zu thun haben.

Herzlich der Ihrige.

Stuttgart, d. 28. November 1870. Dr. Otto Elben.

Telegramm. München, 23./11. 70.

Abgeordneter Lasker, Berlin.

Barth, Stenglein und ich ankommen dort morgen Mittag Hôtel England. Brief unterwegs. Schauß.

Barth an Lasker.

München, Abends 8 Uhr 22. November 70.

Lieber Freund!

In der Versammlung der hier wohnenden bayerischen Landtagsabgeordneten liberaler Farbe wurde beschlossen, daß v. Schauß und ich, Ihrer freundlichen Einladung folgend, nach Berlin gehen sollen. Wir gehen morgen Abends 7 Uhr via Eger ab und kommen also Donnerstag Mittags nach Berlin, wo wir im Hotel d'Angleterre Quartier nehmen. Zugleich wurde noch heute Abend nach

Digitized by Google

Erlangen geschrieben, daß auch das dortige Comite der Landesfortschrittspartei noch ein paar Deputirte senden soll. Hoffentlich kommt Marquardsen mit. Soviel in Eile, Alles Übrige mündlich.

Ihr M. Barth.

Hölder an Lasker.

Stuttgart, 28. November 1870.

Herrn Reichstags-Abgeordneten Lasker, Berlin.

Lieber Freund!

Ihrem Wunsche, daß zu den Berathungen des Reichstags einige Vertrauensmänner aus dem Kreise unserer hiesigen Freunde abgeordnet werden möchten, können wir zu unserem lebhaften Bedauern nicht entsprechen. Denn diejenigen, deren Anwesenheit in Berlin für Sie einigen Werth haben könnte, sind theils durch Berufsgeschäfte, theils durch die Wahl-Agitation unbedingt abgehalten.

Soweit das deutsche Einigungswerk von den Regierungen abhängt, ist dasselbe durch Abschluß der Verträge glücklich zu Stande gebracht, nachdem schließlich auch die Krisis am Württembergischen Hofe überwunden werden konnte. Wir bedauern, daß in Folge der abgeschlossenen Verträge die formellen Befugnisse der Central-Gewalt etwas abgeschwächt sind, nicht minder daß den süddeutschen Staaten in einigen nicht unerheblichen Punkten eine Sonderstellung gewährt ist, welche wir sicherlich nie in Anspruch genommen hätten. Ich kann mir denken, daß dies auch unsern Freunden im Reichstage zum Anstoß gereichen wird. Gleichwohl müssen wir dringend wünschen, daß von Seiten des Reichstags keine Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, daß er vielmehr rasch der Verfassung und den Verträgen zustimmt. Sind wir erst einmal bei einander, so werden sich Mittel und Wege zur Beseitigung etwaiger Mißstände schon rechtzeitig finden lassen. Bei der Unzuverlässigkeit der Höfe von Bayern und Württemberg und bei der, wenn auch momentan geschwächten, immerhin aber wohl zu beachtenden Stellung der antinationalen Parteien in diesen Staaten könnte jede Zögerung und jeder Abänderungsvorschlag Gefahr bringen und eine schlimme Krisis hervorrufen. Es gilt eben noch einmal, sich selbst zu überwinden, wie ja auch wir bei den bevorstehenden Wahlen mit einer Regierung zusammengehen müssen, deren hervorragende Mitglieder uns und die nationale Sache stets bekämpft haben. Ich hoffe, daß die bevorstehenden Wahlen uns mindestens ein halbes Dutzend Stimmen über die nothwendige Zweidrittel-Mehrheit bringen werden. Allein es ist die energischste Thätigkeit im Wahlkampf nothwendig, da die Ultramontanen und Volksparteiler sich gewaltig und in einer Weise rühren, die man vor zwei und drei Monaten nicht mehr erwartet hätte. Zudem ist nicht zu übersehen, daß sechs bis acht wesentlich katholische Bezirke zum Voraus verloren zu geben sind.

Wenn der neue Verfassungsentwurf und die Verträge mit den süddeutschen Staaten nebst Beilagen Ihnen gedruckt vorliegen, wäre es mir sehr lieb, ein Exemplar zugeschickt zu erhalten, da es unsere Minister der Vorsicht angemessen

Digitized by Google

erachten, vor der Wahl nur den wesentlichen Inhalt, nicht aber den Wortlaut zu veröffentlichen, um nicht durch letzteren, insbesondere durch die einzelnen Bestimmungen der Militär-Convention, den Gegnern eine willkommene Waffe in die Hand zu geben. In der Hoffnung einer baldigen Vollendung des deutschen Einigungswerkes grüßt Sie herzlich

Ihr ergebener Hölder.

Telegramm. Erlangen, 23./11. 70.

Reichstagsabgeordneter Lasker, Berlin.

Besorgen Sie mir morgen ein Telegramm über Reichstagseröffnung, auch Eure Correspondenz. Brief folgt. Herzlichst grüßt Marquardsen.

Kiefer an Lasker.

Mannheim, 25. November 1870.

Lieber Freund!

Nach mehrtägiger Abwesenheit gestern hierher zurückgekehrt, finde ich Ihren Brief. Noch gestern Abend besprach ich mich über den Gegenstand mit Lamey und Eckhard. Sie waren der Meinung, daß man den nationalliberalen Freunden in Berlin füglich die Behandlung der Verfassungsangelegenheit zur Erledigung im Sinne einer durchaus nationalen d. h. einheitlichen Politik anheimgeben könne. Unsere Regierung hat Nichts prätendirt, was die Harmonie des Verfassungswerkes stören könnte. Außer unserem Eintritte in den Bund soll, wie ich aus Regierungskreisen weiß, noch eine Militärconvention, die unsere particulare Kriegsverwaltung beseitigt, abgeschlossen werden. Das ist uns durchaus recht. Je mehr Elemente im Sinne des Einheitswerkes geschaffen werden, je besser wird es um die Praxis des deutschen Verfassungslebens stehen. Für die föderative Seele sorgen die Bayern.

Wir könnten also in der That unseren Abgesandten kein anderes Mandat mitgeben, als einfach den Auftrag, einen Rath für das central Starke und Einheitliche zu ertheilen. Das werden Sie von Sich aus zu besorgen wissen. Durch die Aufnahme der Gesetzgebung über Vereinswesen und Presse in die Bundescompetenz werden wir Badener mit Sicherheit eine freiheitliche Einbuße erleiden; da wir für beide Gebiete neue und sehr freisinnige Gesetze haben. Allein es läßt sich wohl nicht läugnen, daß gerade diese beiden Gegenstände so beherrschende und für die Gleichartigkeit der neuen Staatsentwicklung maßgebende Interessen umfassen, daß es unnatürlich und unpolitisch wäre, sie der Bundesgesetzgebung dauernd zu entziehen. Wir werden uns also auch mit dieser Nothwendigkeit befreunden in der Überzeugung, daß die Bildung und vereinigte Kraft der Nation eine allmählige Entwicklung dieser Dinge im Geiste eines liberalen Staatswesens sichert. Das in dieser Weise vom Reichstag Errungene wird Bestand und Dauerhaftigkeit besitzen — während unsere kleinstaatlichen Freiheiten stets nur auf Kündigung bestanden. Die Stellung Bayerns wird vielleicht ernste Schwierigkeiten bereiten. Alle Concessionen in Militärsachen halte ich für be-

Digitized by Google

denklich und für das Ganze beschädigend. Immerhin wird vielleicht, unter den bestehenden Verhältnissen, die Aufnahme Bayerns in den Bund, selbst gegen empfindliche Störungen des einheitlichen Wesens der Verfassung, der Ausschließung vorzuziehen sein. Das isolirte Bayern würde ein furchtbarer Sumpf für deutsche, französische und pfäffische Umtriebe werden. Unsere Kammern werden wohl in längstens vierzehn Tagen zusammentreten. Nächsten Samstag findet für mich Neuwahl statt (wegen meines Wiedereintritts in den Staatsdienst). Es ist kein Durchfall zu besorgen. — Näf's einziger Sohn (einjährig Freiwilliger Jurist) ist vor 14 Tagen bei Louthiers gefallen. Ein schwerer Schlag für unseren Freund. Herzlichen Gruß an die Freunde! Im nächsten Reichstag werden wir uns sehen

Ihr Fr. Kiefer.

Elben an Lasker.

Verehrter Freund.

Unsere beiden letzten Briefe haben sich gekreuzt. Ich unterlasse heute, unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes vom 22. das Telegraphiren, weil Sie einstweilen meinen und Hölders Brief erhalten haben müssen. Sie wissen also. daß von uns, überhaupt von denen, welche im Mittelpunkte der politischen Thätigkeit stehen, jetzt Niemand abkommen kann. Ihnen einen anderen, minder unterrichteten Gesinnungsgenossen zu schicken, hätte wenig Werth. Besser kann ja, wenn wirklich etwas sich ereignet, per Telegraph gearbeitet werden.

Wir haben für Württemberg selbst keine Besorgniß mehr. Ehe Sie diese Zeilen erhalten, wird ja wohl der Vertrag unterzeichnet sein. Auch im Reichstag kann es ja wohl keinen Anstand geben. Das was der Vertrag für Württemberg von der bestehenden Verfassung abweicht, ist in der That nichts, was sein Wesen berührte, nicht einmal die Verwaltung der Posten und Telegraphen.

Wichtiger schiene es, bayrische Vertrauensmänner seiner Zeit zur Hand zu haben, in wiefern es nöthig oder räthlich wäre, auf die bayrischen Bedingungen sich einzulassen. Bleibt Bayern jetzt noch weg, so ist es gewiß auf kurz! Pfalz und Franken werden die Isolirung nicht lange ertragen und dann muß der Beitritt mit weniger Zugeständnissen erkauft werden. Doch hoffen wir noch das Beste; schöner wäre es, ganz Deutschland einig zu haben.

Uns würde Bayerns Ausbleiben sehr schwierige Kämpfe bereiten, indeß hoffe ich sicher, daß wir bei der Wahl die zwei Drittel erreichen. Wir haben aber volle Arbeit. Ich will Ihnen dieser Tage ein Flugblatt senden.

Besten Gruß zum Reichstag, auch an Meyer (Thorn).

Ihr ergebenster

Stuttgart, d. 24. November 1870. Dr. Otto Elben.

Bamberger an Lasker.

Versailles, den 22. November 1870.

Lieber Freund.

Ich habe heute mit Bismarck einen kleinen Strauß gehabt, wegen dessen ich mich direkt an Sie wende, da Sie den Anlaß gaben.

Digitized by Google

Er erzählte mir nämlich in einer Unterredung über die deutsche Angelegenheit, daß auch mit Bayern Alles auf dem besten Wege sei, er habe deshalb unter anderm Schwierigkeiten gehabt, weil ihm Folgendes begegnet sei: Bei einer Reihe von Zumuthungen, die ihm Bayern gestellt, habe er abgelehnt mit der Bemerkung „solche Concessionen würde der Reichstag nie gutheißen", worauf die Bayern ihm erklären, bei den Verhandlungen mit den Nationalliberalen in München seien dieselben Reservate als gerecht und durchführbar anerkannt worden. Als ich dazu ungläubige Bemerkungen machte, ward er ungehalten, daß ich Angaben in Frage stelle, die er schriftlich besitze, und ließ sich die Akten herbeibringen. Es kamen nun zwei Dokumente, das eine war mit Bleifeder oben bezeichnet: „Lasker", das andere: „Marquard Barth". Das erste sollte den Text der von Ihnen in München als zulässig erklärten Reservate enthalten. Er las mir vor, mit Glossen über das davon Eingeräumte und Abgewiesene und Glossen über die zu weit gehenden Concessionen einzelner Punkte, die er nimmer consentirt hätte.

Ich lege Ihnen wortgetreue Abschrift des Aktenstücks (Lasker) bei, das von Marquard Barth erkannte er selbst für irrelevant an, ich bemerke noch zu dem Ihrigen, daß er als besonders anstößig erklärte:

Nr. II, als zu viel Weitläufigkeiten reservirend, besonders aber,

Nr. VI, als das Wesentliche der ganzen Sache auf die lange Bank schiebend und auf Schrauben stellend. Die vorbehaltene Übereinkunft der Monarchen wäre vom höchsten Übel gewesen.

Nr. IX, 2ter Theil widersinnig.

Einzelne dieser Punkte sind nun Bayern allerdings eingeräumt worden, in vielen will Bismarck Verbesserungen erwirkt haben. Wegen Nr. I der Stimmenzahl sagt er, es käme ihm gar nicht so darauf an, daß Preußen das bisherige Übergewicht im Bundesrath habe, im Gegentheil er wünsche, daß das übrige Deutschland ins Gewicht falle! (?)

Nr. IV. Eisenbahnen habe er ebenfalls in besserem Sinne durchgetrieben, daß der bestehende Artikel der Norddeutschen Bundesverfassung in Geltung trete,

VI. die Militärübereinkunft ad separatim zwischen die zwei Monarchen verwiesen, schien ihm besonders anstößig.

Auch X. sei zu weit gegangen, er habe es an eine bestimmte Zahl von Stimmen gebunden, ich glaube eine Minorität von 14 Stimmen.

Da er, wie immer, furchtbar überladen und übereilt war, so ging die ganze Konversation in einer Hast vor, welche mir nicht erlaubte, Alles festzuhalten und vielleicht auch nicht in allem Festgehaltenen ganz treu zu sein. Das Wesentliche gebe ich Ihnen natürlich wieder.

Einzelnes, wie z. B. die Clausel in 9, daß zum Recurs wegen Verfassungsstreits die Übereinstimmung beider Theile nothwendig sei, scheinen Sie mir unmöglich eingeräumt haben zu können.

Ich bitte Sie nun, mir über diese Frage einen authentischen Auftrag geben zu wollen, damit ich eintretenden Falles den Bayern Ihr Dementi entgegensetzen kann.

Digitized by Google

In der Hauptsache hat Ihre Anschauung Recht behalten; der deutsche Bund kommt auf alle Fälle zu Stande und eigentlich trotz allen Genergels vollständiger, als wir erwarten durften. Die ganzen Reservate beziehen sich im Grund auf kleine Schollen am Ufer, die der Strom schon fortreißen wird. Bismarck macht mir den Eindruck, als sei ihm die Vollendung der Sache ernster und bedeutungsvoller, wie mir früher schien. Ich schreibe dies den bösen Stunden zu, die ihm die auswärtige Politik macht und die ihm die Nothwendigkeit zeigte, das Bild der deutschen Einheit und Einigkeit dem Ausland ganz und unverkleinert entgegenhalten zu können. Darum auch war er schließlich der Ansicht, daß Bayern besser *mit* Concessionen als gar nicht in den Bund trete. Ich gebe ihm darin Recht und glaube beinah, er macht es mit Ihnen in diesem Fall, wie z. B. mit dem König; er schiebt *Ihnen* in die Schuhe, was ihm eigentlich recht ist, was er aber lieber Andere verantworten läßt. Sehr viel Schlimmes ist im Grund in diesen zehn Punkten nicht, wenn ich den neunten ausnehme, der mir nicht möglich scheint, und den sechsten, der allerdings eine Hauptsache in sehr unvollkommenem Stadium ließe.

Ich bitte die ganze Sache mit äußerster Discretion zu behandeln. Sie können darauf rechnen, daß ich Ihre Remonstrationen, wenn Sie deren haben, an den Mann bringe. Bismarck ist in einem irritirteren Zustande als je. Man begreift dies, wenn man sieht, wie entsetzlich er mit Arbeit überhäuft ist. Er kommt wirklich nicht zum Athemschöpfen und man muß ihm deshalb viel zu Gute halten.

Ich habe heute Morgen Delbrück und Oppenheim wegen der württembergischen Wahlen geschrieben und Letzten auch an Sie verwiesen. Wir müssen jetzt den verrätherischen Zwischenfall benützen. Rien n'aiguise le devouement comme un peu de trahison.

Mit herzlichem Gruße Ihr L. Bamberger.

I.

Art. 4 der Norddeutschen Bundesakte soll keine Restrictionen erleiden, dagegen dürfte es keinen wesentlichen Schwierigkeiten unterliegen, die Stimmenzahl Bayerns im Bundesrath auf die doppelte der nächst größten Staaten zu erhöhen, also etwa auf 8 zu bestimmen, vorausgesetzt, daß auch die Stimmzahl Preußens dahin erhöht wird, daß seine künftige Stimmzahl zur künftigen *Gesammtheit* im *bisherigen Verhältniß* bleibe.

II.

Art. 19 (Bundesexecution) soll zwar nicht auf Bayern unanwendbar erklärt, aber gleichzeitig mit dem Beitritt Bayerns in einer Weise geändert werden, daß geeigneter Schutz gegen willkürliche Handhabung der Einzelstaaten gegeben ist.

III.

(Reservat wegen Bier- und Branntweinsteuer.)

Digitized by Google

IV.

Art. 41 der norddeutschen Bundesverfassung wird dahin modifizirt, daß Eisenbahnen für Rechnung des Bundes in Bayern ohne Zustimmung der bayerischen Regierung zwar auf Grund eines Bundesgesetzes im Interesse der Vertheidigung des Bundesgebietes, nicht aber im Interesse des gemeinsamen Verkehrs errichtet werden können.

V.

Sofern Bayern seine Post und Telegraphie den Vorschriften des Bundes gemäß einrichtet und verwaltet, wird dagegen, daß es diese Anstalten selbständig behält, keine principielle Erinnerung gemacht, wenn sich die Maaßregel als ohne Schädigung der Gemeinsamkeit technisch durchführbar herausstellt.

VI.

In Beziehung auf das Bundeskriegsgesetz ist festzuhalten, daß die Gesetzgebung und die Lasten sowohl für den Staat als für den Einzelnen in Bayern dieselben wie sonst im Bunde sein müssen, wogegen im Übrigen die Vereinbarung zwischen den zwei Monarchen über die Bayern in dieser Branche einschließlich des Festungsbaues einzuräumenden besonderen Befugnisse bei der Legislative keinen Schwierigkeiten begegnen dürften.

VII.

Art. 68 (Kriegsstandserklärung) soll zwar auf Bayern Anwendung finden, jedoch wird die Forderung als zurechtbestehend anerkannt, daß das darin vorgesehene Bundesgesetz gleichmäßig mit dem definitiven Eintritt Bayerns erlassen werde.

VIII.

Die Vorschriften der Regulirung des Bundesbudgets sind mit den Bayern schließlich gewährten Sonderrechten in Übereinkunft zu bringen.

IX.

Gegen eine entsprechende Modification des Art. 75 (Hochverrathsbehandlung ꝛc.) wird nichts erinnert, ebensowenig gegen einen Vorbehalt, daß Abschnitt 2, Art. 76 (Verfassungsstreitigkeiten in einem Bundesstaat) nur dann Anwendung auf Bayern finden soll, wenn Regierung und Landesvertretung zugleich auf Vermittlung durch den Bund antragen.

X.

Den Bedenken zu Art. 78 (Verfassungsänderungen) soll dadurch abgeholfen werden, daß für Verfassungsänderungen eine größere Mehrheit im Bundesrath bestimmt und außerdem Bayern gegen solche Änderungen, wodurch sein Stimmrecht oder eines der ihm eingeräumten Sonderrechte berührt wird, ein freies Veto gegeben wird.

Digitized by Google

Lasker an Bamberger.

Berlin, 25. November 1870.

Lieber Freund.

Gestern Abend habe ich Ihren Brief v. 23. d. M. empfangen und heute früh am Morgen beeile ich mich, ihn zu beantworten. Den Vertrag mit Bayern kenne ich noch nicht; ich kann also keinen Vergleich anstellen, wie weit er den Erwartungen entspricht oder hinter ihnen zurückbleibt. Für alle vorbereitenden Schritte, welche ich mit Freunden gemeinschaftlich oder allein unternommen habe, um die Regierungen zu ernsten Unterhandlungen, sodann zu Vertragsschlüssen zu bringen, trage ich gern die volle Verantwortlichkeit. Mich hat die Überzeugung geleitet und sie leitet mich noch, daß dieser Krieg nicht ohne Einheit der deutschen Staaten in einem verfassungsmäßigen Bundesstaat zu Ende gehen darf, wenn die Nation nicht eine tiefe Demütigung ertragen soll. Aber ebenso streng habe ich mir die Linie gezogen, an der Lockerung der im norddeutschen Bunde begründeten Centralgewalt und der dort gefundenen Einheitsmomente nicht mitzuwirken. Beide Grenzen habe ich stets zu wahren gestrebt. Als angemessener Weg erschien mir, zunächst Verhandlungen Bayerns auf Grundlage der norddeutschen Bundesverfassung herbeizuführen, hierdurch die Regierung in Württemberg so weit zu bringen, daß sie selbstständig unterhandelt und jedenfalls bis zum selbstständigen Anschluß an den Bund, auch ohne Bayern, sich verpflichte. Der sichere Gewinn Württembergs mußte Bayern aus der Gefahr völliger Isolirung heraustreiben und dem Bunde unter günstigen Bedingungen zuführen. Sowohl meine Absichten, wie die von mir nützlich gehaltene Methode, wie auch die Grundzüge der mir zulässig scheinenden Einräumungen sind durch Schriftwechsel genügend aufgestellt, namentlich sind meine Aufzeichnungen bis zu einer einzigen Ausnahme vollständig und ich habe allen Grund anzunehmen, daß diejenigen, welche für den Bund verhandelt und auf Meinungen aus unserm Quartier Werth gelegt haben, mit den von mir vertretenen Grundzügen völlig vertraut gewesen sind. Vieles haben mündliche Rücksprachen erläutert, doch ist alles Wesentliche schriftlich niedergelegt. Das Dokument, welches Sie mit meinem Namen bezeichnen, ist als Folge gewisser Erörterungen zwischen mir und Bennigsen aus Norddeutschland mit nationalen Freunden aus München entsprungen. Vorangegangen war das andere Dokument von Marquard-Barth, welches dieser dem Grafen Bray auf dessen Wunsch überreicht hatte. Die anscheinend von den Nationalen Bayerns gutgeheißenen Forderungen bayerischer Sonderrechte wiesen wir zurück, und weil die dortigen Freunde nicht mit der bloßen Verneinung sich begnügen wollten, bezeichneten wir, anlehnend an die von M. Barth behandelten Punkte, die äußersten Grenzen möglicher Einräumungen. Irgend welche Zugeständnisse mußten gemacht werden, um Bayern zu ernsten Verhandlungen zu bringen; davon waren wir durch die uns entgegengetretenen Verhältnisse und die gepflogenen Unterhandlungen überzeugt. Wir wehrten aber ab, daß die Zugeständnisse nicht den Kern der staatlichen Einheit beschädigen. Die zehn Punkte, welche ich der Vergleichung wegen in einer etwas sorgfältigen Abschrift beilege, sind von Barth aufgezeichnet in einem

Digitized by Google

verwickelten Stile, den ich nicht zu vertreten wünsche. Für den Inhalt aber müssen Sie das vorangegangene Dokument M. Barths als Ausgangspunkt betrachten, sonst bleibt die Aufzeichnung schwer verständlich. Ich muß nun den Inhalt der zehn Punkte kurz erläutern, um jedes Mißverständniß ihres Sinnes auszuschließen.

I. a) Die Competenz des Bundes darf nicht eingeschränkt werden.
b) Bayern darf 8 Stimmen im Bundesrath erhalten, aber nur unter der Voraussetzung eines entsprechenden Stimmenzuwachses für Preußen.

II. Die von Barth abgelehnte Executionsbefugniß muß auch gegen Bayern aufrechterhalten werden, aber irgend eine äußere Cautel, eine bestimmte Art des Verfahrens sollte die Staaten gegen eine völlig ungerechtfertigte Execution schützen. Nicht einmal dies war zugestanden, daß die Untersuchung vorangehen müsse, ehe die Execution vollstreckt werde.

III. braucht keine Erörterungen.

IV. In dem Abschnitt über Eisenbahnen sollte nur das Eine verändert werden, daß die Anlage einer Eisenbahn in Interesse des Verkehrs nur unter Zustimmung der bayerischen Regierung erfolgen dürfe; sonst sollte der ganze Abschnitt für Bayern gelten.

V. Die selbstständige Verwaltung der Post und Telegraphen sei vom Standpunkt technischer Ausführbarkeit zu beurtheilen, doch dürfe die Gemeinsamkeit nicht geschädigt werden und die Vorschriften des Bundes müssen gelten.

VI. u. VIII. In den empfindlichsten Punkten des Kriegswesens und der Finanzverwaltung haben wir die geforderten Selbstständigkeiten und die getrennten Wirthschaften auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Nur das Reservat der Biersteuer gestanden wir zu. Im Übrigen müsse das volle Budget des Bundes allen Staaten gemeinschaftlich sein. In Bezug auf das Militärwesen begrenzten wir den Standpunkt völliger Gemeinschaft ganz genau mit den Worten „daß die Gesetzgebung und die Lasten sowohl für den Staat als für den Einzelnen in Bayern dieselben wie sonst im Bunde sein müssen." Diese Worte rühren von mir her, weil ich in diesem wichtigen Punkte den etwas unbestimmten Stil M. Barths nicht gelten lassen wollte. Diese Worte schließen irgend welche Einräumungen in Betreff des Militärbudgets, der möglichen Ersparungen, der Dienstpflicht, Geld- und Naturalleistungen der Einzelnen völlig aus. Dagegen enthielten wir uns, weil kein Sachverständniß uns innewohnt, jedes Urtheils darüber, welche Ehrenrechte und Verwaltungsbefugnisse Bayern eingeräumt werden können; dies festzustellen, überließen wir den beiden Monarchen und ihren Berathern in Militärangelegenheiten. Bekleidung, Waffen, Ernennung der Offiziere, persönliche Rechte des Königs und des Feldherrn — alles dies überließen wir besserer Einsicht. Wir traten nur für die parlamentarische staatsrechtliche Einheit und die völlige Gleichheit aller Militärlasten ein. Selbstverständlich sollte die Verständigung über die Regeln der Verwaltung der Ehrenrechte nicht später, sondern gleichzeitig mit den anderen Vereinbarungen getroffen werden.

Digitized by Google

VII. giebt zu keiner Bemerkung Anlaß.

VIII. hat natürlich die Bedeutung, daß wir auf den Art. 76 der Bundesverfassung gar keinen Werth legen, und wir waren aus technischen Gründen gern bereit, in werthlosen Dingen recht auffällig nachzugeben. Auch die bayerischen Minister waren sehr begierig nach einer äußerlichen, ins Auge fallenden Masse.

Der Artikel 78 ist mir der wichtigste, insofern er in den Verfassungsänderungen auch die Competenzerweiterung einfaßt. Die Befugniß hierzu auf dem Wege der Stimmenmehrheit muß klar gestellt werden. Dagegen bedurfte die Mehrheit einer Vergrößerung, weil sonst Preußen in der Minderheit bleiben und überstimmt werden könnte — ein Drittel unter 58 macht 20 Gegenstimmen nothwendig, während Preußen nur 17 Stimmen zustehen. Den Verhältnissen entsprechend wäre, die Stimmenzahl Preußens (17) gegen Verfassungsänderungen genügen zu lassen; dieselbe Zahl würde die Gruppe der Mittelstaaten (der drei Königreiche und Baden) genau entsprechen. Indessen, ich wollte nicht so genau specificiren, um nicht einzuengen, auch nicht die Rücksicht auf Preußen unverhüllt hinzustellen und augenfällig zu machen. Als selbstverständlich nahmen wir an, daß ein Sonderrecht, wie das Reservat der Biersteuer, keinem Staate durch eine fremde Mehrheit wider seinen Willen entzogen werden kann. Dies braucht nicht erst ausgesprochen zu werden, und ist in der That auch in den Verhandlungen der Minister als selbstverständlich vorausgesetzt und nur protokollarisch aufgezeichnet worden. Unter „Sonderrechte" sind lediglich die ausbedungenen Reservate zu verstehen.

Sind die Vereinbarungen mit Bayern auf Grundlage der 10 Punkte zu Stande gekommen, so will ich uns Allen herzlich Glück wünschen. Ich fürchte, daß eine getrennte Geldwirthschaft oder eine Verschiedenheit der Militärlasten zugestanden ist, da, wie verlautet, der Vertrag mit Württemberg, welcher in wenigen Stunden unterzeichnet werden soll, die Ersparnisse am Militäretat nicht dem Bunde, sondern dem Staate Württemberg zuweist. Ich halte jedes Urteil über die Verträge mit den beiden Königreichen zurück, bis ich sie gesehen habe. Unter den Abänderungen, welche uns im Vertrage mit Baden und Hessen schon jetzt vorliegen, halte ich für die bedenklichste die Zustimmung des Bundesrathes zum Angriffskrieg.

Die zehn Punkte und ihr von mir dargestellter Sinn konnte den unterhandelnden Bevollmächtigten des Bundes nicht unbekannt sein; wenigstens darf ich dies von Einem derselben sagen. Abschrift der zehn Punkte ist in München und noch während unserer Anwesenheit dem preußischen Gesandten zugestellt worden. Am Tage, nachdem ich mich von Ihnen in Karlsruhe getrennt, habe ich einen vollständigen Bericht von der Station Appenweier nach München gesendet, diesen Bericht habe ich wenige Tage später von Berlin aus inhaltlich wiederholt und durch Einzelheiten ergänzt und in diesem zweiten Brief habe ich auf die zehn Punkte ausdrücklich hingewiesen. Mündlich habe ich sodann die Punkte gerade so erläutert, wie jetzt in dem Brief an Sie. Alles dies geschah lange, ehe die Verhandlungen in Versailles begonnen hatten. In Briefen nach Versailles

Digitized by Google

bin ich auf einzelne Theile, besonders auf die wichtigsten, darunter auf die Unzulässigkeit eines selbstständigen Militäretats für irgend einen Staat zurückkommen. Unzweifelhaft hat auch Bennigsen in Versailles den von mir vertretenen Standpunkt innegehalten. Auf ausdrücklichen Wunsch habe ich einige Bemerkungen zur Revision nach Versailles geschickt. Um Sie völlig zu informiren, lasse ich Ihnen eine Abschrift dreier Abschnitte zukommen, aus denen Sie ersehen, daß über meine Auffassung der zehn Punkte jeder Zweifel ausgeschlossen war. Die Bemerkungen gingen am 26. Oktober[1]) von hier ab. Meine mündliche und schriftliche Betonung, daß eine getrennte Geldwirthschaft der Militäretats nicht zulässig erscheine, ist von älterem Datum.

Nun habe ich Ihnen ein übersichtliches Bild unserer Voranschläge gegeben. Ich bin auf den Vergleich mit den wirklichen Abschlüssen äußerst gespannt. Wie vom ersten Augenblick des unvermeidlichen Krieges ist auch jetzt mein voller Sinn der Aufgabe zugewendet, daß das ganze Deutschland in staatlicher Verbindung zusammen sei. Das letzte Stadium der parlamentarischen Verhandlungen werde ich der Erwägung widmen, ob etwa der Einheit schädliche Concessionen sich eingeschlichen haben und in welcher Weise solche mit Hülfe des Parlaments entfernt werden können. Meine Darstellung weicht mit keiner Silbe von der Wahrheit ab und die entscheidenden Momente sind durch Zeugen und Schriftstücke erweisbar. Wie es auch kommen mag, vor der mir obliegenden Verantwortlichkeit scheue ich mich nicht, denn ich trage in mir selbst die Sicherheit niemals gefordert oder zugestanden zu haben, was dem Einheitsgedanken nachtheilig werden könnte. Auf Ihre unbedingte Discretion rechne ich; dieser Brief ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt und nur durch den Inhalt Ihres Schreibens und die Ihnen gemachten Mittheilungen hervorgerufen.

Es grüßt Sie herzlich Ihr Lasker.

Lasker an Hölder.

(Durch Güte des Herrn Rechtsanwalts Hölder.)

Berlin, den 28. November 1870.

Lieber Freund.

Ich bleibe doch dabei, daß Sie sofort Vertreter aus Ihrer Mitte hersenden. Es liegt eine große Verantwortlichkeit und einige Gefahr in der Entscheidung. Bayern scheinen erhebliche Sonderrechte zugestanden, namentlich ein völlig selbstständiges Militärbudget, welches der bayerische Landtag mit der bayerischen Regierung, nicht der Reichstag mit dem Bundesrath vereinbart. Mittnacht meint, daß diese Bevorzugung Bayerns den Vertrag in Württemberg zu Fall bringen werde. Darüber müssen wir Sie hören; ebenso darüber, ob im Interesse der Kammermehrheit in Württemberg die Ersparnisse an der Militärverwaltung Württemberg allein zugewiesen werden müssen. Ich halte die sofortige Sendung von Vertrauensmännern für dringend. Jedenfalls lassen Sie, und zwar telegraphisch,

[1]) S. Anlage zu dem Briefe Lasker's an S. Ex. den Statsminister Delbrück (Deutsche Revue, Juli-Heft, Seite 72).

Digitized by Google

doch ausführlich Ihre Meinung wissen. Setzen Sie gefälligst die Freunde in Kenntniß, besonders Elben. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Herzlichen Gruß Ihr Lasker.

(Auf der Rückseite des Briefes steht nachfolgender Brief Hölder's an Elben.)

Lieber Freund Elben.

Hier ein Brief von Lasker. Mir ist die Reise nach Berlin unmöglich, da ich bis Sonntag durch eine Reihe von Wahlversammlungen in Anspruch genommen bin. Andererseits wäre eine Rücksprache mit unseren norddeutschen Freunden wegen der heillosen Sonderbestimmungen bezüglich unseres Militärwesens schon wünschenswerth. Entweder — oder. Wenn unser Militär doch nicht Bundessache ist, was mir am liebsten wäre, dann sehe ich nicht ein, warum wir die hohen preußischen Militärbesoldungen, welche ganz andere Geldverhältnisse, als die süddeutschen, zur Voraussetzung haben, annehmen sollen. Es ist auch gar nicht klar, wer den württembergischen Militäretat verwilligen und kontroliren soll. Ich kann nun in der Sache nichts thun, das Schreiben Laskers wäre aber wohl werth, im Landeskomitee berathen zu werden, wegen dessen Berufung Du Dich an Müller, als Stellvertreter des Vorsitzenden, wenden könntest. Wenn Du den Brief ausgebraucht hast, so schicke ihn nach Höppingen unter meiner Adresse in den „Sand", damit ich mich wenigstens schriftlich nach Berlin äußern kann.

Mit freundlichem Gruß Dein

Stuttgart, den 1. Dezember 1870. Hölder.

Marquardsen an Lasker.

Lieber Freund.

Ich danke Ihnen herzlich für Telegramm und Briefe. Die in letzterem enthaltene Einladung war mir auch durch Barth übermittelt worden, aber so spät, daß es nicht möglich war, eine eingehende Berathung der Angelegenheit zwischen hier und Nürnberg, welche zusammen den officiellen Vorstand unserer Partei bilden, zu veranlassen. Nach telegraphischer Vereinbarung war ich allerdings bevollmächtigt, die Partei in Berlin zu vertreten, aber es ist mir schließlich besser erschienen, die Bekanntmachung der bayerisch-preußischen Abmachung abzuwarten, um zu sehen, ob ein ernstlicher Widerstand von Seiten des Reichstags zu befürchten ist. In diesem Augenblicke fehlt mir noch diese Kunde, und ich kann deshalb nur sagen, was Barth und Schauß zweifelsohne schon geltend gemacht haben, daß die für uns richtige Politik das zunächst Erreichbare ist. Mir will es nicht in den Kopf, daß es verständig sei, innerhalb des Reichstags noch Schwierigkeiten zu machen und die Annahme der taliter qualiter getroffenen Vereinbarung in Frage zu stellen. Dagegen habe ich natürlich nichts, daß man die Bayern gemachten Zugeständnisse möglichst beschreit und als ein schlechtes Geschäft hinstellt. Nur muß die Annahme des Vertrags, wenn er uns, was ich annehme, die Reichstagsgemeinschaft gewährt, gesichert sein. Ich gestehe, daß ich sehr gern nach Berlin gegangen wäre, wenn nicht gewisse Vorgänge innerhalb unserer Partei und Ihre Einladung direkt nach München mir diesen Schritt

Digitized by Google

sehr erschwert hätten. Der ferner Stehende weiß natürlich nicht, wie oft an scheinbaren Kleinigkeiten eine gute Absicht scheitern kann. Immerhin bin ich bereit, wenn die Sache in Berlin ernstliche Schwierigkeiten bieten sollte, zu kommen und soweit zu helfen, als meine schwachen Kräfte reichen. Aber ich habe offengestanden Ihren Brief an Barth als eine mehr hingeworfene Äußerung aufgefaßt, die noch dazu durch den mittlerweile erfolgten Vertragsabschluß überholt worden ist. Ich bin gewiß der Letzte, um eine blinde Befolgung der Bismarck'schen Politik zu befürworten und an meiner nationalen Gesinnung wird niemand zweifeln, aber im vorliegenden Falle scheint mir die Gefahr nahe zu liegen, daß allzu scharf schartig macht. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die wesentlichsten nationalen Interessen durch die Vereinbarungen mit Bayern gewahrt sind.

Meine Münchener Freunde werden sicherlich mit mir und dem Gros unserer Partei einig gehen und deshalb auch in Berlin keine andere Sprache führen. Unter diesen Umständen halte ich mein persönliches Erscheinen, welches mir meine Amtspflichten hier erschweren, für unnöthig; bin aber, wie gesagt, bereit, wenn die Sachlage sich ernstlich verschlimmern sollte, trotz alledem nach Berlin zu kommen. Daß man, wie gewöhnlich, in der Presse vor dem Erscheinen der Herren Barth, Schauß und Stenglein die Trompete geblasen hat, ist bedauerlich; aber in diesem Punkte scheint die gute Stadt Berlin die reine Klatschbude zu sein.

Nun leben Sie wohl, lieber Freund, auf baldiges Wiedersehen im vollen deutschen Reichstag!

Mit herzlichem Gruß an die Freunde, unter denen ich Bennigsen, wegen eines an ihn geschriebenen Briefes zu interpelliren bitte,

Ihr treuergebener

Erlangen den 27. Nov. 70. Marquardsen.

Bamberger an Lasker.

Versailles, 28. Novemb. 1870.

Lieber Freund.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre heute Morgen mir zugegangene so ausführliche und gründliche Mittheilung. Auf jeden Fall, und darin sind wir, wenn ich Sie recht verstehe, einig, haben wir Grund, mit dem erzielten Resultat zufrieden zu sein. Den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber enthält es meiner Ansicht nach das äußerst Erreichbar gewesene. Nicht minder erfreut es mich als feststehend ansehen zu können, daß Ihre Initiative und Vorarbeit ein höchst beträchtliches Stück zu der schließlichen Vereinbarung geführt, ja vielleicht ihr überhaupt das Fundament bereitet hat. Meine besondere Frage angehend, so verhält sich die Sache zunächst doch so, wie Bismarck auf Grund der bayrischen Mittheilungen sie geschildert hat, d. h. die zehn Punkte sind in der Hauptsache Ihr Werk. Wie ich schon das vorige Mal geschrieben, kann über deren Unbedenklichkeit mit Ausnahme vom zweiten und achten kein Zweifel sein. In welchen Bismarck etwas Besseres durchgesetzt hat, darüber

Digitized by Google

werden Sie, wenn es der Fall sein sollte, bei Empfang dieses bereits aufgeklärt sein. Mir ist anjetzt, wie Ihnen bei Abgang Ihres Briefs, über Württemberg und Bayern nur Ungenaues bekannt. Nur so viel glaube ich auch mit Bestimmtheit zu wissen: Den Württembergern ist die Möglichkeit des Sparens im Kriegsbudget gewahrt und folglich auch den Bayern; ein Geschenk, von dem es mich wundert, daß sie es angenommen haben; es wird ein privilegium odiosum, ein Dornensitz für jeden württembergischen und bayerischen Kriegsminister abgeben. Dies wäre also eine Concession, welche Bismarck über Sie hinausgehend gemacht hätte. Er wird dagegen aufbringen, daß er Alles sofort geordnet und nichts künftigen Abmachungen vorbehalten habe. Im Punkt der militärischen Verschmelzungen liefen hier übrigens die Strömungen merkwürdig durcheinander. Während Anzeichen vorhanden sind, daß in höheren militärischen Kreisen man vor einer Verquickung des süddeutschen Offizierkorps mit dem norddeutschen Scheu empfand, soll Moltke nicht zufrieden sein, daß man Bayern so viel Concessionen gemacht habe. Letzteres weiß ich so gut wie bestimmt.

Warum Sie auf § 76 so wenig Werth legen, sollen Sie mir einmal mündlich erläutern, auf den ersten Blick stellt sich mir die Sache in ganz anderem Lichte dar.

Da ich jetzt in dem Vorausgegangenen klar zu sehen glaube und damit der eigentliche Zweck meines vorigen Schreibens erreicht ist, so will ich um so weniger dabei über Gebühr verweilen, als die Sache jetzt in ihr zweites Stadium getreten ist und es sich nicht mehr um das handelt, was geschehen ist, sondern um das, was geschehen soll. Ich weiß nicht, wie Sie sich in dem von Ihnen für den als wichtigst erklärten Punkt der bayerischen und württembergischen Sonderkriegsbudgets und ähnlich wichtig erscheinenden Punkten zu stellen beabsichtigen i. e., ob Sie Amendements im Reichstag einbringen wollen.

Erlauben Sie mir, Ihnen hierüber meine Ansicht zu sagen! Ich bin durchdrungen davon, daß nur in den allerzwingendsten Fällen dieser Weg eingeschlagen werden sollte. Die materiellen Gründe für meine Ansicht liegen so sehr auf der Hand, daß ich sie nicht aufführe. Ich glaube auch, es wird sich Ihnen keiner so bald verschließen. Dagegen scheint mir die Gefahr vorhanden zu sein, daß aus formellen Gründen vielfach gegen ein solches Verhalten wird Sturm gelaufen werden. Man hört es bereits von vielen Seiten äußern: „der Reichstag dürfe nicht blos da sein, um Abmachungen der Ministerien einzuregistriren; ein Verfassungsbündniß dürfe nicht einem Handelsvertrag assimilirt werden u. s. w. Ein solcher Einwurf wäre nur dann gegründet, wenn Verdacht vorläge, daß eine Abmachung ohne vorsätzliche Rücksichtsnahme auf den Reichstag zu Stande gekommen und daß man mit ihr vorangegangen wäre in der brutalen Zuversicht, daß, wie die Sachen lägen, der Reichstag doch nur en bloc annehmen könne, da an ein en bloc Ablehnen nicht zu denken sei. In solchem Falle wäre zwar der Reichstag auch an die Opportunitätsrücksicht für sein Handeln überhaupt gewiesen, allein in zweifelhaften Fällen würde er natürlich eher zum Widerstand neigen. Diesmal liegt nun die Sache total anders. Wir

Digitized by Google

können mit Gewißheit annehmen, daß preußischer Seits die Absicht dem Reichstag vorzuarbeiten, in keinem Punkt außer Augen gelassen worden ist, und während wir sehen, daß Ihre parlamentarische Eingebung im stärksten Grade maßgebend gewesen, müssen wir auch glauben, daß Preußen von den Mitpaciscenten das Mögliche auszuwirken bestrebt war. Mit andern Worten, Preußen hat als bona fide negotiorum gestor für den Reichstag gehandelt und soll auch aus formalen Gründen deshalb nicht ohne die höchste Nothwendigkeit desavouirt werden. Dieselben Motive, welche uns Alle bestimmten, uns gegen jeden Versuch zu einer neuen Constituante zu erklären, treten hier mit ein, um nur möglichst an die Vorlage anzuschließen, und dazu kommt noch, daß der Reichstag an das Beispiel denken muß, das er den Einzellandtagen für die Behandlung der Sache gibt. Dieses ist, was ich Ihnen ans Herz legen wollte. Sind Sie darin gleicher Ansicht und wünschen von meiner Anschauungsweise auf irgend eine Art Gebrauch zu machen, so habe ich nichts dagegen. Bemerken muß ich noch, daß ich weder mit Bismarck, noch mit sonst Jemanden jemals ein Wort über diesen Punkt gesprochen habe. Auch die letzten Zuckungen in Württemberg und Bayern waren nur heilsam. Sie haben die eingeborene Nothwendigkeit dieses Abschlusses gezeigt und nach allen Seiten hin dadurch vor ähnlichen Versuchen für die Zukunft abmahnend gewirkt.

Mit herzlichem Gruß Ihr L. Bamberger.

Die Kriegsfrage in der Hand des Bundesraths ist allerdings in hohem Grade bedenklich und hätte auch vielleicht Chance, auf dem Wege des Amendements beseitigt zu werden.

Elben an Lasker.

Verehrter Freund.

In großer Eile zwei Zeilen! Ich wollte ohnedies heute noch schreiben, um Sie kurz um die Ansichten in Berlin als Directive zu bitten. Offenbar ist alles rathlos! Weser-Zeitung, Zeitung für Nordd., auch Köln. Zeitung plädiren für Annahme trotz alledem. D. Allg. Zeitung u. a. sind ungehalten, in der Nat.-Zeitung finde ich noch nichts.

Bei uns gehen die Ansichten sehr auseinander, und wenn wir Ihnen Einen oder Zwei schickten, würden sie im Zweifelsfall ganz auseinander gehen.

Daß man betrübt sein muß über die gemachten Zugeständnisse, versteht sich; aber mit Gefühlen, selbst Entrüstung darf man nicht rechnen. Alles in Allem gerechnet, geht meine Meinung doch für Annehmen. Es wäre eine furchtbare Verantwortung, wenn das Werk der Einigung scheiterte, und ein Scheitern ist eben sehr drohend, wenn weitere Verhandlungen erst platzgreifen sollen.

Was den württembergischen Vertrag betrifft, so ist dieser nach meiner Ansicht immerhin annehmbar. Ein einiges Deutschland kann bestehen auch mit der württemberg. Militärconvention, alles andere ist ja doch nicht tanti. Hat der Reichstag unseren Vertrag angenommen, so zweifle ich nicht an der Ratification unserer Kammer. So wie die Wahlaussichten zur Zeit sind, (die neusten großen

Digitized by Google

Verluste der Württemberger bei Créteil e. c. werden für die nationale Richtung wirken, weil die Nothwendigkeit der Einheit bestätigend!) glaube ich an die Zweidrittel Mehrheit. Die Regierungs-Anhänger ohnedies und alle Nationalen, sicher auch viele aus dem Sumpf nehmen dann entschieden an. Wir haben unseren ganzen Wahlkampf zugespitzt auf den Gegensatz: Annehmen oder Ablehnen. Was sollten wir also thun, wenn der Reichstag ablehnte!

Immerhin wäre es uns lieb, bequem, wenn der bayrische Vertrag nicht wäre, oder selbst wenn er vom Reichstag modificirt würde. Ich glaube aber nicht, daß die Genehmigung des bayrischen Vertrags bei uns den unsrigen zu Fall brächte. Erleichtert würde allerdings die Annahme, wenn der bayrische nicht wäre.

Ich erlaube mir nun über den bayrischen Vertrag noch kein abschließendes Urtheil. Man muß die bayrischen Zustände zu Rathe ziehen; dazu haben Sie ja die Vertrauensmänner zur Hand.

Aber den unsern genehmigen Sie!

Unter allen Umständen scheint mir der Enderfolg maßgebend. Wird genehmigt, so haben wir im Wesentlichen doch Ein Deutschland, besser als man es je träumte, wenn auch nicht vollkommen. Lehnt der Reichstag ab, so wirft er den Süden in all den furchtbaren Parteihader der letzten vier Jahre zurück und öffnet den Franzosen die verlockende Aussicht, welche sie schon zum jetzigen Kriege reizte.

Was sagen denn die Historiker? Die sind sicher für Annahme! Ob noch Einer von uns nach Berlin kommt, zweifle ich; eine Sitzung deshalb soll sofort stattfinden; aber fast Keiner ist hier; alles in Wahlreisen.

Herzlichst Ihr Dr. Otto Elben.

Stuttgart, d. 1. Dez. 1870, Abends.

Hölder an Lasker.

Göppingen, den 3. Decbr. 1870.

Lieber Freund.

Von Elben haben Sie ohne Zweifel bereits die Nachricht erhalten, daß wegen der Wahlen eine Reise nach Berlin zur Zeit keinem unserer dazu berufenen Freunde möglich ist. Elben schreibt mir, daß er sich mit Anderen für unbedingte Genehmigung des Württembergischen Vertrages ausgesprochen und in diesem Sinne Ihnen geantwortet habe. Auch ich erkenne an, daß jede Beanstandung ihre großen taktischen Bedenken hat. Dagegen bin ich mit den vielen Ausnahmsbestimmungen sachlich in keiner Weise einverstanden. Insbesondere ist die Bestimmung, daß Württemberg seine besondere Militärverwaltung haben soll, in hohem Grade mißlich. Die nothwendige Folge scheint mir zu sein, daß das Württembergische Militärbudget in der Württembergischen Stände-Versammlung zur Berathung kommen muß. Wenn dieselbe nun auch vertragsmäßig möglichst gebunden ist, so werden die großen Militärausgaben doch stets Widerspruch finden, und es wird schwer sein, dem Volke begreiflich zu machen, daß die

Digitized by Google

Landtagsabgeordneten in der Hauptsache nichts ändern können. Indessen ist der Wortlaut der Württ. Militärconvention noch nicht bekannt, ich vermag also nicht zu beurtheilen, ob meine Ansicht richtig ist. Die Opfer würden gewiß leichter getragen, wenn sie auch äußerlich als Bundessache erscheinen würden, und der Württembergische Gesichtspunkt ganz verschwinden würde. Dann hätten wir auch kein besonderes Kriegsministerium nöthig. Der Bestimmung, daß Ersparnisse Württemberg zu Gute kommen sollen, lege ich den erwähnten Bedenken gegenüber wenig Werth bei, und deren Beseitigung, wenn gleichzeitig die ganze Württembergische Militär-Verwaltung im Bunde aufginge, würde auf nationaler Seite ganz gewiß keinen Anstand finden. Sollen wir aber einmal eine besondere Militärverwaltung haben und die Ersparnisse genießen, dann wird die Bestimmung, daß die preußischen hohen Militärbesoldungen auch bei uns eingeführt werden sollen, die größten Anstände erregen. Ich habe gut national gesinnte Beamte und Richter darüber sprechen hören; sie sind ganz wüthend darüber und äußern sich, daß sie lieber das Ganze verwerfen als so annehmen möchten. In der That liegt kein genügender Grund vor, diese Lasten uns aufzubürden, wenn doch der ganze Verwaltungsrummel württembergisch bleiben soll. Die niedrigeren Besoldungen haben ja auch in den besonderen süddeutschen Verhältnissen ihren guten Grund.

Wenn also in dieser Richtung, am liebsten im Sinne besserer Einheit, geholfen werden könnte, würde ich es mit Freuden begrüßen. Ob aber der Reichstag die Gefahren einer Beanstandung auf sich nehmen will und kann, muß ich seiner besseren Kenntniß der Verhältnisse anheimstellen. In unserem Landtage würde die Beseitigung der Württembergischen Militär-Verwaltung schwerlich einen Anstand bringen. Noch viel weniger bedenklich sind für unsere Landtagsberathungen die weitergehenden Concessionen an Bayern. Es ist aber betrübend und ein bitterer Kelch, daß die Einigung mit solchen Zugeständnissen erkauft werden muß.

Nun ein weiterer Punkt!

Nach dem von unserer Regierung gegebenen Exposé soll der Bundesrath künftig berufen sein, bei Verfassungsstreitigkeiten in den einzelnen Staaten auf Anrufen eines Theils eine Ausgleichung herbeizuführen. Wie ist Dies gemeint? Soll der Bundesrath, ein nur von den Regierungen beschicktes Collegium, künftig entscheiden, wenn Landtage mit ihren Regierungen über Verfassungsfragen im Streite liegen? Da möchte ich doch dafür danken und bitte ich dringend, hier vorsichtig zu sein und die rechtliche Stellung der Volksvertretungen zu wahren. Damit wären ja unsere Verfassungsrechte den Regierungen ausgeliefert!

Ich schreibe Ihnen mitten in der Wahlagitation und zwischen Wahlversammlungen. Wenn ich in dem einen oder anderen Punkte nicht richtig daran bin, bitte ich um Entschuldigung, da mir die betreffenden Aktenstücke nicht zur Hand sind.

Die Wahlen werden gut gehen und hoffe ich, daß unser Ziel erreicht wird.

Grüßen Sie unsere Freunde

Ihr ergebener J. Hölder.

Digitized by Google

Delbrück an Lasker.

Berlin, 3. Dezbr. 1870.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich, in Verfolg meiner gestrigen mündlichen Mittheilung ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß Prinz Luitpold von Bayern heute Seiner Majestät dem Könige einen von Graf Hohnstein nach Versailles überbrachten Brief des Königs von Bayern in Audienz überreicht hat, in welchem das Vertrauen ausgesprochen wird, Seine Majestät werde die dem Bundespräsidium zustehenden Rechte, durch Wiederherstellung eines deutschen Reichs und der deutschen Kaiserwürde, im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben. Es wird weiter bemerkt, daß den übrigen deutschen Fürsten der Vorschlag gemacht sei, gemeinschaftlich bei seiner Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Kaisertitels verbunden werde.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster Delbrück.

(Fortsetzung folgt.)

Aristoteles und das neunzehnte Jahrhundert.[1]

Von

J. Barthélemy-Saint Hilaire.

Die Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften kennt keinen berühmteren Namen als Aristoteles. Im Altertum sind alle zivilisierten Völker, Griechen, Römer und Araber, bei Aristoteles in die Schule gegangen und haben sich durch seine Lehren gebildet. Er ist fünf Jahrhunderte hindurch der hauptsächlichste Führer des Mittelalters gewesen, ohne ihn hätte die Scholastik nicht entstehen und sich ausbilden können. Zur Zeit der Renaissance, als die Köpfe, durch seinen Unterricht genügend gebildet, seiner nicht mehr bedurften, wurde der erdrückende Einfluß, der durch seinen Namen allmählich entstanden war, erschüttert. Aber wenn auch der Undank gegen Aristoteles die Schüler kurze Zeit sogar zur Schmähung trieb, so verstummten doch bald diese verleumderischen und tadelnden Stimmen, und die traditionelle Bewunderung ist durch diese vorübergehenden Ungerechtigkeiten nicht geschmälert worden. Nachdem wir der Lehren Aristoteles' nicht mehr bedürfen, studieren wir ihn weniger, aber die Hochachtung vor ihm ist noch ebenso groß. Unsre heutigen Gelehrten haben ihm Arbeiten gewidmet, welche uns gestatten, seinen Wert klar zu erkennen, und diese Schriften werden nie vergehen, da sie ihn zum unerschöpflichen Gegenstand haben. Dante nennt Aristoteles in seiner „Hölle" den „Lehrer der Gelehrten"; dieses Wort ist des

[1] Gelesen in der Pariser Akademie.

Digitized by Google

Dichters und des Gelehrten würdig, es schließt zusammen und bestätigt eine Legende, welche nicht weniger als zweiundzwanzig Jahrhunderte bestanden hat und von dem besten Teil der Menschheit alle Zeit geteilt worden ist.

Wie soll das jetzige Jahrhundert über Aristoteles urteilen? Soll es sich dem fast einmütigen Spruche der vergangenen Jahrhunderte anschließen? Oder soll es ein Urteil berichtigen, das doch irrig sein würde, welche Autorität es auch stützen möge. Das neunzehnte Jahrhundert rühmt sich nicht ohne Ursache, daß es die Grundlagen der Geschichtswissenschaft neugelegt habe, es behauptet sogar seine Vorgänger besser zu verstehen, als sie sich selber verstanden haben, und würde sich schämen, seinerseits auf dem Irrwege zu sein, nachdem so viele andre auf dem Irrwege gewesen sind. Dafür kann man dies Jahrhundert nur beglückwünschen. Aber um doch sicher zu gehen und sich in den Stand zu setzen, mit voller Gewissensüberzeugung Aristoteles beurteilen zu können, müssen wir uns doch einige unumstößliche Thatsachen vor Augen stellen, welche, wenn ein Streit überhaupt noch möglich ist, die Grundlagen der Untersuchung bilden. Was besitzen wir denn heute noch von Aristoteles? Auf welche Stücke kann man die Entscheidung stützen?

Die vollständigsten und gelehrtesten Ausgaben liefern uns einen Text, der seit dreihundert Jahren vor der christlichen Zeitrechnung unverändert feststeht, von sechsundvierzig Werken, von denen fünf oder höchstens sechs zweifelhaft sein können. Welches ist ihr Inhalt? Vor allem handeln sie von der Logik, welche Aristoteles geschaffen und die, nach einer Bemerkung Kant's, seit zweitausend Jahren um keinen Schritt aus dem Rahmen hat treten können, den Aristoteles ihr gegeben. Über die Psychologie hat er mehrere Abhandlungen geschrieben, darunter die berühmte Abhandlung über die Seele. Der Dichtkunst hat er die Regeln gesetzt, welche Horaz und Boileau begeistert und Voltaire entzückt haben. Die Redekunst hat keinen praktischeren und einsichtigeren Vertreter gehabt als ihn. Auf dem Gebiete der sozialen Fragen kann man seine Schrift über die Politik als das bedeutendste Buch betrachten, welches je über diesen Gegenstand geschrieben worden und welches neben seiner Schrift über die Moral das zu Ende führt, was Aristoteles die Philosophie der menschlichen Dinge nennt. Seine Metaphysik, ein gewaltiges Werk, in welchem trotz einer unlösbaren Unordnung große und erhabene Gedanken in Fülle vorhanden sind, wird vielleicht weder von Plato noch vom Christentum übertroffen.

Dies sei von der eigentlichen Philosophie gesagt: in den Wissenschaften ist Aristoteles nicht weniger bedeutend. So hat er zuerst in der Physik das Problem der allgemeinen Bewegung in Raum und Zeit angeregt. In der Meteorologie, welche er wie die Logik ohne Vorgänger geschaffen, erklärt er einige der seltsamsten Lufterscheinungen ungefähr so, wie unsre heutige Wissenschaft sie erklärt. Nur in der Abhandlung über den Himmel hat Aristoteles Unrecht gehabt an die Unbeweglichkeit der Erde zu glauben, während die Schule des Pythagoras schon seit langer Zeit die ewige Bewegung vermutet hatte. In der Tierkunde sind eine ungeheure Menge genau beschriebener Thatsachen vereinigt und die Grundlagen zu Linné's, Buffon's und Cuvier's Klasseneinteilungen gelegt. Die Ab-

Digitized by Google

handlung über die „Teile der Tiere“ ist eine Art System der allgemeinen Psychologie. In der noch wunderbareren Abhandlung über die „Erzeugung der Tiere“ ahnt er schon einige unsrer neuesten Entdeckungen dieses undurchdringlichen Geheimnisses.

Um diese Aufzählung zu vervollständigen, würde man wohl noch andere Werke von geringerer Bedeutung anführen müssen, unter denen man nicht vergessen dürfte die Sammlung der Probleme, in denen er in achtunddreißig Kapiteln die verschiedensten Fragen mit seltenem Scharfsinn löst.

Und ist dies alles? Nein, keineswegs. Außer diesen sechsundvierzig Werken hat Aristoteles noch sechsundsechzig andre geschrieben, von denen aber nur noch Bruchstücke vorhanden sind. Unter diesen verloren gegangenen Schriften verdient vor allem die „Sammlung der Staatsverfassungen“ Erwähnung, von denen diejenige Athens kürzlich vom britischen Museum veröffentlicht worden ist; nicht weniger lebhaft bedauern wir den Untergang großer Sammlungen über „Anatomie mit erklärenden Illustrationen.“

Alle diese Fragmente, deren wir mehr als sechshundert besitzen, sind von Valentin Rose in zehn Klassen geordnet. Zuerst zahlreiche Dialoge, in der Art wie diejenigen Plato's, welche über die Philosophie, über das Gute, über die Lehren der Persischen Magier, über die Seele, über das Gebet, über die Erziehung, über die Sophistik, über die Rhetorik, über die Dichter, über die Staatsmänner, über die Gerechtigkeit, über die Monarchie, über die Kolonien, den Adel, den Reichtum, die Liebe, die Leidenschaften, die Trunkenheit und schließlich über ein Festmahl handeln. Nach einem Ausspruch Cicero's ließ Aristoteles in diesen Gesprächen die goldenen Wogen seiner Beredsamkeit fließen. Die zweite Klasse der Fragmente handelt von der Logik, und zwar außer dem Organon selbst, von der Definition, den Kategorien und den Gegensätzen. Die dritte Klasse bezieht sich auf die Rede- und Dichtkunst; die vierte auf die Sittenlehre, die fünfte auf die Philosophie über die Ideen, über das System des Pythagoras und über Archytas. Die sechste, siebente, achte, neunte und zehnte Klasse handeln von der Naturkunde, dem Anschwellen des Nils, den Jahreszeiten, den Metallen, dem Ackerbau, der Anatomie der Tiere, der Politik verschiedener Staaten, der Weltgeschichte, und schließlich kommen die Vorträge, Briefe und Gedichte.

Die Aufzählung dieser Werke, so trocken sie ist, muß sie uns nicht in Staunen setzen? Und würde dies Staunen sich nicht in Ungläubigkeit verwandeln, wenn die zahlreichen Zeugen nicht mit so großer Sicherheit übereinstimmten?

Wenn wir also unsre Rechnung machen, so sind es wenigstens hundert und zwölf Werke, und wenn wir diese betrachten, so dürfen wir gewiß voraussetzen, daß diejenigen, welche uns fehlen, ebenso großen Wert hatten wie die, welche uns erhalten worden sind. Welch ein Reichtum! Welch großer Geist! Welch verschiedenartige Begabung und unermüdlicher Fleiß! Und vergesset nicht, der strenge Aristoteles war auch Poet. Ein einziges Gedicht von ihm ist uns überliefert worden und es ist eine der schönsten Eingebungen hellenischer Dichtung. Diese Seite von Aristoteles ist beinahe unbekannt geblieben, aber da er 20 Jahre

Digitized by Google

lang der Schüler Platos gewesen ist, so können wir nicht überrascht sein, daß er etwas von diesem unvergleichlichen Verkehre bewahrt hat. Zu bemerken ist außerdem, daß in einigen dieser vielfachen Werke er eine Schönheit und Feinheit des Ausdrucks zeigte, von der Quintilian ebenso wie Cicero entzückt war.

Angesichts dieser überlieferten Schätze, welche so viel Geist ausstrahlen, muß man da nicht mit Voltaire sagen:

„Welch' ein Mann ist dieser Aristoteles, der die Regeln der Tragödie mit derselben Hand zeichnet, mit welcher er diejenigen der Dialektik, der Moral und der Politik festgestellt und so viel wie möglich den Schleier der Natur gelüftet hat! Kann man anders als ihn bewundern, wenn man sieht, daß er die Grundsätze der Rede- und Dichtkunst gekannt? Wo finden wir heute einen Naturforscher, bei dem wir lernen können eine Rede und ein Trauerspiel zu verfassen? Aristoteles hat uns nach Plato gezeigt, daß die wahre Philosophie die geheime Führerin zum Verständnis aller Künste ist. Die Gesetze, welche er uns gegeben, sind noch heute die unsrer besten Schriftsteller."

Diese mächtige Auffassung eines gesunden Menschenverstandes blieb ohne Widerhall, denn das achtzehnte Jahrhundert verachtete diese Meinung. Weit davon entfernt, sich der Begeisterung Voltaire's anzuschließen, hatte es nur Vertrauen zu Bacon, dem heftigen und blinden Feinde des Philosophen. Aber Voltaire hatte dadurch um so mehr Verdienst, daß er den unvermeidlichen Spöttereien Trotz geboten hat. Wahrscheinlich hatte er die Lehren der Jesuiten, seiner ehemaligen Lehrer, nicht vergessen, welche stets Anhänger des Aristoteles gewesen und es noch sind. Voltaire unterzog sich sogar der Mühe, mehrere der größten Werke Aristoteles' zu erklären, und zwar die Logik, Physik, die Tierkunde, welche er als das Hauptwerk des Altertums bezeichnete, die Metaphysik, Sittenlehre, Rede- und Dichtkunst. (Ausgabe Beuchot, Band XXVII, Seite 26). Diese Analysen, von so leichter Hand entworfen, sind nicht sehr gründlich; aber so oberflächlich sie auch sein mögen, so sind sie doch nicht falsch, denn Voltaire konnte als Genie dem Genie gegenüber treten, so verschieden beide auch waren.

Wir verstehen also mit Voltaire, daß die Scholastik ohne jegliches Zögern Aristoteles als ihren einzigen und verehrten Lehrer ansah, der über sie eine unbeschränkte Herrschaft ausübte und zwar aus zwei Gründen. Zuerst, Aristoteles hatte eine Encyklopädie geschrieben, in welcher keine Frage, die nur den menschlichen Geist beschäftigen kann, seinem durchdringenden Blick entgangen war. Als nun mit dem Sturz der antiken Gesellschaft alles untergegangen war, Kunst und Wissenschaft, Reich und Verwaltung, als das Mittelalter und die neu-europäische Welt die Notwendigkeit fühlten, die Köpfe neu zu bilden, an wen konnten sie sich anders wenden, um die Fackel wieder anzuzünden, als an Griechenland? Und unter den Griechen, wen anders konnten sie wählen als den, der ein so großes, allgemeines Wissen besaß?

Der zweite Grund ist folgender: Aristoteles hatte auf seine Schule, welche er als Lehrer zwanzig Jahre leitete, durch seine Gewohnheiten und seinen von Natur strengen Geist eine beherrschende Gewalt ausgeübt. Für lernbegierige

Digitized by Google

Schüler war das ein unerhofftes Glück; ihre fraglose Ergebenheit war ein kluger Beweis von Dankbarkeit und Gefügigkeit; hätten sie weniger Vertrauen zu ihrem Führer gehabt, so würden sie weniger gelernt haben. Sie lauschten ihm mit frommer Andacht, fast als ob er ihnen das Evangelium verkündete, denn die Ehrfurcht vor den weisen Lehren war nicht weniger groß als der Glaube an die göttlichen Dogmen: Auf beiden Seiten kann man ja sagen, daß der Glaube Berge versetzt. Hier wurde die Unwissenheit der Geister, dort die Roheit der Seelen besiegt; die Bekehrung gelang auf der einen Seite so gut wie auf der andern. Man war darüber so entzückt, daß er beinahe gleich einem Kirchenvater heilig gesprochen wäre. Allerdings hatte er dabei als Bürgen Kirchenlehrer wie Albert den Großen und den heiligen Thomas von Aquino, welche einen Teil ihres heiligen Lebens darauf verwendeten, ihn auszulegen und zu lehren.

Im Anfang zeigte die Kirche eine unversöhnliche Feindseligkeit. Während Philipp August's Regierung im Jahre 1209 verbot sie bei grausamster Strafe das Lesen der Bücher Aristoteles', welche gegen Ende der Kreuzzüge aus Konstantinopel mitgebracht worden waren; sie ließ dieselben sogar verbrennen, gleichwie sie die Ketzer zum Feuertode verurteilte. Aber bald mußte die Geistlichkeit diese unverdienten Verdächtigungen einstellen und dem unwiderstehlichem Strome folgen, stürzte sich sogar selbst hinein in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Diesmal hatten die Völker die Kirche besiegt. Wenn aber die letztere den Sieg davon getragen hätte, was wäre dann aus dem Mittelalter geworden? Und wäre die Renaissance nicht auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden?

Aber noch ehe Aristoteles den Katholizismus aufgeklärt, hatte er schon ein heidnisches Volk erleuchtet. Die abbassidischen Khalifen in Mesopotamien und Syrien hatten sich, zu ihrer großen Ehre, zu Beschützern der Wissenschaften aufgeworfen. Almanzor, Harun-al-Raschid und sein Sohn Al-Mamun waren, trotz der beständigen Unruhen in ihren Staaten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Europa auf einem Wege vorangeschritten, welchen dieses viel später, erst nach dem Islam, betrat. Aber waren die Araber im stande die griechische Sprache zu verstehen? Nein, die Übermittelung geschah indirekt, und dies zeigt, wie notwendig sie war. Unter der Regierung Justinians, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, hatten sich Nestorianische Priester Syriens daran begeben, Aristoteles zu übersetzen. Einer von ihnen, Jakob von Edessa, gestorben 708, hatte die Kategorien übersetzt. Ein Nestorianischer Arzt, Honain ben Ischak, gestorben 873 in Bagdad, beschäftigte sich auf Befehl der Khalifen gleichfalls damit; auch mehrere Generationen gelehrter Familien in Bagdad, Damaskus und Aleppo hatten sich diesem Studium gewidmet, ohne daß die Geschichte uns genaue Angaben darüber hinterlassen hat. Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts hatte Alfarabi schon zur Logik Aristoteles' Erklärungen gegeben, sein Schüler Avicennus, welcher in der Bokharagegend lebte, hatte die Peripatetische Philosophie für ein Land gepflegt, welches heutzutage nur noch von Barbaren bewohnt ist.

Wie ist die arabische Kultur mit den Almohaden nach Spanien gekommen? Wie hat sie sich so vollständig in Cordova verbreitet? Vor unserer Scholastik?

Digitized by Google

Wir wissen es nicht; indes die Erklärungen Averroës' zu Aristoteles' Werken werfen einen hellen Schein in diese Finsternis. Diese Erläuterungen füllen zehn Bände in Folio, welche uns Baglivius hinterlassen hat. Averroës starb im Jahre 1198, ungefähr zur selben Zeit, als Albert der Große geboren wurde, und sieben und zwanzig Jahre vor der Geburt des heiligen Thomas. Er kannte weder die griechische noch die syrische Sprache und hatte nur die arabischen Übersetzungen zu seiner Verfügung, während Albert und der heilige Thomas nur aus lateinischen Übersetzungen schöpfen konnten.

Wenn wir uns noch einmal diese bekannten Thatsachen ins Gedächtnis zurückrufen, so geschieht es, um die vielleicht zu vergeßlichen Erben zu veranlassen, zu bedenken, wie viel Arbeit und Mühe die Bildung der modernen Wissenschaften gekostet hat. Virgil hat in einem herrlichen Vers die Entstehung des römischen Volkes gefeiert. Die wissenschaftliche Erziehung des Mittelalters hat ebenso viele Schwierigkeiten gekostet, und aus dem Mittelalter sind wir hervorgegangen. Unsre ersten Schritte waren schwach, aber immer kräftiger sind sie geworden, so daß unsre wissenschaftlichen Eroberungen jetzt zu einer solchen Macht gelangt sind, daß sie denen, die aus ihnen schöpfen, fast Schwindel verursachen. Wenn wir aber an unsern Anfang zurückdenken, so müssen wir unsre ganze Dankbarkeit Aristoteles zollen. Wir sind zwar seit lange stark genug um des Gängelbandes zu entbehren, aber das ist kein Grund die Hand zu verleugnen, welche uns bei den ersten Schritten von so großem Nutzen war.

Lasset uns auch anerkennen, daß es gerade unsre Zeit ist, welche dem Philosophen die schönste Huldigung, die er je empfangen hat, darbringt. Die Ehre dieser Initiative gebührt der Akademie zu Berlin. Seit sechzig Jahren baut sie ihm ein Denkmal, welches bald beendet sein wird. Dank dem Philosophen Leibnitz blüht der Peripatismus in Deutschland und wird dort gut verstanden. Er ist auch nicht ganz in Frankreich vernachlässigt worden, und 1820 bat Viktor Cousin in seiner Vorrede zum Proklus (Band I Seite XVI), daß man für Aristoteles das thue, was Schleiermacher für Plato gethan hat. Der Wunsch des gelehrten Europa wurde erhört: im Jahre 1825 beauftragte die Akademie in Berlin, auf den Vorschlag Schleiermacher's, zwei ihrer Mitglieder, Becker und Brandis, in den europäischen Bibliotheken alle Manuskripte Aristoteles' zu vergleichen. Es waren mehr als hundert Dokumente; der neue Wortlaut, dem andre Lesarten beigefügt sind, füllt zwei starke Bände in 4° mit zwei Spalten, welche 1831 erschienen. Ein dritter Band brachte eine lateinische Übersetzung variorum. Der vierte, den wir Brandis, sowie dessen Originaltext Becker verdanken, enthält die griechischen Scholiasten für Logik, Physik und Metaphysik. Der fünfte und letzte Band, welcher im November 1870 erschien, enthält die Fragmente nach Valentin Rose, einen Nachtrag der Scholien und ein Inhaltsverzeichnis, welches wir der Geduld des Herrn Hermann Bonitz verdanken. Aber diese große Ausgabe Aristoteles' hat der Akademie zu Berlin noch nicht genügt, deshalb setzt sie heute noch ihr Werk fort, indem sie ein Korpus griechischer Ausleger veröffentlicht, von dem schon ungefähr zehn Bände erschienen sind. Seit der editio princeps der

Alten vom Jahre 1495 ist kein Werk von größerer Bedeutung erschienen. Ist es möglich noch mehr zu thun? Wahrscheinlich nicht; aber was man noch hinzufügen könnte, das wäre eine allgemeine Beurteilung und Erklärung der Werke Aristoteles' von dem Gesichtspunkte aus, auf welchen die durch ihn geweihten Wissenschaften heute gelangt sind.

An der Hand einer so reichen Sammlung und der Übersetzungen in die lebenden Sprachen hat das neunzehnte Jahrhundert genug Belege, um sich ein klares und unparteiisches Urteil zu bilden, und so muß Aristoteles, unsrer Meinung nach, uns und den folgenden Generationen in folgender Weise erscheinen.

Was uns zuerst in die Augen fällt, ist der Einfluß Aristoteles', der einzig in seiner Art dasteht, man findet kein zweites solches Beispiel in den Jahrbüchern des menschlichen Geistes, denn nur die Gründer der Religion haben einen größeren und anhaltenderen Einfluß ausgeübt. Aber auf dem Gebiete der Wissenschaften steht Aristoteles ohne seinesgleichen. Sokrates und Plato haben sich der Pflege der Seelen gewidmet, und die so praktische Seite ihrer Lehren gründete den Triumph des christlichen Spiritualismus, indem sie die Herzen anregte, das Gute und die Tugend zu üben. Aristoteles steht in einer etwas weniger hohen Region, aber dort steht er fest und herrscht als Meister über das ganze Altertum; in sehr vieler Hinsicht ist er auch unser Meister, so vorgerückt wir auch in den Wissenschaften sein mögen. Dieses unerhörte und wohlthätige Monopol ist eine Erscheinung, die auf jeden Eindruck machen muß, dem es darauf ankommt, die Dinge richtig abzuschätzen. Aristoteles muß um so größer erscheinen, da er niemanden neben sich hat, mit dem man ihn vergleichen könnte. Die Anklage, welche man gegen Aristoteles wegen Despotismus erhebt, ist nicht ernst gemeint, da man ihn desselben erst viele Jahrhunderte nach seinem Tode zeiht. Das ist wahr, daß der Kultus für ihn Fanatiker gebildet hat, deren Ausbrüche nicht vernünftiger waren als so viele andre.

Eine zweite nicht weniger sichere und wichtige Erwägung ist, daß Aristoteles den Wissenschaften ihre wahre Gestalt und ihren eigentlichen Stil gegeben hat. Die Kunst Plato's ist göttlich, die Anmut seiner Dialoge bezaubernd und unnachahmbar; aber es ist nicht die Sprache der Wissenschaft, welche allen Vorgängern Aristoteles', selbst Demokrit, nicht gelungen war. Nur Aristoteles hat es verstanden die Sprache der Wissenschaft zu sprechen, und gerade diese verdient es, für ewig im Gebrauch zu bleiben, denn sie ist einfach, natürlich, klar und ernst, bestimmt ohne trocken, wortreich ohne schwülstig zu sein; kurz, würdig der erhabenen Gegenstände, welche sie behandelt, und würdig der Männer, welche versuchen die Werke Gottes zu schildern.

Dieser Ruhm Aristoteles' ist ohnegleichen, aber wir müssen erkennen, da selbiger ihm in so hohem Maße zukommt, daß es Griechenland ist, welches diesen Ruhm teilt, denn Griechenland ist die einzige aller Nationen, welche die Wissenschaft in ihrer durchaus notwendigen Reinheit verstanden hat. Wissen um zu wissen, ohne jegliches Suchen nach materiellem Nutzen, ist eine Geisteskraft, welche zuerst Thales und seine Nachfolger in den griechischen Kolonien Klein-Asiens ge-

Digitized by Google

zeigt haben. Das übrige Asien hat diese Macht nie erreicht und wird sie vermutlich nie erreichen, selbst nicht unter der Führung einer höheren Zivilisation. Asien hat von der Vorsehung andre Gaben erhalten, aber nicht jene. Dieser Vorzug kam ausschließlich dem Volke zu gute, welches tausend Jahre vor Christo die Vollkommenheit im Epos durch Homer's Iliade und in allen Künsten erreichte.

Ohne Zweifel ist die Form der Wissenschaft unumgänglich nötig für eine regelmäßige und leichte Verbreitung derselben; aber Aristoteles hat für die Wissenschaften noch mehr gethan, indem er ihnen nicht nur den Stil, sondern auch die Methode gab. Und wie machtvoll, schön und klar ist diese Methode der Beobachtung! Wenn man die fleißigsten und scharfsinnigsten Beobachter aller Zeiten betrachtet, so ist da keiner, der Aristoteles übertroffen hat. Er hat die Erscheinungen am Geiste und an der Materie, überhaupt alles, was unsern Wissensdrang nur erregen kann, mit gewissenhaftester Untersuchung beobachtet. Seine Bewunderung für die Natur ist ohne Grenzen, weil die Natur nichts vergeblich thut; nicht die geringfügigsten Einzelheiten dürfen unbemerkt bleiben, da alle diese ihre Weisheit, Macht und Schönheit bekunden. Aristoteles hat nicht nur selbst viel und höchst genau beobachtet; nein, noch mehr, er hat stets erklärt, daß die Untersuchung der Weg zur Wahrheit sei, und hat die wirkliche Thatsache den gewagten Vermutungen seiner Vorgänger entgegengesetzt. Aber ein so vorzüglicher Beobachter der Naturerscheinungen Aristoteles auch ist, so verkennt er nicht den Anteil, den der menschliche Geist notwendigerweise an der Bildung der Wissenschaft hat. Die Natur bleibt sich immer gleich, während der Geist sich in einer beständigen Beweglichkeit befindet; daher sieht Aristoteles auch sehr klar die Gefahr der zu früh aufgestellten Theorien und warnt vor dieser Klippe, ohne sie selbst immer vermeiden zu können. Trotz einiger leicht verzeihlicher Irrtümer hat er die Methode der Beobachtung besser und gründlicher geübt, erklärt und anempfohlen als je ein andrer, ausgenommen Descartes. Als die Wissenschaften gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder neu belebt wurden, geschah es mittelst Aristoteles' Grundsätzen, und es sind gerade seine Lehren, welche die uns in Staunen setzenden Fortschritte vorbereiteten.

Wer wollte leugnen, daß Aristoteles von manchen Dingen tausendmal weniger gewußt hat als wir, aber wer könnte auch leugnen, daß unsre Nachkommen tausendmal mehr wissen werden als wir? Wohin werden die Wissenschaften nach zweiundzwanzig Jahrhunderten, demselben Zeitraum, der uns von Aristoteles trennt, gelangt sein? Wird die Natur erschöpft sein? Wird sie uns keine Geheimnisse mehr zu offenbaren haben? Werden wir nichts mehr von ihr lernen können? Wer wäre so kühn dies zu bejahen? Oder muß man nicht einsehen, daß Aristoteles demselben Gesetze wie wir unterworfen gewesen ist, d. h. wie wir hat er vor dem Unendlichen gestanden; er hat sich der Unendlichkeit genähert mit den einzigen Waffen, welche sie zwar nicht besiegen, aber durchdringen, und welche ihr zu unserm Nutzen einige Teile abringen können.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde allgemein behauptet, daß das Altertum nicht zu beobachten verstanden, und man glaubte, nach einem Ausspruch Bacon's, daß die Untersuchungsmethode erst mit dem novum organum begonnen hätte.

Digitized by Google

Dieser Irrtum entsprang der Unwissenheit und Eitelkeit: man leugnete die Vergangenheit, weil man sie nicht kannte, und man schrieb sich selbst das zu, was man andern verweigerte.

Es ist zu befürchten, daß noch zu unsrer Zeit dies Vorurteil nicht ganz geschwunden ist und es noch einige verspätete Geister giebt, welche selbiges teilen. Aber Aristoteles ist nicht der einzige Zeuge, welcher gegen diese unbegreifliche Verblendung spricht, außerdem ist er durch die Verschiedenheit und Vorzüglichkeit seiner Werke noch weniger angreifbar als alle andern. Möchten die Wissenschaften also, so vorgeschritten sie heute sind, gemeinsam in ihm ihren Meister erkennen! Er ist die Quelle, aus welcher sie fließen; möchten sie, ohne wie ehemals in seine Schule zu gehen, ihn um Rat fragen, da er eine große Zahl ewiger Wahrheiten entdeckt hat, welche ihm und uns Ehrfurcht einflößen.

Dies sind die Betrachtungen, welche wir unsern Zeitgenossen bieten. Es sind nicht die einzigen, welche man anstellen könnte, aber sie genügen und sind entscheidend.

So lassen Sie uns aber diese Betrachtung mit einer Frage und einer Vermutung schließen. Was würde geschehen, wenn eine zweite geistige Verwüstung ähnlich derjenigen, durch die das römische Reich unterging, unsre Künste und Wissenschaften zerstörte? Wie würde sich eine zweite Scholastik bilden? Wo würde diese ihren Unterricht suchen? Gewiß, es würden aus diesem Schiffbruch mehr Strandgüter zurückbleiben, und die Buchdruckerkunst würde zu viele Schätze angehäuft haben, als daß nicht viele derselben der Flut Widerstand leisten würden. Welchem andern Philosophen würde man das Licht entnehmen als Aristoteles, wie die Araber und das Mittelalter in gleicher Bedrängnis thaten. Wer würde eine Encyklopädie, gleich der seinen von einer einzigen Hand geschrieben, bieten können? Kant? Hegel? Leibnitz oder Descartes? Ungeachtet ihres Genies können diese Philosophen keinen Vergleich mit Aristoteles aushalten. Würde nicht stets der Philosoph des Altertums, der Lehrer Alexander's, den Sieg davontragen, weil nur er alle Bedingungen des Heils vereinigt? Wir gestehen, daß dies ein Rückschreiten von dem Gesichtspunkt, auf dem wir jetzt stehen, wäre; die Hypothese ist gewagt und unwahrscheinlich, aber durchaus nicht unmöglich; die Alten hatten nicht mehr Grund als wir, diese schreckliche Katastrophe vorherzusehen. Die menschlichen Dinge sind leider sehr veränderlich, und die Schicksalsschläge, welche die Vorsehung über sie verhängt, können sich, wenn auch nicht auf gleiche, so doch auf ähnliche Weise wiederholen. Möge ein solches Ereignis unsrer westlichen Zivilisation erspart bleiben und unsre aufgestellte Vermutung sich nicht verwirklichen! Aber wenn diese Voraussetzung einträfe, so wäre für unsre Frage nur die Lösung: Bricht das Chaos noch einmal herein, so kann nur Aristoteles uns aus demselben retten.

Nun, wir glauben wohl, daß das neunzehnte Jahrhundert mit uns sagen wird: in der Philosophie wird man ewig Plato vorziehen, aber auf dem Gebiete der Wissenschaften ist Aristoteles bis heute der mächtigste Geist, den Gott je geschaffen hat. Dies sei das Siegel seines Ruhmes und das Unterpfand unsrer unvergänglichen Dankbarkeit.

Digitized by Google

Der Wiedererbauer der Wartburg.

Erinnerungsblätter

von

A. von Freydorf.

Dem Meister Heil, der hier in treuen Sinnen
Das Haus erschuf an steiler Felsenwand,
Im Waffenschmuck der Türme und der Zinnen
Wie ragt es königlich hinab ins Land!
Nach seinem Plan ward Stein auf Stein gerücket,
Der Raum geteilt, der Giebel aufgedacht:
Was uns in Hof wie Halle jetzt entzücket,
Der kühne Schwung, das Ebenmaß, die Pracht
Ist seine Schöpfung. Fröhlichem Gelingen
Half ernster Fleiß und unermüdet Ringen.

Wie schnell zergeht, was andre Künste schaffen,
Das Wort verfliegt, der süße Ton verhallt,
Die reichste Farbe wehrt nicht als Gewaffen
Der Zeit Verwüstung, und ihr Schmelz wird alt.
Er aber hat sein Werk aus Stein gedichtet
Und in den Berggrund quaderfest gesenkt,
Nun steht's für alle Zukunft aufgerichtet
Bis keiner mehr in deutscher Zunge denkt,
Wahrzeichen fester Kraft und hoher Milde,
Dem Feind zum Trutz, dem Freund zu Hort und Schilde.

Erspart bleibt fürder, willst du Schönheit schauen,
Die Pilgerfahrt nach wälschem Land und Meer,
Wetteifernd mit dem Besten fremder Gauen
Prangt hier ein Kleinod, kunstdurchglänzt und hehr:
Gleich einem jener Marmorprachtpaläste
Entstiegen aus Venedigs Meeresschoß,
Hebt sich Thüringens jungfräuliche Feste
Auf deutschem Berge säulenschlank und groß.

Mit welch' schönern Worten könnten wir besser ein Erinnerungsbild an den Wiedererbauer der Wartburg beginnen, könnten wir das Andenken des vor kurzer Zeit vollendeten Baumeisters, des Geheimen Rats Professor Dr. Hugo von Ritgen herrlicher feiern als mit diesen Versen aus: „Der Bauleute Sang nach Vollendung des Landgrafenhauses," das Scheffel in seiner „Frau Aventiure" den Wartburgliedern eingereiht hat! Ist es doch, als habe sich der Dichter durch die wirkliche Bauthätigkeit der Gegenwart in die von seinem Dichtergeist erschaute der früheren Jahrhunderte hineinversetzt, als habe er die Strophen gefügt nach Takt und Schall der Axthiebe und Meißelschläge, die unter seinem Fenster erklangen, da er als Gast in der im Wiederaufbau begriffenen Burg weilte.

Digitized by Google

So war es auch! Damals lernte Viktor Joseph Scheffel den Professor von Ritgen kennen und gar bald verehren, so daß auch die Schlußworte des Gedichts:

„Der Meister giebt den Schlüssel aus den Händen,
Ihn lobt sein Werk, er selber zieht davon;
Als Mann der Jugend Kunsttraum zu vollenden,
Ward ihm verlieh'n zu bestem Arbeitslohn."

eben so gut wie auf den alten ungenannten, so auch auf den neuzeitlichen Baumeister gedacht sind, dessen Namen die stolzen Mauern von Geschlecht zu Geschlecht unvergessen weiter tragen werden.

Es ist nicht unsre Aufgabe, eine ausführliche Lebensgeschichte Ritgen's zu schreiben, aber einige kurze biographische Notizen dürften doch willkommen sein, um so mehr, als wir sie einer Rede entnehmen können, welche zur Feier von der Wartburg 800jährigem Bestehen und zugleich zu deren glücklich vollendeter Wiederherstellung gehalten wurde. Dort heißt es:

„Hugo Joseph Maria von Ritgen wurde am 3. März 1811 zu Stadtberge in Westfalen geboren, siedelte jedoch schon in seinem 3. Lebensjahre mit seinem Vater, der als Professor der Medizin nach der Universität Gießen berufen war, dorthin über. Während er heranwuchs, hatte er das seltene Glück, inmitten eines Kreises gelehrter Männer und feingebildeter Frauen eine schöne und reiche Jugend zu verleben. Früh entwickelte sich bei ihm eine Vorliebe für die Naturwissenschaften, so daß er als Knabe von 10 Jahren schon ein geübter Botaniker und scharfer Beobachter war. Mit dem Beobachten kam dann auch die Liebe und das tiefere Verständnis der Natur. So gewann der Knabe einen Schatz fürs ganze Leben, denn er lernte die Schönheit und Poesie überall erkennen, er lernte sie aufsuchen und sich daran erfreuen. Nachdem er sich während dreier Jahre dem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin auf der Universität gewidmet hatte, überwog in ihm die Liebe zur Kunst, und er entschloß sich, Architekt zu werden. Unter der Leitung von Molle in Darmstadt begann er seine Studien, bestand bald das Staatsexamen und setzte dann seine Ausbildung unter Hittorf und Duban in Paris und unter Olmüller und Klenze in München fort.

Kaum von einer längeren Reise heimgekehrt, wurde er als Professor der Baukunst an der Universität Gießen angestellt. Allein er wollte nicht bloß theoretischer, sondern auch praktisch ausübender Lehrer sein. Er übernahm daher die Ausführung einer Reihe von Privatbauten, die sich alle durch einfache Klarheit und edle Verhältnisse, durch scharfes Erkennen des Bedürfnisses und treffendes Erfinden des künstlerischen äußeren Ausdrucks dafür, endlich durch richtige Wahl des Ornaments auszeichnen. Bald galt er als ein Mann von vorzüglichem Geschmack und feinem Kunsturteil, als ein Mann von seltener Vielseitigkeit des Wissens."

Seine umfassenden Studien gerade über die Geschichte des deutschen Hauses befähigten ihn, den Forderungen auf Wiederbelebung eines vergangenen Lebens gerecht zu werden und dabei doch auch den Bedürfnissen des heutigen Rechnung zu tragen. Daß danach von allen Seiten sein bewährter Rat, seine Hilfe in Anspruch genommen wurde, ist natürlich genug. Nicht nur in Gießen,

Digitized by Google

wo die, auch nach Ritgen's Plan verjüngte Burg Gleiberg so malerisch auf die Stadt herniederblickt, auch weit in alle Teile des mittleren Deutschland hinein begegnet man seiner vielseitigen Thätigkeit und werden die unter seiner Künstlerhand entstandenen Baudenkmäler die Beschauer erfreuen in ferne Zeiten.

Was braucht es aber andern Namens als den der Wartburg, um Ritgen's Ruhm weltbekannt, um seinen Namen unsterblich zu machen: sie ist sein Meisterwerk.

Wieder wollen wir die uns zur Verfügung gestellten Erinnerungsblätter aufschlagen, denn sie geben den besten, den interessantesten Einblick in Ritgen's Denkweise und zeigen uns, aus wie tiefer Überlegung, warmer Begeisterung und schöpferischer Kraft er an die Lösung der von ihm selbst fast hervorgerufenen und ihm dann auch übertragenen Arbeit gegangen ist.

Im Jahre 1846 war er es, der bei Gelegenheit der Gothaer Architektenversammlung die Herzen höher schlagen machte, indem er sagte:

„Deutschland hat ein geistiges Eigentum an der Wartburg errungen, durch Jahrhunderte in schweren Kämpfen um die deutsche Poesie und um die Freiheit des Glaubens. Trauernd würde Deutschland zusehen, würde die alte glorreiche Burg gleich so mancher ehemaligen Feste in das romantische Lustschloß, die reizende Villa selbst des edelsten Fürsten umgewandelt; denn damit wäre sie ausgestrichen aus der Zahl der ehrwürdigen Monumente deutscher Vergangenheit.

Was aber muß Deutschland hoffen und wünschen?

Eine Restauration der Wartburg, die mehr sei als alle jene jetzt Mode gewordenen sogenannten Restaurationen von Ritterburgen, selbst die großartigeren nicht ausgeschlossen, welche uns höchstens in angenehmer Täuschung einen Augenblick von der Vorzeit träumen lassen. Die Restauration der Wartburg soll mehr sein, sie soll uns nicht bloß in das Ritterleben früherer Jahrhunderte versetzen. Nein, sie thue mehr, sie vergegenwärtige uns ihre eigene Geschichte, die Geschichte eines der edelsten Fürstenhäuser und damit zugleich zwei große Momente in der Geschichte der geistigen Bildung Deutschlands. Diese sind: der deutsche Minnesang, der mit der Verehrung der Frauen die Roheit der Sitten milderte, die Reinigung der Seele erstrebte und durch die Freude des Frauenverkehrs die echt deutsche Poesie des häuslichen Glückes herbeiführte; und dann später der große Glaubenskampf, der von der Wartburg ausging.

In diesem Sinne ist die glückliche Lösung der Restauration der Wartburg ein wahres Kunstwerk zu nennen, das dann aber auch in dem Geiste fortwirken wird, in welchem es vom Künstler erfunden wurde. Gleich dem vollendeten Werke dramatischer Poesie oder historischer Malerei muß es uns unmittelbar und unbewußt in den Geist der Zeiten und der handelnden Personen versetzen!"

Dies Wort hatte gezündet, es hallte wieder weithin in Deutschland. Es brachte den hohen Burgherrn auf den Gedanken, dem kühnen Sprecher selber den Bau zu übertragen.

Aber nicht sogleich nahm dieser das große Werk in Angriff. Drei Jahre des gründlichsten und emsigsten Studiums der Geschichte der Burg, des deutschen Burgenbaues, der mittelalterlichen Befestigungskunst und der Sitte und Lebens-

Digitized by Google

weise des Mittelalters genügten der Gewissenhaftigkeit des Meisters kaum, um dann mit sicherer Hand den Entwurf zu beginnen.

Nahezu 20 Jahre hat der Wiederaufbau, der ja auch zeitweise unterbrochen werden mußte, gedauert; aber der Meister hat mit bewundernswerter Energie durchgeführt, was er übernommen, er hat vollständig und glänzend die Aufgabe gelöst, die er sich selbst gestellt. Und nicht sein geringstes Verdienst besteht darin, daß er, was seine Seele erfüllt, jene Begeisterung zur Sache und das feine Gefühl für den Charakter jener Zeit, die er neu erschuf, auch allen den vielen Männern, Künstlern und Werkmeistern, mitzuteilen wußte, die mit ihm am Wiedererstehen der Wartburg geholfen. Und wie oft, wenn er seine sorgfältig eingeübten Künstler und Werkleute verlor, ließ er es sich nicht verdrießen, neue Kräfte im alten Geiste zu bilden, immer das eine große Ziel unverrückt vor Augen. — Wohin er auch kam auf seinen vielen Reisen und Studienwanderungen, immer und überall schaute er mit prüfendem Auge umher, verglich und erwog, und wenn er andre Reste fand aus jener Zeit, die er in seinem Steinbau wieder aufblühen lassen wollte, da brachten seine Skizzenbücher einen Schatz voll köstlicher Motive heim, hier ein Kapitäl, dort ein Erkerlein oder die Umrisse eines uralten Ziehbrunnens, das was er just selber brauchen konnte. Und doch ist auf der Wartburg alles aus einem Guß; fern davon, den Eindruck eines zusammengefügten Museums zu machen, haben die Motive im Kopf des genialen Baumeisters erst die für ihre künstlerische Einfügung notwendige Umgestaltung erfahren; daher kommt es auch, daß, was alle Besucher der Wartburg ergreift und fesselt, es vor allem die ruhige Klarheit und Harmonie ist, die hier weilt und das Gefühl des wahrhaft mittelalterlich Burglichen, des durchaus historisch Echten hervorbringt, welches die historische Weihe des Ortes nur noch mehr verklärt. „Ja, aus den Hallen und Sälen der verjüngten Burg, die wieder stolz ins deutsche Land hinausschaut, wehen uns voll Leben die Geister entschwundener Jahrhunderte an; die Erinnerung an die mächtigen Landgrafen, die hier ihren Hof hielten, an das stolze Leben unsrer Vorfahren voll männlicher Kraft und Ritterlichkeit, an die milderen Zeiten des deutschen Minnesangs erfüllt uns mit Ehrfurcht und zugleich mit freudiger Lust. Der Geist des Ganzen, die edle Architektur, die sinnige, echt mittelalterliche Symbolik reißen unwiderstehlich zur Bewunderung hin, denn es ist ein gar schöner Gedanke, daß nachfolgende Geschlechter sich so mit voller Pietät ganz in das Leben und Treiben derer versenken können, die vor ihnen waren.

Welche Fülle von Erinnerungen an die Zeiten der Reformation birgt doch für jeden Deutschen der vordere Teil der Burg; und auch in der späteren, in der neueren Zeit hat sich in vielen erhebenden Momenten diese echt deutsche Burg ein heiliges Andenken in den Herzen gewonnen. Die schöne Feste ist so recht ein Symbol geworden, ein Hort deutschen Wesens und deutscher Kraft, sie wird, nun wieder ein mächtiger und starker Bau, den Stürmen vieler Jahrhunderte trotzen und den spätesten Geschlechtern von ihren heldenmütigen und hochsinnigen Altvordern erzählen können."

Digitized by Google

Es dürfte wohl von Interesse sein, hier zwei Briefe der verstorbenen Großherzogin Maria Paulowna von Weimar, geborenen Großfürstin von Rußland, einzuschalten, durch deren Freigebigkeit dem damaligen Erbgroßherzog die ersten Mittel gewährt wurden, um den Bau zu beginnen. Wohl wird daraus klar ersichtlich, welche Freude es für den Baumeister gewesen sein muß, für Fürsten zu arbeiten, die seine Intentionen so klar verstanden und zu würdigen wußten.

War es doch vor allen der hohe Bauherr, Karl Alexander, der in Kunstsinn und Anhänglichkeit zur Burg den Gedanken der Wiederherstellung schon längst als Lieblingswunsch mit sich herumtrug und für dessen Eingehen auf die Pläne und Entwürfe des poesievollen und doch kunstgeschichtlich-gewissenhaften Architekten dieser nicht dankbar genug sein konnte.

Die beiden Briefe der Großherzogin sind aus dem Jahre 1852, wo der Wiederaufbau bereits begonnen war, und lauten also:

Werthgeschätzter Herr Professor!

Ich danke Ihnen bestens für den ausführlichen, interessanten Bericht vom 14. dieses Monats und die demselben beigegebenen Zeichnungen, die Restauration der Wartburg betreffend, beides für mich in gar mancher Beziehung neu und von großem Interesse, giebt mir den Beweis Ihres ernsten und eifrigsten Strebens zur möglichst ursprünglichen Wiederherstellung dieses, in der deutschen Geschichte, namentlich aber in der von Thüringen so merkwürdigen Bauwerks, an welches sich Erinnerungen und Thaten der Vergangenheit knüpfen, deren Wichtigkeit die Erhaltung desselben für die Mit- und Nachwelt wohl als eine Pflicht erscheinen dürfte.

Ihren weiteren Mittheilungen über den weiteren Fortgang dieses Baues entgegensehend, bitte ich noch, mir wissen zu lassen, ob ich die mir zugekommenen Zeichnungen zurückbehalten oder Ihnen wieder zurücksenden soll und verbleibe mit Achtung und Wohlwollen

Ihre Wohlaffectionirte

Maria, Großfürstin von Rußland, Großherzogin zu Sachsen.

Weimar 14/26. Mai 1859.

Werthgeschätzter Herr Professor!

Wie Sie mit recht vorausgesehn, ist das, was jetzt für die Herstellung der Wartburg gethan wird, in der Meinung geschehen, eine Pflicht gegen die Mit- und Nachwelt zu erfüllen, der Mitwelt allerdings, wie Sie selbst in Ihrem Schreiben vom 28. vorigen Monats andeuten, um einem Theil der Bewohner Eisenachs Gelegenheit zu geben, durch Verdienst die jetzigen bedrängten Zeitverhältnisse zu überwältigen, der Nachwelt aber, um ein Denkmal zu erhalten das, außer seiner architectonischen Schönheit, an alles Große und Wichtige, was von dort aus für ganz Thüringen geschehen ist, erinnert. Es freut mich daher sehr, die Wiederherstellung dieses Denkmals einem Mann an-

Digitized by Google

vertraut zu wissen, welcher neben seinen schätzbaren Kenntnissen sich, im Bewußtsein dessen, was geschafft werden soll der Sache mit einem Fleiß und einer Ausdauer widmet, die zu den besten Erwartungen berechtigen. Ich halte Ihre Ansichten von der Ausbreitung der byzantinischen Kunst im grauen Mittelalter für vollkommen gerechtfertigt, die von der gothischen nur später ersetzt worden sei.

Das am Schluß Ihres Schreibens ausgesprochene Verlangen, mir von Zeit zu Zeit Nachricht über den Fortgang der Arbeiten zukommen zu lassen, gewähre ich um so bereitwilliger, da die Erfüllung desselben durch Vermittelung meines Sohnes meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird und ich hoffen darf, recht bald von dem, was in dieser Sache geschehn ist, etwas von Ihnen zu hören.

Es hat mir leid gethan, daß Sie der Aufführung des „Tannhäuser" hier beizuwohnen verhindert waren, ich hoffe jedoch daß ein andres Mal günstigere Verhältnisse es Ihnen gestatten, Sich dieses Genußes der Kunst, in Beziehung auf die Wartburg theilhaftig zu machen.

Für den Ausdruck Ihrer Ergebenheit, so wie für Ihre ausgesprochenen guten Wünsche danke ich Ihnen bestens und verbleibe mit Wohlwollen

Ihre wohlaffectionirte ꝛc.

Weimar, den 21. Februar/4. März 1852.

Wie übrigens Professor von Ritgen's Rat auch von andern Höfen und Fürsten gern in Anspruch genommen wurde, mögen einige Auszüge aus Briefen des verstorbenen Erzherzogs Stephan, des Besitzers der Schaumburg im Lahnthal, beweisen.

Nachdem der Erzherzog über ein Geschenk von Schmetterlingen, das er den jungen Söhnen des Professors bestimmt, geschrieben hatte, fährt er fort:

„Was nun Ihren Dank für die Aufnahme in Schaumburg anbelangt, so sind Sie sehr genügsam. Gern hätte ich Ihnen und Karl noch mehr geboten, besonders wo Ihr beide an Allem so reges Interesse nahmt, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Man ist dadurch für manch langweiligen Besuch schadlos gehalten, der für Bauten und Anlagen keinen Sinn hat und eigentlich nur kommt, um zu kommen. Ich freue mich seiner Zeit auf der Wartburg Ihre bons conseils zu vernehmen — bons conseils kann ich schon von vornherein sagen — denn Ritgen räth nichts Schlechtes . . ."

An andrer Stelle heißt es:

„ . . andrentheils die von Woche zu Woche, bisher jedoch fruchtlos genährte Hoffnung nach der alten Lutherburg zu kommen, ließen mich stets zögern mit der Antwort, so daß Sie fast glauben könnten, Ihr Brief habe mich nicht gefreut. Dem ist aber nicht so: Alles was aus Ihrer Hand kommt und das schöne Thema bespricht, das Sie mir in Schaumburg detaillirten, interessirt

Digitized by Google

und freut mich thatsächlich; möge mir bald die Gelegenheit geboten werden, Ihnen, mein lieber Ritgen, dies mündlich wiederholen zu können . . .

Seit Sie mich, lieber Herr Professor, in Schaumburg verlassen, hat sich hier wieder manches verändert, ich schmeichle mir aber auch, verschönert. Besonders ist es die unmittelbare Schloßavenue, die ich dieses Jahr in Angriff nahm und die sich zu ihrem Vortheil verändert hat und mehr im Stande ist, den ästhetischen Sinn des Beschauers zu wecken. Leider ist das Jahr nicht der Art, um Rasenanlagen u. dgl. förderlich zu sein, denn man kömmt gar nicht zum Anbauen, und so geschieht es auch hier, daß wir eine Menge Squares mit hübschen Geländern eingefaßt haben und darin noch nichts zu sehn ist. Der Stall scheint mir gelungen, besucht wird er wenigstens genug von weit und breit. Das Mineralienkabinet naht auch seiner Vollendung, und der große Thurm, eine Zeit lang, wie Sie wissen, ein unnützer Komplimentenmacher, hat sich seither so festgesezt, daß auch kein Haarriß mehr an ihm zu entdecken ist. Sein Anblick von nah und fern ist schön zu nennen, seine Höhe und Dicke ein würdiger Schlußstein zum Neubau, ein guter Verbindungskörper mit dem alten Schloß. Sowohl dieser, als auch ein kleines Wartthürmchen dürfte hinsichtlich der bedeutend kräftiger gehaltenen Zinnen speziell Ihren Beifall erringen, wenn Sie sich dessen erinnern wollen, was wir von der Hauptfaçade in dieser Beziehung sprachen.

In vier Wochen, so Gott will, steht der Wintergarten, eine große Eisen- und Glasfläche, die den nächsten Winter ihre Tauglichkeitsprobe ablegen mag. Die Palmen gedeihn im Mitteltrakt ganz vorzüglich und machen einen imposanten Effect. Herrn Hartungs allegorische Gruppen in Bronze kommen auch bis Ende August hier an und werden diesen Glasbau vollenden helfen. Die Gypsmodelle und Photographien, die ich darüber sah, haben mir gefallen, und die vielen andern Bestellungen, die Hartung seither in Frankreich und Berlin bekam, beweisen mir, daß ich mich an den rechten Mann gewendet.

Wie freute es mich, sähe ich Sie recht bald wieder einmal in meinen Mauern. Dieser Spätherbst namentlich wird dazu geeignet sein, Überraschendes zu vollenden, da das Decorative viel schneller geht als das rein Bauliche und doch dem Ganzen eine weit andre Physiognomie gibt. Da wollte ich Sie denn recht fleißig herumführen, Alles zeigen, was Interesse für Sie haben könnte und mittheilen, was nun noch zu erwarten steht . . ."

So schrieb der Erzherzog an den berühmten sachkundigen Architekten, und viele andre ähnliche Briefe aus allen Kreisen möchten beweisen, wie sehr Rat und Urteil des bewährten Künstlers überall gesucht und geschätzt wurden.

* * *

Daß bei solchem Schaffen und sich Vertiefen in die Bauart, in die Sitten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte der Architekt und der Dichter des Mittelalters, nachdem sie sich einmal auf der Wartburg begegnet hatten, sich eng befreunden mußten, liegt auf der Hand. Mit dem regsten Interesse, dem

Digitized by Google

Verständnis, das so eingehend und tief wohl wenigen gegeben war, ließ sich Doktor Scheffel von dem älteren Manne in alle Einzelheiten des Baues einführen, an dem damals gerade tüchtig gearbeitet wurde. Und welche Freude war es für Ritgen, den jungen Dichter in seine Pläne einzuweihen, aus dem reichen Schatz von Wissen, den Scheffel damals schon durch sein Studium alter Chroniken gesammelt hatte, für seine Bauzwecke zu schöpfen und gemeinsam neu noch zu Schaffendes zu besprechen! — So mochte es wohl auch nicht zum mindesten ein Verdienst Ritgen's sein, wenn Scheffel in seinem Wartburg-Heimweh singen konnte:

Und ich kenn' aus luft'ger Ferne
Jedes Stück des stolzen Bau's,
Bergfried, Zwinger und Zisterne,
Palas, Thor und Ritterhaus:
Und ich grüß' die kleine Lücke
In des Turmes hoher Wand,
Wo ich mir und meinem Glücke
Eine zweite Heimat fand.

Das war ein freudig Erinnern und Heraufbeschwören jener Wartburgtage, als Professor von Ritgen im Anfang der 70er Jahre zum Architektentag nach Karlsruhe kam und wieder mit Scheffel zusammen war. Davon habe ich früher schon einmal ausführlich erzählt und kann es übergehen, möchte aber doch zur Vervollständigung dieser kleinen Skizze darauf hingewiesen haben.[1])

Dafür aber sei es mir vergönnt, hier einen Brief des Dichters der Frau Aventiure an den Baumeister der Wartburg einzuschalten, den alle Freunde Scheffelscher Muse freudig begrüßen werden, denn er giebt hochinteressante Aufschlüsse über Entstehung und Meinung des schönen Buches und wäre wohl wert, demselben als Vorwort beigedruckt zu werden.

Hochverehrter Herr von Ritgen.

Beifolgendes Büchlein bittet um freundliche Aufnahme. Sie werden vielleicht beim ersten Durchblättern ähnlich denken wie der Cardinal v. Este, da er zum Ariosto sprach: „Wo zum Teufel Meister Ludwig, habt Ihr all das Zeug nur aufgelesen?" — denn es mag wohl den Eindruck eines Häufleins bunter Mosaiksteine machen, die noch wirr durcheinander auf dem Boden umherliegen und keineswegs schon zum wohlgeordneten, fein berechnete Total-

[1]) Deutsche Revue 1889, Märzheft. Die Verse, auf welche S. 322 dieses Aufsatzes hingewiesen wird, lauten:

„Ich sah zwo Turteltauben
Und sah die Linde blühn,
Sie bauten sich mit Gurren
Ihr Nest ins junge Grün.

Ein Jäger schoß die eine,
Derweil sie trank am Bach,
Jetzt kommt die andre nimmer
Zum grünen Wipfeldach.

Im Thal steht eine Tanne,
Die jüngst der Sturm zerbrast,
Dort sitzt sie immer einsam
Auf einem dürren Ast."

Digitized by Google

wirkung kundgebenden Gesammtbild zusammengefügt sind. — Aber weil ein Hauch jenes Ihnen wohlbekannten Wartburggeistes, der Sie oben im holzvertäfelten Architektenstüblein der Burg so manchesmal umweht hat und umweht, und der für den Künstler die Mühen des Strebens, nie das Ausruhen am erreichten Ziel bedeutet, über meinem Fragment schwebt, übergebe ich es vertrauensvoll Ihrer sachverständigen Prüfung. Sie haben bei den ersten Studien zum Burgbau wohl ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie mir beim dichterisch reproductiven Einleben in den Geist und die Technik des XIII. Jahrhunderts zu Theil wurden: die künstlerische Arbeit nimmt während der Detailausführung ganz andre Gestalt an, erste Entwürfe treten zurück — neue hinzu — die Wege zum Ziel werden zuweilen verschlungen und beinah labyrinthisch, bis klares Aug und fester Wille wieder vorwärts hilft. Ursprünglich hatte ich vor, eine Reihe Prosaerzählungen aus der Zeit der Minnesänger hie und da mit Liedern zu beleben. Versuche, deren eigene Dichtungen in unser Deutsch zu übertragen, kamen aber jedesmal hölzern und gezwungen heraus. Darin ist der Poet in entschieden schwierigerer Lage als der Architect und Bildhauer, der eben dadurch sein genaues Eindringen in die Feinheiten des alten Styls beweist, daß er ihn, ich möchte sagen wörtlich d. h. in allen plastischen Ausdrucksformen auf das genaueste so widergibt, wie die Alten selbst. Ein im Geist des XIII. Jahrhunderts neugeschaffenes Säulencapitäl muß einem alten gleichen, wie ein Ei dem andern, so daß beide vom Laien verwechselt werden können.

Die deutsche Sprache aber hat sich in Form und Geist, seit Wolveram v. Eschenbach sang, so verändert, daß wir Spätgeborene mit einem gänzlich anders gewordenen Material arbeiten. Eine Menge gerade der feineren Nüancen des Mittelhochdeutsch sind in unserem Sprachbewußtsein erstorben und lassen sich mit den jetzigen Sprachmitteln nicht wiederbeleben, auch manche Feinheit der alten Metrik und Reimkunst verträgt unser Ohr nicht mehr. Handelt es sich darum, ein Gedicht herzustellen, das sich zu einem von Walter von der Vogelweide so verhält, wie Ihre Wartburgsäulen zu denen des alten Baumeisters, so ist dies im strengen Sinn nicht anders zu ermöglichen, als wenn der Verfasser es correct in der mittelhochdeutschen Sprache abfaßt. Solches aber wäre ebenso mühsam als überflüssige Arbeit; — nur, um die lateinische weltliche Lyrik der Zeit zu charakterisiren, durfte ich, da sich die lateinische Sprache nicht verändert hat, den Versuch wagen, die Sprache des Mittelalters selber zu reden.

Bei dieser Sachlage, nachdem einmal der Wunsch, ein Abbild und einen Eindruck von der lyrischen Kunst der Wartburgsinger zu entwerfen, lebhaft vorhanden war, gerieth ich auf den Ausweg, eine Reihe freigewählter lyrischer Motive im Geist und Sinn jener Alten so zu bearbeiten, daß die Dichtungen bei aller modernen Durchführung doch jenen Anhauch der alten Zeit, dem sie ihre Entstehung verdanken, durchspüren lassen. — Wie weit dies gelungen und ob einem solchen Versuch überhaupt eine Berechtigung zuzuerkennen, darüber

Digitized by Google

steht mir kein Urtheil zu. Die Dichtungen tragen ein entschieden modernes, und darum scheinbar incorrecteres Aussehen als die Versuche eines Baumeisters, Bildhauers oder Malers im Styl desselben Jahrhunderts, aber wer daran Anstoß nimmt, vergißt, daß Bausteine, Marmor und Farben heute dieselben sind wir vor 600 Jahren, die Sprache aber eine völlig andre geworden.

Im Einzelnen habe ich überhaupt über Manches Rechenschaft zu geben. Ohne die Prosaerzählungen, die späterer Zeit vorbehalten bleiben, geschah die Charakterisirung der Sänger, die 1207 im Wartburgkrieg beisammen waren, am füglichsten in der Weise, als ob sie selber — um ganz modern zu reden — sich zur Herausgabe eines Dichteralbums vereinigt hätten. Für diejenigen, deren Werke uns noch zu Gebote stehen, war eine solche Charakteristik unschwer zu gewinnen. Wolframs stramm militärische und französisirende Haltung, Walters landedurchfahrende Minnestudien, Reimars correcte aber farblose Manier gaben Motive in Fülle. Von Biterolf aber und Heinrich von Ofterdingen ist kaum mehr als der Name überliefert. Für diese mußte auch die ganze Persönlichkeit und Charakterzeichnung erfunden werden — Biterolf als thüringischer Forstmann und Kreuzfahrer — Ofterdingen als Österreicher, jedoch etwas feiner, und mit bedeutendem Zug zur epischen Dichtung. Mit Klinsohr wußte ich lyrisch kaum Etwas anzufangen, da ich für die mystische, Räthsel auf Räthsel häufende Natur, die ihm im Gedicht vom Wartburgkrieg beigelegt ist, kein Organ der Wiedergabe besitze und seine Gestalt zu mythisch erscheint, um noch eine lyrische Erläuterung ertragen zu können. Dem tugendhaften Schreiber, der sich in den von ihm erhaltenen Dichtungen als einen Dilettanten kund gibt, der nicht ohne Formgewandheit, aber ohne innere Nöthigung französische Art und Weise nachahmt, weil es eben Mode war — hatte ich etliche Dichtungen in den Mund gelegt, habe sie aber weggelassen, weil ihr leise carikirender Zug störend auf den ruhigen Ton der andern gewirkt hätte. So wurde auch der Sängerkrieg selbst und der tiefere künstlerische Gegensatz Wolverams zu Ofterdingen, der in den zwei Worten: Parzival und Nibelungenlied — oder: wälsch und deutsch ausgesprochen ist, nur vorüberstreifend angedeutet.

Dagegen wollte ich die Andeutung nicht unterlassen, daß die ritterlich-höfische Lyrik nicht mit der gesammten Dichtung der Epoche identisch ist und daß noch viel andre Leute in andern socialen Kreisen Träger und Organ derselben waren. Dies führte dazu, einen dichtenden Mönch, fahrende Leute und Schüler, einen lateinisch gebildeten Schwaben, einen Byzantiner u. s. w. anzureihen. Diese Figuren sind keine historischen Personen, die etwa in die Literaturgeschichte eingeschmuggelt werden sollen, sondern Personificationen gewisser Richtungen, die an der Dichtung des XIII. Jahrhunderts betheiligt waren und von denen man Notiz nehmen muß, um nicht das Urtheil zu fällen, jene Lyrik sei eintönig und langweilig. Mir wenigstens erscheinen die carmina burana, in deren Tonart ich die fahrenden Schüler zu halten versuchte, lebensprühender und farbenreicher als vier Fünftheile der manessischen Minnesinger.

Digitized by Google

Hiemit, verehrter Meister und Freund, haben Sie mein die Frau Aventiure geleitendes ästhetisches Sündenbekenntniß. Sie soll in ihrer jetzigen Gestalt zugleich eine Anfrage an das Publikum sein, ob man mit solchen Versuchen überhaupt noch auftreten kann, ohne entweder ignorirt, oder gründlich mißverstanden oder verhöhnt zu werden. Bei günstiger Aufnahme wäre noch eine Fülle poetischer Motive aus der Zeit: Leben auf Burgen und in Städten — Kämpfe in Italien und dem heiligen Land — Jagden und Fehden, Wächterlied u. s. w. sowie andern Gestalten, die um den Landgrafen Hermann dichterisch thätig waren, Heinrich v. Veldeke, Herbort von Frizzlar u. s. w. in ähnlicher Weise zu behandeln.

Aber bei der Erfahrung, die ich gemacht habe, daß in dem die toten Dichter ehrenden Deutschland der lebende, der Gesundheit, Lebensstellung und Lebensfreude dem einsamen Forschen und Schaffen unterordnet, — daß er dafür, sage ich, mit halboffiziellem, nicht einmal vor glatter Lüge zurückscheuenden Hohn gelohnt wird (vergl. die Weimarer Correspondenz der Koburger Zeitung vom 31. Dezemb. 1862) — bedarf es einiger Energie, um die Freude an der künstlerischen Arbeit nicht zu verlieren. Genug davon.

Wenn Sie mit einigen Worten, wahr schlicht und streng wie es dem Baumeister der Wartburg ziemt, mir mittheilen wollen, was diese Liederprobe für einen künstlerischen Eindruck macht, so erfreuen Sie sehr

Ihren Sie in Freundesgesinnung verehrenden

Jos. Vict. Scheffel.

Pinzenau in Oberbaiern Station Thalhaus 18. Juli 1863.

Nachschrift.

Ich gestatte mir eine bescheidene Bitte zuzufügen. Könnten Sie mir vielleicht Aufschluß geben, ob und wo Abbildung und Erklärung der Steinbilder am Portal der Kirche von Großenlinden, die, wie ich dem Archiv für hess. Geschichte Band III entnehme, Prof. Klein in Gießen angekündigt hat, erschienen sind? Oder könnten Sie etwa aus eigenem Besitz mich mit Übersendung derselben in meiner oberbairischen Einsamkeit erfreuen?

Zu den Studien über die Siegfriedsage gehört auch Alles, was sich auf Drachen und Drachenkämpfe bezieht. Ich habe die auf heidnische Cultstätten deutenden Orte in der Rheinpfalz, die Drachenfels heißen, untersucht und möchte mich nun überzeugen, ob in den Skulpturen v. Großenlinden auch noch solche vorchristliche Erinnerungen fixirt sind.

Mit freundlichem Gruß J. S.

Die Antwort Professor von Ritgen's liegt leider nicht vor. Jedenfalls aber hat sie den Dichter hoch erfreut und ihm die Versicherung gegeben, daß er, dessen Urteil als sachverständiges Scheffel angerufen hatte, der Herausgabe der Lieder vollste Berechtigung zugesprochen, denn Scheffel erzählte später einmal, wie gerade dies Urteil ihn gegenüber mancher unverstandenen Kritik und der anfänglich großen Gleichgültigkeit des Publikums getröstet und beruhigt habe.

Digitized by Google

Leider hatte das Publikum durch seine Nichtbeachtung des Werkes die, — wie Scheffel in seinem Briefe es nennt — die Anfrage, ob man mit solchen Versuchen überhaupt noch auftreten kann, mit nein beantwortet und uns dadurch um jede Fortsetzung gebracht. Und doch ist die Aventiure ein Schatzkästlein der kostbarsten Edelsteine, das einen unsrer jetzt lebenden größten deutschen Dichter zum Ausspruch veranlaßte: „alle meine Gedichte gäbe ich darum, wenn ich nur das eine, den Heini von Steier, gemacht hätte!“ Uns aber klagte Scheffel einmal: „Es ist ein eigen Ding um das lesende Publikum: jedes Stück in der Aventiure beruht auf ernsten, gewissenhaften Studien und ist bis auf das feinste durchziseliert, und doch faßt es nicht Fuß und folgen sich die Auflagen nur langsam; da ist der Erfolg des Gaudeamus eine zweifelhafte Freude.“

Doch kommen wir vom Dichter zurück zum Baumeister, oder vielmehr haben wir durch Scheffel's Brief der Gedichtsammlung der Aventiure gedacht, so liegt es gar nahe, uns hier noch einer Gedichtsammlung zuzuwenden, der in Stein gehauenen der Wartburg: den tiefsinnigen Darstellungen an Kapitälen und Dachbindern, die mit ihrer poetischen Symbolik wohl ein aufgeschlagenes Buch genannt werden können für den, der darin zu lesen vermag.

Ist das doch sicher ein Gedicht, wenn im Zimmer der Landgräfinnen an den Fensterfäulen mitten aus dem Blattgerank des Kapitäls ein bedidemter Frauenkopf herauslugt, das Ohr willig geneigt zu einer Taube, die daneben im Gezweige sitzt — oder am andern Kapitäl derselbe Frauenkopf mit schleierverdecktem Ohr und das andre mit der Hand verhaltend sich abwendet von dem ihr zukrächzenden Raben! „In der Einsamkeit des Burglebens, während der oft langen Abwesenheit des Burgherrn und Gemahls sich die Anhänglichkeit der Dienstleute durch Milde und Klugheit zu sichern, war die schöne Pflicht der Landgräfin. Diese zu erfüllen und sich dabei erhaben über so mancherlei Intrigen zu erhalten, konnte ihr nur gelingen, wenn sie dem frommen und guten Rate Gehör lieh, dem schlimmen Rate das Ohr verschloß. Darum zeigt uns das erste Kapitäl die Empfänglichkeit für den guten Rat, welchen die unschuldige Taube giebt; das zweite Kapitäl dagegen die Verschlossenheit gegen den falschen Rat, den, der alten Tierfabel nach, stets der Rabe erteilt!“ So erklärt Ritgen selbst sein steinern Gedicht.

Auch er hat wie Scheffel die Alten zum Muster genommen — getreu in ihrer Art gearbeitet. Denn es sind noch genug ursprüngliche Skulpturen auf der Wartburg vorhanden, so z. B. das Doppelkapitäl in der Kapelle des Landgrafenhauses. „Unverkennbar zeigen sich hier Adam und Eva, jedes umschlungen, d. h. verlockt von der Schlange, dem Teufel. Die Schlange aber wird von dem bärtigen Manne (Christus) gefaßt und zerdrückt, zum Zeichen, daß Christus durch seine Werke des Teufels Macht zwar gebrochen habe, daß aber gleichviel jeder Christ noch viel zu überwinden hat, daß er stets gegen das Böse kämpfen, daher stets wachen und beten müsse. Letzteres versinnbildlichen die beiden Löwen zur Seite, sie sind die nie schlafenden Wächter der Kirche und finden sich deshalb so häufig am Eingang der Gotteshäuser; denn man glaubte ehemals, der Löwe schlafe nie oder doch nur mit offenen Augen!“

Digitized by Google

Haben wir so erkannt, wie die Baumeister des 12. Jahrhunderts in Stein ihre Gedanken auszudrücken wußten, so sehen wir in dem, was Ritgen neu geschaffen, eine ebenso tiefe und schöne Symbolik.

Hören wir, wie er selbst seine Aufgabe aufgefaßt hat: „Uns in den Sinn der alten Dichter und Bildner hineinzuleben, in diesem Sinne weiter zu schaffen und so in einem Zyklus von Skulpturen die ganze höhere sittliche Seite des Burglebens zur Anschauung zu bringen, war unsre Aufgabe. Konnte doch weder der mittelalterliche Meister, noch viele seines Volks in Büchern lesen, aber alle kannten die einfache christliche Symbolik der ersten christlichen Jahrhunderte, und in dieser redete der Künstler in Kirchen und Palästen, und das Volk wußte aus den Bildern der Wände zu lesen, was es in Büchern zu entziffern nicht vermochte. — Ob und wie wir nun diese Aufgabe gelöst haben, das werden vielleicht einige Beispiele klar machen.

Für die Skulpturen an den sechs Doppelkapitälen der Fenster im Elisabethzimmer wurden als Gegenstände der Darstellung gewählt: die eheliche Treue, die Wachsamkeit und Selbstbeherrschung, Frömmigkeit, Unschuld, Mäßigkeit und Mildthätigkeit.

Wie stellen wir nun die eheliche Treue dar? In den Homilien (Andachtsbüchern) aus dem dreizehnten Jahrhundert heißt es: „Die guten Frauen, welche Witwen bleiben, die gleichen der Turteltaube, denn wenn diese ihr Männlein verliert, so bleibt sie immer einsam und setzt sich auf den dürren Zweig und läßt den grünen stehn dabei.

Daher ist auch in einer Handschrift des jüngeren Titurel die treue Segune abgebildet, wie sie auf einer Linde, ihren geliebten Tschionatulander im Sarge neben sich, auf einem dürren Zweige sitzend ihn beweint!"

Wie nun aber auf der einen Hälfte des Doppelkapitäls im Elisabethenzimmer die zärtliche Turteltaube in dem stilvoll verschlungenen dürren Geäst sitzt, dem vom blühenden Blattwerk umwundenen Kapitäl den Rücken kehrend, das ist Poesie der Steinmetzenarbeit, eine Idylle, wohl wert, daß Scheffel sie besungen hat; und ob wir die Verse schon in einem früheren Aufsatz angeführt haben, sie gehören zu sehr hierher, als daß ihre Wiederholung nicht gerechtfertigt wäre.

Und nun sei uns zum Schluß nur noch ein rascher Blick in den großen prunkvollen Festsaal gestattet, denn da entfaltet der Architekt seine ganze großartige Macht, da liegt den anscheinend phantastischen und zwecklosen Zierwerken überall ein tiefer, ernster Sinn zu Grunde, da entwickelt sich die ganze religiöse Weltanschauung des 12. Jahrhunderts vor unsern Blicken.

Man möchte, um zu unserm früheren Vergleich zurückzukommen, die Decke dieses Saales ein großartiges Epos nennen darin, als einzelne, für sich stets abgeschlossene Gesänge, die sechzehn Hauptträger, die sog. Dachbinder, von denen jeder ein für sich fertiges Symbol veranschaulicht, diesen Vergleich noch mehr rechtfertigen.

Zu weit aber würde es führen, dies Epos, welches in seinem Zusammenhang die ganze Entwickelung des Christentums bis zu den Kreuzzügen veranschaulichen

Digitized by Google

soll, vollständig hier durchzulesen. Nur eine Strophe wollen wir herausnehmen, — einen Dachbinder — den sechsten, weil er uns das glorreiche Haupt Christi zeigt, vor welchem der Wolf der nordischen Götterſage zur Unterwelt entflieht; d. h. den Sieg des Christentums über das Heidentum klar und deutlich in den Ornamenten besungen.

„Das Haupt Christi erscheint hier mit Hörnern als Zeichen der Macht, mit der Binde, welche die Glorie andeutet, und mit einem Barte, der in üppiger, blätterähnlicher Vegetation den Stamm und die Strebesäule umrankt. Es ist das Haupt des Erlösers, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt und jetzt aufsteigt wie die aufgehende Sonne, mit seinem Glanze alles erfüllend. Es ist das aufgehende und sich überall ausbreitende Christentum, welches hier so einfach versinnbildlicht erscheint. Vor ihm aber flieht die Sünde und Finsternis, hier durch den tückischen Wolf gandno (Loder oder Loki), auf welchem die Riesenhexe, (Hirrokina) der Edda ihn bändigend hinabreitet in die Unterwelt zum Scheiterhaufen Baldurs, des Guten; und damit stürzt die ganze nordische Götterwelt zusammen. — . . . . ."

Und so reich an Allegorie, so tiefsinnig in der Bedeutung sind auch die fünfzehn andern Dachbinder, so versinnbildlicht die Decke an sich den Sternenhimmel mit seinen astralen Beziehungen zu den christlichen „Hochzeiten", so hat auch jedes noch so kleine Ornament eine klar zu verstehende Bedeutung.

Nur allzu kurz haben wir weilen können in den schönen Sängersaal-Räumen der wiedererbauten Burg, nur zu wenig des Schönen erläuternd erwähnen. Aber es mag genügen, die Meinung zu bestätigen, daß Hugo von Ritgen nicht nur ein genialer Architekt, sondern ein ebenso großer, phantasievoller Dichter war; und es mag zugleich zeigen, wie der edle Bauherr der Wartburg, der Großherzog Karl Alexander von Weimar, keinen bessern hätte finden können, um das zu erreichen, was er mit dem Wiederaufbau erstreben wollte: „das Vorhandene zu erhalten, das Verfallene in seiner Urgestalt neu erstehen zu lassen, und das Erstandene durch den Zauber der Kunst zu verklären."

Professor von Ritgen hat die Aufgabe herrlich gelöst.

Wie aber könnten wir diese kleine Erinnerungsskizze besser beschließen, als im Gedanken an den Meister, der hoch begnadet, nach arbeitsvollem, erfolgreichem Leben in dieses Jahres vergangenen Sommertagen fast achtzigjährig entschlief, als Dank und Preis für solch' schönen Erdenlauf die Wächterstrophe aus den Wartburgliedern anzustimmen:

Schwingt Euch auf Posaunenchöre,
Daß in sternenklarer Nacht
Gott der Herr ein Loblied höre
Von der Türme hoher Wacht;
Seine Hand führt die Planeten
Sichern Lauf's durch Raum und Zeit,
Führt die Seele nach den Fehden
Dieser Welt zur Ewigkeit.

Digitized by Google

Wilhelm Weber.

Eine Lebensskizze

von

Heinrich Weber in Braunschweig.

(Fortsetzung.)

Irgendwelche schriftliche Aufzeichnungen über Versuche aus damaliger Zeit haben sich nicht erhalten, nur einige kleine Zuschriften von Gauß haben sich in dem Nachlaß von Weber vorgefunden, welche, an sich ohne Wert, wegen des Interesses, das dem Gegenstand entgegengebracht wird, hier Erwähnung finden mögen. „Leider kann ich nur Ihnen Zeichen geben," schreibt Gauß auf einen Zettel ohne Datum, „aber in diesem Augenblick die Ihrigen nicht empfangen, da der Magnetstab gestern nachmittag herausgenommen und dagegen der mit 20 Pfd. beschwerte Holzstab eingelegt ist. Ich gebe Ihnen indessen die Zeichen doch, damit Sie im Voraus ein Datum für die Uhrstände haben. Morgen, denke ich, soll auch wieder ein Magnetstab eingehängt sein. G." Vom 28. Aug. 7½ Uhr (ohne Jahreszahl) rührt folgende Zuschrift: „Eine Dame, die gern unsere Fernwirkungen bewundern möchte und schon diesen Mittag wieder fortreist, kommt diesen Vormittag nach Abrede zur Sternwarte. Finden Sie, theuerster Weber, es nicht zu unbescheiden, wenn ich Sie bitte um 10 Uhr einen galvanischen Strom durch unsere Kette zu lassen? Da Sie den Stand der Uhr der Sternwarte gegen die Ihrige genau kennen, so könnten Sie, wenn Sie einige Minuten vorher ein Plattenpaar oder ein Paar Paare eingerichtet hätten, es so machen, daß diese in die Kette gebracht werden oder der Strom anfängt, wenn die Uhr der Sternwarte genau 10 h 0′ 0″ ist. Ein Paar Commutator-Wechsel in Zeitintervallen von 43″ würde die Bewunderung wohl noch erhöhn. Den Cometen habe ich vorige Nacht gesehn und beobachtet. Stets der Ihrige Gauß."

Wenn auch im Jahre 1834 durch die getroffenen Einrichtungen „Wörter und kleine Phrasen" telegraphiert werden konnten, so litt dieselbe doch an dem Übelstande, daß durch Anwendung Volta'scher Plattenpaare die Nadeln in größere Schwingungen versetzt wurden, zumal die Einrichtung eines Dämpfers damals noch nicht bekannt war. Dieser Übelstand führte Gauß dazu, Induktionsströme zur Anwendung zu bringen, welche durch Verschiebung von Drahtrollen gegen die Pole großer Magnete erzeugt wurden. „An Stelle des dabei (bei dem Telegraphieren) zuerst angewandten Verfahrens", heißt es in dem Bericht über einen von Gauß in der Königl. Societät gehaltenen Vortrag[1]), „wurde 1835 ein anderes gesetzt, auf welches der Hofrath Gauß durch die Erwägung der Inductionsgesetze geführt war, und welches dem zuerst gebrauchten bei weitem vorzuziehen ist." In der That bewährte sich die neue Methode vortrefflich. Ein kleiner Zettel, offenbar von Gauß bei den ersten Versuchen nach dieser neuen Methode

[1]) Göttingische gelehrte Anzeigen am 30. Oktober 1837 Stück 173, S. 1727.

Digitized by Google

geschrieben, lautet: „Zu meiner großen Freude zeigt sich die Induction durch Einschieben in die Rolle mit rothem Draht ganz vollkommen entschieden, etwa 12 Scalentheile jetzt betragend." Diese neue Einrichtung gestattete, die Nadeln in beiden Instituten gleichzeitig kleine Zuckungen nach Belieben nach rechts oder links ausführen zu lassen, ohne daß dieselben dabei in größere Schwingungen gerieten. Kombinationen solcher Zuckungen nach rechts und links bildeten die Zeichen für die Buchstaben, von denen bei den damaligen Einrichtungen 4 in der Minute, später deren 8 übertragen werden konnten. Zugleich hatte Weber mit der telegraphischen Einrichtung einen Wecker in Verbindung gebracht, welcher durch mehrere hintereinanderfolgende Induktionsstöße zur Auslösung kam, und durch welchen der Anfang des Telegraphierens signalisiert werden konnte.

Man kann wohl sagen, daß von jenem Zeitmomente an die telegraphischen Einrichtungen völlig die Reife gewonnen hatten, um in der Öffentlichkeit Verbreitung zu finden. Hat man doch bei dem ersten großartigen Versuch der submarinen Telegraphie, bei der telegraphischen Verbindung Englands und Nordamerikas, lange Zeit hindurch auf das beschriebene telegraphische Verfahren zurückgegriffen, weil die übliche Methode mit stärkeren Strömen störende Ladungserscheinungen zur Folge hatte.

Der Wunsch, die immerhin erst in kleinerem Maßstabe erprobte Telegraphen-Anlage für das öffentliche Leben nutzbar zu machen, hatte schon 1835 Aussicht in Erfüllung zu gehen. In jenem Jahre war mit der Erbauung der Leipzig-Dresdner Bahn der Anfang gemacht worden, und Ernst Heinrich Weber, der Bruder Wilhelms, hatte dem Direktorium vorgeschlagen, längs der Bahn eine telegraphische Verbindung der Stationen nach dem Göttinger Muster einzurichten. Der Bericht schließt mit klarem Einblick auf die künftige Entwickelung der elektrischen Telegraphie mit den Worten: „Wenn einst die Erde mit einem Netz von Eisenbahnen verbunden, mit Telegraphenlinien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten, als das Nervensystem im menschlichen Körper, teils die Bewegung, teils die Fortpflanzung der Empfindungen und Ideen blitzschnell vermittelnd." Gauß und Weber, welche nur an den von ihnen angelegten Telegraphen Erfahrungen gesammelt hatten, waren damals noch in dem Irrtum befangen, daß bei telegraphischen Anlagen die Erde als Isolator angesehen werden könne, da Versuche über den Leitungswiderstand ergeben hatten, daß die Erde einen mehrere Millionen mal größeren Widerstand besitze als Eisen — ein Resultat, welches sich offenbar auf den spezifischen Widerstand bezieht. In einem Briefe an Erdmann,[1]) Mitglied der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft, vom 12. Juli 1835, schlägt daher Weber vor, die Schienen ohne weitere Isolierung zur Hin- und Rückleitung zu benutzen. Gauß hält jedoch in einem Schreiben[2]) vom 15. September desselben Jahres diesen Vorschlag für schwer ausführbar, weil die Achsen der Wagenräder eine leitende Verbindung herstellen würden. Aus diesem Grunde empfiehlt er, die Stationen durch eine besondere Leitung aus 1,6 mm

[1]) Akten der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft Vol. I., S. 2.

[2]) Ebendaselbst Vol. I., S. 5.

Digitized by Google

dickem Kupferdraht oder 3,8 mm dickem Eisendraht mit einander zu verbinden und die Schienen bloß zur Rückleitung zu benutzen. Die Angelegenheit verzögerte sich in Folge des Umstandes, daß im Direktorium Zweifel über die Ausführbarkeit des Projektes laut wurden; um diese Zweifel zu heben, schrieb Weber im März 1836 in einem zweiten Bericht[1]) an das Direktorium unter anderm: „Gauß hat die Theorie der elektrischen Telegraphie zum Abschluß gebracht.[2]) Distanz der Wirkung, Stärke der Drähte, der Ströme ꝛc. lassen sich mit derselben untrüglichen Sicherheit berechnen, wie eine Mondfinsternis." Die Anlage sei „kein Experiment, sondern eine verbürgte Unternehmung." Ebenso sicher sei, „daß zwei $^3/_4$ Zoll im Durchmesser haltende Kupferdrähte durch das Weltmeer nach Ostindien oder Amerika gelegt, die telegraphische Verbindung mit jenen Ländern herstellen würden." Die Anlage zwischen Leipzig und Dresden wurde von ihm, da keine besonderen Leitungen nötig seien, auf nur 500 Thaler berechnet. Irrte sich zwar Weber damals, indem er aus dem spezifischen Widerstand auf das Verhalten des Erdbodens schloß, so hat doch die heutige Telegraphie seine letzten Behauptungen bewahrheitet.

Das Direktorium wurde noch zaghafter, als telegraphische Versuche, welche Steinheil anstellte, ungünstig ausfielen. Steinheil war nämlich von Gauß aufgefordert worden, die elektrische Telegraphie in technischer Hinsicht weiter auszubilden. Dies führte ihn zu der Entdeckung, daß die Erde sich wie ein Leiter verhielt und zur Rückleitung verwendet werden konnte. Auch war er der Entdecker des ersten, äußerst ingeniös erdachten Schreibtelegraphen, weshalb sein Name immer mit an erster Stelle in der Geschichte der Telegraphie genannt werden wird. Die ganze Angelegenheit fand endlich am 26. Oktober 1837 ihren Abschluß, indem das Direktorium vor der Hand von der Einrichtung eines elektrischen Telegraphen absah, nachdem kurz zuvor Magister Hülfe, später Direktor des Dresdener Polytechnikums, welcher die Göttinger Telegraphen-Einrichtungen eingehend besichtigt hatte, einen sehr hohen Kostenanschlag über eine telegraphische Verbindung mit zwei isolierten Kupferdrähten eingereicht hatte.

Die magnetischen Untersuchungen,[3]) für welche Gauß mit seinem die Natur durchdringenden Geist eine ganz neue Grundlage geschaffen hatte, gewannen noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie die Veranlassung zur Gründung eines magnetischen Vereins bildeten, der sich zur Aufgabe stellte, die Wirkungen des Erdmagnetismus an den verschiedensten Punkten der Erdoberfläche durch Beobachtungen festzustellen. Anfänglich wurden an besonders verabredeten Terminen außer in Göttingen nur in Berlin durch Enke gleichzeitige Beobachtungen angestellt, doch bald schlossen sich Leipzig, Kopenhagen und Braunschweig an, und

[1]) Ebendaselbst Vol. I., S. 13, auch im M. M. Freiherr von Weber, das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen 1867, wo der Vorschlag Weber's vom technischen Standpunkt aus einer herben Kritik unterzogen wird.

[2]) Soweit sie sich auf die in Göttingen angestellten Versuche bezog.

[3]) Gauß berichtet über dieselben in den Göttingischen gelehrten Anzeigen am 7. März 1835 Stück 36, S. 345, und am 30. Oktober 1837 Stück 173, S. 1721.

Digitized by Google

von da an nahm die Zahl der Orte, in denen korrespondierende Beobachtungen gemacht wurden, so rasch zu, daß in dem Verein nicht bloß geographisch zweckmäßig verteilte Orte Europas, sondern auch außereuropäische Orte vertreten waren. Schon am 23. und 24. September 1834 waren in Göttingen und Leipzig solche korrespondierende Beobachtungen gemacht und dann später am 1. und 2. Oktober durch Weber selbst, der die Ferien in Leipzig zubrachte, mit besonderer Sorgfalt wiederholt worden.[1]) In bezug hierauf schreibt Gauß am 3. Oktober:

„Theuerster Freund, zuvörderst meinen besten Dank für die Mittheilung der Leipziger magnetischen Beobachtungen vom 23. und 24. September. Von Ihrem Herrn Bruder und Herrn Professor Möbius fehlen noch die Protokolle, deren Inspection diesmal an einigen Stellen wünschenswerth bleibt, da nur sehr geringe Ausschweifungen an jenen zwei Tagen vorgekommen sind. Hier sind die Beobachtungen nur mit Mühe durchgesetzt, da mein Sohn noch nicht zurück war, und Professor Ulrich wegen Krankheit eines Kindes ganz ausblieb. — — — Sehr verlangt mich nach Ihrer baldigen Rückkehr, mein geliebter Freund. Meine Einsamkeit ist auch durch die Abwesenheit meiner jüngsten Tochter vergrößert, die seit acht Tagen auf dem Lande ist. Herzliche Grüße an die lieben Ihrigen. Stets von Herzen der Ihrige C. F. Gauß."

Das Bedürfnis, das eingehende Beobachtungsmaterial einheitlich zusammen zu stellen, bewog Gauß und Weber unter dem Titel „Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins" jährlich eine Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse zu veröffentlichen, von denen der erste im Jahre 1836, der letzte 1841 erschien. Zugleich boten die „Resultate" Gelegenheit, in kleineren und größeren Aufsätzen Themata zu besprechen, welche mit den magnetischen Untersuchungen in nahem Zusammenhang standen. Gauß allein hat vierzehn Aufsätze, darunter die berühmten, von fundamentalster Bedeutung über das Potential und die allgemeine Theorie des Erdmagnetismus, und ferner Weber deren dreiundzwanzig veröffentlicht, darunter über die Tangentenbussole, das elektrochemische Äquivalent des Wassers, die unipolare Induktion, den Rotationsinduktor, alles Aufsätze, welche für spätere Untersuchungen grundlegend wurden. In engerem Anschluß an diese Arbeiten steht endlich der im Jahre 1840 von Gauß und Weber herausgegebene „Atlas des Erdmagnetismus", welcher hauptsächlich von Weber und Goldschmidt bearbeitet wurde.

So groß auch das Interesse Weber's an dem durch Gauß neuerschlossenen Gebiete des Magnetismus war, so finden wir ihn doch gleichzeitig in den Jahren 33—36 in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Eduard mit physikalisch-physiologischen Versuchen beschäftigt, deren Resultate in der „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge," Göttingen 1836, niedergelegt sind. Wiederholt nahm der jüngere Bruder Eduard auf längere Zeit Aufenthalt in Göttingen, um mit Wilhelm Versuche über das Gehen auszuführen, zu denen auch von militärischer Seite durch von Gersdorf in Berlin wertvolle Daten über die Größe der Schritte,

[1]) Pogg. Ann. Bd 33, S. 426.

Digitized by Google

den Takt, über die Größe der gewöhnlichen und der Eil-Märsche u. s. w. mitgeteilt wurden. Das Material wuchs in kurzer Frist so an, daß Poggendorff schon am 10. Februar 1833 an Weber schrieb: „Daß deine Theorie des Gehns so angewachsen ist, daß sie ein eigenes Werk bilden wird, ist freilich für die kommende Generation, die danach ihre Beine kunstgerecht zu bewegen lernen soll, ein Hinderniß mehr für ihr Fortkommen in dieser Welt."

Unter anstrengender wissenschaftlicher Thätigkeit waren für Weber die Jahre 1831 bis 37 hingegangen, da trat ein neues, in den ferneren Lebenslauf Weber's tief einschneidendes Ereignis ein, ein Ereignis, welches nicht bloß in wissenschaftlichen, sondern auch in politischen Kreisen über Deutschlands Grenzen hinaus lebhafte Teilnahme hervorrief, die Absetzung der sieben Göttinger Professoren.

Die Interimszeit 1837—1843.

Kaum war Ernst August am 20. Juni 1837 als deutscher Fürst des bis dahin unter Wilhelm IV. mit England vereinigten Hannover in seine Hauptstadt eingezogen, als er bald darauf, am 5. Juli, durch Patent erklärte, daß er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 nicht zu Recht bestehend ansehen könne, und daß die alte ständige Verfassung von 1819 wieder einzuführen sei. Der anfängliche Jubel über die gewonnene Selbständigkeit verwandelte sich in kurzem zu einer bedenklichen Gärung in den gebildeten Kreisen, und unter solchen Umständen waren in Göttinger Universitäts-Kreisen über den günstigen Verlauf des am 17. September bevorstehenden hundertjährigen Universitätsjubiläums Bedenken laut geworden, doch legte Weber ihnen ein besonderes Gewicht nicht bei. In einem Briefe vom 13. August, in welchem er seine Brüder Ernst Heinrich und Eduard zur Teilnahme an dem Jubiläum einlädt, schreibt Weber: „Auch die politischen Verhältnisse werden keinen Einfluß auf das Jubiläum haben als nur den, daß einige Fürsten weniger hierher kommen werden. Gerade jetzt, wo die Feinde höherer Bildung ihre Pläne gegen die Universitäten richten, und sie gleich den Östreichischen zu Landesschulen machen möchten, wird diese mit königlichem Pompe veranstaltete, durch ganz Deutschland wiederhallende Feier auch politisch recht thätig wirken. Sie wird laut bezeugen, daß die Universitäten keine veralteten Institute sind, sondern daß sie dem Zeitalter voranschreitend, das Panier der Zivilisation führen, dem ganz Deutschland folgt." In der That wurde die Säkularfeier in den Tagen vom 17. bis zum 19. September mit großem Glanze begangen. Sogar der König Ernst August nahm am ersten Tage an den Feierlichkeiten teil und außer den hannöverschen Ministern auch Alexander von Humboldt und zahlreiche Deputierte andrer Universitäten. Bei dieser Gelegenheit war es (am 19. September), wo Gauß in feierlicher Sozietätssitzung seinen schon oben erwähnten Vortrag über magnetische Versuche hielt.

Nachdem am 30. Oktober 1837 die Ständeversammlung aufgelöst und zugleich die „königlichen Diener" ihres Eides auf das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 für entbunden erklärt worden waren, wurden am 1. November mittelst Patentes die Staatsdiener und später auch die Advokaten zur Einsendung von

Digitized by Google

Dienst- und Huldigungs-Reversen aufgefordert. Hierauf richteten alsdann die sieben Göttinger Professoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm und Weber am 18. November eine gemeinschaftliche, von Dahlmann verfaßte Eingabe an das Universitäts-Kuratorium, in der sie erklärten, durch ihren Eid auf das Staatsgrundgesetz von 1833 verpflichtet zu sein, und weder eine nach andern Grundsätzen erwählte Ständeversammlung als zu Recht bestehend anerkennen, noch den geforderten Huldigungseid leisten zu können. Diese berühmte Eingabe hat folgenden Wortlaut:

An Hohes Königliches Universitäts-Kuratorium.

Göttingen, den 18. November 1837.

Unterthänigste Vorstellung einiger Mitglieder der Landes-Universität, das Königliche Patent vom 1. November betreffend.

Die unterthänigst Unterzeichneten fühlen sich in ihrem Gewissen gedrungen, über den Inhalt des Königl. Patents vom 1. d. M. ihre ehrerbietige Erklärung vor dem hohen Universitäts-Kuratorium niederzulegen.

Die Unterzeichneten können sich bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Königlichen Wort in ihrem Gewissen nicht davon überzeugen, daß das Staatsgrundgesetz um deßhalb rechtswidrig errichtet, mithin ungültig sei, weil der Höchstselige König nicht den ganzen Inhalt desselben auf Vertrag gegründet, sondern bei seiner Verkündigung einige Anträge der allgemeinen Ständeversammlung ungenehmigt gelassen und einige Abänderungen hinzugefügt hat, ohne daß diese zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt wären. Denn dieser Vorwurf der Ungültigkeit würde nach der anerkannten Rechtsregel, daß das Gültige nicht durch das Ungültige vernichtet wird, denn doch immer nur diese einzelnen Punkte, die nach ihrem Inhalte durchaus nicht das Ganze bedingen, treffen, keineswegs das ganze Staatsgrundgesetz. Derselbe Fall aber würde eintreten, wenn im Staatsgrundgesetze Rechte der Agnaten verletzt wären; denn der Grundsatz, daß eine jede Veränderung in der Staatsverfassung der agnatischen Einwilligung unterworfen sei, würde nicht ohne die größeste Gefährdung der Königlichen Rechte aufgestellt werden können. Was endlich die dem Staatsgrundgesetze zur Last gelegte Verletzung wesentlicher Königlicher Rechte angeht, so bleibt den unterthänigst Unterzeichneten in Bezug auf diese schwerste, aber gänzlich unentwickelt gebliebene Anklage nichts anders übrig, als daran zu erinnern, daß das Königliche Publikationspatent vom 26. September 1833 sich gerade die Sicherstellung der landesherrlichen Rechte ausdrücklich zum Ziele nimmt, daß die deutsche Bundesversammlung, welche gleichzeitig mit den ständischen Verhandlungen über das Staatsgrundgesetz eine Commission gerade zu demselben Ziele aufstellte, keine Rüge der Art jemals ausgesprochen hat, daß vielmehr das Staatsgrundgesetz dieses Königreichs in ganz Deutschland das Lob weiser Mäßigung und Umsicht gefunden hat. Wenn daher die unterthänigst Unterzeichneten sich nach ernster Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen können, als daß

Digitized by Google

das Staatsgrundgesetz seiner Errichtung und seinem Inhalte nach gültig sei, so können sie auch, ohne ihr Gewissen zu verletzen, es nicht stillschweigend geschehen lassen, daß dasselbe ohne weitere Untersuchung und Vertheidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht zu Grunde gehe. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr bleibt, wie sie hiemit thun, offen zu erklären, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssen, und daher weder an der Wahl eines Deputirten zu einer auf andern Grundlagen als denen des Staatsgrundgesetzes berufenen allgemeinen Ständeversammlung Theil nehmen, noch die Wahl annehmen, noch endlich eine Ständeversammlung, die im Widerspruche mit den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zusammentritt, als rechtmäßig bestehend anerkennen dürfen.

Wenn die ehrerbietigst unterzeichneten Mitglieder der Landesuniversität hier als Einzelne auftreten, so geschieht es nicht, weil sie an der Gleichmäßigkeit der Überzeugung ihrer Collegen zweifeln, sondern weil sie so früh als möglich sich vor den Conflicten sicher zu stellen wünschen, welche jede nächste Stunde bringen kann. Sie sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die studirende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt, und, so viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben.

F. C. Dahlmann. E. Albrecht. Jakob Grimm. Wilhelm Grimm. G. Gervinus. H. Ewald. Wilhelm Weber.

„Große Freude — schreibt Ernst Heinrich an Wilhelm am 28. November 1837 — hat allen Wohlgesinnten die öffentliche Erklärung der sieben Professoren gemacht. Das ist brav! Ich bin auf die Wirkung dieses Schrittes höchst begierig." Die Wirkung sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn schon am 14. Dezember wurden die sieben Professoren mittelst Kabinetsordre ihres Amtes entsetzt, und sogar Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus des Landes verwiesen. Letztere hatten kaum Zeit ihre Angelegenheiten zu ordnen, sie flüchteten nach dem benachbarten hessischen Städtchen Witzenhausen und siedelten später nach Kassel über.

Hatten schon die hannoverschen Wirren vorher Kundgebungen der Stände in Baden, Bayern, Sachsen, Kurhessen, Braunschweig und Württemberg veranlaßt, so nahm jetzt ganz Deutschland Teil an dem Geschick der „Sieben." Von allen Seiten, sowohl aus Gelehrten- wie aus bürgerlichen Kreisen, liefen Schreiben der Teilnahme und Anerkennung ein, und Gedichte verherrlichten ihr Vorgehen. Aber es blieb nicht bei diesen moralischen Unterstützungen. Es bildeten sich sofort

Digitized by Google

über ganz Deutschland verbreitete Komitees, welche sich zur Aufgabe stellten, durch Sammlungen Geldmittel herbeizuschaffen, durch welche jedem der sieben Professoren der bis dahin bezogene Gehalt so lange ausgezahlt werden sollte, bis dieselben entsprechende Neuanstellungen erhalten haben würden. Vor allem war es Leipzig, welches andern Städten in dieser Beziehung voranging. Seinem Beispiel folgten dann Berlin, Hamburg und andre Städte. Anfänglich trugen die Sieben Bedenken, das Anerbieten anzunehmen, E. H. Weber schrieb daher am 7. Januar 1838 an Wilhelm: „Es thut mir Leid, daß ihr die subscribirten Summen anzunehmen und zu verwenden Bedenken tragt. Ich fürchte, daß dadurch die Subscription selbst ins Stocken kommen wird. Ich finde es höchst ehrenvoll, daß es zu einer solchen Subscription gekommen ist, und zwar nicht von Parteimännern, sondern von gemäßigten und zum Theil der Politik ziemlich fern Stehenden. Ganz und gar muß ich abrathen, daß ihr euch entschließt als Privatdocenten in Göttingen Collegia zu lesen oder auch nur eure Collegia zu vollenden. Was anderes wäre es, wenn man euch in eure Stellen wiedereinsetzte und auf eine Huldigung Verzicht leistete. Es wäre arg, wenn man euch von Schritt zu Schritt lockte und endlich kirrte. Die sieben Professoren können meinem Gefühle nach nur gemeinsame Schritte thun."

Zum Andenken an die hochherzige That, welche diese Sammlung darstellt, mögen hier einige Stellen aus dem gedruckten Schriftstück mitgeteilt werden, welches das Komitee in Leipzig[1]) im Dezember 1842 erließ, als dasselbe nach erreichtem Ziele sich auflöste. „Als wir Ihnen zuletzt beim Beginn dieses Jahres Bericht über den Stand der Göttinger Angelegenheit erstatteten, konnten wir kaum hoffen, daß sobald schon das Ziel unserer Wirksamkeit erreicht werden würde. Unterdessen aber hat Herr Hofrath Dahlmann, der einzige der Sieben, für welchen unser Verein noch zu wirken berufen war, eine gesicherte Stellung gefunden. Der Zweck unseres Vereines ist somit vollständig erreicht. Stolz müssen wir auf das gemeinsame Vaterland sein, wenn wir erwägen, daß die Erreichung unseres Zweckes möglich war, ohne daß es eines öffentlichen Aufrufes bedurft hätte, und wenn wir uns sagen können, daß wir auch im schlimmsten Falle noch längere Zeit würden im Stande gewesen sein, den Göttinger Ehrenmännern die ehrenvolle National-Unterstützung zu überreichen.

Von allen Seiten sind uns fortwährend reichliche Beiträge zugeflossen, Zusicherungen fordauernder Theilnahme gegeben worden. Die Gesammtsumme, welche in den Händen des Unterzeichneten Comité gelegt worden ist, hat bis zum December 1842 die Summe von Rthlr. 22357 betragen. Über die Verwendung des größten Theils dieser Summe liegen die Nachweise in Ihren Händen. Herr Professor Wilhelm Weber hatte, wie Ihnen bekannt, zu Gunsten seiner Herrn Collegen auf einen großen Theil der ihm zukommenden Gelder verzichtet.

[1]) Das Komitee des „Göttinger Vereins" wurde gebildet durch Dr. W. Crusius, Vorsitzenden, E. Hirzel-Lampe, Sekretär und Kassirer, A. Dufour-Féronce, Professor Erdmann, Gustav Harkort, Dr. Härtel, S. Hirzel, Karl Reimer, G. L. Preußer, Professor E. H. Weber, Otto Wigand.

Digitized by Google

Nachdem aber der Grund, welcher ihn zu dieser Verzichtleistung bewogen hatte, durch die vollständige Erreichung des Zweckes des Vereines weggefallen ist, haben wir geglaubt diejenigen 1400 Rthlr., welche bis zu seiner Anstellung in Leipzig auf seinen Antheil würden gefallen sein, zu seiner Disposition stellen zu müssen.[1]) Nach Abzug dieser letzten Summe ergiebt sich ein Cassa-Bestand von Rthlr. 2404. — -- — Wir schlagen Ihnen vor, daß die ganze Summe von Rthlr. 2404 den sieben Professoren mit der Bitte zugestellt werden möge, darüber nach Gefallen zu verfügen, vielleicht davon eine milde Stiftung zum Andenken des Göttinger Ereignisses, vielleicht Stipendien an einer oder mehreren derjenigen Universitäten zu gründen, an welchen sie nach ihrer Vertreibung von Göttingen Schutz und Aufnahme gefunden haben. Beiläufig erlauben wir uns hierbei zu erwähnen, daß streng genommen wohl eigentlich niemand als die Herrn Professoren Ewald und Gervinus einen rechtlichen Anspruch an diesen Cassenbestand zu machen hätten, da derselbe nur durch deren antheilige Verzichtleistung entstanden und diese nur zu Gunsten ihrer Herrn Collegen von ihnen ausgesprochen worden ist. — — Mit der Erfüllung dieser letzten Obliegenheit aber gedenken wir unsere Thätigkeit als Comité des Göttinger Vereines abzuschließen und die über unsere Unterhandlungen geführten Acten bei der hiesigen Universitäts-Bibliothek verwahrlich niederzulegen.

Wir benutzen schließlich die Gelegenheit, Ihnen für das uns geschenkte Vertrauen zu danken und Ihrem Wohlwollen uns zu empfehlen, die wir achtungsvoll zeichnen Das Comite des Göttinger Vereines. Leipzig, December 1842."

Auch von privater Seite wurden Wilhelm Weber pekuniäre Unterstützungen angeboten. Professor Fritzsche in Halle schreibt am 17. Januar 1838 an Weber: „Hiesige Freunde und vormalige Collegen von Ihnen, mein verehrtester Herr Professor, stellen jährlich 200 Thlr., die in vierteljährigen Raten zu 50 Thlr. pränumerando erhoben werden können, zu Ihrer Disposition und bitten darin einen Beweis der Hochachtung gegen Sie und der Verehrung Ihres unvergeßlichen Vaters, den wir Alle Vater Weber nannten, zu sehn. Haben Sie die Güte mir gefälligst zu melden, auf welchem Wege Ihnen dieses Geld zukommen kann. Wir wissen nicht, ob Sie sich noch in Göttingen aufhalten".

Wie weit sich die Teilnahme für die Sieben auch auf entferntere Kreise erstreckte, zeigen kleine Erlebnisse recht deutlich. Als Dahlmann von Kassel nach Leipzig übersiedelte, nahm er Wohnung im Gasthof „Stadt Rom". Dabei stellte sich heraus, daß die drei Töchter des Wirtes sämtlich Subskribenten des Göttinger Vereins waren. Herr Nies in Leipzig bot Dahlmann sofort freies Logis an. In Göttingen wurde Weber, so lange er sich ohne Anstellung daselbst aufhalte, zum Ehrenmitglied des litterarischen Museums ernannt und ihm die Rechte eines ordentlichen Mitgliedes verliehen, ohne Beitrag bezahlen zu müssen. Die Familie Dieterich, in deren Hause damals Weber seine Wohnung hatte, sendete ihm die

[1]) Weber hat seinen Antheil zu einer Stiftung an der Leipziger Universität verwendet, mit der Bestimmung, daß die Zinsen des Kapitals zur Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten dienen sollen.

Digitized by Google

Miete zurück u. s. w. Auch fällt in diese Zeit (28. Dezember 1837) die ehrenvolle Ernennung Weber's zum Doctor medicinae seitens der medizinischen Fakultät in Königsberg, „weil durch seine verdienstvollen Forschungen auch die Physiologie schätzbare Bereicherungen erfahren hat."

Von den vielen Zuschriften, die Weber damals erhielt, mögen nur einige hier Erwähnung finden. So schreibt kurz nach erfolgter Amtsentsetzung E. H. Weber an Wilhelm: „Wir sind auf den Schlag, den du uns anzeigst, gefaßt gewesen. Für dich ist es sehr hart, aus deinem dich vor Allem an Göttingen bindenden Verhältnisse mit Gauß und aus deiner physikalischen Werkstatt, in welcher dein Fleiß von vielen Jahren angehäuft ist, gerissen zu werden. Aber das kann dich nicht gereuen, als ein ehrlicher, deinem Eide getreuer Mann gehandelt zu haben. Das Beispiel der Sieben wirkt auf Deutschland, und die Folgen dieser musterhaften Handlung lassen sich nicht absehen. Sie vergeht nicht ohne Wirkungen! Es wäre schmählich gewesen, wenn sich das Recht, ohne sich zu vertheidigen, in Hannover vor der Gewalt gebeugt hätte. Was die Subscription betrifft, so greife sie mehr und mehr um sich. Auch in Berlin hat sie begonnen. Schreibe mir, wann die Gelder für die drei Landesverwiesenen zu schicken sind. Sobald du hierher kommen willst, wirst du uns herzlich willkommen sein. Mit herzlicher Liebe dein Ernst." Ebenso schreibt Steinheil von München am 25. Dezember 1837: „Lieber Weber, wie tief und schmerzlich uns Alle das Unglück betroffen hat, was Göttingen und Ihr erleben mußtet, darf ich dir wohl kaum betheuern. Laß uns hoffen, daß Gott belohnt, was der Mensch aus innigster Überzeugung thut, und daß die Zukunft Wunden heilen wird, die die Gegenwart geschlagen hat. Was wird Gauß, dem ich bitte, mich gehorsamst zu empfehlen, thun? Bleibt er in Göttingen? Dein aufrichtiger Freund Steinheil."

Man begegnete damals vielfach der Ansicht, daß Göttingens glänzendster Stern, Gauß, und ebenso noch andre Professoren infolge der unleidlichen politischen Verhältnisse geneigt sein würden, Göttingen zu verlassen, sobald ihnen Gelegenheit dazu geboten wäre. So schreibt E. H. Weber an Wilhelm: „Dahlmann hat Nachricht, daß die Subscription in Hamburg sehr ansehnlich ausfällt. Dasselbe ist in Berlin der Fall. Auch bei uns geht sie fort. Im Voigtlande und Erzgebirge steuern die ärmsten Leute, Strumpfwirker u. s. w. dazu. — — Gegen alle halbe Maaßregeln muß ich mich gänzlich erklären. Darum ist es wohl am besten, du gehst bald von Göttingen fort. Ich hoffe, daß Gauß, du und Ewald in Berlin oder Bonn oder irgendwo anders Anstellung findet, weiß man nur erst, daß Gauß einen Ruf annehmen wird." Aber alle dergleichen Meinungen sind durch die späteren Ereignisse widerlegt worden.

Was Gauß betrifft, so führte derselbe eine zurückgezogene Lebensweise; ganz mit mathematischen und physikalischen Problemen beschäftigt, nahm er nur geringen Anteil an dem politischen Leben, auch hatte er große Abneigung bei seinem Alter (60 Jahre) möglicherweise in die Lage zu kommen, seinen Wirkungskreis verlegen zu müssen. „Anderswo," schreibt Gauß in einem Briefe an A. von Humboldt, „von Neuem anzufangen ist in meinem Alter und bei mancherlei

Digitized by Google

nicht so leicht abzuschüttelnden Bleigewichten, die an mir hängen, schwer, jedenfalls immer mit Verlust mehrerer Jahre, die man in meinem Alter höher anschlägt, verbunden." Vermutlich hat bei dem wissenschaftlichen Verkehr zwischen Gauß und Weber die Politik nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Jedenfalls hat Gauß zu der Zeit, wo er sich bemühte, die Amtsentsagung rückgängig zu machen und Weber Göttingen zu erhalten, Wilhelm Weber in politischer Hinsicht nicht richtig beurteilt, wenn er ihn in Briefen an einflußreiche Personen als eine harmlose, der Politik fernstehende Persönlichkeit hinstellt. Weber hat sich im Gegenteil bis in sein höchstes Alter sehr lebhaft für Politik interessiert und konnte über politische Fragen in größten Eifer geraten. Für Weber lagen die Verhältnisse ganz anders als für Gauß. Er, als junger, unverheirateter Mann von 33 Jahren, verkehrte viel in Professorenfamilien, wo die Tagesfragen besprochen wurden, bei Ewald's, bei Grimm's, Kraut's war er stets ein willkommener Hausfreund, wie viele an ihn gerichtete Briefe von Frau Dorothea Grimm und Frau Minna Ewald (Tochter von Gauß) bezeugen. Auch enthalten die Briefe jener Zeit einen lebhaften politischen Meinungsaustausch mit seinem Bruder Ernst Heinrich. Am 9. Juni (1838?) z. B. schreibt Wilhelm über die in der Stadt Hannover herrschende politische Strömung: „Die Nachrichten, welche ich dir in dem letzten Briefe über die hiesigen Verhältnisse gab, bedürfen einer Berichtigung. Während in hiesiger Gegend die neuen Wahlen sehr schlecht ausgefallen sind, und die größte Gleichgültigkeit an den Tag getreten ist, so hat das Entgegengesetzte in den Provinzen stattgefunden. Die Kammer scheint mit großer Majorität an dem Grundgesetze festzuhalten, wie die Präsidentenwahl beweist, die du aus den Zeitungen erfahren haben wirst. Von den Verhandlungen wirst du durch die Zeitungen wenig erfahren, weil die Hannoversche Zeitung schweigen muß, und nach dem Bundesgesetze andere Zeitungen über Kammerverhandlungen nur dasjenige mittheilen dürfen, was die Landeszeitungen enthalten. Dieses Schweigen ist also das beste Zeichen davon, wie die Sachen stehn. Man vermuthet, daß die Kammer so entschiedene Schritte thun wird, daß einer baldigen Auflösung derselben entgegen zu sehen ist. Leider wird die erste Kammer nichts thun und dadurch das Bemühn der zweiten fruchtlos werden. Viele meinen, es wäre besser, wenn die zweite Kammer unter solchen Verhältnissen weniger stürmisch zu Werke ginge. Jedenfalls ist es sehr erfreulich, daß das geschehene Unrecht im Lande so allgemein und tief gefühlt und nochmals recht laut ausgesprochen wird. Das Cabinet wird sich zu neuen Gewaltschritten dadurch bewogen finden und das Übel für die Gegenwart noch mehr dadurch vermehrt werden. Die Hoffnung aber auf eine künftige Abstellung wird herausgeschoben. Man spricht von einem Antrage, der schon jetzt wegen der Verfassungsangelegenheit an die Kammer vom Präsidenten gemacht worden sei. Der vorige Kammerpräsident Jacobi, der als Princip aufgestellt hatte, daß man den Muth haben müsse, sich über den Rechtspunkt wegzusetzen, hat diesmal nur 9 Stimmen erhalten. Der jetzige Präsident ist Senator Meier aus Lüneburg."

Digitized by Google

Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, wie es kam, daß nur sieben Professoren und nicht mehr an dem Proteste teilnahmen. Diese Frage hat Weber noch selbst in seinem 85. Lebensjahre auf eine Anfrage des General-Superintendenten Schuster in Hannover beantwortet.[1]) Letzterem war ein Brief des Philosophen Ritter aus dem Jahre 1837 zu Händen gekommen, in dem dieser seiner Mißstimmung darüber Ausdruck gab, daß er von dem Proteste erst nach seinem Erscheinen Kenntnis erhalten habe. „Man sprach sich unter Freunden auf Spaziergängen sehr aus," schreibt Weber, „wir haben durchaus kein Geheimniß aus unsern Ansichten gemacht und jedenfalls sind unsere Absichten mehr oder weniger in weiteren Kreisen durchgedrungen, und Niemand kann sich beschweren, daß er von unsern Ansichten nichts gewußt hätte. Die Sache lag in der Luft damals; wer sich anschließen wollte, konnte es; aber man wußte, daß man belauert wurde, und ausdrücklich vermied man es, die Initiative zu weiteren Besprechungen zu ergreifen, welche als eine Werbung gedeutet werden konnten. Wir faßten die Folgen einer eventuellen Erklärung völlig ins Auge und durften die Verantwortung nicht auf uns nehmen, Andere zu veranlassen. Es war ein Protest des Gewissens, der sich im Innern eines Jeden vollzog. Ich wußte nicht, als ich mich unterschrieb, wer und wie viele dies auch thun würden. Ich selbst habe namentlich mit Albrecht conferirt, dessen Beurtheilung als Jurist ich mich anschloß; er theilte mir den von Dahlmann verfaßten Protest mit, dem ich beistimmte und mich unterschrieb. Ritter war erst seit circa ein Jahr in Göttingen und es würde undelicat erschienen sein, denselben in diese Parteikämpfe, denen er fremd gegenüber stand, hinein zu ziehn; es war jedes Einzelnen Sache, Anschluß an seine eignen Auffassungen zu suchen." Übrigens haben bald nach dem Proteste der Sieben, am 13. Dezember 1837, sechs andre Lehrer der Hochschule, Müller, Kraut, Ritter, Thöl, von Leutsch und Schneidewin, als in öffentlichen Blättern die Angelegenheit so dargestellt wurde, wie wenn die Sieben von ihren Kollegen im Stiche gelassen worden seien, die Erklärung abgegeben, daß sie niemals eine Mißbilligung des Schrittes ihrer vom Amte entfernten Kollegen ausgesprochen hätten, und außerdem haben eine nicht geringe Zahl von Staatsbürgern den Huldigungsrevers entweder gar nicht oder nur mit Vorbehalt unterzeichnet. Die Hannover'sche Regierung hat aber wohl infolge des Aufsehens, welches bereits die Absetzung der Sieben in Deutschland hervorgerufen hatte, von diesen Vorgängen keine Notiz genommen.

Es ist natürlich, daß die von der Amtsentsetzung am 14. Dezember Betroffenen in noch engere Beziehungen zu einander traten, als dies schon vorher der Fall gewesen war. Albrecht, Ewald und Weber blieben zunächst in Göttingen, während Dahlmann, Jacob und später auch Wilhelm Grimm mit seiner Frau, die letzteren für längere Zeit, sich in Kassel festsetzten. Es entwickelte sich daraus ein lebhafter Verkehr zwischen Göttingen und Kassel, und häufig legte Weber den Weg dorthin zu Fuß oder per Post zurück. Man scheute damals, politische Er-

[1]) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1889.

Digitized by Google

örterungen der Post anzuvertrauen, und benutzte lieber Privatgelegenheiten, wenn eine mündliche Aussprache nicht möglich war. „Daß ich mich aus den freundschaftlichen Verhältnissen, in denen ich hier lebe," schreibt Weber an seine Mutter, „die durch die drohende Gefahr unwillkührlich fester geworden sind, nicht sogleich losmachen konnte, wirst du leicht einsehn. Jetzt halten mich hier immer noch mannigfaltige Arbeiten, die ich mit Gauß, wie du weißt, nach wie vor betreibe." Damals reifte auch der Entschluß, da die Sieben ihre Amtsentsetzung nicht zu Recht bestehend anerkennen konnten, eine Klage wider das Kabinet des Königs auf Auszahlung des Gehaltes zu erheben. Die Einreichung derselben durch Dr. Grefe in Göttingen, welcher zum Anwalt angenommen wurde, kam jedoch erst im Dezember des Jahres 1838 zur Ausführung, um nach mehrjährigen Verhandlungen ohne Resultat zu verlaufen. Obgleich die Klage seitens der hannoverschen Justiz-Kanzlei angenommen worden war, machte das Kabinet des Königs dagegen geltend, daß der Gegenstand des Prozesses keine Justiz-, sondern eine Regierungssache sei, und forderte die Justiz-Kanzlei auf, sich für inkompetent zu erklären, was letztere jedoch ablehnte. So mußte der Prozeß bis zur Erledigung des Kompetenz-Konfliktes ruhen, welcher mit dem Verfassungsstreit im engsten Zusammenhange stand. Es konnte nicht fehlen, daß von beteiligter Seite Schriften von politischem Inhalt veröffentlicht wurden, welche zum Teil den Stempel persönlicher Mißstimmung trugen, in Rücksicht hierauf schrieb E. H. Weber an seinen Bruder. „Ganz Europa hat an dieser Angelegenheit Theil genommen. Eine Schrift, die von einem oder mehreren der sieben Professoren ausgeht, muß zwar den Charakter der sieben Professoren ausdrücken, aber nicht zu sehr persönlich sein. Sie kann den Hauptgedanken enthalten, daß ihr jenen Schritt nicht gethan hättet, um euch an die Spitze einer politischen Partei zu stellen, sondern zum Beispiel für diejenigen, welche aus moralischen Gründen sich von denjenigen, die den gesetzmäßigen Zustand vernichteten, nicht zum Meineid treiben lassen wollen. Dahlmann arbeitet auch an einem Aufsatz." Man konnte anfänglich wohl noch die Meinung hegen, daß bei einem günstigen Ausgleich der Differenzen zwischen Volksvertretung und Regierung auch eine Wiederanstellung der abgesetzten Professoren nicht ausgeschlossen sei; aber je länger sich der Konflikt hinzögerte, um so mehr schwand diese Hoffnung. Bereits machte die hannöversche Regierung Anstalt, die Störungen, welche der Göttinger Universität durch die Absetzung der Sieben erwachsen waren, nach Möglichkeit zu beseitigen. „Hier wird wohl die Angelegenheit wegen des physikalischen Cabinet's bald in's Klare kommen, wie, ist noch ganz ungewiß," schrieb Weber an seinen Bruder. „Das Curatorium hat ein Gutachten des Senates verlangt, und der Senat hat unanimer Weise vom Curatorium verlangt, daß das Cabinet ferner Gauß und meinen gemeinschaftlichen Untersuchungen gewidmet bleibe. Ewald hat von London aus geschrieben. Ich gehe abends abwechselnd zu Gauß, zur Ewald, zu Grimm's, Albrecht, Kraut, Müller." Ewald, welcher im Anfange des Jahres 1838 eine Reise nach London unternommen hatte, folgte einem um Ostern desselben Jahres an ihn ergangenen Rufe nach Tübingen, und Weber verlor dadurch den direkten Verkehr mit einem Freunde, wenn auch

Digitized by Google

die Freundschaft brieflich auf das eifrigste unterhalten wurde und später 1849 nach der Rückkehr beider nach Göttingen bis zu dem im Mai 1875 erfolgten Tode Ewald's bestehen blieb. Es mochte wohl Weber mit der Zeit einsam werden, nachdem von den Sieben alle außer Albrecht und ihm Göttingen verlassen hatten. Der schon lange gefaßte Plan, die wissenschaftlichen Kreise des Auslandes, vor allem die in London und Paris, kennen zu lernen, kam etwa im März 1838 zur Ausführung. Weber reiste über Leipzig nach Berlin, wo sich ihm Poggendorff anschloß, um zunächst London und später Paris zu besuchen. Beide Weltstädte boten ihm so viel Anregung, daß er erst im August 1838 nach Göttingen zurückkehrte. Die Begleitung des ihm so nahe stehenden Freundes Poggendorff war für Weber äußerst wertvoll, doch sollte diese Reise für die Freundschaft beider fast verhängnisvoll werden. Das Verhältnis, in welchem Weber zu Gauß stand, so ideal dasselbe auch an sich war, fand nicht ungeteilten Beifall in Berliner Kreisen. Man meinte, daß Weber durch seine Verbindung mit Gauß in seiner eigenartigen Entwickelung gehindert werde. Dieser Meinung giebt auch der Brief Ausdruck, welchen Poggendorff am 6. April 1839 an Weber nach längerer Pause schrieb. „Vergieb, daß ich dir jetzt erst Antwort gebe auf deinen Brief, durch welchen du mit einer mir so erfreulichen Weise den lang unterbrochnen Verkehr zwischen uns wieder angeknüpft hast. — — — — Gewiß wirst du es ohne meine Versicherung glauben, daß auch ich seit unserer Trennung in Cambridge sehr oft an dich gedacht habe und mehr als einmal im Begriffe stand das lange Schweigen zu unterbrechen. — — — Daß du in deinem an sich schon schweren Exil nicht aufhörst deine Kräfte der Wissenschaft zu widmen, kann nur dazu beitragen bei mir und allen deinen hiesigen Freunden die Achtung zu erhöhen, die wir immer vor dir gehegt haben. Wir alle wünschen auf's Innigste, daß du darin fortdauernden Ersatz finden mögest für die Entbehrungen, die du andererseits zu ertragen hast. Du kannst dich auch versichert halten, daß die Theilnahme an dir und deinem Treiben bei keinem deiner hiesigen Freunde irgendwie geschwächt ist. Selbst die Meinungsverschiedenheit, die sich bisweilen zwischen dir und mir wie Anderen geäußert hat, hat ihren Grund allein in dem Interesse für dich, weil ich gleich Anderen die Ansicht hege und schon vor Jahren gehegt habe, daß du dir selbst schadetest, als du einen selbständigen Forscherkreis verliessest, um in einen andern als dienendes Glied einzutreten. Ich bin erst vor Kurzem wieder in dieser Ansicht dadurch befestigt worden, daß man Gauß die Copley-Medaille zuerkannt und deiner kaum einmal erwähnt hat. Indeß will ich damit nicht leugnen, daß unter den jetzigen hoffentlich vorübergehenden Verhältnissen deine Allianz mit Gauß eine ersprießliche sei. Mögest du nur, wenn sich die Verhältnisse dereinst geändert haben, auch in der Wissenschaft wieder dir selbst allein angehören." Über die Reise selbst finden sich keine Aufzeichnungen vor, nur so viel geht aus einem Briefe Dirichlet's hervor, daß Weber bei seinem Aufenthalte in Paris namentlich mit den Freunden Dirichlet's in Verkehr getreten war.

Digitized by Google

Hauptsächlich während dieser Reise war es, wo sich Gauß die größte Mühe gab, die Entlassung Weber's rückgängig zu machen, um ihn für Göttingen zu erhalten. Gauß hatte sich zu dem Zwecke an Persönlichkeiten gewandt, welche dem König nahe standen, anfänglich nicht ohne Erfolg, wie der von Gauß an Weber gerichtete Brief vom 12. März 1838 deutlich erkennen läßt: „Mein theurer Weber, der Geh. Legationsrath von L. kam schon zwei Tage nach Ihrer Abreise hier an; die Vollendung der Wahlangelegenheiten in der Grafschaft Hohnstein hatte ihn bis dahin zurückgehalten. Er blieb nur einen Tag hier, da der Zweck seiner Reise wenngleich nicht ganz, doch zur Hälfte verfehlt war. So viel sehe ich, daß die Angelegenheit Ihrer Wiederberufung sehr gut steht, aber nothwendig Ihre persönliche Gegenwart erfordert. Daß ich selbst jene stets nur wünsche, wie sie mit der Ehre völlig verträglich ist, wissen Sie. Ich habe jedoch eben in dieser Hinsicht G. v. L. veranlaßt noch jemand in die Confidenz zu ziehn und zwar Müller. Jener hat mit demselben deßhalb eine Conferenz gehabt, und L. erklärte sich, da er nachher noch einmal zu mir kam, durch diese Conferenz vollkommen befriedigt. Specialia können aber, wie gesagt, nicht ohne mündliche Verhandlung festgestellt werden. Ich würde mir daher große Vorwürfe machen, daß ich Sie nicht noch dringender von Ihrer zu frühen Wegreise nach Leipzig abzuhalten gesucht habe, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß diese Reise dazu dienen wird, Sie aus dem Zustande einer gewissen Unfreiheit zu erlösen. Um jedoch mir nicht später den Vorwurf machen zu müssen, zur Unzeit geschwiegen zu haben, muß ich noch zwei Umstände erwähnen: 1) in dem beiliegenden Blatt, welches meine Tochter mir zur Uebersendung an Sie zugestellt hat, ist die Rede von einer Reise, die Sie nach London machen werden. Mir selbst haben Sie von dieser Reise niemals etwas gesagt, und ich bin daher ungewiß, ob und in welchem Maaße es damit ernstlich gemeint ist. Ich gestehe aber jedenfalls nicht einzusehn, wie eine solche Reise vor Vollendung der fraglichen Unterhandlungen ausführbar sein würde, wenn nicht diese aufgehoben oder abgebrochen werden sollen. 2) erinnere ich mich, daß Sie mir eine Vollmacht in blanco für einen Advokaten gezeigt haben, ich weiß aber selbst nicht mehr, ob Albrecht, ob Sie, ob Ewald sie ausfüllen sollte. Hier gestehe ich nun gleichfalls die Verträglichkeit einer solchen Prozeßführung mit einer Rückkehr in friedlichem Wege nicht einzusehn. Mir scheint (auch abgesehn, daß der Prozeß sicherlich zu keinem Resultate führen kann) weder das ostensible materielle Object, der Geldbetrag, noch das wahre Object, nämlich dem Gegner einige Vexation und Verdrießlichkeit zu machen, in irgend einem Verhältniß zu sein, was dagegen auf der andern Seite auf das Spiel gesetzt wird, die Rückkehr in das wahre Element (das wissenschaftliche) aus dem falschen (der politischen Wirksamkeit), das daran zum großen Theil mit verknüpfte Heil der Georgia Augusta und der Erhaltung so theurer freundschaftlicher Verbindungen. Ich möchte daher wünschen, daß auch Hofrath Albrecht den wirklichen Anfang des Prozesses solange suspendirte, als eine friedliche Rückkehr noch nicht aufgegeben wird. Präjudicirt wird dadurch jedenfalls nichts, da an der Verjährung noch viel fehlt. — — — — Beiden (Möbius und Enke)

Digitized by Google

bitte ich mich bestens zu empfehlen, ebenso wie Ihren beiden Herrn Brüdern, Humboldt und Dirichlet, stets der Ihrige C. F. Gauß."

Die günstige Meinung, welche sich in diesem Briefe offenbart, schlug aber bald in das Gegenteil um. Wahrscheinlich hatte infolge politischer Vorgänge in Regierungskreisen eine gereizte Stimmung Platz gegriffen, so daß Gauß die letzte Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, in einer direkten Einwirkung auf den König Ernst August erblickte. Hierzu bot die Reise des Königs nach Berlin die günstige Gelegenheit. Gauß wußte, daß in einem solchen Falle A. von Humboldt mit dem König in Berührung kommen werde, und hoffte, daß eine Meinungsäußerung auf den König nicht ohne Eindruck bleiben würde. Er schrieb daher am 13. Mai 1838 einen ausführlichen Brief an A. von Humboldt, welcher besonders interessant ist, weil Gauß seine Ansichten darin detaillierter ausführt. „Mein höchst verehrter Freund," schreibt Gauß, „das freundliche Interesse, welches Sie an den neuen Hülfsmitteln den Geheimnissen des Erdmagnetismus beizukommen, worüber ich an Ihrer Seite am 19ten Sept. einen Vortrag zu halten, die Freude hatte, nehmen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen, was über dessen Bewährung seitdem vorgekommen ist, zu berichten. — — — Im Märztermin d. J. ist nun abermals in Göttingen an beiden Apparaten beobachtet, aber diesmal stehn wir nicht mehr allein. Durch die Fürsorge unseres herrlichen, rastlosen Freundes Weber ist ebenso an drei andern Orten beobachtet, 1) in München, nachdem Weber den Prof. Steinheil vollständig über die Einrichtung des Bifilar-Magnetometers unterrichtet, und dieser sich ein dem hiesigen ganz gleiches hatte anfertigen lassen, 2) in Leipzig, wohin Weber einen freilich nur roh und modellartig hier angefertigten Apparat mitgenommen und den Prof. Fechner zu dessen Gebrauch angeleitet hatte, 3) in Berlin, wo Weber in aller Eile einen ähnlichen hatte ausführen lassen unter seiner eignen Leitung und Theilnahme. Die Resultate liegen jetzt vor mir, und alle 4 Intensitätscurven haben unter sich die nämliche bewunderungswürdige Uebereinstimmung, ich möchte sagen militärisch gleichförmige Dressur, die wir solange an den Declinationscurven kennen. Große Bewegungen sind überall nicht vorgekommen, desto schlagender ist es, die Harmonie in den vielen kleinen zu erkennen. Die letzte, etwas unruhigere Stunde von 11 bis 12 Uhr Vormittags am 1. April habe ich nach der Ihnen bekannten Art, Declination und Intensität für jede Art in einer Curve, gezeichnet, und mit wehmüthiger Freude die große Satisfaction der Übereinstimmung genossen.

Warum mit wehmüthiger Freude? Es ist mir zu Muthe, wie wenn eine neue Welt entdeckt, der Weg hinein geebnet und dann auf einmal das Thor vor uns zugeschlagen wird! Das Fortbestehn unseres Organs, der „Resultate", wodurch für jetzt wenigstens die gemeinschaftliche Thätigkeit der Theilnehmer zusammengehalten wird, ja, das Fortbestehen meiner ganzen naturwissenschaftlichen Thätigkeit in Göttingen ist wesentlich an Weber's Erhaltung für Göttingen geknüpft.

Ich hatte früher große Hoffnung, Weber für Göttingen zu erhalten, sie sind in der letzten Zeit fast verschwunden. Ich setze jetzt fast meine letzte Hoffnung

Digitized by Google

nur noch auf Sie. Möchten Sie bei der jetzigen Anwesenheit unseres Königs in Berlin (wie ich eben aus der Zeitung sehe, ist er vorgestern dahin abgereist) einen günstigen Augenblick finden, die Zerstörung aller meiner Hoffnungen noch zu hindern und uns Weber zu erhalten. In dieser Beziehung theile ich Ihnen vertraulich alle dabei relevanten Umstände mit, damit Sie den bisherigen Gang und den jetzigen Stand beurtheilen können.

Ich brauche dabei dasjenige nur kurz zu berühren, was Ihnen ohne hin schon bekannt ist. Namentlich, daß Weber von allen übrigen der Sieben durchaus unterschieden werden muß, wovon ich selbst meinen Schwiegersohn (Ewald) nicht ausnehme, sondern höchstens allein den jüngeren Grimm. Weber hat schlechterdings nichts weiter gethan, als die fünf Buchstaben seines Namens mit unter die für Göttingen so unglücklich gewordene Eingabe an das Universitätscuratorium am 18. November zu setzen. Er hat sich in gar Nichts Politisches gemischt, er hat nichts zur Rechtfertigung drucken lassen, die Gegenstände seiner Lehrvorträge haben nicht den entferntesten Zusammenhang mit Politik. Ich habe daher von Anfang an seine Wiedereinsetzung für möglich, ja, bei gutem Willen von der andern Seite für leicht gehalten. Aber direct habe ich weder an höchster Stelle, noch bei denen, die ihr am nächsten stehn, etwas thun können, aus Gründen, die theils sich nicht für einen Brief eignen, theils von Ihnen leicht zu errathen sind. Allein indirect habe ich manches versucht. Mehrere der Mittelspersonen mögen zu ohnmächtig oder vielleicht nicht ganz erwärmt gewesen sein. Aber einer der Wege schien wirklich dem Ziele sehr nahe zu kommen.

Unser Universitätsbevollmächtigter, Geheime Legationsrath Laffert, der aber nicht in Göttingen, sondern in Ilefeld wohnt, hatte den Grafen Münster in das Interesse gezogen und meldete mir, daß dieser sich der Sache mit Nachdruck annehmen werde, und die beste Hoffnung gebe. Das Nähere erfuhr ich aber erst bei einer persönlichen Anwesenheit des H. L. von L. in Göttingen, mehrere Tage nach Webers Abreise nach Leipzig. Graf Münster hatte seine Intercession nicht persönlich beim König, sondern durch den Minister von Scheele eingelegt, und der König hatte sich geneigt erklärt, Weber wieder einzusetzen, „wenn Weber den ersten Schritt thue und wegen der sogenannten Protestation eine Entschuldigung mache", so lauteten die Worte. Graf Münster erklärte diese Bedingung selbst für eine billige.

Ich meinerseits sah damit die Sache noch nicht als verloren an, da jene beiden Ausdrücke doch eine große Latitüde zulassen. Heißt „den ersten Schritt thun" nicht sich in Hannover anbieten, sondern nur die bestimmte Erklärung z. B. gegen mich geben, daß er zum Wiedereintritt bereit sei, so war dies ja etwas ganz Nothwendiges, da der König sich ja bei seiner Wiedereinsetzung nicht der Möglichkeit exponiren konnte ein dementi zu erhalten. Und selbst das „eine Entschuldigung zu machen" schien die Möglichkeit einer Fassung, die mit dem feinsten Ehrgefühl verträglich wäre, nicht auszuschließen. Aber jedenfalls war die Sache, auch nach H. v. Lafferts Meinung, viel zu delicater Natur, um durch Briefe abgemacht werden zu können, zumal da Weber zunächst von hier in die

Digitized by Google

Leipziger Atmosphäre übergegangen war, deren Neutralisation wohl in Berlin erwartet werden konnte. Es blieb mir also nichts übrig, als in einem Briefe an Weber mich im Allgemeinen zu halten, ihn von der Theilnahme an jedem präcludirenden Schritte abzumahnen und seine Rückkehr abzuwarten.

Diese letztere verzögerte sich aber 3 bis 4 Wochen länger als erwartet war und in der Zeit hatte sich der Stand der Sache, wie es scheint, sehr verändert. Ich erhielt abseiten des Universitäts-Curatoriums, welches von dem Erzählten Kenntniß hatte, eine Eröffnung, daß durch mancherlei inzwischen Vorgefallnes der König mehr als zuvor gegen die Sieben exacerbirt sei, sehr positiv seine Abgeneigtheit einen derselben wieder anzustellen, erklärt habe, und schwerlich sich mit einer Erklärung, wie Weber sie etwa würde geben wollen oder können, begnügen werde, auf baldige Wiederbesetzung aller Stellen dränge u. s. w. Manches, was sich auf den letzten Punkt bezieht, übergehe ich jetzt mit Stillschweigen.

Ich habe es nun nach Weber's Rückkehr für bedenklich gehalten, auf dem zuerst geöffneten Wege durch Briefwechsel fortzuschreiten. Ich habe zwar Weber alles Wesentliche mitgetheilt. Aber mein Zartgefühl würde mir auch nicht einmal die Frage erlauben, ob er eine „Erklärung", die wie eine Revocation aussieht, zu geben fähig sei. In der That, ich selbst würde an seiner Stelle es nicht thun, selbst bei dem Gefühl, damals eine Übereilung begangen zu haben, und ob er je eine Anwandlung dieses Gefühls gehabt hat, hat mein Zartgefühl mir nicht erlaubt, jemals auf das Entfernteste zu berühren. Allein auch abgesehen von zartem Ehrgefühl würde sogar gemeine Klugheit verbieten, sich zu so etwas zu verstehn, denn in welcher Stellung würde ein solcher zu seinen Collegen und zu den Studenten kommen! Ich brauche nicht zu erinnern, daß ich hier lediglich die Verhältnisse betrachte, wie sie in der aufgeregten Zeit einmal sind, ohne jetzt irgend eine eigene Ansicht über unsere öffentlichen Angelegenheiten auszusprechen.

In dieser Lage der Dinge verzweifle ich an der Möglichkeit, auf schriftlichem Wege etwas ausrichten zu können. Selbst auf mündlichem Wege etwas zu thun, war aus mehreren Gründen nicht ausführbar. Meine letzte Hoffnung beruht jetzt auf Ihnen. Sie kennen jetzt die Lage der Dinge vollständig, so weit ich sie selbst kenne. Finden Sie einen günstigen Augenblick, so werden Sie ihn gewiß benutzen. Bewegen Sie den König, einen hochstehenden, harmlosen Gelehrten Göttingen wieder zu geben! Und warum nicht auf eine königlich großmüthige für beide ehrenvolle Art, indem Er ihn in Anerkennung seines großen wissenschaftlichen Werthes, alles Vergangene in Stillschweigen begrabend, wieder einsetzt. Ich bin fest überzeugt, daß dies einen überaus günstigen Eindruck machen würde. So viel kann ich hinzusetzen, daß es noch nicht zu spät ist und zwar mit Gewißheit.

Meine Tochter ist vorgestern mit Ewald nach Tübingen abgereist; Ich habe seinetwegen keine Verwendung irgendwie auch nur versucht, da es gegen meine Handlungsweise ist, persönliche Rücksichten geltend zu machen. Göttingen wird seinen Verlust schwer empfinden. Unendlich schmerzlicher ist freilich mir die

Digitized by Google

Trennung von meiner Tochter. Möchte doch nun das letzte Band, was mich an Göttingen knüpft, nicht auch zerrissen werden! Aber weder Ort, noch Zeit, noch Verhältnisse können je die Gefühle der Liebe und des Vertrauens schwächen, womit ich bin Ihr innigster Verehrer C. F. Gauß."

Als auch dieser Versuch zu keinem Resultate führte, benutzte Gauß die Gelegenheit, die sich ihm bot, als er seitens des Kuratoriums aufgefordert wurde, Vorschläge zu einer Wiederbesetzung der von Weber verlassenen Stelle zu machen, um noch einen letzten Versuch zu Weber's Rehabilitierung zu unternehmen, einen Versuch, der aber fehlschlug. Auf einen von Gauß verfaßten Bericht, in dem er die Verhältnisse nochmals klar legte, erhielt derselbe als Antwort einen Brief, in welchem die Bedingungen aufgezählt waren, unter denen Weber Aussicht auf eine Wiederanstellung haben würde, Bedingungen, welche deutlich zeigen, was man damals in Hannover zur Zeit der „königlichen Diener" einem verfassungstreuen Staatsbürger bieten zu dürfen glaubte. Gauß selbst teilte Weber am 18. Juli 1838 in einem nach London gerichteten Briefe diese Antwort mit, doch gelangte dieser erst in Weber's Hände, nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war. „Mein geliebter Freund", heißt es in demselben, „schon vor Empfang Ihres Briefes vom 18. Junius hatte ich auch einen von H. (wohl Humboldt) erhalten, der ungefähr dasselbe über die Verhandlungen enthält, wie der an Sie gerichtete. Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände habe ich das von ihm angegebene Resultat dennoch als das letzte Wort noch nicht betrachten können, 1. weil man einem, als feindlich Betrachteten gegenüber weniger nachgiebig sich zu zeigen geneigt sein mochte, 2. weil ich doch einiges Mißtrauen habe, ob die gebrauchten Mittelspersonen sich mit aufrichtigem Interesse der Sache angenommen haben. Dieses Mißtrauen hat wenigstens in Beziehung auf die Eine der bezeichneten Personen bestimmte Gründe. Bei dieser Lage der Dinge habe ich einer von dem Kanzeleidirector — jetzt Geheimer Cabinetsrath — List erhaltenen Aufforderung ihm die am meisten zur Wiederbesetzung Ihrer Stelle geeignete Person zu nennen, noch nicht entsprechen zu dürfen geglaubt, obgleich nach Ihrem Briefe Sie selbst beinahe zu wünschen scheinen, daß ich zu einer anderweitigen Besetzung Anträge machte. Ich habe dem p. L. geantwortet, daß ich ihm zwar mehrere qualificirte Personen nennen könnte, und wenn er darauf bestände, nennen würde, bei denen selbst bedingungsweise eine Möglichkeit des Fortbestehens des Magnetischen Vereins einstweilen denkbar bleibe, „so lange Sie nämlich fortfahren würden Göttingen mit Ihrem Aufenthalt zu beehren", daß ich jedoch die Pflicht habe, ihm den ganzen Stand der Sache erst vorzulegen. Dies habe ich auf eine Art und in einem solchen Sinne gethan, wobei Sie gewiß nichts zu desavouiren finden würden, lediglich in dem Sinne, den ich in meinem vorigen Brief bezeichnet habe. Hierauf habe ich nun gestern eine Antwort erhalten, die ich Ihnen, damit Sie ganz ebenso viel wie ich selbst wissen, hier wörtlich abschreibe: „Hochwohlgeb. ꝛc. für das umständliche Schreiben vom 28. Januar,[1])

[1]) Das Datum ist unrichtig, mein Brief ist früher geschrieben, ich weiß aber nicht genau, an welchem Tage.

Digitized by Google

welches Ew. . . . mich zu beehren die Güte gehabt haben, bin ich Ihnen von ganzem Herzen verbunden und erstatte Ihnen dafür meinen gehorsamsten Dank ab. Den Verlust des Prof. Weber für meine[1]) Georgia Augusta beklage ich sehr, und dieſes wird gewiß jeder thun, welchem die großen wiſſenſchaftlichen Verdienſte dieſes Mannes bekannt ſind. Gern glaube ich es Ew. —, daß das politiſche Unweſen unſerer Zeit dem Prof. Weber fremd geweſen, und daß er zur Unterſchrift der unſeligen Schrift von Andern inducirt[2]) wurde, auch daß er geglaubt hat, daß die Schrift nicht für das Publicum, ſondern blos für das Königliche Univerſitäts-Curatorium beſtimmt ſei. Aber nach der ganzen Lage der Sache kann dies nicht genügen, um ſeine Wiederanſtellung in Göttingen zu bewirken.

Ohne Autoriſation Sr. Majeſtät des Königs will ich Ew. — meine Anſicht über die Möglichkeit der ſofortigen Wiederanſtellung des Prof. W. eröffnen, wobei ich meinen lebhaften Wunſch nicht unterdrücken kann, daß Herr W. in dieſe Ideen eingehen möchte.

Herr W. muß, ſo denke ich, eine ausführliche Schrift an Se. Majeſtät den König richten und darin anführen a) wie er ſich von je her von allen politiſchen Umtrieben und Streitigkeiten fern gehalten, und allein ſeiner Wiſſenſchaft gelebt habe; daß daher b) die Frage von der gültigen oder ungültigen Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes, deſſen Inhalt ihm fremd geweſen, überall für ihn kein Intereſſe gehabt habe, daß er aber c) durch die nach dem Königlichen Patente am 1. Nov. 1837 unter ſeinen Collegen entſtandene Aufreizung ſich habe verleiten laſſen[3]) eine Schrift zu unterzeichnen, welche ſeine Entlaſſung zur Folge gehabt habe, daß er d) ſich nie dazu verſtanden haben würde, die gedachte Schrift zu unterſchreiben, wenn er nur entfernt habe glauben können, daß ſie für das Publicum beſtimmt ſei, während er in der feſten Überzeugung geſtanden, daß die Abſicht blos dahin gegangen ſei, die Schrift an das K. Univerſitäts-Curatorium zu ſchicken, daß endlich e) ihm Alles, was weiter geſchehn, ſehr leid thue, da es ſeinen Grundſätzen von dem Verhältniß des Unterthan zum Landesherrn gerade zu entgegen ſei.[4])

Dieſes Schreiben an des Königs Majeſtät müßte ſo abgefaßt werden, daß von deſſen weſentlichem Inhalte ein öffentlicher Gebrauch gemacht werden könnte. Ich erwarte von Ew. — darüber Nachricht, ob der Herr Prof. W. ſich dazu verſtehn wird, ein Schreiben der vorher angegebenen Art, welches meiner Anſicht nach für ihn nichts Präjudicirliches enthält, an Se. Majeſtät dem König zu erlaſſen. Auf jeden Fall aber muß ich wünſchen, daß Ew. — die große Güte haben möge, die Gelehrten, welche ſich, wenn W. nicht wieder angeſtellt werden könnte, vorzüglich dazu eignen, ſeine Stelle einzunehmen, mir namhaft zu machen

[1]) sic!
[2]) Eine ſolche Vorausſetzung hatte ich nicht geſchrieben.
[3]) Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß mein Brief keine ſolche Äußerung ausgeſprochen hat.
[4]) Es iſt mir ſelbſt nicht recht klar, was unter dieſem e) eigentlich gemeint ſei.

Digitized by Google

und zugleich auszudrücken, welcher unter ihnen in jeder Hinsicht der würdigste sei. Mit Vergnügen benutze ich diese Veranlassung ꝛc. . . . L.

Ich will nun, mein theurer Freund, Ihrem Urtheil nicht auf die entfernteste Art vorgreifen, sondern beschränke mich lediglich darauf, daß ungeachtet der Phrase „ohne Autorisation Sr. Majestät" ich doch nicht zweifle, daß L. den König mit meinem Briefe bekannt gemacht und seine Antwort mit dessen Vorwissen geschrieben hat. Diese Antwort ist äußerst reinlich geschrieben, so daß gewiß vorher ein Concept gemacht war. Lieb würde es mir sein, wenn Sie mir eine ostensible Antwort schicken könnten, was ich jedoch Ihnen nicht zumuthen will. Indessen bitte ich jedenfalls, mich in den Stand zu setzen, ganz in Ihrem Sinne zu antworten. . . . Erfreuen Sie, geliebter Weber, mich bald mit einem Briefe, am liebsten mit der Nachricht Ihrer baldigen Rückkehr, Ihr treuer C. F. G."

Die abweisende Antwort Weber's war selbstverständlich, und damit die dauernde Suspension vom Amte endgültig besiegelt, welches in der Folge Listing übertragen wurde. Von dieser Zeit an lebte Weber als Privatmann in Göttingen, teils mit der Herausgabe der Resultate, teils mit eigenen Untersuchungen beschäftigt. In letzterer Beziehung mag es für ihn besonders bedrückend gewesen sein, als er sich von allen Mitteln entblößt sah, die ihm früher von staatlicher Seite zur Disposition standen. Auf den Rat Dirichlet's wandte er sich an die physikalische Klasse der Berliner Akademie, als er zu einer Untersuchung 8000 m übersponnenen Kupferdraht nötig hatte. Dieselbe bewilligte ihm die zur Anschaffung erforderliche Summe und überließ ihm den Draht leihweise.

War die Lebenslage Weber's damals nach vielen Richtungen hin gewiß nicht als eine leichte zu bezeichnen, so blieb ihm doch immer die Hoffnung, über kurz oder lang auswärts eine Stellung zu erhalten, sobald eine solche frei werden würde. Schon im Januar 1841 wurde ihm eine Direktorstelle an der technischen Lehranstalt in Dresden angeboten, aber obgleich das sächsische Ministerium seinen Wünschen nach Möglichkeit entgegen kam, glaubte er nach reiflichen Erwägungen dieselbe dennoch ablehnen zu müssen, „weil er fühlte, daß seine wissenschaftliche Laufbahn durch die Annahme ganz verändert werde." „Alle Verbindung zwischen Gauß und mir würden dadurch aufgehoben sein, da ein brieflicher Verkehr hier nichts ersetzen kann. Mein Antheil an den magnetischen Untersuchungen und Unternehmungen würde in andere Hände übergehen müssen, wenn sie Fortgang haben sollten. Die Mitherausgabe der Resultate würde ich sogleich aufgeben. Den Draht, den mir die Berliner Academie gegeben hat, müßte ich gleich zurückgeben. Alle diese Opfer würden sehr bedauert werden, und ich weiß nicht, ob ich vor Vorwürfen sicher sein würde. Ich vermuthe, daß Humboldt dann leicht äußern würde, daß, wenn ich von Gauß mich hätte trennen wollen, wozu er im Interesse der Wissenschaft jetzt nicht habe rathen wollen, so hätte wohl anders für mich gesorgt werden können und es sei unrecht, daß ich nicht nach Berlin gekommen und etwas geäußert hätte." Viel annehmbarer schien eine Anstellung in Braunschweig an dem damaligen Collegium Carolinum, der jetzigen technischen Hoch-

Digitized by Google

schule Carolo Wilhelmina, weil dort nach einer Erklärung von Blasius, welcher die Verhandlung führte, die Verhältnisse ganz auf akademischem Fuße organisiert seien. Aber es blieb bei den einleitenden Verhandlungen, weil fast gleichzeitig sowohl in Halle als auch in Leipzig eine Professur in Aussicht stand. In Halle hatte Kämtz einen Ruf nach Dorpat bekommen, und als derselbe dem Rufe folgte, erhielt Weber offiziell im April 1842 einen Ruf an Kämtz' Stelle nach Halle. Aber schon vorher stand Weber längere Zeit hindurch mit dem sächsischen Ministerium in Unterhandlung in bezug auf die Übernahme der Professur für Physik an der Leipziger Universität, welche sich nur dadurch so lange hingezogen hatte, weil der Inhaber dieser Stelle, Professor Fechner, ein Freund aller drei Brüder Weber, der von einem schweren Augenleiden befallen war, möglicherweise wieder hergestellt werden und damit in die Lage kommen konnte, seine Stelle später selbst wieder zu vertreten.

„Sie haben gewiß das beste Auskunftsmittel ergriffen," schreibt Albrecht am 18. April 1842, an den sich Weber um Auskunft über den Gesundheitszustand Fechner's gewandt hatte, „indem Sie noch ein Jahr bis zur wirklichen Annahme vorübergehen lassen wollen." Die in Leipzig wohnenden Brüder redeten natürlich Wilhelm sehr zu. „Das Glück, daß du mit dem größten lebenden Mathematiker, mit einem Manne, den du zugleich so liebst und verehrst, in einer so innigen, freundschaftlichen Verbindung stehst, schlage ich auch sehr hoch an," schreibt Ernst Heinrich, „und kann mit dir fühlen, wie schmerzlich es für dich ist, dich von Göttingen los zu reißen. Allein es muß einmal geschieden sein. Ein halbes Jahr eher oder ein halbes Jahr später, darauf kann es nicht ankommen, wenn jetzt deine künftige Lage besser begründet werden kann. Du kannst dir selbst sagen, daß du zu möglichster Verlängerung deines Aufenthaltes Alles gethan hast, was in deinen Kräften stand." Die Verhandlungen erreichten endlich am 18. Juni 1842 mit der Berufung ihren Abschluß unter der von Weber gestellten Bedingung, daß Fechner, falls er wieder hergestellt würde, seine frühere Stellung als Direktor des physikalischen Institutes und in der philosophischen Fakultät wieder einnehmen, ihm dagegen alsdann ein physikalisches Laboratorium und ein magnetisches Observatorium überwiesen werden sollte. Mußte Weber künftig auch den persönlichen Verkehr mit dem von ihm so hoch verehrten Freunde Gauß zu seinem größten Leidwesen vermissen, so erhielt er dagegen anderseits Ersatz durch den Umgang mit dem ihm schon befreundeten Leipziger Professoren-Kreise, vornehmlich aber durch das Zusammenleben mit seinen Brüdern.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Natur und Bedeutung des Sprichworts.

Von

G. Stickel.

(Schluß.)

Endlich die äußere Form und Ausdrucksweise der arabischen Apophthegmen anlangend, mangelt ihnen keine der Zierden, mit welchen alle Völker durch Gleichnisse, Bilder, Gegensätze und dergl. ihre kurzen Sinnsprüche zu schmücken pflegen. Nur eine dieser Verzierungen, die Paronomasie, d. i. die Schallesähnlichkeit und das Anklingen nahe stehender Wörter aneinander, die Alliteration und das Wortspiel, bedarf darunter einer besonderen Auszeichnung, ihres so sehr ausgedehnten und dem orientalischen Ohr beliebten Gebrauches halber. — „Wie schöne Wirkung macht's", sagt Herder, „wenn bei Sprichwörtern die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Begriffe sich auch in einem ungesuchten, ähnlichen Wort findet! — So lange eine Nation sinnlich denkt, so lange sie die Sprache in Mund und Ohr, nicht in Buchstaben und Augen mit sich trägt, sind ihr dergleichen Schälle als Stimmen der Erinnerung so angenehm als unentbehrlich. Daher bei allen Völkern, die keine oder wenige Bücher haben, jene Liebhaberei an Assonanzen und Wortwitz, daher bei ihnen insonderheit jene nachdrückliche, richtige Kürze, jener schnelle, unvergeßliche Ausdruck, den die Maler der Buchstaben nie erreichen." — Schon die Hebräer erfreuten sich gern an diesem Schmuck ihrer Poesien, und im Alten Testament finden sich manche, jedoch verhältnismäßig noch seltene, sehr glückliche Beispiele davon; bei den Arabern aber übersteigt die Lust daran und die Gewandtheit in ihrer Anfertigung allen Glauben. Ihnen sind die Makamen des Hariri, — ein Roman und Inbegriff der größten poetischen Künsteleien —, das unübertroffene und in Wahrheit unübertreffliche Meisterstück darin; die ganze Erzählung läuft hier in den überraschendsten Paronomasien dahin.

Ich kann mich nicht enthalten, beispielshalber ein Stück daraus mitzuteilen; ich entnehme es der siebenten Makame.

Der Held des Romans, ein pfiffiger, durchtriebener Alter, erscheint mit einem Jüngling, scheinbar seinem Gegner, mit dem er unter einer Decke spielt, vor dem Richter und sucht diesem durch einen verwickelten Rechtsfall ein Goldstück aus dem Beutel zu spielen; welches auch trefflich gelingt. Der Rechtsstreit gilt einer Nähnadel, die der Alte dem Jüngling geborgt und beschädigt wiedererhalten hat, und einem Kamm, den der Alte vom Jüngling geliehen hatte; die Beschreibung ist aber so glücklich doppelsinnig gehalten, daß man meint, es handele sich um ein Mädchen und einen Burschen. Sie lautet also:

„Hareth Ben Hemmam erzählt: Das seltsamste, was ich auf Reisen sah, — war, was in Maarret Elnoma geschah, — wo sich stellte dem Richter dar — ein streitendes Paar, — ein Alter mit gestumpftem Zahne, — und ein Jüngling, frisch wie ein Zweig der Myrobolame. —

Digitized by Google

Der Alte sprach: Walte Gottes Gnad' hie', — halt und erhalte den Kadi, — daß er recht walte, — und gerecht verwalte, — sich recht verhalte, — und das Recht erhalte! —

Ich hatte eine feine — allerliebste kleine, — glatte, nette, niedliche, — spitzige, doch friedliche, — schlanke, blanke, flinke, unermüdliche, — eine dienstfertige Dirne, — die sich lenken ließ an einem Zwirne; — — zierlich, manierlich, — behend hantierlich, — aus und ein schlüpfend, — hin und her hüpfend, — alles mit Fleiß verknüpfend; — — die überall säumte, — doch nichts versäumte, — die überall steckte und stickte, — und der alles steckte, was sie stickte. — — Daß ihr Herz war stählern, — rechnete ich ihr nicht zu den Fehlern, — noch daß sie liebte Fehden, — und führte Stichelreden. — Denn zwar unbiegsam, — war sie mir doch schmiegsam; — spitzzüngig wie ein Schlängelchen, — doch still und fromm wie ein Engelchen. — —

Dieser Jüngling nun hat sich nach ihr gesehnt, — und ich habe sie ihm gelehnt. — Da bringt er sie zurück mir itzt, — und das Ohr ist ihr geschlitzt, — und vom Ersatz, den er mir bietet, — wird mein Schaden nicht gegütet.

Der Jüngling sprach: Es ist gegründet, — was der Alte verkündet. — Doch schlecht hat sie sich aufgeführt; — ich hatte nur schief sie angerührt, — und mein Finger war ohne Hut — da biß sie mich drein, und leckte mein Blut. —

Doch er hat von mir im Versatz — einen Schatz, — ein barsches Bürschchen, — als wie ein Hirschchen, — mit Zinken und Zacken, — und elfenbeinblinkendem Nacken; mutwillig und eitel, — will jedem über die Scheitel, — Jungen die Locken kraufen, — Alten die Borsten zausen. — Es liebt Putzen und Zieren, — durch Wälder zu spazieren, — und fürchtet nicht den Weg zu verlieren, — bricht durch dünn und dicht, — und was sich sträubt, das macht er schlicht. — Den gab ich zum Unterpfand dem Alten, — doch der hat ihn nicht wohlgehalten; — ich weiß nicht, was mein Bürschchen hat verbrochen, er hat einen Zahn ihm ausgebrochen." —

Das Ende des Streites ist, daß sie vom Richter mit einem Goldstück weggeschickt werden.

Dieser Schmuck der Paronomasie, hier in reichster Fülle, ja bis zum Übermaß gehäuft, ist in den Sprichwörtern zwar spärlicher und gewöhnlich mit tieferer Wirkung verwendet, aber manchen fühlt man es doch an, daß sie nicht eigentlich die innere Schwere des Gedankens, sondern nur ein gefälliger, dem Ohre schmeichelnder Wortanklang erzeugte. Sie stehen dann nicht sowohl ihres Inhalts, denn ihrer Dekoration halber da.

Als Verfasser von Sentenzen haben sich unter den Arabern vorzüglich Lokman berühmt gemacht, angeblich ein Zeitgenosse Salomo's, auch Mohammed wird hier genannt, dann Ali, von dem wir noch besonders handeln. Abu Obeid, ein Grammatiker im 9. Jahrhundert, Meidam und Zamachschari im 12. waren die fleißigsten Sammler und Erklärer. Ihre Werke liegen zum größten Teil noch ungedruckt als Manuskripte in den europäischen Bibliotheken. Die Aufmerksamkeit des Abendlandes wurde ihnen zuerst durch die Proben zugewendet, welche

Digitized by Google

die berühmten Orientalisten des 17. und 18. Jahrhunderts, ein Erpenius, Golius, Schultens, Reiske und in neuerer Zeit Rosenmüller und Habicht veröffentlichten.

Auch auf der großherzoglichen Bibliothek allhier findet sich unter andern orientalischen Handschriften eine mit arabischen Sprüchen versehene. Das ganze Buch, darin sie stehen, ist ein Kollektaneum verschiedener, teilweise verstümmelter türkischer, persischer und arabischer Schriften, Gedichte, Anweisungen zum Gebrauch des Himmelsglobus, astronomische Tafeln und andres, auf 142 Blättern, in kleinem Quartformat, am Ende durch Feuchtigkeit und frevelnde Messer übel beschädigt. Die Sprüche in der Mitte des Kodex, hundert an der Zahl, füllen fünf Seiten; sie sind in arabischer Sprache ziemlich schlecht geschrieben und bedürfen, obwohl mit Vokalpunkten versehen, zur richtigen Lesung der zwischen die Zeilen in sehr verzogener Taalikschrift eingeschobenen persischen Übersetzung. (Manuskript wird vorgezeigt.)

Die Überschrift nennt Ali als den Verfasser, den der beigefügte Segenswunsch: „Friede über ihm!" als einen heiligen Mann und den vierten Chalifen kenntlich macht. Unter seinem Namen gehen mancherlei Spruchsammlungen im Orient um, die, in das Abendland gelangt, frühzeitig Aufmerksamkeit erregten, von Golius zu Leyden 1629 zum Teil herausgegeben, von Tscherning, einem zu seiner Zeit namhaften schlesischen Dichter, ins Deutsche, von Pierre Vatier und neuerlich wieder von Garcin de Tassy ins Französische, von Ockley in das Englische übersetzt wurden; ein holländischer Geistlicher, Cornelius van Waenen, verwendete die Muse seines ganzen Lebens auf ihre Sammlung und Herausgabe, die aber erst nach seinem Tode, zu Orforth im Jahre 1806, zu stande kam. Eine genaue Vergleichung der Weimarischen Handschrift mit jenen früheren, französischen, englischen und holländischen Sammlungen hat mir ergeben, daß von den hundert hier aufgefundenen Sentenzen sechzehn dort schon vorkommen, also noch vierundachtzig neue, bis jetzt unbekannte verbleiben, die in einer Zeit, wo man des Flachen so viel liest, wohl einer weiteren Bekanntmachung wert sein dürften.

Jener Ali, von dem sie herstammen sollen, war Mohammed's Zeitgenosse und Verwandter, Sohn Abu Taleb's, ein edler Mensch und tapferer Krieger, hingebend und aufopfernd bis zum Tode und dennoch angefeindet vom Schicksal und böswilligen Genossen, ein großartiger, wahrhaft tragischer Charakter des Islam. Als zehnjähriger Knabe schon schwur er, der erste von allen Arabern, nach Chadidscha, der Gattin Mohammed's, dem Propheten den Eid der Treue, hielt ihn auch so unverbrüchlich, daß er mehrmals mit eigener Lebensgefahr Mohammed vom augenscheinlichen Untergang rettete. In den Kriegen zur Verbreitung des neuen Glaubens verrichtete er Wunder der Tapferkeit; bei der Belagerung der Feste Chaibar riß er ein Thor aus, das acht Mann nicht sprengen konnten, und bediente sich desselben statt Schildes; sein Schwert erlegte in einer Nacht 400 Feinde; jeder Zweikampf, deren er mehrere mit den stärksten Gegnern übernahm, endete mit seinem Siegesruf: Allah ist groß! und mehrmals reichte ihm Mohammed im gefährlichsten Augenblick der schwankenden Schlacht das in seiner Hand fast immer siegreiche Banner des Islam. Soviel Tüchtigkeit und

Digitized by Google

hingebende Treue gab ihm aber auch im Herzen des Propheten von allen Moslemen die erste Stelle; Mohammed sagte selbst, er sei für ihn, was Aaron dem Moses gewesen, gab ihm seine geliebte Tochter Fatimah zur Ehe und wählte ihn für sich zum Bruder, als zwischen den Medinensern und geflüchteten Mekkanern die Brüderschaften eingeführt wurden. Und Ali erwies sich ihm selbst nach dem Tode noch als treuer Bruder, denn da sie den Propheten ins Grab legten, stieg Ali zuletzt von allen Verwandten aus seiner Gruft. — Willig verzichtete er dann dreimal auf die Erhebung zum Nachfolger des Propheten, leistete dem Abu Bekr mit solcher Bereitwilligkeit den Schwur des Gehorsams, daß er ohne Mantel und Oberkleid hinzulief, und übernahm, wie eingeborene Historiken angeben, nur gezwungen als vierter Chalife die höchste Würde, die ihm, wäre im Sinne Mohammed's gehandelt worden, als dem Ersten nicht hätte entgehen dürfen. Lang genährte, nun bis zu offener Empörung gegen ihn aufflammende Feindschaften, besonders der Lieblingsgemahlin Mohammed's, der Ayescha, um die sich alle Übelgesinnten scharten. und des Moavijah veranlaßten eine lange Reihe von Kriegen, in denen Ali zwar unter vielen andern den herrlichen Sieg am Tage des Kamels (so heißt die Schlacht gegen Ayescha von dem Kamel, auf welchem sie ritt), errang, die ihm aber, bei unglücklichen, durch tückische List bewirkten Wendungen, sein Leben unruhig und kummervoll machten, bis es der vergiftete Dolch eines satanischen Meuchelmörders in der Moschee zu Kufa abschnitt. — So erlag jener „Löwe Gottes“ und jener „Wohlgefällige“, wie ihn die Moslemen nennen, von denen ein großer Teil, die Sekte der Schiiten, in Persien und an den Küsten des Kaspischen Meeres die herrschende, ihn allein für den gesetzlichen Nachfolger Mohammed's anerkennt.

Seine geistigen Eigenschaften schildert ein arabischer Geschichtsschreiber also: „Er war enthaltsam von weltlichen Dingen und von starker Gottesfurcht, mild im Almosengeben und redlich, bescheiden zurücktretend, Verteidiger des wahren Glaubens, sehr scharfsinnig und ausgezeichnet in theoretischen und praktischen Kenntnissen, kühn und durch seine Kühnheit berühmt, freigebig, von vortrefflichem Charakter und Benehmen.“

Für seine hohe Geistesbildung spricht es auch, daß man noch Gedichte unter seinem Namen aufbewahrt, die zwar nicht von ihm herrühren mögen, aber doch die Überzeugung des Volkes von seiner Fähigkeit dazu ausweisen. Es ist uns immer bedeutsam erschienen, daß die Volkssage den drei tapfersten und schönsten Helden dreier ausgezeichneter Völker, dem Achilles der Griechen, dem David der Hebräer und dem Ali der Araber außer der Stärke des Armes auch die sanfte Gabe des Gesanges verlieh.

In der Aufschrift des vorliegenden Manuskripts erkenne ich nichts weiter, als daß Ali's Name zu den durch Spruchweisheit gefeierten gehörte, und daß manche der hier gesammelten Sentenzen, die sich aber im einzelnen nicht bestimmen lassen, von ihm herrühren mögen. Sie gehören zum größten Teil dem Gebiet der allgemeinen Gnomen, nicht des volkstümlichen, auf Örtliches oder Historisches beschränkten Sprichworts an und sind nach dem Ausdruck Ockley's

Digitized by Google

„voller Verstand und triftig.“ Sie hauchen einen Geist reiner Andacht und strengen Lebens von sich und drücken die größte Ernsthaftigkeit und tiefste Erfahrung in allen Geschäften des menschlichen Lebens aus.“ Dennoch möchte ich es nicht über mich nehmen, eine jede als durchaus wahr oder seltener, verborgener Weisheit voll zu vertreten, obgleich viele bei ruhig erwägendem Nachdenken einen tieferen Gehalt aufschließen, als es beim ersten Blicke scheint, und die meisten, auf eine Tafel gezeichnet, an die Landstraße gestellt werden könnten, jedem Wanderer zur Lehre und Anwendung, um den sich die einfachsten Verbindungen der menschlichen Gesellschaft durch Verwandtschafts- und Familienverhältnisse, Stammesleben oder Bürgertum gestaltet haben.

* * *

Ich erlaube mir endlich, einige Proben aus der vorliegenden Handschrift anzuschließen, jedoch nicht in der Ordnung, wie sie dort einander folgen, sondern, soweit es thunlich war, zu Klassen geschieden, je nachdem sie ganz einfach und ungeschmückt den Gedanken in kurzen Worten darlegen, oder eine Vergleichung, ein Bild einweben, oder eine rätselartige Paradoxie enthalten, oder sich endlich durch paronomastische Form auszeichnen. Erster Art sind folgende wohlgemeinte Winke über unvereinbare Seelen- oder Körperzustände und Erwerbnisse:

Kein Lob mit Großthun.
Kein Wohlthun mit Geiz.
Keine Gesundheit mit Völlerei.
Keine Ruhe mit Neid.
Keine Liebe mit Heuchelei.
Kein Mut beim Lügner.
Kein Sieg mit Gewaltthat.
Keine Herrschaft mit Rachsucht.

Die beiden letzten Gnomen weisen auf die Freiheit des inneren Menschen hin, der zwar momentan, durch überlegene Gewalt äußerlich gezwungen werden kann, aber das Herz des Besiegten lehnt sich immerwährend, wenn die Herrschaft ungerecht, bedrückend ist, dagegen auf, es ist doch kein rechter Sieg, die Herrschaft nicht fest und dauernd; darum sagt auch ein andrer Spruch:

Ungerechtigkeit stürzt ins Verderben.

In der Sentenz:

Kein Gedeihen ohne vorbedachten Plan,

ist das arabische Original deutlicher und bestimmter als diese Übersetzung; nach jenem hat kein Unternehmen einen glücklichen Ausgang, vor dessen Beginnen man nicht durch genaue Überlegungen mit sich und trauten Freunden die Weise der Ausführung nach einem gewissen Plane festgesetzt hat. Andere ebenso allgemein verständliche Ermunterungen oder Warnungen sind:

Verstellung ist Feigheit.
Keine Tugend herrlicher als die Gottesfurcht.
Bestürzung beim Unfall ist Vollendung des Unglücks.
Viele erstreben, was ihnen schadet.

Digitized by Google

Humanität ist Zeichen von Verstand.
Viele Thränen lügen.
Der gefährlichste unter den Feinden,
dessen Schlingen am verborgensten.

Die Aufmerksamkeit auf das, was um uns her vorgeht, und die Klugheit, mit welcher man Regeln für das eigene Verhalten aus andrer Schicksal ziehen soll, empfehlen die beiden Sprüche:

Wer umschaut, wird gewarnt,

und

Glücklich, wer sich an andern warnen läßt.

Ein preiswürdiges Gebot für eine sichere, von äußerlichen Eindrücken, besonders dem Ansehen der Person unabhängige Beurteilung fremder Rede, und einen schönen Maßstab für die Schätzung fremden und eigenen Wertes enthalten die beiden Sentenzen:

Nicht sieh darauf, wer spricht, sondern sieh darauf, was er spricht,

und

Der Wert jedes Mannes — wie viel er Gutes thut;

denen die andre, etwas paradoxe, verwandt ist:

Der Mann ist verborgen unter seiner Zunge.

Für das Verständnis dieser letzten ist auf eine Feinheit des morgenländischen Sprachgebrauchs zu achten. Man unterscheidet die Redensarten: auf der Zunge, und unter der Zunge, so, daß man erstere anwendet, wo fremde Gedanken oder Worte vorgetragen werden; z. B. ein auswendig gelerntes, nicht selbst verfaßtes Gedicht, welches man rezitiert, ist auf der Zunge; dagegen kommen unter der Zunge alle eigenen Einfälle, Gedanken und Reden hervor, und es ist demnach der Mann verborgen unter seiner Zunge, sofern sich an den Äußerungen durch die Rede des Menschen Neigungen und Bestrebungen, sein Scharfsinn, Witz, Geist, seine sittliche Güte oder Schlechtigkeit, mit einem Wort sein Wesen und Charakter erkennen läßt. — Übrigens legt der Orientale der Zunge ganz besondere Eigenschaften und große Gewalt bei. Unter den Sprüchen des Ali beziehen sich mehrere hierauf; so einer, welcher die herzgewinnende Kraft der freundlichen Rede rühmt:

Wess' Zunge süß ist, dess' Freunde viel sind;

oder der die Macht der Gewöhnung in Speise und Trank bemerkt:

Deine Zunge wird von dir fordern, was du ihr angewöhnst.

Hier erscheint sie wie eine selbständige, nach eigenem Ermessen handelnde Person, die sich entweder mit frugaler Kost begnügt oder ungestüm eine feine Tafel, Leckereien und Delikatessen fordert. — Nach dem andern Spruch:

Die Zunge des Verständigen ist hinter seinem Herzen,
Das Herz des Thoren hinter seiner Zunge,

hat man sich wohl zu hüten, daß sie nicht dem Herzen vorauslaufe und vorweg ausplaudere, was noch unbekannt bleiben und geheim gehalten werden soll. — Endlich aber wird noch ein Mittel genannt, wie man die böse, verleumderische Zunge am besten durch Thaten widerlegen und zum Schweigen bringen kann, wenn es heißt:

Digitized by Google

Gute Werke schneiden die Zunge ab.

Von diesem soviel Glück und Unglück in der Welt anrichtenden Gliede wenden wir uns einem andern Worte tiefen Sinnes zu:

Wer sich selbst kennt, hat schon seinen Herrn erkannt.

Hiervon ist unter den mancherlei möglichen Deutungen nach Sprachgebrauch und Weisung des persischen Übersetzers diejenige die richtigste, daß die Erkenntnis Gottes (d. i. der Herr), seines Willens und seiner Fügungen als des künftigen Richters menschlicher Handlungen, dem Menschen durch Nachdenken über sich selbst, seine Schwächen und Sünden, offenbar wird und ihn folgeweise weiter zum Streben nach Tugendhaftigkeit antreibt. — Mehr Klugheitsregeln sind:

Wiederholen die Entschuldigung, heißt erinnern ans Vergehen,

wonach zwar nicht das einmalige um Verzeihung bitten nach einem Versehen untersagt, aber das öftere als unklug widerraten wird. —

Der Gebetene ist frei, bis er zusagt;

man soll sich demnach hüten, durch ein unvorsichtiges Versprechen gebunden zu werden. —

Wer viel scherzt, entging nicht dem Hasse oder der Verachtung.

Das Scherzen sind hier teils verwundende Bonmots, witzige Stichelreden, ein Moquieren über andre, das zwar gefürchtet wird, aber Haß erregt, teils sind es Possen, skurrile Späße, die zwar nicht weh thun, aber eine kleine, gemeine, der Achtung nicht würdige Seele zeigen. —

Einen hohen, weit über die sonstige Rachelust des Morgenländers erhabenen Sinn sprechen zwei schöne Sprüche voll Milde und Menschlichkeit gegen Schwache und Überwundene aus, die der Weise dem Überlegenen zuruft:

Wenn du besiegst einen Feind, so schenk' ihm Verzeihung als Dank für den Sieg,

und

Es genügt der Sieg als Fürbitter für den Schuldigen;

sowie von der andern Seite auch der Schuldige, gegen Gott oder Menschen sich Versündigende, erinnert wird:

Kein Fürbitter glücklichern Erfolges, als die Reue.

Mehr volkstümlich, aus dem Geist des Islam hervorgegangen, als alle bisher angeführten, ist der gute Rat:

Wenn ihr verarmt seid, so macht mit Allah einen Handel durch Almosen.

Leicht erkennt man hierin den kaufmännischen Muselman, dessen Religion den Ursprung von einem Kaufmann nicht ganz verleugnen kann. Selbst im Koran finden sich mehrere vom Handel entnommene Ausdrücke und Bilder. — Almosen in möglichst reicher Fülle zu geben, gehört zu den Hauptgeboten des Islam, sie erwerben ein besonderes Verdienst vor Gott. Unser Spruch macht sie zu einem sichern Mittel, heruntergekommene Glücksumstände zu verbessern, sie sind ein Kapital, das man bei Allah zu guten Zinsen anlegt; der Moslem macht selbst mit seinem Gott, wie mit einem Kaufmann, einen profitablen Handel.

Dieser wie einige andre bereits angeführte Sprüche wären streng genommen der zweiten Klasse beizuzählen, zu welcher wir übergehen, wo eine ein-

Digitized by Google

fache Vergleichung oder ein Bild in die Sentenz aufgenommen ist. Auch die hierher gehörigen sind meistens leicht und durch sich selbst verständlich. So, wenn es heißt:

Kein Kleid schöner, — als die Unschuld.
Der edelste Stammbaum ist die gute Sitte.
Die ärmste Armut ist die Dummheit, der reichste Reichtum der Verstand.
Der Fürsprecher ist der Flügel des Bittenden.
Trau nicht auf Wünsche, denn das sind Kapitale der Thoren.
Die einsamste Einöde ist die Selbstbewunderung;

weil sie nämlich überall nur ihre Vortrefflichkeit anerkannt und belobt sehen will und nichts Ausgezeichnetes neben sich duldet, stößt sie alles von sich, ist einsam und verlassen und mitten unter tausenden von Menschen eine traurige, stille Einöde. —

Keine Freistatt schöner — als die Enthaltsamkeit.

Ein recht fruchtbarer Gedanke für das Leben, wonach derjenige, welcher nichts, besonders nichts Verbotenes wünscht, weil er sich selbst beherrscht, gegen den Andrang der Begierden so sicher und wohl geborgen ist, wie man sich in einem umfriedigten und geheiligten Asyle befindet, dergleichen das Morgenland bei Tempeln, Altären und in gewissen Städten gegen die Nachstellungen des Bluträchers eingerichtet hatte.

Die Meinung des Weisen ist eine Prophezeiung;

jener sichere Takt in Beurteilung dessen, was kommen könnte, wie ihn Erfahrung und abwägende Überlegung dem ruhigen Beobachter geben, und dem der Erfolg selten ganz widerspricht, findet hier eine schöne Anerkennung, die der Perser, sich stützend auf die Untrüglichkeit der Sternenschrift, noch schöner in seiner Übersetzung ausdrückt:

Die Vermutung des Weisen ist ein Sternenspruch.

Durch Zartheit und Achtung vor der Stimme des Gemüts zeichnet sich der Gedanke aus:

Das Herz, wider Neigung gezwungen, erblindet.

Der arabische Spruch erlaubt noch eine andre Deutung, diese hat der Perser befolgt. — Wohl mag die hier empfohlene zarte Rücksichtnahme auf die Neigungen und Wünsche des liebenden Herzens, das, losgerissen von dem Gegenstande seiner Wahl und zu einem andern hingezwungen, sich, verdüstert und verdunkelt, in sich selbst zurückzieht oder erblindet, denjenigen bei einem Morgenländer befremden, welcher sich erinnert, daß dort die Ehe wie ein Kaufvertrag abgemacht wird, und der Jüngling besonders glücklich ist, wenn er vor der Hochzeit einmal die Augen seines Mädchens aus zwei bis drei Schleiern hervorsah. Allein diese strenge Absonderung der Geschlechter findet eigentlich nur in den Städten statt, auf dem Lande und in den Beduinenlagern sind die Verhältnisse freier, naturgemäßer. Alle die Schmerzen und Leiden jugendlich liebender Seelen nach jedem Grad und jeder Schattierung, Verschmähung und Erhörung, Sehnsucht und Vereinigung, singen die Lieder arabischer Hirten so gut wie die abendländischer

Digitized by Google

Schäfer. Irgend ein gebrochenes, geopfertes Herz mag unsern Spruch gegeben haben; wenn nicht die andre Deutung richtiger ist:

Wenn das Herz Widerwillen hat, ist es blind;

wonach mehr die Ungerechtigkeit des Urteils und das Nichtanerkennen des Vortrefflichen bei Personen, die einem zuwider sind, bezeichnet wäre.

Die Lehre, daß man dargebotene Gelegenheiten schnell nutzen müsse, welche ein alter Künstler plastisch in der allegorischen Statue eines Knaben veranschaulichte, der, im Laufe begriffen, mit einem schwebenden Fuße auf einer Kugel steht und hinten am Kopf das Haar abgeschoren hat, so daß man ihn nicht wieder fassen kann, wenn er vorübergeeilt ist, diese Lehre giebt unser Weiser durch eine ähnliche Vergleichung:

Laßt nicht enteilen die Wohlthat, denn kein Flüchtling kehrt zurück.

Die Freude an dem Geschäft des Forschens und Denkens, wodurch die Erkenntnis der Wahrheit nach und nach zunimmt, ist ihm so lieb, daß er nicht einmal das Reich der Wahrheit ganz offen und unverhüllt vor sich ausgebreitet sehen möchte, um nicht die Lust am Suchen und Finden einzubüßen, oder wie er sagt:

Wenn der Schleier aufgedeckt gewesen wäre, wäre ich nicht gewachsen an Erkenntnis!

Als trübe, ja düster möchte man vielleicht die Sentenz ansprechen:

Die Menschen sind Schläfer, — doch wenn sie sterben, wachen sie auf;

sie ist es aber wirklich nicht; sie giebt nur einen Gegensatz zwischen dem irdischen und dem künftigen Leben; hier ist Ungewißheit, Ahnen, Träumen, — dort Klarheit, Schauen, Wachen; der Tod — nur das Erwachen des Schläfers zum wirklichen, freundlichen Leben. Gewiß ein schöner, trostvoller Gedanke, vor welchem das Schauerliche und Schreckhafte der letzten Stunde ganz verschwindet. Verglichen mit der ähnlichen Gnome der Griechen:

Ein leichter Schatten und Dunst ist der Menschen Leben,

ist der arabische Spruch ungleich erhebender; denn er nimmt nicht bloß, wie jene, dem jetzigen Leben seinen Wert, sondern öffnet auch hinter demselben, nach dem Erwachen, einen Himmel mit einer seligen Fortdauer.

Tief und wahr erfaßt ein andres Wort den Grund sittlicher Vergehungen:

Die meisten Niederlagen der Vernunft unter den Blitzen des Begehrten.

Die vielfachen bildlichen Anspielungen des Originals ließen sich in der Übersetzung nicht ganz wiedergeben. Der Spruch vergleicht ein äußeres und ein inneres Ereignis. — Die Ungewitter sind im Morgenlande ungleich furchtbarer als bei uns, besonders die Blitze, welche aus den ganz schwarzen Wolken niederstrahlen, viel feuriger und das Auge so blendend, daß man davon auf einige Momente ganz betäubt und besinnungslos werden kann. Diesen äußerlichen Eindruck parallelisiert unser Spruch demjenigen, wo irgend ein erwünschter, uns aber nicht zugehöriger Gegenstand vor Augen liegt und zu Aneignung reizt, das Goldstück funkelt dem begehrenden Auge so lieblich, es fahren gleichsam feurige Strahlen und Blitze von ihm aus, bis die Vernunft betäubt

Digitized by Google

unterliegt, und sich die diebische Hand zum Zulangen ausstreckt. — Darum heißt es anderwärts:

Öffne nicht deine Fenster vor dem Bogen der Engel.

Die Engel sind, nach der Auslegung des Scholiasten, die Mädchen und Frauen, deren äußere und innere Liebenswürdigkeit — der Bogen mit Pfeilen; und die Fenster sind die Sinne, besonders die Augen des Jünglings, die er wohl verschließen soll, um nicht den Pfeil in die Brust und eine brennende Wunde in das getroffene Herz zu bekommen.

Von der dritten Klasse der Sentenzen, die durch eine Paradoxie oder rätselhafte Wendung die Aufmerksamkeit spannen wollen, werde nur das eine Beispiel angeführt:

Der Geizige giert nach der Armut.

Sicherlich ist es nicht die Absicht des Geizigen, arm zu werden; aber der reflektierende Weise sieht in jenem gierigen Streben nach Besitztum, das er doch nicht genießt, sondern nur bei sich aufhäuft, um daneben zu darben und zu hungern, eigentlich nichts Andres als das Leben der Armut. Solche Thorheit ist die Strafe jener Wurzel alles Übels.

Endlich die vierte Klasse zeichnet sich durch ihre geschmückte Form, durch Wortspiele, Assonanzen oder Paronomasien aus. Die Beispiele dafür sind ziemlich zahlreich in unsrer Sammlung. — Mit einem solchen Anklang des Schalles wird es eingeschärft, bei übler Laune nicht Besuche abzustatten, um nicht andre zu ennuyieren und sich selbst in ein unvorteilhaftes Licht zu setzen:

Keine Visite mit verdrießlichem Gemüte!

Das Wortspiel beruht im Arabischen auf der Veränderung eines einzigen Buchstaben in den Wörtern sijarath und siaarath und ist in seiner Kürze unnachahmlich.

Der Gedanke, daß Beschäftigung mit fernliegenden, nicht zum Beruf gehörigen Dingen der unmittelbar einen jeden betreffenden verlustig mache, lautet in solcher Verzierung:

Wer erstrebt, was ihn nicht angeht, dem entgeht, was ihn angeht.

Auf eine originelle Weise vergegenwärtigt ein andrer Spruch die Gefahren des Todes, welche uns immer bei den gewöhnlichsten und notwendigsten Verrichtungen des täglichen Lebens umgeben; bei jedem Bissen und jedem Trunk, den wir einnehmen, sind wir dem Verschlucken und Ersticken ausgesetzt, aber es wäre lächerliche Feigheit, sich darüber Sorge zu machen, oder wie es der Spruch sagt:

In jedem Schluck ist ein Erdroßlungsdruck,
Und bei jedem Bissen Essen ein Gurgelerpressen,
Wer aber immer nur denkt an den Erfolg,
War nimmer entschlossen.

Der letzte Beisatz fügt einen leichten Spott über den hinzu, der immer nur den schlimmsten Ausgang befürchtet; nichts Tüchtiges wird er leisten, kein Wagnis unternehmen, that- und mutlos sich abhärmen, und konsequenter Weise müßte er sich selbst den Bissen Essen und den Schluck Trunk versagen.

Digitized by Google

Eine Hinweisung auf die Macht des Fatums, oder der Glaube, welcher die Dinge gehen läßt, wie es Gott gefällt, ohne durch eigene Kraftanstrengung auf den Gang der Ereignisse mit einzuwirken, liegt in den beiden Sentenzen:

Wann die Bestimmung kommt,
Keine Vorsicht frommt,

und

Wann herabsteigt Gottes Verhängnis,
Weicht Menschen Verfügnis.

Unter dem Druck dieser hier noch sehr gemäßigt ausgedrückten Ansicht, die mit jedem Tag unter den Moslemen weiter um sich greift, liegen die Völker des Islam schmachvoll darnieder; alles, was der Gesellschaft Macht und Leben giebt, wird dadurch getötet, und wie natürlich auch nach der Beschaffenheit des Orients mit seinen menschliche Ohnmacht predigenden Naturerscheinungen, und aus wie frommem Gemüt auch die erste Entstehung jenes Glaubens kam, er hat doch in seiner Ausartung eine Schlaffheit und Entmutigung in die Menschen gebracht, welche sich in dem raschen Zerfallen ihrer größten Reiche nur zu deutlich beurkundet.

Die Musterung aller dieser Sentenzen möge zuletzt ein fast am Ende der Sammlung stehender Spruch, eine Art Beichte in anklingenden Worten, beschließen. Der reuige Weise spricht:

O Gott, vergieb die Blicke der Scheelsucht,
und die Thorheit der Schwatzsucht,
und die Begierden der Lunge,
und die Vergehungen der Zunge!

Ich aber bitte schließlich, der Bemerkung des großen Erasmus eingedenk zu sein, daß Sprichwörter das Eigentümliche haben, in ihrer vaterländischen Sprache reden zu wollen, und daß sie, in eine andre übertragen, wie manche Weine, welche die Ausfuhr nicht dulden, ihren ursprünglichen Geschmack, ihre Kraft und Lieblichkeit verlieren.

Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Die Errichtung eines deutschen Bundesstaates auf nationaler Grundlage hat die Ausschließung Österreichs von demselben zur notwendigen Folge. Denn, wie Radowitz sagte, ein Land zu einem Viertel deutsch, zu drei Viertel slawisch, habe nur so lange zum deutschen Bunde gehören können, als dieser eine Fiktion gewesen; wenn er eine Wahrheit werden solle, werde dies Verhältnis eine Unmöglich-

Digitized by Google

keit;[1]) er sah die Bestimmung Deutschlands darin, unter dem Schirm der Nationalität die verschiedenen Konfessionen, die Österreichs darin, unter der einen Konfession die verschiedenen Nationalitäten zusammenzuhalten. Vom religiösen Standpunkt entnahm er eine Bestätigung der Richtigkeit seiner Ansicht und gewissermaßen eine Gewähr seines Vorhabens daraus, daß Gott es so geführt habe, daß gleichzeitig mit dem nationalen Streben in Deutschland in Österreich alles nach der konzentrierten Monarchie hinstrebe;[2]) er betrachtete das als eine besondere Fügung der Vorsehung, in welcher deren geheimnisvoller Plan sich offenbare. Wenn auch diese Auffassung sich nicht als schlechthin zutreffend erwiesen hat, so entbehrt sie doch nicht eines gewissen Tiefsinns, und, was die Hauptsache ausmacht, Radowitz wurde dadurch mit einer Art religiöser Zuversicht zu seiner politischen Intention erfüllt. Die Bestimmung der Union, die er schuf, war es, das Band für die Vereinigung aller deutschen Stämme, der gesamten Nation zu sein;[3]) diese Idee kam in der Verfassung zum Ausdruck. Darum hielt Radowitz, obwohl die Union niemals den in Aussicht genommenen Umfang erreichte, selbst, als sie nur eine geringe Zahl kleinerer deutscher Staaten umschloß, an derselben fest; er vertraute der Wirksamkeit der Idee im Laufe der Zeit. Eben deshalb war er schlechthin und prinzipiell gegen den Vorschlag Ranke's, von der Verfassung, die unanwendbar geworden sei, zu abstrahieren. „Die Unionsverfassung, die in ihrer Ursprünglichkeit nicht ins Leben treten konnte," sagt er, „durfte durchaus nicht nach den etwaigen Konjunkturen zusammengeschnitten und hierdurch ihres wesentlichen Charakters beraubt werden."[4]) Dieser ihr wesentliche Charakter beruhte eben darauf, daß sie für ganz Deutschland berechnet war. Und wenn nun Ranke einen Grund für die Abschaffung oder Modifikation der Verfassung aus dem Anstoß entnahm, den sie bei Österreich und Rußland erregte, so erklärte Radowitz, daß die Maiverfassung für Preußen ein größeres Interesse habe als das gute Einvernehmen mit diesen Mächten; die Freundschaft mit ihnen für nicht so wichtig als die Treue gegen die Bundesgenossen;[5]) nicht sowohl auf auswärtige Allianzen als auf die nationale Gemeinschaft wollte er sich stützen. Die Verfassung hatte, insofern dadurch der Gedanke der nationalen Einigung wach erhalten, verbreitet und gekräftigt werden sollte, wie die Gegner von Radowitz richtig erkannten, eine propagandistische Tendenz. Ganz zutreffend

[1]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 357 — 15. August 1849. — Zum Vergleich kann man folgende Stelle aus dem Schreiben Ranke's an Edwin von Manteuffel heranziehen: „Das darf man wohl voraussetzen, daß in einem deutschen Bunde an sich die undeutschen Elemente keine Statt haben sollten." (S. 619.)

[2]) So begründete Radowitz seine Politik im Gespräch mit Leopold von Gerlach. (Denkwürdigkeiten I., S. 500 — 8. Juli 1850.) — Die Gegenüberstellung des Strebens der deutschen Nation nach staatlicher Verbindung ihrer Glieder und des Strebens der österreichischen Monarchie nach zentraler Verbindung ihrer Teile findet sich auch in der von Radowitz am 26. März 1850 in dem Parlament zu Erfurt gehaltenen Rede. (Vermischte Schriften II., S. 435.)

[3]) Neue Gespräche (4) I., S. 141. Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 441 — 9. März 1850.

[4]) Neue Gespräche (9) II., S. 46 ff.

[5]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I. S. 370 — 6. Oktober 1849.

Digitized by Google

war auch die Voraussetzung des Fürsten Schwarzenberg, daß Radowitz sich mit der Absicht trug, bei günstigeren Zeitläufen die Verfassung ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß auf ganz Deutschland auszudehnen;[1]) er hielt sie gleichsam im voraus bereit, um sie im geeigneten Moment sofort durchzuführen, und zog Eventualitäten in Betracht, die einen solchen herbeiführen könnten.[2])

Man erkennt auch hier, daß Ranke's Politik ganz in der Gegenwart wurzelt und die realen Verhältnisse, wie sie einmal vorhanden sind, die gegebene Wirklichkeit zur Grundlage hat; das Interesse haftet an der Machtstellung; die Intention geht nicht über das hinaus, was sich als zur Zeit erreichbar darstellt; die praktische Ausführbarkeit bildet die Norm. Dem gegenüber ist Radowitz's Blick mehr auf die Zukunft gerichtet; er weilt mit seinen Gedanken im Bereich des Abstrakten und der Erwägung von Möglichkeiten; seine Aufmerksamkeit wird am meisten von den ideellen Motiven der geschichtlichen Entwickelung in Anspruch genommen; er neigt dazu, von der konkreten Bedingtheit abzusehen.

Das nächste Schriftstück, das siebente in der Reihe, ist „Olmütz 1850" überschrieben und hat auf die am 28. und 29. November 1850 in dieser Stadt zwischen dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Freiherrn Otto von Manteuffel gepflogene Unterhandlung bezug. Vor seiner Abreise gab der letztere, nunmehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den sogleich von dem König genehmigten Wunsch zu erkennen, daß ihm sein Vetter Edwin von Manteuffel nachgesandt werde. Diesen instruierte der König ausführlich, Leopold von Gerlach setzte für ihn, wie er sich ausdrückt, eine Quasi-Instruktion auf;[3]) eine solche hat auch Ranke für den ihm seit Jahren befreundeten Mann, der wenigstens an zweiter Stelle als Adlatus seines Vetters eine Teilnahme an jener wichtigen Mission erhielt, in einer flüchtigen und nur wenige Punkte berührenden Skizze entworfen. Ranke lehnt sich hierbei zum Teil an die Propositionen an, die Fürst Schwarzenberg durch seinen Agenten, den nassauer Hofrat Forsboom, dem preußischen Kabinet, jedoch in unverbindlicher Form, am 19. August 1850 hatte machen lassen.[4]) Denen entspricht die Anerkennung der Union in dem Umfang, in dem sie bestand, und in der Beschränkung auf Norddeutschland, die Entlassung Badens aus derselben, das übrigens bereits am 23. November seinen Austritt erklärt hatte, und auch die von Ranke bei der Zentralgewalt vorausgesetzte Parität zwischen Preußen und Österreich. Die Sicherstellung der Ausübung eines gewissen Einflusses „auf die nächsten stamm- und religionsverwandten Nachbarn" für Preußen

[1]) Sybel a. a. O. I., 401.

[2]) Im Gespräch wenigstens hat Radowitz einen neuen Krieg in Italien, einen Einfall der Franzosen in Deutschland als seiner Absicht günstige Ereignisse bezeichnet, die ganz Deutschland „zu unsern Füßen führen" würden. (Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 505 ff. — 14. und 15. Juli 1850).

[3]) Nach dem Bericht Leopold von Gerlach's (Denkwürdigkeiten I., S. 563 — 27. November 1850) wurde Edwin von Manteuffel vom König ermächtigt, gegen das Zugeständnis der Kooperation in Hessen die Union aufzugeben.

[4]) Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches unter Wilhelm I. Bd. I., S. 411 ff. Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 522 — 22. August 1850.

Digitized by Google

und die Gewährung derselben Rechte an Österreich in seinem Kreise haben eine Analogie zu der Bildung einer österreichischen und preußischen Staatengruppe, wovon Radowitz im Gegensatz zu der von dem Fürsten Schwarzenberg in Vorschlag gebrachten Einteilung in sieben Kreise um Mitte April 1850 zu dem König sprach.[1]) Was sich zuletzt bei Ranke findet: „Rastatt an Österreich", drückt Leopold von Gerlach, indem er zugleich das Verhältnis von Baden einschließt, in seinem Anschreiben an den Grafen Brandenburg vom 1. November so aus: „Rastatt und Baden diplomatisch zu verkaufen."[2])

Bei der Würdigung des zweiten, von Ranke an Edwin von Manteuffel im Januar 1851 gerichteten Schreibens, das der Instruktion für Olmütz folgt, darf man weder die Teilnahme des letzteren an den dort gepflogenen Verhandlungen außer acht lassen, noch übersehen, daß derselbe unter den Persönlichkeiten, die auf die Entschließung des Königs Einfluß übten, zu der geringen Zahl derjenigen gehörte, die bestimmt und ganz entschieden dafür waren, den Krieg mit Österreich schlechterdings zu vermeiden;[3]) er ist es auch gewesen, der nach der Rückkehr von Olmütz den König, bevor sein Vetter, der Minister, bei diesem eintrat, auf die „vereinbarten Artikel präparierte" und alle seine Beredsamkeit anstrengte, ihn zu deren Annahme zu bewegen.[4]) Bringt man aber auch die angeführten Umstände und die dadurch auferlegte oder vielmehr beinahe unwillkürlich geübte Rücksicht in Rechnung, so zeigt doch die Weise, wie Ranke in dem Schreiben über das Olmützer Protokoll urteilt, durch welches, wie er sagt, der große Schritt der Annäherung Preußens an Österreich geschehen sei; die Parallelisierung der von der einen und der andern der paciscierenden Mächte bewilligten Zugeständnisse; die daran geknüpfte Hoffnung, daß die Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich zu einem guten Erfolg führen werden, deutlich, daß er damals weit entfernt war,

[1]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 459 ff. — 15. April 1850. — Sybel a. a. O. ist über die damals gepflogenen Verhandlungen sehr kurz.

[2]) Denkwürdigkeiten I. S. 548. Ich nehme die Gelegenheit wahr, zu bemerken, daß der Ausdruck „Konzessionen des Grafen Brandenburg", der sich in dem Schreiben König Friedrich Wilhelms IV. vom 11. November und dem des Prinzen von Preußen vom 22. an den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha findet (Aus meinem Leben und meiner Zeit I., S. 598, 608) von Ernst von Natzmer „Unter den Hohenzollern Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer" (4. Bd. II. Tl., S. 117) irrtümlich auf die zwischen Österreich und Preußen am 28. Oktober 1850 zu Warschau abgeschlossene Übereinkunft bezogen ist; es handelt sich vielmehr um die vom Grafen Brandenburg entworfene und in der Ministersitzung am 2. November vorgelegte, am 3. definitiv genehmigte und expedierte, im achten Jahrgang der deutschen Revue, 1883, 10. Heft (Oktober), S. 40 ff. veröffentlichte Depesche an den preußischen Gesandten in Wien, Grafen Bernstorff.

[3]) In Leopold von Gerlach's Denkwürdigkeiten liest man unter dem 7. Januar 1850 (I., S. 583): „Wie schwach war die Partei, welche den Krieg gegen Österreich für ein unsägliches Unglück, für unser Ende hielt, was er doch auch in Wahrheit war: der König in seinem Innern derselben Meinung, aber gefesselt von Radowitz; der Prinz von Preußen kühn gegen Österreich, voll Furcht vor der Revolution; Radowitz von übelstem Einfluß; Stahl, Kleist, Bismarck schwankend, Bodelschwingh entschieden für den Krieg, selbst Niebuhr schwankend. Wer blieb denn hier übrig? Die drei Minister, Edwin Manteuffel, Ludwig und dann die Königin."

[4]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 565 — 30. November 1850.

Digitized by Google

wie er später that, in der Übereinkunft eine diplomatische Niederlage Preußens zu erblicken; ohne Zweifel galt ihm in jener Zeit die Vereinbarung der Stipulation als ein nicht geringes Verdienst, das sich der ihm befreundete Minister um den preußischen Staat erworben habe. Indes ist anderseits daran nicht zu denken, daß Ranke dasselbe auch nur im Moment etwa so hoch geschätzt hätte, wie es zum Teil von der ultrakonservativen Partei geschah, welche die Olmützer Punktation „wie eine der gelungensten und für Preußen ehrenvollsten Negotiationen" ansah, und bei der der Minister infolge davon „den Ruf eines großen Diplomaten erhielt".[1]) Ranke verbarg sich weder, daß durch die Übereinkunft von vornherein auf die „Durchführung der Naturansprüche Preußens in ihrem vollen Umfang" Verzicht geleistet und von demselben der „Boden der rein nationalen Forderung, die ein politisches Übergewicht in Aussicht stellte," verlassen werde; noch daß der Erfolg und ein befriedigender Ausgang der bevorstehenden Unterhandlung, da sie „ungeheure Schwierigkeiten" habe, unsicher sei. Übrigens hatte das Schriftstück einen bestimmten und unmittelbar praktischen Zweck; es sollte zur Instruktion für Edwin von Manteuffel dienen, der sich, wie sein Vetter, der Minister, in der ersten Hälfte des Januar 1851 nach Dresden begab, um an den Verhandlungen eine Zeitlang, wenngleich nur indirekt, teilzunehmen.[2]) Was nun das Einzelne anbetrifft, so zeigt die Motivierung der Absicht, die obwaltenden Streitigkeiten auf friedlichem Wege zum Austrag zu bringen, indem sie den Krieg als nicht diplomatisch gerechtfertigt, in sich selbst aber durch den Widerstand von ganz Europa und durch demokratische Sympathien als höchst gefährlich bezeichnet, nahe Verwandtschaft mit den Erwägungen, aus denen die in den Ministersitzungen am 1. und 2. November 1850 gefaßten Beschlüsse hervorgegangen waren.[3]) In dem Eingang des Schreibens, in welchem Ranke die Übelstände darlegt, die infolge der Bundeseinrichtung eingetreten waren, findet sich eine Bemerkung, die dem Sinne nach ganz mit einer von Radowitz ausgesprochenen übereinstimmt. „Die mangelhafte Einrichtung des Bundes," heißt es bei Ranke, „und der Mißkredit, in den er gefallen war, gehören zu den nächsten Ursachen des Umsturzes von 1848;" Radowitz sagt in seiner am 25. August 1849 in der zweiten preußischen Kammer gehaltenen Rede: „die Stimmung gegen den Bund ist eine der wirksamsten Vorbereitungen zu den vorjährigen Erschütterungen gewesen".[4]) Insofern Ranke, da man sich dadurch „einer Wiederholung der erlittenen Unfälle aussetzen" würde, eine einfache Wiederherstellung des Bundes und auch eine solche „mit einigen, nicht sehr tiefeingreifenden Modifikationen" für unzureichend erklärte und verwarf, befand er sich in vollem Gegensatz zu Leopold von Gerlach. Durch die Tendenz

[1]) Denkwürdigkeiten Gerlach's, I., S. 568 — 7. Dezember 1850.

[2]) Die Abfassung des Schreibens fällt vor den 10. Januar 1851.

[3]) In der am 1. November abgehaltenen Sitzung hob der Minister Manteuffel die „Gefahren hervor, welche der Beginn des Krieges durch Erweckung der revolutionären Leidenschaften heraufbeschwören werde;" und Graf Brandenburg bemerkte, daß ein Kampf in Hessen das Signal zu einem großen, „gefahrvollen Kriege" sein werde. (Sybel, II., S. 24 ff).

[4]) Vermischte Schriften II., S. 393.

Digitized by Google

einer durchgängigen Abwendung von den liberalen und populären Elementen, von allen Bestrebungen der Neuerung, einschließlich den nationalen, denen er vielmehr von Anfang an entgegen war, und die er als revolutionären Ursprungs in sein verdammendes Urteil mit einbegriff, wurde dieser auf den Gedanken der Wiederherstellung des früher Dagewesenen auch in bezug auf die deutschen Verhältnisse, selbst unter Aufrechterhaltung des Vorrangs, der Österreich bisher zugestanden hatte, hingeleitet. Schon im Januar 1849, als die preußische Regierung den ersten Schritt zur Begründung des engeren Bundesstaates unternahm, sprach er dem König davon, daß man der Hauptsache nach auf den deutschen Bund zurückkommen müsse und das Präsidium in demselben ohne weiteres an Österreich überlassen solle; und zu Anfang September desselben Jahres, als die Union fast alle deutschen Staaten nördlich der Mainlinie umfaßte, setzte er Friedrich Wilhelm IV. auseinander, daß es in Deutschland nichts Reelleres gebe als die Reminiszenzen des deutschen Bundes; endlich in der zweiten Hälfte des März 1850, eben damals, als durch den Zusammentritt des Erfurter Parlaments eine rechtsbeständige Formulierung und die Ausführung der Unionsverfassung in nahe Aussicht zu treten schien, schrieb er in seinen Aufzeichnungen die Worte nieder: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß die einzige vernünftige Basis einer Verhandlung über die künftige Gestaltung von Deutschland der alte Bundestag ist. Man muß alles, was vom Jahr 1848 an geschehen ist, als non avenu ansehen. Dieser Ansicht werde ich jetzt vielleicht Geltung verschaffen." [1]) Darin wurde Leopold von Gerlach durch den Gang, den die Verhandlungen in Dresden nahmen, nur bestärkt. In der Privatinstruktion, die er für den Minister Otto von Manteuffel bei dessen Abreise nach Dresden zu der für den 16. Februar anberaumten Zusammenkunft mit dem Fürsten Schwarzenberg aufsetzte, ließ er sich dahin aus, daß die Rückkehr zum Bundestage zwar eine Inkonsequenz, aber kein Unglück für Preußen sei, vielmehr das Vorteilhafteste für dasselbe,[2]) und nachdem die Verhandlung zwischen den beiden Staatsmännern zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hatte, hielt er dafür, daß für Preußen das Zurückgehen auf den alten Bund gar nichts Bedenkliches habe.[3]) Der Gegensatz der Ansichten, der freilich durch die in den Umständen eingetretene Veränderung, den Nachteil, in welchen Preußen zusehends auf den Dresdener Konferenzen geraten war, mit veranlaßt ist,

[1]) Denkwürdigkeiten I., S. 279; 362; 450 — 21. Januar und 7. September 1849; 24. März 1850.

[2]) Denkwürdigkeiten I., S. 596—18. Februar 1851. In ähnlicher Weise urteilt von ganz andrem Standpunkt und als entschiedener Gegner des Ministerpräsidenten von Manteuffel der Verfasser der Schrift „die Dresdener Konferenzen" (Berlin 1851), in der es auf S. 17 heißt: „der Bundestag von 1815 ist unter den verschiedenen Formen einer Bundesregierung eine sehr vorteilhafte, wenn nicht die vorteilhafteste für Preußen"; an sich aber wird von demselben „das völkerrechtliche Bundesverhältnis als etwas positiv Nachteiliges bezeichnet." (S. 11).

[3]) Denkwürdigkeiten S. 602 — 27. Februar 1851, von welchem Tage die Note des preußischen Kabinets datiert ist, in der erklärt wird, daß dasselbe, wenn eine Verständigung mit dem Wiener nicht zu stande komme, auf die Basis der alten Verträge zurücktrete. (Sybel II., S. 89 ff).

Digitized by Google

liegt offen zu Tage; denn gerade im Interesse Preußens, seiner Machtstellung erachtete Ranke eine Umgestaltung des Bundes für notwendig; aus der untergeordneten Rolle, die es sich bisher in demselben hatte gefallen lassen, sollte es erhoben werden. Wenn Ranke daran geht, sich darüber auszusprechen, wie demgemäß der Bund neu zu konstituieren sei, so geschieht es unter der Voraussetzung, daß Österreich mit seinem ganzen Länderbestande eintreten werde. Das wurde im Beginn der Dresdener Konferenzen, wie von Ranke, so überhaupt von den meisten deutschen Staatsmännern entsprechend der seit lange von Österreich erhobenen und bedingungsweise auch von Preußen zugestandenen Forderung angenommen,[1]) trotz der aus der Sache selbst entspringenden Schwierigkeit der Ausführung dieses Vorhabens, die ihnen nicht entging, und ungeachtet der doch aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwartenden Einmischung der außerdeutschen Großmächte, mit der sie zunächst nicht gerechnet zu haben scheinen. Als eine in der Natur der Dinge liegende, unabweisliche Konsequenz des Eintritts von Gesamtösterreich und zugleich als unter diesen Umständen zu erstrebendes Ziel betrachtet Ranke eine Beschränkung der legislativen Gewalt und überhaupt eine „legere Einrichtung des allgemeinen Bundes"; „der Bund müßte in vielen Punkten lockerer gehalten werden". Hierin befindet sich Ranke in Übereinstimmung mit Radowitz, der unmittelbar vor der Eröffnung der Dresdener Konferenzen sich dahin vernehmen ließ, daß der Bund so lax als möglich gemacht werden müsse.[2]) Darüber indes, daß sich das bei der Aufnahme der gesamten Länder Österreichs gewissermaßen ohne weiteres ergeben oder ergeben haben würde, drückt sich Radowitz mit viel größerer Zuversicht aus; jede wahre Vereinigung, sagt er, würde unmöglich geworden, nur eine gewöhnliche völkerrechtliche Allianz zum Vorschein gekommen sein.[3]) Ranke stellt es mehr als Folgerung hin und beschränkt überdies die Behauptung darauf, daß die gesetzgebende Gewalt im neuen Bunde nur eine beschränkte sein könne. Außer der Bundeseinrichtung überhaupt mußten unter der Voraussetzung des Gesamteintritts von Österreich die dagegen von Preußen zur Erhaltung des Gleichgewichts notwendigerweise zu beantragenden Konzessionen den vornehmsten Gegenstand der Verhandlung bilden. Ranke stellt in dieser Beziehung im Grunde dieselben Forderungen wie in dem bereits erwähnten Entwurf einer Instruktion für Olmütz auf; nur erscheinen sie in noch bestimmterer Formulierung. Die Exekutivgewalt soll in dem neuen Bunde der Art sein, „daß die benachbarten stamm- und glaubensverwandten Länder, Hessen, Sachsen und Hannover keine Handlung von politischer Bedeutung ohne Einwilligung von Preußen unternehmen können; die

[1]) Zuletzt wenigstens hat die von Ranke nach ihrem Prinzip motivierte „Forderung von Österreich, alle seine Besitzungen dem Bunde anzuschließen", eigentlich nur dazu gedient, die Prätension Preußens besonders in bezug auf die Parität in der Exekutive und im Bundespräsidium zu kontrekarrieren, wie namentlich eine in den Denkwürdigkeiten Leopold von Gerlach's (I. S., 611) aus Schwarzenberg's Note vom 17. März 1851 mitgeteilte Stelle zeigt.

[2]) Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 575 — 21. Dezember 1850. — Leopold von Gerlach war ganz entgegengesetzter Ansicht: der Bund in Dresden müsse so fest als möglich gemacht werden.

[3]) Neue Gespräche (8) II., S. 49 ff.

Digitized by Google

Union der sämtlichen kleineren Fürsten mit Preußen nicht allein geduldet, sondern verstärkt und befestigt, der König als ihr Oberhaupt offiziell anerkannt werden." Aus der von Ranke gebrauchten Wendung: „Es scheint wohl, daß es nicht zu vermeiden sein wird", erhellt, daß er die angedeutete Eventualität des Eintritts von Gesamtösterreich in Rücksicht auf das allgemeine deutsche und das spezifisch preußische Interesse als etwas sehr Mißliches erachtete. Radowitz sah darin bedingungsweise die stärkste Triebfeder zur Schöpfung des nationalen Bundesstaates. Die Bedingung war ihm: „wenn in dem neu-alten Bunde Preußen dastand mit ganzer, ungebrochener Kraft, mit durchgängiger Gleichheit, mit der Unionsverfassung in der Hand und mit der völligen Freiheit, sie ins Leben zu rufen".[1]) Das bezieht sich allerdings auf die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau, Ende Oktober 1850, und soll zur Begründung oder Rechtfertigung der sechs Propositionen dienen, die dieser dahin überbrachte; aber die Sätze haben zugleich nach der Auffassung von Radowitz, der sie zur Zeit der Dresdener Konferenzen niederschrieb, einen allgemein gültigen Inhalt. Man erkennt auch hier, wie er dazu neigt, im Vertrauen auf die Macht der geistigen Impulse die bloße Möglichkeit als eine Bürgschaft für die Verwirklichung zu betrachten und von der konkreten Bedingtheit, der diese unterworfen ist, zu abstrahieren. Um derartige Unbestimmtheiten, um die reine Potenzialität handelt es sich bei Ranke nicht, sondern um feste, positive Stipulationen, mit denen an und für sich eine Erweiterung der Einflußsphäre und eine Sicherung derselben verbunden ist. Durch das Festhalten an der Unmittelbarkeit des Realen unterscheidet sich die politische Denkweise Ranke's auch von der Leopold von Gerlach's. Der war der Meinnng, daß, da der Union ein natürliches Bedürfnis zu Grunde liege, nämlich das des Anschlusses eines Teiles von Deutschland an Preußen, wodurch andre Bedürfnisse als durch einen Anschluß an Österreich befriedigt werden können, dasselbe, wenn „das Radowitz'sche Wesen, das diesen natürlichen Einfluß zerstört habe, weggeräumt sei," von selbst wiederkehren werde.[2]) Darauf wollte sich Ranke weder verlassen, noch damit ohne bestimmte politische Einrichtung und Gestaltung begnügen. Seine Absicht war, die bestehende Union nicht nur zu erhalten, sondern zu verstärken und zu befestigen, und zugleich nahm er das allgemeine Machtziel der Unionsbestrebungen auf, zwar dem gegenüber, was ursprünglich geplant worden war, unter Beschränkung des äußeren Umfangs und unter sehr wesentlicher Limitation der der Krone Preußen einzuräumenden Befugnisse, aber für dieses, wie für jenes sollte die „Grundbedingung alles politischen Daseins in dem neueren Europa, die staatsrechtliche Anerkennung"[3]) geschaffen werden.

Das Schreiben Ranke's ist kurz vor der zwischen dem österreichischen und dem preußischen Ministerpräsidenten über das sogenannte Eilerprojekt getroffenen Vereinbarung abgefaßt worden. Der Rat, den Ranke zuletzt erteilt, „sich vor allem mit Österreich zu verständigen und zu diesem Ende mit demselben besondere Unter-

[1]) Neue Gespräche (8) II., S. 49 ff.

[2]) Denkwürdigkeiten I., S. 575 — 21. Dezember 1850.

[3]) Vergl. S. W. 43/44 (Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert), S. 155.

Digitized by Google

handlungen zu pflegen," ist dabei befolgt worden; darauf eben beruhte sie. Ich bin geneigt anzunehmen, daß der preußische Ministerpräsident Otto von Manteuffel auch insofern, als nach dem erwähnten Projekt sowohl in der als Ersatz des engeren Rates neu zu konstituierenden Exekutivbehörde wie im Plenum eine Veränderung des Stimmverhältnisses eintreten sollte, wodurch dieses mit dem „Verhältnis der Macht in bessere Übereinstimmung gebracht" würde, dem Schreiben Ranke's gemäß, von dem er ohne Zweifel durch seinen Vetter Kenntnis erhielt, verfahren zu sein geglaubt hat. Die von dem Fürsten Schwarzenberg dadurch, daß er das Neunerprojekt fallen ließ oder vielmehr modifizierte, bewiesene Nachgiebigkeit wurde von den beiden Manteuffels, Otto und Edwin, als ein „preußischer Sieg" verkündet, und der letztere betrachtete den damaligen Stand der Verhandlungen nahezu als einen Abschluß derselben.[1]) Es braucht nicht bemerkt zu werden, da das oft genug geschehen ist, wie ungünstig die Verwirklichung eben dieses Eilerprojekts für Preußens Stellung im Bunde gewesen sein würde. Hatte man die Meinung, dem Gedanken Ranke's zu entsprechen, so lag dabei ein Mißverständnis seiner Ausführungen zu Grunde, die nicht in ihrem inneren Zusammenhang und nach der vorwaltenden Intention, sondern mehr äußerlich und formell aufgefaßt worden waren. Über die materiell wichtigsten Punkte fand keine vorgängige Einigung zwischen Österreich und Preußen statt, sodaß zunächst alles zweifelhaft blieb; die Beschlüsse, die in den dafür niedergesetzten Kommissionen nachträglich gefaßt wurden, liefen dem preußischen Interesse durchaus entgegen; im Vergleich mit ihnen mußte die von Ranke perhorreszierte Wiederherstellung der früheren Bundesverfassung, wozu es schließlich kam, als für dasselbe bei weitem weniger unzuträglich erscheinen. Es war noch während der Dresdener Konferenzen, indes nur etwa drittehalb Wochen vor Schluß derselben, als über deren Endergebnis kein Zweifel mehr obwalten konnte, am 28. April 1851, als Ranke, der an den in Charlottenburg residierenden königlichen Hof geladen war, mit Leopold von Gerlach zusammentraf und mit ihm eine längere Unterhaltung über die preußische Politik der letzten Zeit pflog. Leopold von Gerlach ist über seine eigene Erörterung sehr ausführlich; über Ranke's Äußerungen und kundgegebene Ansichten findet sich nichts Bestimmtes; und diese aus jener zu erschließen, hat deshalb seine besondere Schwierigkeit, weil das Gespräch an die antimanteuffel'sche Litteratur anknüpfte.[2]) Indes wird man annehmen dürfen, daß Leopold von Gerlach sich nicht mit der Widerlegung von Behauptungen aufgehalten hat, die Ranke selbst für irrtümlich und hinfällig ansah, sondern vorzugsweise bemüht war, Zweifel oder Bedenken, die dieser zu erkennen gab, zu beseitigen. Wahrscheinlich sprach Ranke überhaupt wenig; seine Weise war es,

[1]) Das Eine und das Andre war freilich auch von der Befürchtung eingegeben, daß Radowitz nach seiner Rückkehr aus England zu einem vorwiegenden Einfluß auf den König gelangen werde.

[2]) Eine erkennbare Bezugnahme auf die derselben angehörigen, jetzt am häufigsten angeführten Schriften: Vier Monate auswärtiger Politik (von Max Duncker) und die Dresdener Konferenzen, die beide zu Berlin im Jahre 1851 erschienen, findet sich in der Aufzeichnung nicht.

Digitized by Google

unter Verzicht darauf, den andern zu seiner Meinung herüberzuziehen, derartigen Auseinandersetzungen, mit eigenen Überlegungen beschäftigt, meist ruhig und schweigend zuzuhören und nur durch kurze Bemerkungen und von Zeit zu Zeit ausgestoßene Rufe anzudeuten, daß er Einsicht in den Gang der Begebenheiten und die Motive der Handelnden gewinne, oder durch Zwischenfragen um Aufklärung über einzelne Punkte zu ersuchen. Leopold von Gerlach geht davon aus, daß es sich prinzipaliter um das Bekämpfen der Revolution, nicht um einen Kampf zwischen Preußen und Österreich um den Prinzipat in Deutschland gehandelt habe.[3]) Diese Auffassung, die auch sonst in seinen Denkwürdigkeiten begegnet und welche für ihn die maßgebende war, im Gespräch voranzustellen und hervorzuheben, hatte Leopold von Gerlach umsomehr Veranlassung und Grund, als es ihm vor allem darauf ankam, das Verhalten des Ministers Otto von Manteuffel zu rechtfertigen, dieser aber dieselbe teilte und dadurch in seinen politischen Handlungen bestimmt worden war. Beide Staatsmänner waren darin einverstanden, daß der Krieg gegen Österreich zu einer für Preußen verderblichen Verbindung mit der Revolution geführt haben würde: denn nur die Alternative einer solchen oder einer Alliance mit den europäischen Großmächten sei vorhanden gewesen; im Sinne der letzteren habe man sich entscheiden müssen.[1]) Nach dieser prinzipiellen Grundlegung für die Beurteilung sucht Leopold von Gerlach vor allem den Vorwurf der Inkonsequenz von dem Minister abzuwehren, indem er namentlich darauf aufmerksam macht, daß derselbe nach Radowitz's Abgang keineswegs sogleich und ausschließlich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in seine Hände bekommen habe und überdies, durch mannigfache Rücksichten gefesselt, außer stande gewesen sei, ganz nach eigenem Ermessen zu verfahren. Am meisten scheint Ranke an der nachträglichen Mobilmachung als mit der vorangegangenen Zurückweisung des Antrages auf eine solche und mit der gehegten Friedensabsicht in Widerspruch stehend Anstoß genommen zu haben. Denn darüber verbreitete sich Leopold von Gerlach vornämlich; er erklärte, die Mobilmachung sei nötig gewesen wegen der Opposition des Königs und des Prinzen von Preußen gegen die friedliche Politik des Ministers. „Manteuffel", sagte Gerlach, „mußte rüsten, weil er den König und seine Kollegen nicht von kriegerischem und gefahrdrohendem Verfahren abzuhalten vermochte; der König und drei Minister wollten und konnten eine kriegerische Politik durchsetzen; man mußte sich also darauf einrichten."[2]) Ranke scheint gemeint zu haben, daß in diesem Falle Manteuffel

[3]) Denkwürdigkeiten I., S. 621 ff.

[1]) Denkwürdigkeiten S. 556; 561; 583 — 15. und 26. November 1850; 7. Januar 1851. In einem preußischen Memoire vom 11. Februar 1851 wird zur Motivierung der Olmützer Konvention gesagt: „die Neugestaltung Deutschlands zu einem geschlossenen, mächtigen Ganzen gegenüber dem Auslande, wie gegenüber der Revolution, und die Bekämpfung der letzteren: das sind die großen gemeinsamen Interessen und Ziele beider Großmächte, das ist das gemeinsame Feld ihres Handelns. Wer sich die politische Situation vergegenwärtigen will, der wird vor allem nicht außer acht lassen, daß die Bekämpfung der Revolution mit allem Eifer und aller Entschiedenheit fortgesetzt werden muß."

[2]) In Wahrheit verhielt sich die Sache so, daß Leopold von Gerlach, durch eine Äußerung Friedrich Wilhelms IV. hierzu besonders veranlaßt, in einem Anschreiben vom 4. November den

Digitized by Google

die Kabinetsfrage hätte stellen oder seine Entlassung fordern sollen. Dagegen wendet sich Leopold von Gerlach mit besonderer Emphase. „Es ist," äußerte er, „keine Inkonsequenz, daß man gegen die Mobilmachung ist, wenn man den Frieden will, und glaubt, daß die Gegner ihn auch wollen; daß man aber für die Mobilmachung ist, wenn man sieht, daß man einer Politik folgen muß, aus der wahrscheinlicher Weise der Krieg hervorgeht. Manteuffel blieb und blieb ganz bewußt, ja er sprach dies gegen den König aus, weil er einsah, daß mit seinem Abgang der König und sein Land in einen tiefen Abgrund stürzen mußten durch den Sieg einer falschen Politik, bei der auch der König schwankte. Manteuffel hat sich hierbei vortrefflich benommen." Durch diese Auseinandersetzung Ranke völlig zu überzeugen, dürfte Leopold von Gerlach nicht gelungen sein: denn zuletzt räumt er ein, daß auch Manteuffel seine Schwächen und Fehler habe, es sei aber thöricht, diese immer hervorzuheben; das Hauptgewicht müsse darauf gelegt werden, daß derselbe ein richtiges Ziel verfolge. Leopold von Gerlach scheint sich unter den Umständen, wie sie eingetreten waren, gescheut zu haben, Otto von Manteuffel geradezu als großen Staatsmann zu bezeichnen. Aber, fragt er: „war etwa Metternich ein großer Staatsmann, war es Hardenberg, war es Stein? und der letzte aller seiner Schwäche und Konfusion ungeachtet noch am ersten, weil er, wie jetzt Manteuffel, ein richtiges Ziel verfolgt." Man sieht, welchen Namen Leopold von Gerlach am meisten für geeignet hielt, mit dem Otto von Manteuffel's in Parallele gestellt zu werden. Abgesehen von diesen Vergleichungen konnte Ranke mit dem allgemeinen, abstrakt-prinzipiellen und schlechthin tendenziösen Standpunkt, von dem aus Leopold von Gerlach die Thatsachen ohne Berücksichtigung der besonderen rivalisierenden Staatsinteressen würdigte, nicht einverstanden sein, umsoweniger, als der nunmehr feststehende Ausgang der zu Dresden gepflogenen Verhandlungen, die einfache Wiederherstellung des Bundestages den von ihm gehegten Erwartungen durchaus nicht entsprach. Ranke empfand wohl ähnlich wie sein Freund Edwin von Manteuffel, der darin eine Schmach für Preußen erblickte; Leopold von Gerlach bezeichnete sie nur als eine sogenannte, von der er doch aber auch nicht in Abrede stellte, daß etwas Reelles davon vorhanden sei;[1]) Ranke und Edwin von Manteuffel mögen darin zum Teil mit ihm übereingestimmt haben, wenn er das als

---

Minister darauf aufmerksam gemacht hatte, daß eine Mobilmachung schon aus Rücksicht auf den König und den Prinzen von Preußen nicht wohl vermieden werden könne. Manteuffel entschloß sich zu dieser Maßregel, die leicht seine Friedenspolitik vereiteln und ein Werkzeug in der Hand seiner Gegner werden konnte, ihn selbst zugleich den fremden Kabinetten, namentlich dem Wiener gegenüber in Verlegenheit setzte und zu Erklärungen von sehr zweifelhafter Opportunität veranlaßte, wie sich versteht, nur sehr schwer und gleichsam notgedrungen; im Laufe des 5. November fragte er dieserhalb, als Nachrichten über weiteres Vorrücken der Bayern in Hessen einliefen und die Lage sich immer gefahrdrohender gestaltete, bei Leopold von Gerlach nochmals an, der nunmehr die Mobilmachung für schlechterdings erforderlich und unaufschiebbar erklärte, worauf Manteuffel am Abend desselben Tages die Genehmigung des Königs nachsuchte. (Vergl. die Denkwürdigkeiten Gerlach's I., S. 552 — 4. 5. November 1850.)

[1]) Denkwürdigkeiten I., S. 625 — 17. Mai 1851.

Digitized by Google

Nachwehen der „thörichten Politik vom Januar 1849 bis November 1850", d. i. vorzugsweise der Politik von Radowitz, auffaßte. Dieser hatte seit dem Scheitern seiner Politik der Hoffnung, daß in nächster Zeit in den deutschen und preußischen Angelegenheiten eine einigermaßen befriedigende Wendung eintreten werde, völlig entsagt; er „wollte zwar nicht bezweifeln, daß man auf den Dresdener Konferenzen zu einer Bundesreform gelangen könne, die nicht bloß einen engeren Polizeiverband zwischen den deutschen Staaten stiftet, sondern auch manche materiellen Nützlichkeiten gewährt; „aber" fügt er hinzu, „das ist es wohl nicht, was die Nation begehrte, was ihr feierlich zugesagt wurde, und damit wird sie nicht abgefunden werden;" für eine bittere Täuschung hielt er, zu wähnen, man könne den Abgrund, der sich aufgethan, mit den Kommissionsarbeiten und Protokollen eines Diplomatenkongresses schließen.[1]) (Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Die Frauen in der Heilkunde.

Über die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium wird gegenwärtig so viel geschrieben, daß es fast überflüssig scheinen könnte, die Litteratur noch um eine weitere Nummer zu vermehren; indessen scheint die Frage, ob man den Frauen die ärztliche Praxis zugänglich machen soll oder nicht, keineswegs ganz zweckmäßig gestellt.

Die letzte Ursache der ganzen Bewegung liegt offenbar in dem Bestreben, den nicht zur Verheiratung gelangenden Frauen einen Lebenszweck und einen sichern Unterhalt zu verschaffen. In der gleichen Weise wie sie in die Geschäftswelt, in das Post- und Telegraphenwesen eingedrungen sind, wie sie als Lehrerinnen und Erzieherinnen sich eine geachtete Stellung erobert haben, ebenso wollen sie sich in dem weiten Gebiete des Heilwesens nützlich machen; und das gewiß mit vielem innern Recht. Es fragt sich bloß, ob das augenblicklich angestrebte Ziel, die Zulassung zur ärztlichen Staatsprüfung, in der That der einzige Weg dahin für die Frauenwelt ist, oder ob nicht auf irgend eine andre Weise die Absicht, eine nutzbringende Verwendung im Krankendienst, leichter und dem weiblichen Naturell in besser angemessener Weise zu erreichen wäre.

Es huldigen mehr Menschen, als man gemeinhin denkt, der Ansicht, daß das Studium nicht bloß eine Hauptsache, sondern überhaupt eigentlich das einzige sei, was für den Arzt in Betracht komme, und von diesem Standpunkte aus ist freilich nicht recht einzusehen, warum das weibliche Gehirn nicht ebenso gut wie

[1]) Neue Gespräche (5) I, S. 146; (11) II, S. 223.

Digitized by Google

ein männliches sich mit den Thatsachen der Anatomie und Physiologie, mit den Symptomen der einzelnen Krankheiten und den Vorschriften der Arzneimittellehre vertraut machen könne. Unser Besitz an objektiver Wahrheit ist aber noch sehr gering; und bei dem großen Spielraum, der in den klinischen Wissenschaften der subjektiven Überzeugung verbleibt, liegt die Gefahr nahe, auf die Abwege der phantastischen Spekulation zu geraten, und nur eine kritische Beobachtung des Krankheitsverlaufs und die logische Kombination der Symptome auf Grund unsrer pathologisch-anatomischen Kenntnisse und experimental-pathologischen Forschungen kann unser medizinisches Denken in die richtige Bahn lenken.[1])

Es verhält sich mit der Medizin just ebenso wie mit der Strategie, und von dieser sagt Moltke[2]), daß sie in erster Linie einen ausgeprägten Charakter erfordere, der unbeirrt durch die Vorgänge in seiner Umgebung fest und unerschütterlich seinen Weg wandelu müsse. Nicht die Summe von Kenntnissen macht den Arzt, sondern seine Persönlichkeit, sein Charakter; aus der Summe der Erscheinungen bildet er sich seine Diagnose, mitunter nach ernster, sorgenvoller Überlegung, darauf baut er seinen Heilplan, und — obwohl stets bereit, neue Symptome zu verwerten — läßt er sich durch keine Nebensächlichkeiten beeinflussen; ja, er scheut sich nicht, zu Zeiten sogar grausam zu erscheinen, wenn ihm mildes Nachgeben für seinen Patienten verderblich dünkt. Und das alles zuweilen bei schwankender Diagnose, wo sich ihm immer die Frage aufdrängt: Kannst du es verantworten, gerade diesen Weg verfolgt zu haben?

Die Geschichte und die tägliche Erfahrung zeigt uns, einer wie großen Aufopferung die Frauen fähig sind. Aber selten sind bei ihnen Beispiele von thatkräftiger Initiative auf Grund logischer Überlegungen; zumeist scheint die Furcht vor der Verantwortung ihr Eingreifen zu lähmen, und doch ist gerade der Mut, die Verantwortung auf sich zu nehmen, das Haupterfordernis für einen tüchtigen Arzt. „Wir Chirurgen — haben es gelernt, daß wir handeln müssen, wenn wir retten wollen; aber indem wir handeln, müssen wir das Vollgefühl der Verantwortlichkeit in uns und auf uns wirken lassen. — — — —, wenn es sich um unsre persönliche Ruhe handelte, wir würden manchmal wünschen, „keine Nerven mehr zu haben." Umgekehrt finde ich, daß die Empfindlichkeit meiner Nerven von Jahr zu Jahr zunimmt, ohne daß ich deshalb gerade nervös geworden wäre," sagt Hüter.

In dieser Erkenntnis liegt zum großen Teil die Abneigung begründet, die man vielfach gegen die Ärztin hat; bei aller Anerkennung der geistigen Fähigkeiten der Frauen im allgemeinen und besondern fehlt eben doch der Glaube an — es läßt sich das schwer ausdrücken — an das Rückgrat zielbewußten Handelns.

---

[1]) C. Hüter, der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften. Rede auf der 51. Naturforscherversammlung, Cassel 11. Sept. 1878.

[2]) Über Strategie. Kriegsgeschichtl. Einzelschriften, herausg. vom Großen Generalstab. 1890. Heft 13.

Digitized by Google

Wir Deutsche sehen das Ideal einer Frau in der Hausfrau und beurteilen ihren Wert danach, wie sie ihre Stellung innerhalb dieses Kreises ausfüllt. Das Feld ihrer Thätigkeit ist somit die Familie, das Haus, und nicht das immerhin öffentliche, auf die Allgemeinheit sich erstreckende Leben, wie es der Beruf des Arztes mit sich bringt. Nehmen wir diese Ergebnisse zusammen: daß der Frau ein sehr wesentlicher Faktor zum Arztsein fehlt, und daß anderseits ihre eigentümliche Begabung sie nach einer andern Richtung hinweist, so werden wir die ärztliche Staatsprüfung und die daraus folgende Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis nicht mehr für das erstrebenswerte Ziel erachten.

Um aber doch sowohl den weiblichen Bestrebungen Rechnung zu tragen, als auch die in der Krankenpflege durch nichts zu ersetzenden weiblichen Kräfte dem Allgemeinwohl dienstbar zu machen, müssen diejenigen Frauen, deren Neigung sich diesem Gebiete zuwendet, soweit als möglich, medizinisch vorgebildet werden. Man darf sie dann aber nicht allein und ohne den notwendigen innern Halt den Anforderungen, der Verantwortungslast, gegenüberstellen, welcher nur einzelne gewachsen sein werden, sondern man muß den ihnen angeborenen Scharfblick und ihr Talent zur Krankenpflege[1]) schulen und weiterbilden. Lassen wir Ärztinnen zu, so werden diese bald ebenso wie ihre männlichen Kollegen entweder ein thatenloses oder ein überbeschäftigtes Leben führen; zudem giebt es Ärzte schon mehr als genug, was soll da noch eine weitere Überfüllung dieses Standes? Was wir brauchen, sind nicht Ärztinnen, sondern Krankenpflegerinnen, gebildete und medizinisch-geschulte Krankenpflegerinnen, die, aus der gleichen Gesellschaftsklasse wie die Ärzte hervorgegangen, nicht berufen sind, mit diesen in Konkurrenz zu treten, sondern sich mit ihnen gegenseitig zu ergänzen, und welche für die ihnen anvertrauten Patienten jene nicht anzulernenden feinen Umgangsformen mitbringen, die wir bei einer großen Anzahl der gewöhnlichen Krankenpflegerinnen vermissen, und welche den Johanniterinnen und Viktoriaschwestern noch immer an der Stätte ihrer Wirksamkeit die beglückende Dankbarkeit aller ihrer Pflegebefohlenen gebracht haben. Giebt man die Richtigkeit dieser Ausführungen zu, daß auf diese Weise nicht bloß den Frauen ein befriedigender Wirkungskreis eröffnet, sondern auch so manchem schweren Patienten eine liebevolle und verständige Pflegerin geschenkt wird, so werden wir nicht zurückschrecken dürfen bei dem Gedanken, wie weit wir noch von diesem angestrebten Zustande entfernt sind. Die Kranken sind vorhanden, die weiblichen Kräfte desgleichen verfügbar; sollte es unmöglich sein, diese beiden in Beziehung zu bringen?

Leicht ist freilich der Beruf als Krankenpflegerin nicht, er erfordert kaum weniger Charakter, kaum weniger Selbstüberwindung als jener des Arztes, und

[1]) „Daß die eigentlich verantwortliche Stellung am Krankenbett der Frau zufalle, das ist es, was nach meiner Auffassung in allen unsern Hospitälern durchgeführt werden sollte." Virchow. Die berufsmäßige Ausbildung zur Krankenpflege. Ges. Abhandl. aus der öffentl. Medizin II, S. 51 mit der Begründung: „weil in der Hand einer gebildeten weiblichen Person die Sorge auch für einen Mann sicherer ruht, als in der eines Mannes."

Digitized by Google

deshalb müssen die Erwachsenen jedes Mädchen, das sich dieser Aufgabe widmen will, aufs genaueste prüfen, ob sie die erforderlichen Eigenschaften auch wirklich besitzt. Es ist im Grunde wenig von Belang, ob jemand von ernster oder heiterer Natur ist; vielleicht steht das letztere einer Pflegerin besser an als resignierte Ergebung. Aber Lust und Liebe und das volle Bewußtsein der großen Aufgabe, das sind die Momente, ohne welche kein Beruf, am allerwenigsten der der Krankenpflegerinnen, Segen bringen kann. Sinn für Häuslichkeit und Krankenpflege hat von jeher die Frauen, vor allem die deutschen Frauen ausgezeichnet, und bei den zahlreichen, leuchtenden Beispielen werkthätiger Liebe ist kaum zu fürchten, daß alle Töchter unsrer Tage in Putz und Tand aufgehen sollen.

Zur Heranbildung tüchtiger Krankenpflegerinnen müssen, nach dem Vorbild des Augustahospitals in Berlin und einiger andrer,[1]) Einrichtungen getroffen werden, wo die Schülerinnen die Grundlagen der theoretischen Medizin und eine Summe von klinischer Erfahrung in sich aufnehmen könnten, und wo sie zugleich gelehrt würden, worauf es bei der Pflege der einzelnen Kranken ankommt.[2]) Denn ebenso wie in der Chirurgie das Operieren und die Nachbehandlung zwei ganz verschiedene Dinge sind, die aber doch aufs engste zusammenhängen, ebenso ist es etwas Verschiedenes und doch Zusammengehöriges, einen Kranken zu behandeln und zu pflegen. Jeder Arzt weiß, wie eine unzweckmäßige Pflege seine besten Absichten vereiteln kann, und wie machtlos er den verschiedenen Tanten gegenübersteht, die gewiß ohne böse Absicht, aber aus Mangel an Verständnis eben jene unzweckmäßigen Pflegerinnen darstellen. Die Krankenpflege muß sich in allen Stücken an die Grundsätze der Behandlung anlehnen, eine gute Pflegerin muß deshalb auch die Kernpunkte der ärztlichen Therapie kennen. Und diese Kernpunkte sind nicht sonderlich schwer zu begreifen; von den komplizierten doktrinären Systemen mit ihren tausenderlei Pillen und Tränklein ist die heutige Heilkunde zu den einfachsten Gesichtspunkten der Gesundheitslehre zurückgekehrt, und bei manchen Krankheiten, z. B. bei Typhus, ist nach gesicherter Diagnose eine gute Pflegerin für den Patienten wichtiger als der Arzt. „Sorgen Sie vor allem, m. H., sagt der berühmte Kliniker von Ziemssen, daß Sie dereinst in Ihrer Praxis tüchtige, geschulte und gutherzige Pflegerinnen zur Disposition haben. Ohne solche ist oft all' Ihr Bemühen um den Kranken, sind alle Ihre Opfer an Zeit und Ruhe vergebens. Die laienhafte Pflege durch Angehörige des Patienten ist insbesondere bei schweren Erkrankungen ganz ungenügend und kann für den Kranken geradezu verhängnisvoll werden. Also halten Sie grundsätzlich fest: in allen schweren Fällen Ihrer Praxis müssen Sie sofort eine geschulte Pflegerin beschaffen und keine Einrede der Angehörigen gelten lassen!“ [3])

Es braucht nicht erst weitläufig auseinandergesetzt zu werden, daß, wenn irgendwo, sich auf diesem Gebiete Halbheiten rächen; die Krankenpflege will ge-

[1]) Kathinka von Rosen, Schulen zur Ausbildung von Pflegerinnen. Wien 1879, S. 4. Friedrich von Criegern. Das rote Kreuz, Leipzig 1883, S. 169.

[2]) Riese, Bildungsanstalten für Krankenpflegerinnen Altona 1871.

[3]) v. Ziemssen. Klinische Vorträge I., über die öffentliche Krankenpflege. Seite 25.

Digitized by Google

lernt sein; mit ein paar Wochen Krankenhausdienst oder gar bloß mit ein paar theoretischen Kursen wird nur Schaden gestiftet. Aber noch mehr als Wissen und Erfahrung ist eine ganze Frau erforderlich mit einem tapferen Herzen und einem liebevollen Gemüt; denn „nur die wahrhaft gebildete Frau ist zur Krankenpflege berufen, und nur sie ist im stande, dem Arzte in Ausübung seines schweren Berufes hilfreich zur Seite zu stehen."

Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet und in ihrem Charakter gestählt wird ein Mädchen nicht bloß als Krankenpflegerin in und außerhalb der Familie ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein, sondern auch an innerem Wert gewinnen und durch ihr Beispiel nach vielen Seiten erzieherisch wirken; kann man sich einen befriedigenderen Beruf denken?

Ganz abgesehen von der Überlegung, daß mit großer Wahrscheinlichkeit, im Bewußtsein der ihnen eigentümlichen Begabung, sich mehr Frauen der Krankenpflege als der ärztlichen Praxis widmen würden, und daß durch ihre praktische Anleitung die Lehren der allgemeinen Gesundheitslehre unter der Bevölkerung eine raschere Verbreitung fänden als durch theoretische Auseinandersetzungen in Vorträgen oder Schriften, wäre noch mit ein paar Worten ein in seinem ganzen Umfang kaum abzusehender Vorteil anzudeuten. Bekannt ist die Scheu gynäkologisch kranker Frauen vor dem Arzt; und darin liegt wohl mit die Ursache, warum diese Spezialärzte so überaus häufig alte, verschleppte Fälle bekommen, an denen nichts mehr zu machen ist. Mit einer Freundin plaudert sich's wesentlich leichter, und wenn dann diese einen verständigen Rat giebt, oder ihr zuspricht, bei Zeiten einen Arzt aufzusuchen, so werden sich manche Affektionen verhüten lassen, die später das Leben verbittert hätten, und die Krankenpflegerin darf sich dann des stolzen Gefühls erfreuen, manche Fälle von Hysterie im Anfang erstickt zu haben, deren bloße Linderung — und selbst das vielleicht ohne Erfolg — den Ärzten späterhin viel Mühe gemacht haben würde.

Es erscheint vorerst wenig von Belang, ob die Ausbildung der Pflegerinnen besser in einem großen Krankenhause oder in einer besonders zu diesem Zwecke eingerichteten Anstalt geschehe, ob und wie viel theoretisch-medizinische Kenntnisse man den Schülerinnen beibringen solle, wie weit später die Selbständigkeit der ausgebildeten Pflegerin gehen dürfe, und andre Punkte derart; zunächst handelt es bloß um die Frage: Ärztin oder Krankenpflegerin? und — wie immer die Entscheidung fallen möge, — zu der Lösung dieser prinzipiellen Frage beigetragen zu haben, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Charlottenburg. F. Buttersack.

Digitized by Google

Zeitbeschwerden.

Tierquälereien.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß die meisten Menschen beinahe gleichgültig sind gegen Leiden, die sie nie gefühlt haben. Diese Indifferenz entspringt in erster Linie wohl aus dem Mangel an der Eigenschaft, welche die Franzosen l'imagination nennen, und was wir weniger treffend im Deutschen als „Einbildungskraft" bezeichnen — diese Eigenschaft giebt denen, die sie besitzen, die Möglichkeit, sich in die Lage andrer zu versetzen und ihre Gefühle zu teilen. — Bei geistig und moralisch sehr hochstehenden Menschen findet man Mitleid am ausgebildetsten, und je weiter man die Bildungsstufen heruntergeht, desto mehr nimmt es ab — in den untersten Schichten und bei kleinen Kindern fehlt es beinahe ganz.

Ich möchte heute von einer besonderen Art Mitgefühl sprechen — ein Mitgefühl, welches oft verhöhnt und oft sentimental genannt wird — die Barmherzigkeit gegen die Tiere.

Diejenigen, welche dieses Gefühl als lächerlich und sentimental bezeichnen, möchte ich daran erinnern, daß Pitt und Wilberforce lächerlich und sentimental genannt wurden, weil sie dem Sklavenhandel ein Ende machen wollten — jetzt würden diese Spötter als rohe Barbaren verachtet werden. So wird es auch einmal gehen mit der Grausamkeit gegen die Tiere, doch Gott weiß wann — in meiner Zeit, fürchte ich, wird es nicht sein — doch bin ich fest überzeugt, daß einstens unsere Pflichten gegen die Tiere, „von Gott geschaffene Kreaturen wie wir", in den Schulen gelehrt werden, als der Moral und dem Wohlsein der Menschen weit förderlicher als vieles von dem unnützen Zeug, was heutzutage in die armen Kinderköpfe hineingestopft wird — eine Zeit, in welcher man mit Verwunderung und Schauder auf die Gräuel der Vivisektion[1]) und ihre unglücklichen Folgen blicken und sie zu dem andern Aberglauben des Mittelalters, wie Hexerei und Zauberei, von denen sie nur eine Abart ist, in die Rumpelkammer werfen wird. Wenn man vom Schutze der Tiere spricht, giebt es eine gewisse Art Menschen, welche mit sittlicher Entrüstung sagen, es wäre eine Schande, an Tiere zu denken, wo so viel Elend unter den Menschen wäre, und man müßte dem erst abhelfen. — Meine Erfahrung lehrt mir, und sie geht leider sehr weit in dieser Angelegenheit, daß diese hochklingenden Worte nur harte und öde Herzen bemänteln, und daß man bei ihnen ebensowenig Hilfe für Menschen als für Tiere findet — davon abgesehen, ist aber die Parallele eine ganz falsche, denn es liegt oft ganz außer unserm Vermögen, Menschen, ja sogar Kindern zu helfen, indem uns die Mittel dazu — die Macht und das Geld nicht zu Gebote stehen, währenddem es im Vermögen eines jeden liegt, ja des Ärmsten und Schwächsten, ihren stummen Mitgeschöpfen beizustehen. Ich gestehe es mit Scham und mit Schmerz, und mein deutschgetreues Herz leidet darunter, daß jedesmal, wenn ich nach Deutschland zurückkehre, ich unangenehm berührt werde durch einen gewissen Hochmut der Menschen dem Tiere gegenüber. Ich spreche jetzt nicht von reiner Grausamkeit, denn diese ist ja viel schlimmer in Italien, in Spanien, in den meisten lateinischen Ländern, unsre germanische Rasse schätzt gewöhnlich das eingeborene Gefühl der eigenen Stärke vor dieser Art von aktiver Grausamkeit, die sich nur seltener bei gewissen Individuen als Roheit zeigt — ich meine einen gewissen sehr bürgerlichen Hochmut, der auf die Tiere herabsieht, als wären sie Steine oder Maschinen, ohne Gefühle oder Bedürfnisse, und nur da, um vom Herrn der Schöpfung gebraucht und mißbraucht zu werden. — Die Frage, die sich mir unwillkürlich aufdrängt, ist: „Welches Verdienst hat denn eigentlich dieser hochmütige Halbgott daran, daß er nicht sein eigener Hund oder sein eigenes Pferd ist, und das Pferd oder Hund an seiner Stelle? Und nachdem ich mir diese Frage zu meiner Zufriedenheit beantwortet habe, kann ich nicht umhin, Vergleiche anzustellen. — Das Tier — nehmen wir das Pferd

---

Anm. der Redaktion. Die Vivisektion ist leider eine Notwendigkeit zu Fortschritten in der Medizin. Die Revue schließt sich deshalb den wissenschaftlichen Verteidigern der Vivisektion an.

Digitized by Google

— ist genügsam, gehorsam, willig, klug, arbeitsam, geduldig, mutig, wenn es schlechte Eigenschaften hat, sind sie ihm gewöhnlich durch die Unwissenheit der Menschen anerzogen. — Wie viele Herren giebt es, die sich rühmen können, alle guten Eigenschaften ihrer Pferde zu besitzen? — In den höheren Ständen braucht man nur an das Essen, und in den niederen an das Trinken zu erinnern — man nennt das tierisch — doch hörte ich nie von Tieren, die sich den Magen verderben oder sich betrinken. — Von den andern Eigenschaften will ich gar nicht sprechen. Es würde mir, glaube ich, wenig nützen, wenn ich dieses Thema der Pferde vom hochmoralischen Standpunkt behandeln wollte — einige edle Seelen werden sich wohl finden, die mir beipflichteten und die Meinung verträten, daß, weil ein Pferd uns treu und willig ohne Lohn dient, es ein gewisses Anrecht hat auf gute Behandlung, reichliches Futter und bequeme Stallung, und daß wir später, wenn es uns nicht mehr dienen kann, für sein gutes Unterkommen zu sorgen haben — doch diese kleine Anzahl Glaubensgenossen können wenig thun, um das traurige Los der armen Pferde zu ändern — ich möchte den Lesern dieses Aufsatzes gern beweisen, wie unendlich kurzsichtig sie in ihrem eigenen Interesse handeln — eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung in der Behandlung der Pferde in den verschiedensten Ländern und Klimaten erlaubt mir mit einiger Gewißheit diese materielle Seite zu behandeln, und die Erfolge, welche ich erzielte, werden, hoffe ich, diejenigen, die nicht edeldenkend genug sind, um ihren treuesten und billigsten Dienern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, doch um ihres Geldbeutels willen zum Nachdenken veranlassen.

Es ist unumgänglich notwendig, daß das Auge des Herrn oder der Herrin selbst über alles wache. — Wie intelligent auch ein Kutscher sein mag, so hat er doch oft beinahe immer angelernte Fehler, die man selbst korrigieren muß. Im Stall wie in der Kinderstube erben sich allerlei Vorurteile und schlechte Angewohnheiten weiter, auch Nachlässigkeiten schleichen sich ein, und es ist erste Regel und unbedingt notwendig, daß der Kutscher immer und zu jeder Zeit, Tag oder Nacht, eines Besuches des Herrn gewärtig sein muß. — Es ist ganz unglaublich, wie wenig die meisten Menschen eigentlich von den Bedürfnissen, der Gesundheit und den Krankheiten der Tiere wissen. Ich kenne Leute, welche ihr Lebenlang viele Pferde besaßen, und wenn eins krank ist, wissen sie ihm nicht zu helfen, sie wissen nicht einmal, was ihm fehlt, und sie meinen, die Krankheiten der Pferde seien über die Maßen kompliziert und so schwer zu erlernen wie chinesisch. — Nun sind aber die Tiere in vielen, wenn auch nicht in allen Dingen den Menschen sehr ähnlich. Z. B. wenn ein Mensch sich sehr ermüdet, sich sehr erhitzt, und er kommt nach Hause und legt sich in ein feuchtes Zimmer oder gar auf kalten feuchten Boden, so bekommt er Rheumatismus. Ich höre Pferdebesitzer beständig darüber klagen, daß ihre Pferde lahm gehen, weil sie Rheumatismus haben, den sie gar nicht los werden, nur begreifen sie nicht, wo sie ihn her haben! Die Antwort ist sehr leicht. — Diese Pferde kommen ermüdet und erhitzt nach Hause, zuweilen in solchem Grade, daß sie kaum fressen können, die Steu ist oft dünn, oder das Pferd kratzt sie weg und liegt dann mit dem Körper auf den bloßen Steinen. Der Schaden ist gleich da. Diesem Übelstand ist ganz leicht abzuhelfen, indem man einen zweiten Boden von Holz über die Steine legt. Zwei Leisten in der Dicke von zwei bis drei Zoll werden der Länge nach in den Stand gelegt, darüber werden der Quere Bretter etwa sechs bis sieben Zoll breit genagelt — zwischen jedem Brett ist ein Zwischenraum von einem halben Zoll, damit die Nässe ablaufen kann. Wenn der Stand sehr groß ist, muß der Boden in zwei Stücken gemacht werden, damit er leicht gehoben werden kann, denn ein bis zweimal die Woche müssen die Steine darunter gereinigt werden. Diese Böden sind ganz billig herzustellen, halten 10—20 Jahre — die Pferde stehen trocken, liegen warm und rutschen beim Aufstehen nie aus. Was ein solcher Boden kostet, erspart man schnell an Medizin, Einreibungen und Honorar an den Tierarzt — und ich begreife nicht, daß sie nicht allgemeiner geworden sind. Eine Sitte, die von England nach dem Kontinent herüber gekommen ist, ist das Scheren der Pferde im Winter. In einem milden Klima wie England hat diese Angewohnheit vieles für sich, ganz besonders bei Reit- und Jagdpferden, aber sie in unserm Klima auf Wagenpferde überzutragen, die bei — 10 Grad Reaumur mit Ostwind oft stunden-

Digitized by Google

lang herumstehen müssen, hat wahrlich keinen Sinn, und man kann sich nicht wundern, wenn sie Lungenentzündungen und Husten bekommen. Wenn man will, kann man ihnen des Ansehens wegen die Beine scheren, was keine schlechten Folgen nach sich zieht. — Eine andre grausame Sitte, von der man aber in England beinahe schon abgekommen ist, sind die kurzen Aufsetzzügel. Die Pferde sehen durchaus nicht besser aus damit, denn der Kopf wird in einer unnatürlichen Stellung gehalten, und alles, was unnatürlich ist, ist garstig, außerdem giebt es ihnen Krämpfe in den Hals, besonders wenn sie lange damit ruhig zu stehen haben, und drittens werden sie davon kurzatmig. Es ist ihnen dadurch auch unmöglich, besonders bergauf, anzuziehen.

Pferdebesitzer wundern sich oft, daß ihre Pferde, besonders Reitpferde, ohne Grund geschwollene Füße haben, nie fällt es ihnen aber ein, die Hand unter die Riemen zu stecken, mit denen die Stalldecken festgeschnallt sind. Oft sind diese Riemen so fest, daß durch diesen Grund allein die Beine schwellen. Manche Kutscher haben auch die Unsitte, die Pferde den ganzen Tag sehr kurz anzubinden, und bei Schimmeln besonders kommt es öfters vor, daß sie auch in der Nacht so gelassen werden, damit die Mühe des Putzens erspart wird — man kann sich nicht wundern, wenn die Beine solcher unglücklichen Tiere bald zu Grunde gehen und sie überhaupt nichts leisten können.

Es ist mir immer eine ganz besondere Freude, wenn ein Bekannter, dem ich vor 7 oder 8 Jahren ein Pferd abkaufte, mir sagt, wenn er es wieder sieht: „Aber dieses Pferd ist ja jünger geworden, es sieht besser aus als je." Ich fühle dann, daß das alte Sprichwort: „Des Herrn Auge behütet", sich bewährt.

Wenn Pferdebesitzer sich selbst ein wenig mehr bemühen wollten, würden sie sich selbst viel Geld ersparen und ihren armen Pferden ein trauriges Alter. Ein gutgehaltenes Pferd kann 20, ja 25 Jahre alt werden, und dann kann man ihm wohl das Gnadenbrot oder ein schnelles Ende für die lange, treue Arbeit gewähren; wie die Sachen aber jetzt stehen, ist ein Pferd mit 10 oder 12 Jahren schon oft untauglich — es wird für ein kleines Geld in einen Fiaker oder wer weiß wohin verkauft — kein Mensch fragt danach, und elend ist sein Ende.

Wenn es möglich wäre, den ärmeren Klassen gewisse Grundsätze beizubringen, so würde das Los der Pferde erträglicher werden. Aber das Beispiel muß von oben kommen. Mit Recht sagt E. A. Hollingham, einer der ersten Tierärzte Englands und Regierungs-Inspektor, in einem Flugblatt, welches zu tausenden dort verbreitet wird, „das beste Futter ist das billigste, man erspart vieles Geld dadurch, daß man Pferde nicht überladet, dadurch, daß man im frostigen Wetter scharf beschlagen läßt, dadurch, daß man ihnen Decken überwirft, wenn sie draußen stehen, und schließlich, daß man sie abends trocken, warm und wohlgefüttert im Stalle läßt." — Da giebt es vielleicht einen unter Hunderten, der das einsieht, und man kann sich kaum darüber wundern, wenn man bedenkt, daß Leute in den höheren Ständen ihre Pferde oft in dunklen, feuchten, unventilierten Ställen lassen und daß sie dann nicht begreifen, warum die Pferde, deren Augen durch die Dunkelheit in einen unnatürlichen Zustand versetzt sind, scheuen und sie bei kleinen Anstrengungen ermüden und überhaupt schlecht aussehen. Für die Gesundheit der Pferde ist Licht, Luft, eine gleichmäßige Temperatur, strenge Reinlichkeit, Pflege und das beste Futter ebenso notwendig als für den Menschen. — Es ist grausam und im eigenen Interesse höchst kurzsichtig, dies zu vernachlässigen — wir nehmen den Tieren die Freiheit, sie sollen für uns arbeiten, und wir verweigern ihnen die naturgemäße Lebensweise! Die einfachsten Regeln werden oft vernachlässigt, z. B. das Tränken der Pferde vor dem Futtern, welches, wenn es nachher geschieht, oft die schlechtesten Folgen hat. Bei Fiakern, Lastwagen und derlei Fuhrwerken sollen womöglich die Pferde eine halbe oder Viertelstunde vor dem Nachhausekommen getränkt werden, damit sie sich darauf noch ein wenig Bewegung machen. — Bei Privatpferden ist dies nicht möglich, aber auch nicht so notwendig, weil sie selten so sehr wie die andern ermüdet werden. Es giebt tausend solche Kleinigkeiten, über welche das Auge des Herrn oder der Herrin wachen sollte, doch kann ich mich in diesem Aufsatz nicht auf weiteres einlassen; ein jeder, der gutaussehende, gesunde, leistungsfähige Pferde halten will, kaufe sich ein gutes Buch über die Pflege der Pferde in Gesundheit und Krankheit — ich würde sehr ein homöopathisches Buch

Digitized by Google

empfehlen, man kann da selbst gleich eingreifen, denn die Medikamente sind immer zur Hand und bei Pflanzenfressern wirken sie wunderbar schnell und stark. — Seit über 20 Jahren habe ich mit großem Glück die Homöopathie im Pferdestalle erprobt und habe oft viele Jahre noch Pferde gefahren und geritten, nachdem sie von allen Tierärzten und Tierarzneischulen als unheilbar verurteilt waren. Wenn ich meine Pferde gut pflege, so thue ich es erstens, weil sie mir durch viele Jahre treuer Dienste lieb werden, zweitens halte ich es für eine heilige Pflicht, jedem Mitgeschöpfe nach Kräften zu helfen, und drittens ist dieses System eine große Ersparnis an Geld.

Nach dem Gesagten wird es niemand wundern, wenn ich diejenigen herzlos und unedel nenne, die ein Tier, welches ihnen treu gedient, weil es alt wird, um ein kleines Geld an Menschen, oft den untersten Schichten angehörend, verkaufen, Menschen, deren Roheiten gegen ihre Pferde zuweilen die widrigsten Auftritte veranlassen. Das arme Tier leidet ein paar Monate oder ein paar Jahre — was aber wird aus dem Menschen, dessen egoistische Gleichgültigkeit diese Leiden veranlaßt? —

Nichts von allem diesem ist neu, doch sagt, glaube ich, Goethe — „der Irrtum wiederholt sich immerfort in der That — deshalb muß man das Wahre unvermeidlich in Worten wiederholen.“ — Denjenigen, welche ernsthaft über unsre jetzige Zivilisation nachdenken, ist es ein Herzensjammer, mit anzusehen, wie die Sachen am falschen Ende angegriffen werden. — Nehmen wir die Schulen. — Den Kindern wird da eine unpraktische, hochtrabende Moral beigebracht, die sie weder interessiert oder die sie nicht verstehen, und die deswegen garnichts nützt — wenn zwei Stunden wöchentlich darauf verwendet würden, ihnen Naturgeschichte auf die richtige Art beizubringen, würde es viele Zwecke erfüllen. Man müßte mit den Haustieren anfangen und den Kindern lehren, wie sie gefüttert und gehalten werden müssen — welche Krankheiten sie haben und die einfachsten Mittel für ihre Heilung. Dabei muß man ihnen begreiflich machen, daß der Mensch Pflichten gegen die Tiere hat — daß er nicht nur sie nicht quälen darf, sondern für die ihm gehörigen Tiere zu sorgen hat. Wenn einem Mädchen, die einen Kanarienvogel besitzt, klar gemacht wird, daß es ein zartes, fühlendes Wesen ist, ganz auf seine Barmherzigkeit angewiesen, und nicht eine Singmaschine, so würde es weniger oft vorkommen, daß die armen Tierchen in ihren Käfigen verhungern, verdursten oder von Ungeziefer aufgefressen werden. Wenn den Knaben von Kind auf die guten und nützlichen Eigenschaften der Katzen erzählt würden, würden sie nicht beständig diese armen Tiere auf das grausamste verfolgen — wenn sie von ihren jüngsten Jahren gewohnt wären, den Hund als treuen Freund und Gespielen zu betrachten und wüßten, wie notwendig für diese Tiere das Tummeln und Bewegung in freier Luft ist, würden sie nicht, wenn sie erwachsen sind, Hunde Tag und Nacht an die Kette legen — die größte Qual, die man für sie erfinden konnte, und die oft mit der Tollwut endet. — Es wundert mich übrigens immer, daß Behörden, die jährlich so viele Erlasse wegen Tollwut in die Welt schicken, nie einen Versuch machen, das Los der Kettenhunde auf dem Lande zu verbessern und dadurch die Anzahl der Fälle von Tollwut zu vermindern. Die Kontrolle ist vielleicht etwas schwierig, aber wenn es den Landleuten befohlen würde, ihren Hunden täglich ein paar Stunden der Freiheit zu gönnen, würden sie es doch nach und nach thun. Als Beweis, wie schädlich das Andiekettelegen der Hunde wirkt, brauche ich nur daran zu erinnern, daß in Lissabon, Konstantinopel und andern Orten, wo alle Hunde der Freiheit genießen, nie ein Fall der Tollwut vorkommt.

„Nichts haßt die Jugend so instinktiv“, sagt Herr Hunnnius in einem geistreichen Artikel in der „Hygiea“, als die Pedanterie eines Katheder-Philisters, der es vor lauter auswendig gelernten Regeln verlernt hat, echter, wahrer, und vor allem liebeerfüllter Mensch zu sein“ — und dann etwas weiter — „die Jugend ist und bleibt das dankbarste und schönste Arbeitsfeld, das seine Ernte nicht vorenthält — wenn nur eine liebende Hand sie ausstreut“ — diese Worte sind in bezug auf Gesundheitsregeln gesagt, aber sie passen eben so gut zu meinem Thema — man soll den Kindern die Tiere verstehen und lieben lehren — wie viele gute Frauen, Männer, Mütter, Väter würde man durch dieses Mittel allein erziehen. Dem Schwäche-

Digitized by Google

ren beistehen, für den Hilflosen sorgen sind Grundsätze, die jedem Kinde eingeimpft werden müßten, aber durch das Beispiel der Eltern und Erwachsenen. — Wie glücklich würden viele Leben dadurch und wieviel Unheil würde dadurch abgewendet! —

Leider ist in Deutschland eine große Gleichgiltigkeit in den höheren Ständen für diese Sache, und wenn auch viele ihre eigenen Jagd- und Schoßhündchen lieben und erziehen und verziehen, so geht es doch nicht weiter. Ich bezweifle, ob sich Damen finden würden, die sich wie in England zu Gesellschaften vereinigen, um der grausamen Mode der Federn und ganzen Vögel auf den Hüten entgegenzutreten — oder ob viele zartfühlende Seelen dem schönen, warmen Seehundspelz entsagen würden, weil die Art ihn zu gewinnen eine höchst grausame ist. — Ich will nur kurz aus englischen und amerikanischen Zeitungen übersetzen.

Unter den vielen verschiedenen hübschen Kleinigkeiten, aus welchen heutzutage ein eleganter Hut zusammengesetzt ist, befindet sich eine schlanke, leichte Feder, welche sich in jedem Lüftchen spielt. Diese Feder wird auch am Abend getragen, bald auf einer Aigrette von Rosen, bald auf einer Gruppe von Schmetterlingen oder mit einem Band- und Spitzen-Masche. — Die ersten Besitzer dieses Schmuckes sind die schönen Reiher, sie tragen ihn im Frühjahr während der Brutzeit. Die alten Vögel werden massenhaft getötet, während sie ihre Jungen füttern — diese sterben zu Hunderten den Hungertod. Ein amerikanischer Ornithologe beschreibt ihr Sterbegeschrei als herzzerreißend. „Daily News“ 28. September 1887. — Nun gehen wir zu den Seehunden über, die Beschreibung ist dem „American Journal 1877“ entnommen. — „Seehunde werden am leichtesten gefangen zu der Zeit, wenn ihre Jungen noch nicht im stande sind ihnen in das Wasser zu folgen. Zu dieser Zeit findet man sie in großer Anzahl auf gewissen arktischen Küsten, und hier werden sie angegriffen. Die Mütter werden durch Schläge auf den Kopf betäubt, und dann wird ihnen bei lebendigem Leibe das Fell abgezogen, weil es dadurch glänzender wird. Die Jungen sterben vor Hunger und Kälte. Die schauderhafte Grausamkeit dieses Systems kann nur dann vollkommen gewürdigt werden, wenn man sich überlegt, daß Seehunde sehr hoch stehen auf den Stufen des Tierlebens, daß sie ein großes, gut ausgebildetes Gehirn besitzen und ein sehr reizbares Nervensystem.“ — Ein Artikel des „Daily Telegraph“ sagt über denselben Gegenstand folgendes: „Die Zeit der Seehundsjagd ist unglücklicher Weise gerade die, welche Schonzeit sein sollte. — Die Seehündin, wenn sie gebären soll, sucht den Schutz der Küste, wo sie ihre Jungen stillt und aufzieht, bis sie groß genug sind, in das Wasser zu gehen. Zu dieser Zeit findet man Herden von Seehunden zusammen eine kleine Distanz vom Meer entfernt. Die meisten sind Weibchen, jedes mit ein oder zwei hilflosen Kleinen, während die Männchen die Außenseite des Rudels bewachen . . . Sobald eine solche Herde gesehen wird, werden alle Boote bemannt, ein jeder Matrose mit einer Art oder schwerem Knüppel versehen . . . Sobald sie landen, fängt die Schlächterei an, die ganze Herde wird oft erschlagen, ohne daß ein einziger entkommt. Die Großen werden sogleich enthäutet, gewöhnlich noch lebend. Die Jungen, welche stöhnend und wehklagend neben ihren Müttern liegen, werden auf den Kopf geschlagen, wenn sie groß genug sind, damit ihr Fett einigen Wert hat — den Kleineren, die das Abhäuten nicht wert sind, giebt man nicht einmal den coup de grace. Alle Seehundsjäger sagen uns — und wir können es glauben, daß es einige Zeit braucht, um sich an diese grausame Schlächterei zu gewöhnen, und daß das beinahe menschliche Gewimmer der kleinen Seehündchen, wie sie auf dem zerfleischten Körper der Mutter herumkriechen und rollen, ein Ton ist, der, bis man zu diesem Handwerk abgehärtet ist, die Männer nachts aus ihrem Schlafe aufstört.“

Ich enthalte mich jeder Bemerkung über dieses Bild und hoffe nur, daß die Leserinnen dieses Aufsatzes sich in Zukunft keine Seehundspelze mehr kaufen werden. Eins steht fest — das grausamste Tier ist der Mensch. — Mit Recht sagt der Dichter Shelling „The supereminence of men is the supereminence of pain“.

Der Lichtpunkt in dieser Frage ist der — daß beinahe alle edlen und großen Geister die Tierwelt geliebt und sich ihrer angenommen haben — Staatsmänner, Dichter, Maler, Schriftsteller — England steht an der Spitze mit einer langen Liste von großen Männern — in Amerika

Digitized by Google

wird die Bewegung auch durch viele der geistreichsten Männer geleitet. — In Frankreich sind einige der reizendsten Bücher der letzten Dekade auf dieses Thema begründet; in Deutschland, gestehe ich, wird es mir schwerer einen zu finden. Schopenhauer und Wagner liebten und beschützten die Tiere. — Von Fürst Bismarck und seinem Reichshund weiß ein jeder. — Auch Graf Beust, der österreichische Reichskanzler, hatte immer eine Masse Hunde um sich herum, ganz freundschaftlich gingen ein halbes Dutzend Katzen unter diesen umher — und eine davon saß davon auf dem Tische ganz nahe bei ihres Herrn Teller. Die Vorliebe von vielen Staatsmännern für Katzen ist übrigens bekannt. Auf jeden Fall ist die Liebe zu den Tieren immer das Zeichen eines unabhängigen, edlen und starken Charakters. Diejenigen, die Tiere nicht mögen oder sie schlecht behandeln, stellen sich selbst ein Zeugnis von Egoismus, Härte, Schwäche (diese Eigenschaften paaren sich oft) und Frivolität aus. — Gerade diese Menschen sind es, die neidisch diejenigen verhöhnen, welche sich für eine Frage interessieren, die ihre toten Herzen nicht fassen können. — Ich gestehe es offen, ich bin gerade durch diese Frage mit den besten, liebenswürdigsten und geistreichsten Menschen, die ich überhaupt kenne, zusammengebracht worden.

Ein glänzendes Beispiel in diesem Fache kann Deutschland aufweisen, das ist Herr Kühtmann in Bremen, der mit den scheinbar einfachsten Mitteln den großen deutschen Reichsbund zum Schutze der Tiere gebildet hat. In und um Bremen herum hat dieser vortreffliche Mann schon über 20000 Kinder in diesen Bund aufgenommen, und er erstreckt sich schon weit nach allen Richtungen in verschiedene Provinzen. Kosten sind gar nicht mit dem Beitritt dazu verbunden, und jeder Schullehrer sollte seine Schuljugend dazu auffordern und sie das schöne Kampflied lernen lassen. Damen, die auf dem Lande wohnen, könnten sehr viel in dieser Richtung thun — in England sind Hunderte, ja Tausende von diesen Tierschutzbündnissen der Kinder — jede Stadt, ja sogar viele Dörfer haben ihr eigenes Band of Mercy — jedes Kind giebt auf das andre acht und trachtet, es in dieser Richtung zu überbieten. — Grausamkeit ist ein intellektueller Fehler sowie ein moralisches Vergehen — dieses fassen die wenigsten.

Lady Paget.

Litterarische Berichte.

Die Jugend Friedrich des Großen von Ernst Lavisse. Paris 1891. Hachette.

Zu den wertvollsten ausländischen Werken über das Leben Friedrichs des Großen gehört das vorliegende Buch von Lavisse. Der Verfasser behandelt des großen Königs Jugend auf Grund von bekannten und bisher unbekannten historischen Dokumenten. Lavisse schildert die ersten Lebensjahre, die Erziehung, den Konflikt zwischen Vater und Sohn, die Ideen der Regierung Friedrich Wilhelms I., die Exekution Katte's, die Begnadigung des Prinzen, die Absichten Oesterreichs, die Intrigen des Londoner und Wiener Kabinets u. a. in meisterhafter und lebendiger Darstellung. Als Franzose hat Lavisse das Verdienst, Objektivität und Klarheit in der Charakteristik Friedrichs des Großen und seiner Jugendzeit bewahrt und der Geschichte Preußens und Deutschlands ein sehr wertvolles Werk überliefert zu haben. R.

The Veto Power, its origin, development and function in the government of the United states (1789—1889) by Edward Campbell Mason A. A. . . edited by Albert Bushnell Hart ph. D. Boston U. S. A. 1890. Published by Gin & Comp.

Die scharfsinnige Untersuchung über die Bedeutung und Wirkung des Einspruchsrechts in der Verfassung der nordamerikanischen vereinigten Staaten gründet sich auf eine ungemein sorgfältige Liste aller derjenigen Fälle, in denen von dem gewählten Staatsoberhaupt, dem Präsidenten, innerhalb der letzten hundert Jahre dieses Recht ausgeübt worden ist. Die Zahl der Veto-Ausübungen ist größer, als man erwarten sollte, denn sie beläuft sich auf etwa 500. Die veranlassenden Ursachen und die Gegenstände, die davon betroffen sind, bilden den Einteilungsgrund der Untersuchung, die an juristischer Schärfe und an eindringendem

Digitized by Google

Verstande nichts zu wünschen übrig läßt. Dahingegen ist die historische Betrachtung über den Ursprung und über die Entwickelung dieses Instituts oberflächlich und ganz ungenügend. Für uns Europäer, denen die Einzelheiten des amerikanischen Verfassungsrechts ferner stehen, ist es immerhin interessant zu sehen, was in einem amerikanischen Universitäts-Seminar für Geschichte getrieben wird. Denn das vorliegende Buch ist aus den in einem solchen Seminar durch Herrn Mason aufgestellten und durchgesprochenen Thesen hervorgegangen. Der Herausgeber ist der Adjunkt-Professor, der diese Diskussionen gesammelt und paragraphiert hat. Bei uns würden solche Fragen eher in einem juristischen Seminar und zwar in der Abteilung für Staatsrecht verhandelt werden. C.

Aus dem Goethehause. Briefe F. W. Riemer's an die Familie Frommann in Jena (1803—1824). Nach den Originalen herausgegeben von Dr. Ferd. Heitmüller. Mit einem Bildnis Riemer's. Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Riemer trat im September 1803 als Lehrer August Goethe's in das Goethe'sche Haus und blieb darin bis gegen Ende März 1812, nachdem er nach August's Abgang auf die Universität Goethe als Sekretär und Gehilfe bei Redaktion seiner Arbeiten gedient hatte. Er übernahm dann eine Lehrstelle am Weimarschen Gymnasium, in der er sich aber immer unbehaglich fühlte, und die er Ostern 1820 aufgab, fortan nur von der kleinen Besoldung als Unterbibliothekar lebend, und von seinen litterarischen Arbeiten, unter denen das griechisch-deutsche Handwörterbuch, das in Frommann's Verlag erschien, eine erste Stelle einnahm. Nachdem eine jahrelange Verstimmung (1812 bis 1819) den einstigen Hausgenossen von Goethe völlig getrennt hatte, die teils in Riemer's sehr erklärlichem Mißverhältnis zu seinem ehemaligen Schüler August, teils in seiner eigenen cholerischen Natur begründet war, trat Riemer seit 1821 wieder in das Verhältnis eines Gehilfen bei Goethe's Arbeiten. Er hatte, durch üble Erfahrungen gewitzigt, gelernt, seine böse Laune zu bezwingen, und das Verhältnis blieb nun ungetrübt, ja, Riemer galt manchem als gar zu unterthänig gegen die Exzellenz. Er starb 1845 in Weimar; seine Gattin Karoline Ulrich, die Hausfreundin Christianens, überlebte ihn zehn Jahre. Die in dem vorliegenden Buche gedruckten Briefe Riemer's an seinen Verleger Frommann in Jena gehen von 1803, dem Jahre seiner Ankunft in Weimar, bis 1824, wo die dem Herausgeber zugängliche Brieffolge abbricht. Es ist also nur ein Stück der Korrespondenz. Die eigentlich interessanten Mitteilungen reichen nur bis 1812, also bis zum Austritt Riemer's aus Goethe's Hause; und die Briefe werden erst 1823 inhaltsreicher, nachdem Riemer Goethe wieder näher getreten war. Allein die Quelle des Herausgebers versiegt dann bald. Die Persönlichkeit Riemer's war nicht derart, daß man an seinen Mitteilungen eine rechte Freude haben könnte. Es fallen wohl manche Notizen für diese und jene Vorgänge ab, aber wirklich Bedeutendes ist selten. Der Herausgeber hat auf die erläuternden Anmerkungen viel Fleiß verwandt. Das beigegebene Bild Riemer's ist nach der Schmeller'schen Zeichnung gemacht. Q.

Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen von Eduard Reichenau. Gotha 1890. Friedr. Andr. Perthes.

Diese „Erinnerungen" dürften zunächst nur ein besonderes Interesse im Kreise der Familie und der Freunde des Verfassers beanspruchen, ihm ferner stehende Leser werden sich vielleicht des Eindrucks nicht erwehren können, daß diese Familienchronik, in der selbst das gelegentliche Vergessen und Wiederfinden ganz nebensächlicher Dinge erwähnt wird, dazu beitragen soll, zu beweisen, daß Eduard Reichenau zu etwas Höherem als nur zum Geheimen Oberregierungsrat befähigt gewesen sei. Einen ganz besonderen Wert haben die „Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen" für den Litterarhistoriker. Der Verfasser des im vorigen Jahre in 2. Auflage erschienenen, ganz vortrefflichen Buches „Aus unseren vier Wänden", der leider schon am 17. Dezember 1879 verschiedene Rudolf Reichenau, ist nämlich der Bruder des Herausgebers vorliegender Erinnerungen, und hat über zwanzig Jahre an dem durch seltene Innigkeit und Herzlichkeit ausgezeichneten Familienleben desselben teilgenommen. Das eine Buch bietet uns also einen wertvollen Schlüssel zum Verständnis des andern, den zu diesem Zwecke zu benützen, nur angeraten werden kann. L.

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften alter und neuer Zeit von Friedrich Hottenroth. Verlag von Gustav Weise in Stuttgart.

Eines der besten Werke, welches seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Trachten-, Gerät- und Waffenkunde erschienen ist, bildet das vorliegende große Prachtwerk von Friedr. Hottenroth. Es wird wohl auch in keiner fremdländischen Litteratur ein bedeutenderes und reichhaltigeres Unternehmen als das vorliegende zu finden sein. Für jeden Künstler und Kulturhistoriker, sowie auch für das gebildete Publikum ist es von hohem Wert und Interesse, durch Wort und Bild die ältesten Völkertrachten, die Instrumente, Werkzeuge, Waffen, Geräte ꝛc. aller Zeiten und hervorragenden Volksstämme kennen zu lernen. Es wird hierdurch ein Einblick in die Entwickelungsgeschichte der gesamten menschlichen Kultur von der ältesten bis in die neuere Zeit gewonnen, welcher lehr-

Digitized by Google

reich für alle ist. Die semitischen wie die arischen Völker im Altertum treten durch die schriftlichen und bildlichen Schilderungen Hottenroth's in ihrem ganzen Leben und Schaffen, ebenso wie die großen Nationen der späteren und neueren Zeit klar vor Augen. Die Illustrationen in schönem Farbendruck sind nach Zeichnungen des Verfassers vortrefflich ausgeführt und dem Werke in großer Anzahl auf vielen großen Tafeln beigegeben. Die Fürsten-, Priester-, Volkstrachten und Hausgeräte in Metall, Stein und Holz, die Waffen, Musikinstrumente u. a. besitzt kein kulturhistorisches Museum in so reicher Sammlung und Darstellung wie dieses vortreffliche Werk. — Das überaus reiche Quellenmaterial, welches der Autor gesammelt und bearbeitet hat, ist geradezu bewundernswert, und man kann wohl sagen, daß er mehr geleistet hat, als von den Kräften eines Einzelnen, selbst bei den höchsten Anforderungen, zu erwarten ist. — Wir hatten schon vor längerer Zeit auf dieses hervorragende kulturgeschichtliche Werk hingewiesen und möchten es heute wieder auf das wärmste allen unsern Lesern empfehlen. Für die deutsche Litteratur ist diese weitumfassende Kulturgeschichte eine sehr wertvolle Bereicherung. R.

Geschichte des Bischofs Otto I. von Bamberg, des Pommern-Apostels. 1102–1129. Ein Zeit- und Kulturbild aus der Epoche des Investiturkampfes und des beginnenden Streites der Staufen und Welfen. Von Dr. Georg Juritsch. Gotha 1889. F. A. Perthes. —

Fast zu derselben Zeit erscheinen unabhängig von einander zwei Monographien über den Bekehrer Pommerns, die eine von Looshorn im zweiten Bande der „Geschichte des Bistums Bamberg", welche mehr den klerikalen Gesichtspunkten und den lokalen Bamberger Beziehungen des Helden gerecht wird, die andre hier vorliegende, welche den Nachdruck auf die politischen Verhältnisse legt, ohne jene, wie es der Gegenstand erfordert, gering anzuschlagen. Die letztere Darstellung ist umfassender, unbefangener, und beruht auf dem gründlichsten Studium der wenn auch verhältnismäßig nicht wenigen, so doch sehr lückenhaften Quellen. Man hat hier so ziemlich alles beisammen, was in betracht des Bischofs Otto gewußt wird, und zwar in breiter, behaglicher Ausführlichkeit und kritisch erwogen. Aber wenn der Verfasser gelegentlich von Giesebrecht's „mustergültiger" Kaisergeschichte spricht, so charakterisiert er damit das Ziel und die Methode, denen er nachstrebte, die aber doch wohl schon zu den überwundenen gehören. Wenn der Verfasser weniger die Schule und das Giesebrecht'sche „Muster" im Auge gehabt hätte, dann würde er den Accent doch mehr auf das „Zeit- und Kulturbild aus der Epoche des Investiturkampfes und des beginnenden Streites der Staufer und Welfen" gelegt haben. Dieses darzulegen und auszumalen würde dem Verfasser bei knapperer Zusammenfassung der charakteristischen Momente und bei strengerem Gericht gegen das Unwichtige entschieden besser gelungen sein. C.

Schiller's Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1892. Deutsche Verlagsanstalt.

Der durch manche litterarhistorische Arbeiten bekannte Herausgeber, Stadtschulinspektor Jonas in Berlin, beabsichtigt in diesem auf acht Bände berechneten Unternehmen eine historisch kritische Sammlung der irgend erreichbaren Briefe Schiller's zu geben. Die Ausgabe soll alle Eigentümlichkeiten der Schreibweise der Originale wiedergeben und überhaupt mit der größten Gewissenhaftigkeit die besten und treuesten Texte bringen. Auf die Vorarbeiten G. A. Kuhlmey's und Rob. Borberger's und bereitwillige Hilfe von Bibliothekaren, Autographensammlern und Schillerfreunden gestützt, wird es Herrn Jonas, nach den vorliegenden Proben zu urteilen, gelingen, ein Korpus der Schillerbriefe zu bilden, welches sich der Redlich'schen Sammlung der Briefe Lessing's und der Weimar'schen Ausgabe der Goethebriefe an die Seite stellen darf. Es wird dann dieses Werk eine notwendige Ergänzung der Dichtungen und Schriften Schiller's bilden. Mehr wohl als bei andern sind die Schiller'schen Briefe geeignet, nicht bloß in das tägliche Leben und die persönlichen Beziehungen, sondern auch in die unausgesetzte Gedankenarbeit des großen Mannes die tiefsten Blicke zu gewähren. Jedem der acht Bände sollen vier Porträts von Schiller oder seinen Korrespondenten beigegeben werden. Q.

Les Neutres. Etude juridique et historique de droit maritime international par le Capitaine Godchot, adjudant-major au Ier Régiment de zouaves, licencié en droit. Alger 1891. Imprimerie Pierre Fontana et Co.

Diese völkerrechtliche Abhandlung über das Recht der Neutralen kann als wissenschaftliche Leistung keinen besonders hohen Rang beanspruchen, schon aus dem Grunde, weil das geltende Recht und das nach Ansicht des Verfassers wünschenswerte nicht scharf genug von einander gesondert und an vielen Stellen ganz durcheinander geworfen werden. Dennoch verdient das Werk eine gewisse Aufmerksamkeit, weil hier ein Franzose, und zwar ein französischer Offizier, es unternimmt, zu beweisen, daß der erste und einzige Erbfeind Frankreichs die Engländer sind.

K. F.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. III. Band. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.)

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. 2 Bände. 2. und 3. Auflage. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, Lieferung 67 enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 28. Lfg. — Zweite Abtheilung, Lieferung 71. und 72, enthält Handwörterbuch der Chemie, 51. und 52. Lieferung. — Dritte Abtheilung, Lieferung 12, enthält Handbuch der Physik. 12. Lfg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittsteiu. Band-Ausgabe. Lex. 8. Bd. XXIV. Inhalt: Handwörterbuch der Chemie, X. Band. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. H. Billinger, Schwarzwaldgeschichten. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

Falkenheim, Hugo, Kuno Fischer und die Litterarhistorische Methode. (Speyer & Peters, Berlin.)

Faulwasser, Jul., Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. (Otto Meißner, Hamburg.)

Handbuch der Deutschen Landes- und Volkskunde I. 3. Lfg. Lepsius, Dr. Rich., Geologie von Deutschland. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

Hausjakob, Heinrich, Schneeballen. (Georg Weiß, Heidelberg.)

Heitmüller, Dr. F., Aus dem Goethehause. (J. G. Cotta, Stuttgart.)

Heitz, Dr. E., Studien zur Handwerkerfrage. (Gebr. Kröner, Stuttgart.)

Jahresberichte für Neuere deutsche Litteraturgeschichte. Band I. 1890. (G. J. Göschen'sche Verlh., Stuttgart.)

Jonas, Fritz, Schiller's Briefe. Lieferung 4. 5. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Kari-udo. Tagebuch-Skizzen. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Kinder-Gartenlaube. XII. Band. (Verlag der Kinder-Gartenlaube, Nürnberg.)

Löwenfeld, R., Leo N. Tolstoj (R. Wilhelmi, Berlin.)

Melingo, P. von, Griechenland in unseren Tagen. (Wilh. Braumüller, Wien.)

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 1. Jahrgang. 1. Heft. (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.)

Der Opernführer. (Verlagsanstalt Urania, Berlin.)

Meyer, Dr. E., Ursachen der Deformationen und der Gebirgsbildung. (Wilh. Engelmann, Leipzig.)

Sax, Prof. Dr. Emil, Die Progressivsteuer. (F. Tempsky, Wien.)

Schmidt, Dr. H., Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. (Carl Meyer, Hannover.)

Seydlitz, R. von, Goldstiege. Roman. (Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co., München.)

Staub, L., Die Rose der Sewi. (A. Bonz & Co., Stuttgart.)

The Exposition Graphic. Jahrg. I. Heft 1. Chicago. (K. F. Koehler, Leipzig.)

The Tauchnitz Magazine, I. 10. (Bernhard Tauchnitz, Leipzig.)

Warsberg, Alexander Freiherr von, Die Kunstwerke Athens. (Wilh. Braumüller, Wien.)

Wohlbrück, Olga, Carriere. (Verein der Bücherfreunde, Berlin.)

Wohlbrück, Olga, Unauslöschlich und andere Novellen. (Schweizer & Mohr, Berlin.)

Wollny, Dr. F., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. (Otto Wigand, Leipzig.)

Wollny, Dr. F., Historisch-psychologischer Tractat. (Otto Wigand, Leipzig.)

Wundt, Wilh., Ethik. 2. Aufl. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)

Zerbst, Dr. Max, Nein und Ja. (C. G. Naumann, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau

Soeben erschien:

Gottschall, Rudolf von: Nationallitteratur.

Sechste stark vermehrte und verbesserte Auflage. In vier Bänden. 8. Preis geheftet 20 Mk., in 4 Leinwandbände gebunden 27 Mk. 20 Pf., in 4 Halbfranzbände gebunden 30 Mk.

Dieses einzig dastehende Werk unserer Litteratur gehört in jede Bibliothek neben das Konversationslexikon und die Weltgeschichte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zur Geschichte und Charakteristik

Friedrichs des Großen.

Vermischte Aufsätze

von

Dr. Eduard Cauer,

weiland Stadtschulrat in Berlin.

Geheftet 8 Mark. Elegant gebunden 9 Mark 60 Pf.

Inhalt:

1. Friedrich der Große und das klassische Altertum.
2. Friedrichs des Großen Grundsätze über Erziehung und Unterricht.
3. Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt.
4. Ein Regierungsprogramm Friedrichs des Großen.
5. Zur Litteratur der Polemik gegen Friedrich den Großen.
6. Ueber die Flugschriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.
7. Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unter Friedrich dem Großen.
8. Die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Coadjutor des Bischofs von Breslau im Jahre 1744.
9. Zur Geschichte der Breslauer Messe.
10. Friedrich und seine Freunde.
11. Friedrich der Große als Dichter.

Eduard Trewendt in Breslau.

Sprachsünden.

Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur

von

Theodor von Sosnosky.

Geheftet. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Erinnerungen

an den

Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen

von

Karl Schellbach.

Geheftet. Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden,** bei **Magen-** und **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht,** u. s. w. Wasser genannter Quellen kommt stets in frischer Füllung zur Versendung, in 1891 waren es über 671,000 Flaschen. Anfragen über das **Bad,** über Wohnungen im **Badelogierhause** und **Europäischen Hofe** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Eduard Trewendt in Breslau

Soeben erschien

Roon, Graf von, Kriegsminister
Denkwürdigkeiten

2 Bände. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile

Preis: geheftet 20 Mk., gbd. 22 Mk., Halbfranz gbd. 25 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen.

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Afraja.

Roman

von

Theodor Mügge.

Dritte Auflage.

532 Seiten. Geheftet 3 Mark.

Eleg. gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Sie wollen bei Bestellung darauf achten, daß Sie die Trewendt'sche Originalausgabe erhalten.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von **Richard Fleischer**

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhandlung. 3 Textheste bilden stets einen Band.

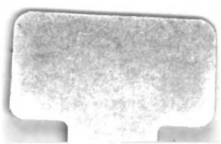
Breslau. **Eduard Trewendt,**
Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Digitized by Google

Digitized by Google

DUE JUN 9 '39



Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 624 679

Digitized by Google